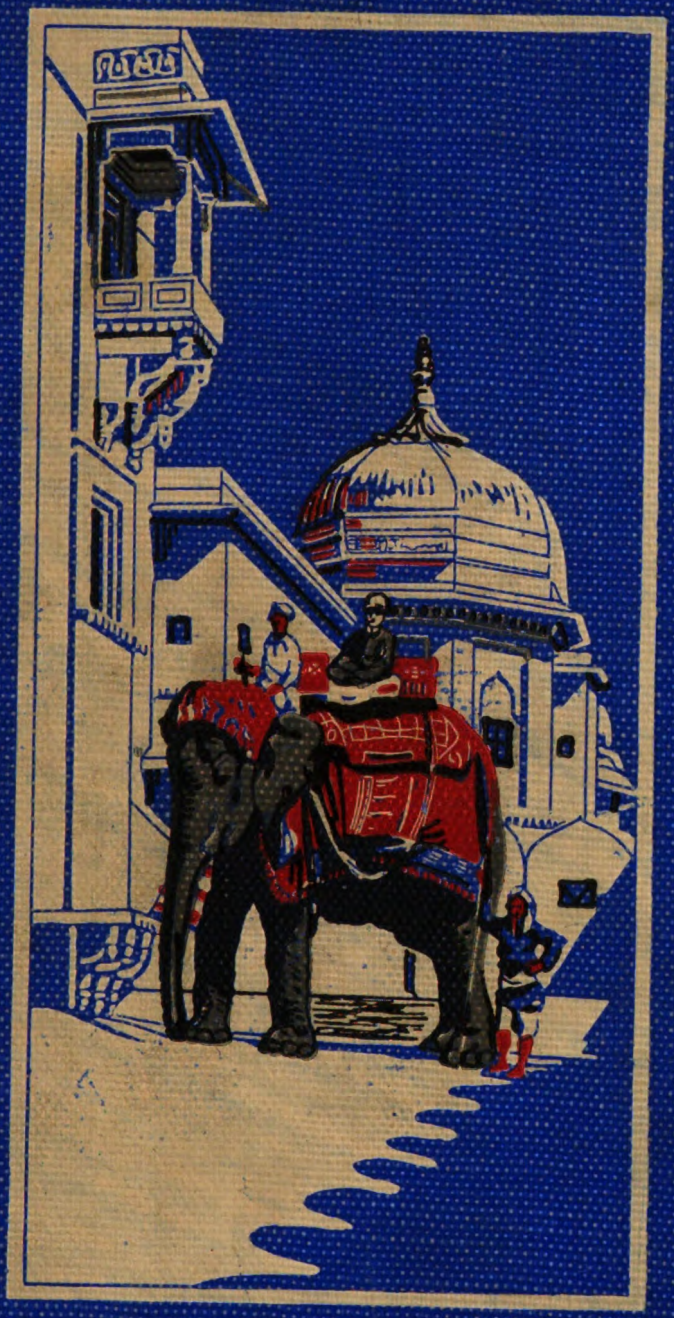


RUND UM ASIEN

VON PROFESSOR DR.
PH. BOCKENHEIMER

VERLAG VON KUNKHARDT & BIERMANN, LEIPZIG

Wason
DS 508+
B65

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

THE
CHARLES WILLIAM WASON
COLLECTION ON CHINA
AND THE CHINESE

Cornell University Library
DS 508.B65
Rund um Asien /
3 1924 023 517 968
ech,ove1

Date Due

Rund um Asien

Rund um Asien

Von

Professor Dr. Ph. Bockenheimer

Mit 200 Abbildungen

1909

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Autotypien, Satz, Druck und Einband dieses Werkes von
dem Graphischen Institut Julius Klinkhardt in Leipzig

Vorwort.

Asien, das Land meiner jahrelangen Sehnsucht und meiner stillen Träume mit seiner alten, erhabenen Kultur, mit seinen jahrtausendjährigen Kunstschätzen, mit seinen seltenen Sitten und Gebräuchen kennen und studieren zu lernen, hat mir ein gütiges Geschick gewährt.

Ihm statte ich jetzt meinen Dank ab, indem ich den schwachen Versuch mache, die Fülle der Eindrücke dem zu schildern, der mit mir fühlt.

Möge das Buch meinen mir nachsichtigen Lesern die Anregung geben, die ich damit beabsichtige, — alte Kulturstaaten kennen und würdigen zu lernen.

Nun lieber Leser, höre und staune.

„Rund um Asien" will ich Dein Mentor sein.

Berlin, im September 1909.

R. Borkenheimer

Inhalts-Übersicht.

I. Kapitel.

Frühere Reisen — Vorbereitungen zur Asienreise 1

Wie ich zum Reisen kam. — Die 100 Weltwunder. — Auswahl der Reisen und der Reisezeit. — Meine früheren Reisen. — Durch den Kaukasus nach Teheran. — Die Einschleppungsgefahr der Cholera von Seiten Persiens. — Eine Fahrt auf dem Kaspischen und auf dem Schwarzen Meere. — Die Ruinen von Baalbek. — Mein Wunsch geht in Erfüllung. — Das Berliner Völkerkundemuseum. — Wer soll reisen? — Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen und einer Vergnügungs-Reise. — Warum ich nur um Asien reiste. — Wozu man ein Tagebuch nötig hat.

II. Kapitel.

Von Berlin nach Colombo 23

Abschied von zu Hause. — Mit dem Nordsüd-Expreß nach Genua. — Zusammentreffen mit meinem Reisebegleiter. — Des Norddeutschen Lloyd „Großer Kurfürst". — Unsere Mitreisenden. — Wie man an Bord leben soll. — Neapel. — Abschied von Europa. — Die Straße von Messina. — Genüsse einer Seereise. — Das Sweepstakes. — Im Innern eines großen Ozeandampfers. — Ein Maskenball an Bord. — Was sich nachts auf dem Meere zuträgt. — Wie man die Seekrankheit vermeidet. — Die schwarzen Kohlenträger von Port-Saïd. — Der Suezkanal. — Auf der Fahrt durchs Rote Meer. — Das Treiben auf dem Zwischendeck. — Aden. — Unsere englischen Vettern. — Quer durch den Indischen Ozean nach Colombo.

III. Kapitel.

Auf der Wunderinsel Ceylon 47

Einfahrt in den Hafen von Colombo. — Die Zollrevision. — In einem Tropenhotel. — Leben und Treiben in Colombo. — Die Edelsteinhändler. — Wie lebt man am rationellsten in den Tropen. — Ein Tiffin im Bristolhotel. — In der Eingeborenenstadt, der Pettha. — Über den Kelanifluß nach dem Kelanitempel. — Das Museum von Colombo. — The General Hospital. — Ein Schlangenbeschwörer und ein Zauberer. — Ich stelle meine Jagdexpedition zusammen. — Rasthäuser und Bungalows. — In den Dschungeln von Ceylon. — Der erste Büffel erlegt. — Von Elefanten angegriffen. — Die Weddas. — Durch Sir Thomas Liptons Teeplantagen nach Nuwara Eliya. — Ich besteige den Pedrotallagalla. — Kandy und der Tempel des heiligen Zahns. — Im Paradeniya-Garten. — Ceylons alte Hauptstadt Anuradhapura. — Abschied von Ceylon.

IV. Kapitel.

Das südliche und westliche Indien 85

Ankunft in Tutikorin. — The Indian Railway. — Die Hindus. — Indische Polizei. — Madura, das Athen von Südindien. — Der große Tempel von Madura. — Mohammedaner und Buddhisten. — Der Brahmanismus und der Dschainismus. — Im königlichen Palast Tirumala Nayak. — Der Tempel von Sri Rangam. — Die Jesuiten

in Asien. — Im Heiligtum des Shiwa, Tanjore. — Eine indische Prozession. — Kasteneinteilung in Indien. — Madras. — Kings Institut of Leproiserie. — Whitetown und Blacktown. — Auf der Marina von Madras. — Eingeborene Ärzte. — Englisches Beamtentum. — Wie verträgt die Europäerin das Tropenklima? — Einkäufe in Madras. — Ich lasse mir von einem Wahrsager die Zukunft deuten. — Bombay. — Der Export. — Auf dem Malabar Hill. — An den Türmen des Schweigens. — Die Sekte der Parsi. — Verbrennungsstätten der Hindus. — Die Pest und die Pesthäuser. — Ein Tierhospital. — Die Holzschnitzer und Silberschmiede von Bombay. — Eine kinematographische Aufnahme im Eingeborenenviertel. — Ein Abend im Taj-Mahal-Hotel. — Im Höhlentempel auf Elephanta. — Ahmedabad. — Die Gräber der Königinnen des Ahmad Schah. — Im Hathi-Sing-Tempel. — Indische Kinderhochzeiten. — Jaipur und seine Einwohner. — Der Marstall eines indischen Maharadja. — Eine indische Sternwarte. — Ein Dancing Girl. — Die Bronzeindustrie. — Königstiger. — Mit dem Reitelefanten des Maharadja nach Amber. — Indische Gaukler. — Die erste phonographische Aufnahme. — Delhi. — Ich werde von meinem Boy zu einem indischen Diner geladen. — Die größte Moschee der Erde. — Ein Blick vom Kutab Minar auf Alt-Delhi.

V. Kapitel.

Kaschmir und das östliche Indien 146

Von Delhi nach Amritsar. — Rawal Pindi. — Der Khaiperpaß und die indischen Grenzen. — Am Teich der Unsterblichkeit. — Die Sekte der Sikhs. — In einer Teppichfabrik. — Mit der Tonga über den Baramulapaß nach Srinagar. — Die heilige Stadt. — — Eine Fahrt auf dem Jhelumfluß. — Die Zedern-Moschee. — Unser Freund Samad Schah. — In den Shops des indischen Venedig. — Ein Nachtfest auf einem Hausboot. — Ein Kaschmirfrühstück. — Auf der Rückfahrt. — Beinahe verschüttet. — Agra. — Der Taj-Mahal. — Bei Otto Weylandt. — Am heiligen Ganges. — Benares und seine Tempel. — Hie Buddha-Hie Brahma. — Kalkutta, das indische London. — Eine Fahrt auf dem Hooghly. — Nachtleben in Kalkutta. — Auf zum Himalaja. — Die Patronenfabrik in Dum-Dum. — Die Gebirgsbahn nach Darjeeling. — Ein tibetanischer Markt. — Im Museum von Paul Möbis. — Tibetanische Frauen. — Der Blick vom Tiger Hill auf die Himalajakette. — Warum für den deutschen Arzt in Indien wenig Aussicht ist. — Ein Opfer des Krematoriums. — Die hervorragenden Leistungen der Engländer in Indien. — Mein Boy hat mir meine Strümpfe gestohlen.

VI. Kapitel.

Unterbirma und Oberbirma 180

Von Kalkutta nach Rangoon. — Die Einfahrt in den Rangoonfluß. — Der Korso im Victoria-Dalhousie-Park. — Die schicken Birmesinnen. — Ich rauche eine Byrrhuszigarre. — In der Shwe Dagon Pagode. — Eine birmesische Prozession. — Birmesische Klöster als Träger der Volksbildung. — Im Hinduzirkus. — Eine Vorstellung im Parsitheater. — Sitten und Gebräuche. — Birmesische Kunst. — Im General Jail von Rangoon, dem größten Zuchthaus der Welt. — Das General-Hospital of Birma. — Die Arbeitselefanten. — Besuch einer Reismühle. — Bei der Oil Compagnie von Birma. — Die Rubinenminen und andere Mineralien. — Ein Abstecher nach Oberbirma, Mandalay und seine Bauten. — An der Mitte des Weltalls. — Wie man hier Götzen macht. — Basarleben. — Weibliche Juweliere. — In einer birmesischen Eingeborenenfamilie als Gast. — Eine Halbkastschönheit. — Bei einem deutschen Großkaufmann. — Vornehme Birmesen. — Die soziale Stellung der Frau. — Birmesische Heiraten. — Ein Abend im Deutschen Klub. — Stellung junger Kaufleute in Ostasien. — Die Shoops von Rangoon. — Abschiedsdiner beim Konsul.

VII. Kapitel.

Straits Settlements und die Smaragdinsel Java 208

An Bord der Palitana. — Wie ein amerikanischer Krösus reist. — Ich philosophiere mit Mr. R. — Auf der Jagd nach Kakerlaken. — Einfahrt in die Straße von Malaka. — Chinesische Rikscha-Kulis in Penang. — Das Villenviertel in Penang. — Der botanische Garten. — Ich erstehe einen Papagei. — Sonnenuntergang in der Straße von Malaka. — Ein Malaie sagt mir ungünstige Nachrichten von Hause voraus. — Die Reede von Singapore. — Abschiedsfeier auf einem heimreisenden Lloyddampfer. — Die malaiische Bevölkerung. — Der Handel von Singapore. — Im Chinesenviertel. — Wie es in den Tropen regnet. — Der Korso vor dem Europehotel. — Im Palast des Sultans von Johore. — Muschelverkäufer und Taucher. — Dicht vor der Verhaftung. — Auf einem holländischen Dampfer. — Frauen, die über den Handschuh getraut sind. — Because you are a german Professor. — Ein Sternenhimmel am Äquator. — Auf der Reede von Batavia. — Weltewreden. — Ein javanisches Frühstück. — In den Zelten von Weltewreden. — Das Museum. — Im Innern der Smaragdinsel. — Der Reisbau in Java. — Die tropische Vegetation. — Die Holländer als Kolonisatoren. — Garoet. — In einem malaiischen Dorf. — Ein Ritt durch den Urwald. — Auf dem Krater Papandajan. — Amokläufer. — Über den Ponjakpaß nach Buitenzorg. — In einer javanischen Bergkammer. — Javanische Schattenspiele. — Die Neißersche Expedition. — Rückreise. — Wir feiern meine IV. Äquatorpassage.

VIII. Kapitel.

Im Land des weißen Elefanten — Siam 248

Mit der „Deli" von Singapore nach Bangkok. — Wie man sich an Bord die Zeit vertreibt. — Ein Yankee. — Ostersonntag an Bord. — Einfahrt in den Menamfluß. — Siamesische Pfahlbauten. — Der Reichtum Siams. — Die siamesische Bevölkerung. — Verkehr auf dem Menam. — Die Tempel oder siamesischen Wats. — Bangkok, das asiatische Venedig. — In den Straßen von Bangkok. — Das Wat Poh. — Beim Leibarzt des Königs. — Im Palast des Königs. — Der Tempel Wat Pra Keo mit dem Smaragdbuddha. — Die weißen Elefanten des Königs. — Im königlichen Museum. — Eine Theatervorstellung bei einem siamesischen Prinzen. — Die Vergnügungssucht der Siamesen. — Siamesische Feste. — Totenkult und Hinrichtungen. — Die Ausgrabungen in Ayuthia. — Elefantenfang. — In den Shops von Bangkok. — Die Fauna von Siam. — Siamesisches Geld. — Wohltätigkeit des Königs. — Spekulationen in Siam. — Den Dampfer verpaßt. — Wir holen unsern Dampfer mit einem kleinen Schlepper ein. — Auf der Toteninsel. — Mit der „Childar" nach Hongkong. — Ich werde seekrank. — Fliegende Fische. — Der Leuchtturm von Hongkong in Sicht.

IX. Kapitel.

Das Reich der Mitte — Südchina 281

Einfahrt in den Hafen von Hongkong. — Chinesinnen am Ruder. — Verkehr im Hongkonger Freihafen. — Was die Engländer aus Hongkong gemacht haben. — Die Queens road und ihre Shops. — Mit der Drahtseilbahn auf den Peak. — The happy Valley. — Mit dem Dampfer nach Kanton. — Bekanntschaft mit einem reichen Chinesen. — Auf dem Kantonfluß. — Die Insel Shameen. — In der Chinesenstadt. — Die Kunstindustrie in Kanton. — Der Medizintempel. — Im Tempel der 500 Genien. — Chinesische Torturen im Tempel des Schreckens. — Auf der Richtstätte. — Die Ahnenhalle Chan Ka si. — Chinesische Totenhäuser. — Die älteste Uhr der Welt. — Auf einem Blumenboot. — Das fortschrittliche Kanton. — Der Reichtum Chinas. — Por-

zellanindustrie. — Seidenwebereien und Seidenstickereien. — Der chinesische Kaufmann. — Opiumgewinnung. — Opiumraucher. — Was aus einem Chinesenzopf gemacht wird. — Die Spielhöllen von Kanton. — Mein Spielsystem. — Bei einem chinesischen Diner. — Abschied von meinem Kollegen Dr. Reber. — Was man in der Formosastraße zu sehen bekommt. — Ich mache mich als Chiromant beliebt. — Die jesuitische Sternwarte in Zikawei. — Wir überschreiten den Wendekreis des Krebses. — Einfahrt in den Jangtsekiang. — Shanghai. — Das Iltisdenkmal. — The Mafous Race. — Zusammenkunft mit Prof. A. — Die deutsche Medizinschule in Shanghai. — Im chinesischen Theater. — Warum ich nicht den Jangtse aufwärts nach Hankou fuhr.

X. Kapitel.

Kiautschou. — Nordchina und Korea 320

Mit dem „Kapitän Jäschke" nach Kiautschou. — Der chinesische Küchengott. — Unsere asiatische Kolonie. — Anforstungen. — Am Badestrand. — Parademarsch unserer Truppen auf asiatischem Boden. — Chinesische Dörfer in unserer Kolonie. — Verkehr in Tsingtau. — Aussichten unseres Schutzgebietes. — Abschied. — Wir passieren die Stelle, wo der „Iltis" im Taifun unterging. — Tschifu und seine Industrie. — Vor den Takuforts. — Fahrt auf dem Peihofluß. — Über Tientsin nach Peking. — Im Hotel des Wagons-Lits. — In der Stadt der Städte. — Eine chinesische Garküche. — Die nordchinesische Rasse. — Die verkrüppelten Füße der Chinesinnen. — Mandarine. — Der Bettlerstaat von Peking. — Die Rote oder die Verbotene Stadt. — Der Kettelergedenkbogen. — Beim Gesandten Grafen von Rex, einem alten Bekannten aus Teheran, zum Frühstück. — Verkehr auf der Kaiserstraße. — Der Tempel des Himmels. — Im Ackerbautempel. — In der Tatarenstadt. — Lamaismus. — Die mongolischen Völker. — Confucius. — Die Laster der Chinesen. — Die Beri-Beri-Krankheit. — Chinesische Ärzte. — Die Gelahrsamkeit in Peking. — In der Prüfungshalle. — Die Bronzeindustrie. — Seide und Lack. — In einer Cloisonnéwerkstatt. — Porzellanmanufaktur. — Chinesische Maler. — Aussicht vom Paukenturm auf Peking. — Der Sommerpalast. — Auf der Pekinger Stadtmauer. — Mandschufrauen. — Ritt nach der chinesischen Mauer bei Nankou. — Karawanenverkehr. — Die Zukunft Chinas. — Besuch der Minggräber. — Von Tientsin über Tschifu nach Port Arthur. — Quer durch die Straße von Petschili. — Einfahrt in den Hafen von Port Arthur. — Ich gewinne meine Wette. — Im Kriegsmuseum. — Die zerschossenen Stadtteile. — Mit der Südmandschurischen Bahn nach Mukden. — Ein ostasiatisches Babel. — In einem japanischen Hotel. — Die Kaisergräber der Mandschudynastie in Tschaoling. — Im Kaiserpalast. — Quer durch die Mandschurei. — Bekanntschaft mit englischen Offizieren. — Wir überschreiten den Yalufluß. — Ein Gentleman. — Der erste Eindruck von Korea. — Die koreanische Bevölkerung. — Kultur und Industrie. — In der Hauptstadt des früheren Kaiserreiches Söul. — Unser Konsul. — Leben und Treiben in Söul. — Die koreanische Frau. — Im Kaiserpalast. — S. M. der Kaiser von Korea. — Andere Sehenswürdigkeiten. — Von Söul nach Fusan. — Einfluß der Japaner auf Korea. — Nach dem „Reich der aufgehenden Sonne".

XI. Kapitel.

Durch das Land der aufgehenden Sonne — Japan 390

Von Fusan nach Shimonoseki. — Erster Eindruck von Japan. — Kleidung der Japaner. — Mit der „Nippon Yusen Kaisha Line" durch die Binnlandsee nach Kobe. — Eine patriotische Rede. — Kobe. — In der Geschäftsstraße Motomatschi. — Der erste Daibuts. — In einem japanischen Teehaus. — Das Goldfischfest. — Im Deutschen Klub. — Japanische Eisenbahnen. — Auf der Fahrt nach Tokio. — Zwergkoniferen. — Unser

Führer Mr. Nakano. — Die Residenzstadt des Mikado. — Die Abendpromenade. — In der deutschen Botschaft. — Der Kaiserpalast. — Wie es in der Kirschblütenallee aussieht. — Universität und Bibliothek. — Ein Gang durchs Neue Museum. — Japanische Kunst. — Die Malkunst. — Porzellanfabrikation. — Japanischer Lack. — Bronzefabrikation. — Schwertstichblätter. — Wie die Japaner Buntdrucke herstellen. — Im Tempel Asakusa Kwannon. — Japanische Götter. — Der Schintoismus. — Andere Religionen. — Yoshiwara, die Stadt der Freude. — Die soziale Stellung der Japanerin. — Nikko und seine Tempel. — Eine Prozession. — Azaleenblüte am Chuzenjisee. — Yokohama. — Der größte Daibuts in Kamakura. — Mianoshita. — Japanische Onsen. — Masseusen. — Der Hakonesee und der Krater Ochigogi. — Nagoya und seine Industrie. — Ein Blick auf den Fudjiyama. — Die größte Daimyoburg. — Japanisches Militär. — Im japanischen Theater. — Der Hirschpark von Nara. — In der früheren Hauptstadt Kioto. — Im Kaiserpalast. — Die Tempel von Kioto. — Industrie und Geschäftsleben. — Ein Geishafest. -- Ein Junggesellengarten. — Eine Fahrt über die Stromschnellen des Hozugawa. — Japanische Sprache und Schrift. — Urteil über Japan. — Die Zukunft des Reiches. — Fehler der Japaner. — Aus der Rikscha gefallen. — Die Regenzeit beginnt. — Rührender Abschied von unserm Führer. — Wir verlassen Japan mit dem Dampfer Mongolia von Tsuruga aus.

XII. Kapitel.

Rückreise durch Sibirien 453

Von Tsuruga nach Wladiwostok. — Auf einem russischen Dampfer. — Einfahrt in den Hafen von Wladiwostok. — Der Sibirien-Expreß. — Durch die Mandschurei nach Charbin. — Die mongolische Rasse. — Die Verbrecher in Sibirien. — Reichtum und Zukunft Sibiriens. — Volksstämme in Sibirien. — Der Schamanismus. — Am Baikalsee. — Irkutsk, Sibiriens geistige Metropole. — Nordlichteffekte. — Fahrt durch die Steppen. — Wir passieren das Uralgebirge. — Die Bodenschätze des Urals. — An der europäischen Grenze. — Die russischen Kornkammern. — Fahrt über die Wolga. — Über Tula nach Moskau. — Die russische Bevölkerung. — Kreml und Trétiakoffgalerie. — Wie man sich in Moskau amüsiert. — Von Moskau über Warschau nach Berlin. — 50000 Kilometer in 6 Monaten. — Resumé der Reise. — Im asiatischen Heim.

Verzeichnis der Illustrationen.

		Seite
Abb. 1.	Die Ruinen von Baalbek	1
„ 2.	Petroleumbohrtürme in Balachany bei Baku	6
„ 3.	Basarstraße und Minaret in Resicht	7
„ 4.	Kazwin-Moschee Schah-zade-Oussein	8
„ 5.	Straße in Teheran	9
„ 6.	Bude eines persischen Tabakverkäufers	10
„ 7.	Tour du Temps de Reia — Beerdigungsturm der Parsen	11
„ 8.	Die Omarmoschee in Jerusalem	13
„ 9.	Der mitgeführte Kinematograph	17
„ 10.	Fertig zur Abreise	19
„ 11.	Port-Saïd und der Suezkanal	23
„ 12.	Dampfer „Großer Kurfürst“	26
„ 13.	Bootsmanöver am Dampfer „Großer Kurfürst“	31
„ 14.	Dampfer „Großer Kurfürst“; Rauchsalon I. Klasse	35
„ 15.	Der Kamelmarkt in Aden	42
„ 16.	Die Tanks bei Aden	43
„ 17.	Das allgemeine Krankenhaus in Colombo	47
„ 18.	Ein Jagdausflug in den Dschungeln von Ceylon	49
„ 19.	Einwohner von Ceylon — Tamulen	50
„ 20.	Der Kelanitempel bei Colombo	56
„ 21.	Straße in Colombo — Hindutempel	57
„ 22.	Eisenbahn durch Kokospalmenwälder in Ceylon	62
„ 23.	Singhalesen, einen Bambusbaum erkletternd	63
„ 24.	Die Weddas — Ceylons Ureinwohner	70
„ 25.	Landschaft in Ceylon	71
„ 26.	Buddhistischer Mönch	74
„ 27.	Der Tempel des heiligen Zahns in Kandy	75
Abb. 28.	Kautschukbaum mit Luftwurzeln — Peradeniya-Garden	76
„ 29.	Palmenallee im Peradeniya-Garden	77
„ 30.	Talipotpalme im Peradeniya-Garden	78
„ 31.	Steinfigur der Ruwanwella Dagoba in Anuradhapura	80
„ 32.	Die Thuparama-Dagoba in Anuradhapura	81
„ 33.	Die Ruwanwella-Dagoba in Anuradhapura	82
„ 34.	Natschmädchen — Tempeltänzerin, Ceylon	83
„ 35.	Mondsteintreppe des Königspalastes in Anuradhapura	84
„ 36.	Strand in Bombay mit Taj-Mahal-Hotel	85
„ 37.	Auf einem indischen Bahnhof	86
„ 38.	Hindus im Tempeltank badend — Madura	90
„ 39.	Der große Tempel in Madura	91
„ 40.	Im Innern des Tempels von Madura	93
„ 41.	Der königliche Palast Tirumala Nayak in Madura	99
„ 42.	Indischer Tempelteich. — Jesuitenkirche	101
„ 43.	Eingang zum großen Tempel von Tanjore	103
„ 44.	Gopura des Tempels in Tanjore	104
„ 45.	Der große Tempel von Tanjore	105
„ 46.	Säulenhalle im großen Tempel von Tanjore	106
„ 47.	Mysore Rajahs Palast in Bangalore	111
„ 48.	Gerichtshof und Universität, Bombay	113
„ 49.	Türme des Schweigens in Bombay	115
„ 50.	Hinduverbrennungsstätte in Bombay	117

Seite

Abb. 51. Geschäftsstraße in Bombay . 118
„ 52. Geschäftsstraße in Bombay. — Wie man als Europäer reist 119
„ 53. Der Höhlentempel in Elephanta 121
„ 54. Grabmal des Schah Alum in Ahmedabad 122
„ 55. Die große Moschee in Ahmedabad 123
„ 56. Hathi-Sing-Tempel in Ahmedabad 125
„ 57. Indische Kinderhochzeit . . 126
„ 58. Der Dschaintempel in Mount Abu 127
„ 59. Im Innern des Dschaintempels in Mount Abu 128
„ 60. Festzug des Maharadja in Jaipur 130
„ 61. Indisches Volkstheater — Märchenerzähler und Gaukler in Jaipur 131
„ 62. Ein indischer Maharadja . . 132
„ 63. Straße in Jaipur — Palast der Winde, Hawah Mahal . 133
„ 64. Sternwarte des Maharadja von Jaipur 134
„ 65. Der Marstall eines Maharadja 135
„ 66. Tänzerin des Maharadja von Jaipur 136
„ 67. Einzug in die Burg Amber auf dem Reitelefanten des Maharadja 138
„ 68. Die größte Moschee der Erde — die Jama Masjid in Delhi 142
„ 69. Der Kutab Minar und die Ruinen von Alt-Delhi . . . 143
„ 70. Säulenhalle im Dschaintempel, Alt-Delhi 144
„ 71. Alt-Delhi vom Kutab Minar 145
„ 72. Tänzerin u. Musikkapelle auf einem Hausboot in Srinagar 146
„ 73. Der goldene Tempel in Amritsar 149
„ 74. Auf der Fahrt nach Kaschmir 153
„ 75. Die Zedernmoschee in Srinagar 155
„ 76. Auf der Straße nach Srinagar. Beinahe verschüttet 161
„ 77. Der Taj-Mahal in Agra . . 163
„ 78. Die Kenotaphe im Innern des Taj-Mahal 165
„ 79. Audienzhalle in Agra . . . 167
„ 80. Die Ufer des heiligen Ganges in Benares 169
„ 81. Indische Schlangenbeschwörer . 170
„ 82. Benares 171
„ 83. Im Affentempel zu Benares . 172

Seite

Abb. 84. Hinduverbrennungsstätte am Ganges in Benares . . . 173
„ 85. Auf der Fahrt nach Darjeeling 174
„ 86. Tibetanischer Markt in Darjeeling 175
„ 87. Eine tibetanische Witwe in Darjeeling 176
„ 88. Darjeeling und das Himalajagebirge. Tafel zw. S. 178 u. 179
„ 89. Arbeitselefant in einem birmesischen Sägewerk . . . 180
„ 90. Vornehme Birmesin mit Byrrhuszigarre 182
„ 91. Eingang in die Shwe Dagon-Pagode — Rangoon . . . 183
„ 92. Birmesische Tempel in der Shwe Dagon-Pagode — Rangoon 185
„ 93. Wassertretmühle und Galgen im Zentralgefängnis zu Rangoon 191
„ 94. Mitte des Weltalls — Alter Palast in Mandalay . . . 197
„ 95. Der birmesische Königsthron in Mandalay 198
„ 96. Arrakanpagode. — Stadtmauer von Mandalay . . 199
„ 97. Birmesisches Kloster mit abgebranntem Tempel. Mandalay 200
„ 98. Tempel der 450 Pagoden in Mandalay. 201
„ 99. Birmesischer Buddha im Festschmuck. 202
„ 100. Birmesische Götterwerkstatt in Mandalay 203
„ 101. Birmesische Verkaufshallen in Mandalay 204
„ 102. Der Palast des Sultans von Johore. 208
„ 103. Im Hafen von Singapore . 215
„ 104. Ein deutscher Kürassier und ein malaischer Zwerg . . 217
„ 105. Spielhölle in Johore . . . 221
„ 106. Reisplantagen in Java . . 231
„ 107. Javanisches Schulhaus in Garoet 233
„ 108. Dorf im Innern von Java . 235
„ 109. Schwierige Passage im javanischen Urwald 237
„ 110. In den Tropen von Java . 239
„ 111. Auf dem feuerspeienden Papandajan 240
„ 112. Tempel von Boro-Boedoer . 241

Seite

Abb. 113. Steinfigur beim Tempel von Boro-Boedoer 242
„ 114. Javaniſches Reſtaurant in Tjiandjoer 243
„ 115. Vulkan Sálak — Landſchaft bei Buitenzorg 245
„ 116. Der botaniſche Garten in Buitenzorg 246
„ 117. Der Palaſt des Königs von Siam 248
„ 118. Siameſiſche Pfahlbauten . . 251
„ 119. Siameſin 253
„ 120. Siameſiſche Bummler — Naklengs 254
„ 121. Siameſiſches Flußleben — Wat Tſcheng-Tempel in Bangkok 255
„ 122. Kanal mit ſiameſiſchen Gärten 257
„ 123. Kanalſtraße in Bangkok . 259
„ 124. Straße in Bangkok . . . 261
„ 125. Der Wat Phra Käa-Tempel im Königspalaſt zu Bangkok 264
„ 126. Im Innern des ſiameſiſchen Tempels Phra Uboſat — Smaragdbuddha 265
„ 127. Muſeum in Bangkok . . . 268
„ 128. Siameſiſches Schauſpielerpaar 269
„ 129. Der alte Palaſt und die Tempel in Ayuthia . . . 273
„ 130. Schädelausgrabungen auf der Toteninſel bei Kohſichang . 277
„ 131. The Happy Valley (Friedhof) in Hongkong 281
„ 132. Der Hafen von Hongkong . 285
„ 133. Fingernägel eines chineſiſchen Hochwürdenträgers . . . 291
„ 134. Häuſer von Kanton — (Chineſiſches Leihhaus 293
„ 135. Porzellanfries im Medizintempel zu Kanton 295
„ 136. Folter eines chineſiſchen Verbrechers 298
„ 137. Chineſen beim Fatamſpiel . 308
„ 138. Ein chineſiſches Diner in Kanton 310
„ 139. Rennbahn in Shanghai . . 317
„ 140. Unſer Militär in Kiautſchou Tſingtau 320
„ 141. Hafenleben in Tſingtau . . 324
„ 142. Gouverneurshaus in Tſingtau 325
„ 143. Straße in Tſingtau (Kiautſchou) 327
„ 144. Geſchäftsſtraße in Tſingtau (Kiautſchou) 328

Seite

Abb. 145. Hatamön-Tor, Peking . . 332
„ 146. Die Chien-men San-tau-Brücke in Peking 333
„ 147. Straße in Peking mit Rikſchakulis 334
„ 148. Zee-Wah-men-Tor am Eingang der Verbotenen Stadt in Peking 338
„ 149. Der Ketteler-Gedenkbogen . 341
„ 150. Himmelstempel, Peking . . 343
„ 151. Himmelstempel, Peking . . 344
„ 152. Der Confuciustempel, Peking 348
„ 153. Die Prüfungshalle, Peking . 352
„ 154. Der Thron des Kaiſers von China im Sommerpalaſt bei Peking 357
„ 155. Marmorpagode im Sommerpalaſt bei Peking 358
„ 156. Mandſchufrauen in Nankou 360
„ 157. Die chineſiſche Mauer bei Nankou 361
„ 158. Eingang zu den Minggräbern 363
„ 159. Steinfigur bei den Minggräbern 365
„ 160. Ein Minggrab bei Nankou 366
„ 161. Einfahrt in den Hafen von Port Arthur 369
„ 162. Japaniſche Kinder — Ruſſiſcher Kutſcher — in Port Arthur 370
„ 163. Die Kaiſergräber der Mandſchudynaſtie in Mukden . 373
„ 164. Koreaniſche Eiſenbahn . . 374
„ 165. Eine ſchwierige Paſſage in Korea 375
„ 166. Straße in Söul 381
„ 167. Eingang zum neuen Kaiſerpalaſt in Söul 382
„ 168. Der Kaiſerpalaſt in Söul . 383
„ 169. Königin-Haus mit Garten im neuen Kaiſerpalaſt, Söul . 385
„ 170. Sommerpalaſt des Kaiſers von Korea, Söul 387
„ 171. Der Aſakuſa-Tempel in Tokio 390
„ 172. Ein japaniſches Rikſchatandem 393
„ 173. Straßenbild in Kobe . . . 397
„ 174. In einem japaniſchen Teehaus 398
„ 175. Kirſchblüte in Tokio . . . 403
„ 176. Die Daibutſen in Tokio . . 414
„ 177. Eingang zum Shibatempel in Tokio 415

		Seite
Abb. 178.	Eingang zu den Schôgunengräbern in Tokio	417
„ 179.	Eine fesche Japanerin . .	418
„ 180.	Yoshiwara bei Tokio . . .	419
„ 181.	Tempelhain in Nikko . .	422
„ 182.	Prozession in Nikko . . .	423
„ 183.	Ein Schôgungrab, Nikko .	424
„ 184.	Japanische Landschaft am Chuzenjesee	424
„ 185.	Japanische Landschaft — Fujiyama	429
„ 186.	Daimyoburg in Nagoya . .	433
„ 187.	Der Hirschpark in Nara . .	438
Abb. 188.	Eingang zum Daibutstempel in Nara	439
„ 189.	Eine Geishaschule in Kioto	443
„ 190.	Ein Teegarten bei Kioto .	445
„ 191.	Die Stromschnellen des Hozugawa	447
„ 192.	Ein sibirisches Dorf . . .	453
„ 193.	Der Sibirien-Expreß . . .	456
„ 194.	Stadt im Uralgebirge . .	464
„ 195.	Eine singhalesische Schönheit	470
„ 196.	Indische Palasttänzerin . .	471
„ 197.	Im asiatischen Heim . . .	473
„ 198.	Rodiya-Mädchen, Ceylon .	474

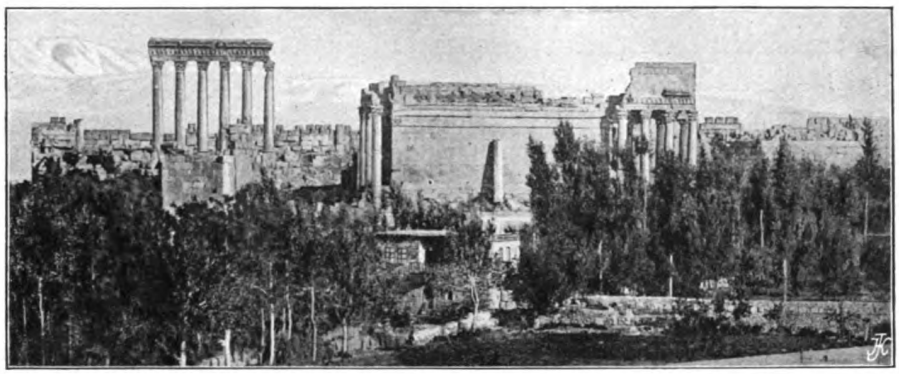


Abb. 1. Die Ruinen von Baalbek.

I. Kapitel.

Frühere Reisen — Vorbereitungen zur Asienreise.

Wie ich zum Reisen kam. — Die 100 Weltwunder. — Auswahl der Reisen und der Reisezeit. — Meine früheren Reisen. — Durch den Kaukasus nach Teheran. — Die Einschleppungsgefahr der Cholera von Seiten Persiens. — Eine Fahrt auf dem Kaspischen und auf dem Schwarzen Meere. — Die Ruinen von Baalbek. — Mein Wunsch geht in Erfüllung. — Das Berliner Völkerkundemuseum. — Wer soll reisen? — Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen und einer Vergnügungs-Reise. — Warum ich nur um Asien reiste. — Wozu man ein Tagebuch nötig hat.

Lesen und Reisen macht klug.

Es werden jetzt gerade fünf Jahre, als mir zufällig eine französische illustrierte Zeitschrift „Les Annales Politiques et Littéraires“ in die Hände fiel, welche in einer Nummer „Les Cent Merveilles du Monde“ brachte. Rasch zauberte mir die Jugenderinnerung jene sieben Wunder der alten Welt wieder ins Gedächtnis. Das Mausoleum zu Halikarnaß, der Tempel der Diana zu Ephesus, der Koloß von Rhodos, der Leuchtturm zu Pharus am Eingang des Hafens von Alexandria, die Jupiterstatue zu Olympia von Phidias, die Cheopspyramide zu Kairo und die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon waren mir in alter Reminiszenz an das Gymnasium schnell wieder in lebhafte Erinnerung gebracht.

Wer aber kennt die hundert Weltwunder unserer Zeit?

Das französische Blatt hatte es sich zur Aufgabe gestellt, durch eine Umfrage bei seinen Lesern diejenigen Dinge in der Welt festzustellen, welche als bewunderungswürdige zu gelten hätten und von denen dann die schönsten

zu den hundert Weltwundern gezählt werden sollten. Dabei unterschied man les Merveilles de la Nature, les Merveilles de la Peinture, les Merveilles de la Sculpture und les Merveilles de l'Architecture. Aus jeder Klasse waren also 25 Repräsentanten vorhanden, von denen ich die Wunder der Natur und diejenigen der Architektur hier namhaft machen will, da sie doch weniger bekannt sind und die Zeitschrift nicht mehr so leicht zugängig ist.

Zunächst die Naturwunder. Da fanden sich nun nach ihrer Schönheit zusammengestellt: die Wasserfälle des Niagara, die blaue Grotte zu Capri, der Golf zu Neapel, der Cirque de Gavarni in den Pyrenäen, der Rheinfall von Schaffhausen, der Mont Blanc, der Vierwaldstätter See, das goldene Horn von Konstantinopel, der Himalaja, der Cañon des Colorado, das Innere von Ceylon, die Felsenschluchten des Tarn, eines Flusses in Südfrankreich, die Bai von Rio de Janeiro, die Fjords von Norwegen, die Geysers in Neu-Seeland, der Fujiyama, der Ätna, das Vorgebirge von Monaco, die Quellen des Mammouth im Yellowstonepark, das Nordkap, die Grotte von Fingal in Schottland, das Matterhorn und der Park von Fontainebleau. Noch verschiedene andere, die jedoch weniger an Stimmenzahl bei dem Ausschreiben der Zeitschrift erreicht hatten, sind zu erwähnen, so die Viktoriafälle des Zambesi, das Yosemitetal in Kalifornien und das Engadintal.

Ich übergehe die Wunder der Malerei und Bildhauerkunst, unter denen Schöpfungen von Leonardo da Vinci, Rembrandt, Rubens, Veronese, Murillo, Michel Angelo, van Dyck, Watteau, Botticelli, Raphael, Memling, Holbein, Hals, Greuze, David, Millet und Reynolds, die Venus von Milo, Moses von Michel Angelo, der Laokoon, der Hermes von Praxiteles, Pauline Borghese von Canova, der Apollo von Belvedere auftreten, da wir sie ausschließlich in Europa in unseren modernen Galerien, im British Museum zu London, dem Louvre, dem Prado in Madrid, dem Vatikan, der Eremitage in St. Petersburg, den holländischen Museen sowie in unseren heimischen Kunststätten finden.

Die Wunder der Architektur sind dagegen wieder über die ganze Welt zerstreut. Viele waren mir schon durch frühere Reisen alte, liebe Bekannte; einige von ihnen sollte ich aber jetzt erst kennen lernen. Da waren nun folgende aufgezählt: die Peterskirche in Rom, die Notre-Dame-Kirche in Paris, der Parthenon in Athen, die Pyramiden in Kairo, die Alhambra in Granada, die Westminsterabtei in London, die Markuskirche in Venedig, die Kathedralen von Reims und von Straßburg, das Schloß von Ver-

sailles, der Kreml in Moskau, die Oper in Paris, das Kolosseum in Rom, die Brücke von Brooklyn, la Maison Carrée und le Pont du Gard (römische Wasserleitung) von Nîmes in Südfrankreich, die Moschee von Cordova, der Triumphbogen am Place de l'Étoile in Paris, die Tuilerien und der Louvre, Le Mont-Saint-Michel in der Bretagne, das Rathaus von Löwen, die Kathedrale von Mailand, der Justizpalast von Rouen, die Pagode von Seringham, die Basilika der Heiligen Sophie (Agia Sophia) in Konstantinopel. Weniger Stimmen hatten noch die große Chinesische Mauer, der große Palast von Karnak und einige mehr erhalten.

Wer die Welt kennt, wird zugeben müssen, daß die Auswahl hierbei vielleicht etwas zu günstig für Frankreich ausgefallen ist, und daß sich doch noch einzelne andere, recht wunderbare Bauwerke hier einreihen lassen. Ich erwähne nur die berühmten Ruinen von Baalbek in Syrien, welche auf Veranlassung und mit pekuniärer Unterstützung Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II. freigelegt wurden und das imponierendste Bauwerk darstellen, welches ich unter anderen gesehen habe, ferner den Taj-Mahal in Nord-Indien und mehrere andere indische Tempel, die Tempel in Peking, die Kaisergräber von Mukden, endlich die Heiligtümer von Japan. Gerade die Überbleibsel des Tempels zu Baalbek gehören mit zu dem Großartigsten, was auf dem Gebiet der Architektonik je geschaffen worden ist, so daß das Verdienst unseres weitschauenden Kaisers, der die Aufmerksamkeit der Archäologen auf diese interessanten Tempelreste gelenkt hat, in der Weltgeschichte unvergänglich bleiben wird.

Nachdem ich nun durch die Lektüre der Zeitschrift die hundert Weltwunder kennen gelernt hatte, rief ich mir meine früheren Reisen ins Gedächtnis zurück, um danach zählen zu können, was ich von ihnen bereits gesehen hatte.

Hatte ich doch kurz nach dem Staatsexamen eine größere Schiffsreise unternommen, welche mich nach Holland, Belgien, Portugal, Süd-Frankreich, Italien, Ägypten, Zanzibar, Deutsch-Ostafrika, Mosambique, Transvaal, Madagaskar geführt hatte, und durch welche eine unstillbare Sehnsucht in mir erwachte, unter allen Umständen die Welt kennen zu lernen. Einem gütigen Geschick hatte ich es in der Folgezeit zu verdanken, daß mein Chef, Exzellenz von Bergmann, mir in den Universitätsferien stets den erforderlichen längeren Urlaub gewährte, und mir mein Vater die dazu nötigen Mittel zur Verfügung stellte.

Wie macht man es nun, um systematisch die Welt kennen zu lernen?

Da läßt sich nun ohne weiteres sagen, daß eine Reise um die Welt, wie sie so vielfach heutzutage ohne Vorbereitung, ohne Kenntnis der Völkerkunde und der ausländischen Kunst unternommen wird, vom Standpunkt des Gebildeten und des Forschers von der Hand zu weisen ist. Nur derjenige wird von seinen Reisen einen dauernden Vorteil haben, der seine eigene Heimat kennt und sich dann schon in Europa umgesehen hat, wie dies bei den heutigen vorzüglichen Reiseverbindungen ohne großen Zeit- und Geldaufwand ermöglicht wird.

Dadurch ist man nicht nur für die großen Reisen viel besser vorbereitet und an den Verkehr mit den verschiedenen Nationen gewöhnt, sondern man spart auch meines Erachtens noch an Zeit. Denn derjenige, welcher beispielsweise orientalisches Leben bereits in Konstantinopel gesehen und studiert hat, wird bei einer Reise nach Ägypten schon vielfach bekannte Bilder finden, zu deren Aufnahme und Studium er dann weniger Zeit benötigt. Erst wenn man Europa genügend durchforscht hat, soll man an eine Reise in außereuropäische Staaten denken. Bei letzteren ist es viel ratsamer, einen Weltteil gründlich zu bereisen, als zwar auf sämtlichen Kontinenten gewesen zu sein, aber doch nichts weiter kennen gelernt zu haben, als die sich in allen Ländern gleichbleibenden Hafenstädte mit ihrem internationalen Betriebe.

Denn ebenso, wie man sich die europäischen Staaten getrennt am besten ansieht und die markantesten Eindrücke dann auch sein Leben lang behält, ist es mit den außereuropäischen Staaten, ja, in gewisser Beziehung noch notwendiger, da wir ja hier in fast vollständig fremde Gebiete kommen. Am interessantesten und zugleich auch für eine große außereuropäische Reise am meisten zu empfehlen dürfte Asien mit seiner alten erhabenen Kultur sein. Durch eine wohl bedachte, außereuropäische, nicht allzu lange und daher auch nicht ermüdende Reise wird die Lust geweckt, auch alle anderen Erdteile der Reihe nach in derselben Weise kennen zu lernen, um sich dadurch — einerlei welchem Berufe man angehört — Kenntnisse zu verschaffen, die im ganzen Leben von dem größten Nutzen sein werden. Ich habe schon betont, daß man im allgemeinen eine derartige Reise nicht zu lange ausdehnen soll, damit keine Übersättigung eintritt und man noch in der Lage ist, die Reiseeindrücke möglichst genau aufzunehmen und zu verwerten (ca. 6 Monate). Dann kann man auch die Reise so einrichten, daß man die einzelnen Länder zu einer günstigen Jahreszeit aufsucht; z. B. Indien im Januar, Japan zur Zeit der Kirschblüte usw.

Für außereuropäische Länder muß aber die Jahreszeit, in der man das Land am besten kennen lernen und in seiner vollendetsten Schönheit erblicken kann, noch vielmehr eingehalten werden, als dies für europäische Gebiete der Fall ist.

Nach dem Vorangeschickten könnte es den Eindruck machen, daß ich meine Lebensziele nur in Forschungsreisen sehe und nicht in der Ausübung meines Berufes als Dozent und Arzt, vielmehr nur ein passionierter Globtrotter sei. Im Gegenteil! Findet man doch bei jedem Beruf Übergangsstadien, in denen man sich ohne allzu großen Schaden für eine auch monatelang dauernde Reise frei machen kann mit dem großen Vorteil, daß man mit erweiterten Gesichtspunkten, mit größerer Energie, mit intensiverer Spannkraft und Elastizität seinen Beruf später wieder aufnimmt.

Da Geographie schon von frühester Jugend auf mein Lieblingsstudium war, so fiel es mir nicht schwer, trotz meiner immerhin beschränkten Reisezeit von jährlich 2—3 Monaten einige Routen aufzustellen, durch welche man bequem die Hauptsehenswürdigkeiten von Europa kennen lernen kann. Abgesehen von kleineren Reisen, die ich als Student in die Schweiz, von Kiel aus nach Kopenhagen und Göteborg ausführte und der im Jahre 1899 unternommenen Reise nach Transvaal fing ich von 1900 an, Europa systematisch zu bereisen. In diesem Jahr lernte ich Paris zur Zeit der Weltausstellung und das herrliche Brüssel kennen, nachdem ich mir vorher einige Bäder der Nordsee, vor allem Ostende, angesehen hatte.

Eine sehr empfehlenswerte Reise machte ich 1902. Ich fuhr von Hamburg mit dem Schiff nach London, studierte diese Metropole und kam von dort weiter mit dem Schiff nach Bordeaux, um mir dann die Pyrenäen mit Peau, Lourdes, Luchon, Bagnère de Bigorre, Cauterets sowie andere herrliche Badeorte, die interessante alte Römerstadt Toulouse, das fashionable San Sebastian mit seinen weltberühmten Stiergefechten, Biarritz und die an der Garonne liegenden Bordeauxschlösser der Hochgewächse Château Mouton Rothschild, Haut Brion, Lafite und Margaux, anzusehen.

1903 nahm ich Gelegenheit durch Besuch des internationalen Kongresses in Madrid auch Spanien zu bereisen. Ich fuhr über Lyon nach Barcelona. Von da aus besuchte ich Madrid, wo ich einen Vortrag zu halten hatte, sah dann Südspanien und bekam Toledo, Granada mit dem herrlichsten Bauwerk maurischer Kunst, der Alhambra, Malaga, Sevilla, die spanischste aller Städte, zur Osterzeit während der Ferias (Ostermesse) zu Gesicht.

Im nächsten Jahre sollte ich den Osten kennen lernen. Die großen Choleraepidemien in Persien und im Kaukasus hatten mich schon lange Zeit interessiert. — Wenn auch eine Reise nach Persien noch heute als etwas ganz besonderes gilt, so sei doch gleich erwähnt, daß man von Berlin aus in 10 Tagen im Herzen von Persien, in seiner Hauptstadt Teheran sein kann. Mit meinem Studienfreunde Dr. med. et phil. Karl Jäger fuhr ich zunächst über Warschau nach den Nordabhängen des Kaukasus, über den Don und durch die reichen Kornfelder Südrußlands nach Wladikawkas.

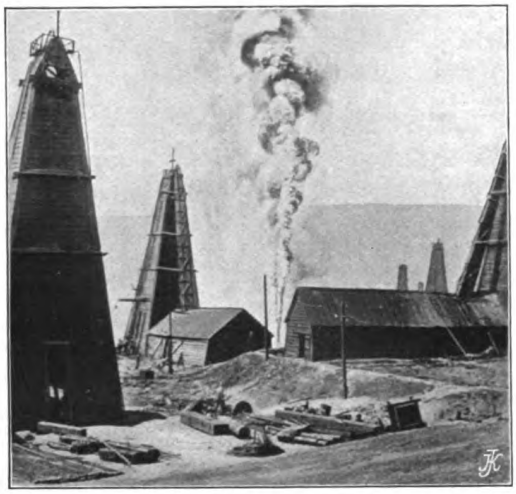


Abb. 2. Petroleumbohrtürme in Balachany bei Baku.

Von hier aus ging es mit der Post nach dem Kasbek und durch das ganze Kaukasusgebirge über die Wojenno-Gruſinskaja Doroga (gruſiniſche Militärstraße) bis nach Tiflis. Mirza Schaffy hat in seinen Gedichten nicht übertrieben, wenn er den Kaukasus und seine Bevölkerung, namentlich in der Gegend von Tiflis, in der Provinz Georgien oder Gruſinien als die herrlichste Schöpfung schildert.

Von Tiflis brachte uns die Bahn, deren Lokomotive mit Naphtha geheizt wird, nach Baku, dem russischen San Franzisko. Die Petroleumquellen in Balachany, von Nobel und Rothschild erregten unser höchstes Interesse. Ein kleiner Dampfer trug uns von da in eineinhalb Tagen vor die Barre von Enseli, wo wir spät abends ankamen und von den kleinen flachen Holzbooten der Perser aufgenommen wurden. Doch war die weitere Reise von Enseli über Resicht und Kazwin nichts weniger

als angenehm. Wir fanden im Norden Persiens nicht das Land der Sonne, wie es Brugsch in seinem Werk geschildert hat, aber trotzdem gehörte diese Reise mit zu den interessantesten, welche ich je gemacht habe. Teheran, die Stadt der Platanen bietet mit ihrem unterirdischen Basar, in dem Tausende von Verkäufern ihre Ware feil halten, ein interessantes Bild. Wir sahen viele Paläste der persischen Fürsten und Hochwürdenträger, in herrlichen Gärten gelegen, die Anlage von großen Wasserbassins mit Springbrunnen an allen vier Frontseiten der Paläste, den Palast des Schahs mit dem Pfauenthron und vielen Kostbarkeiten und endlich die den Schiiten

Abb. 3. Basarstraße und Minaret in Resht.

so heilige Moschee in Schah Abdul Asim, wo der bei uns populäre Schah Nassir-eddin erschossen wurde. — Die herzliche Aufnahme durch den damaligen Gesandten in Teheran, Grafen Rex und die Herren der Gesandtschaft entschädigten reichlich für die Strapazen, welche wir bei der Reise gehabt hatten.

Von besonderem Interesse sollte aber die Reise noch dadurch sein, daß wir uns über die Ausbreitung der Cholera-Epidemien, wie sie fast jährlich von Persien aus nach Rußland geschleppt werden, orientieren konnten. Bereits in Baku hatten wir die Spitäler mit Cholerakranken angetroffen.

So lernten wir auf unserer Persienreise nicht nur das Land kennen sowie echt asiatisches Leben, sondern wir konnten auch unsere medizinischen Kenntnisse erweitern.

Meiner Meinung nach bleibt die Choleraepidemie, wie sie alljährlich in Persien im Anschluß an die großen Wallfahrten nach Kerbela auftritt, für

Europa eine brennende Frage; sind es doch, wie schon erwähnt, nur wenige Tagereisen, die Teheran von Moskau und Petersburg trennen. Bricht aber erst einmal hier eine große Epidemie aus, so wird sicher trotz unserer modernsten hygienischen Maßnahmen eine Cholerapandemie nicht abzuwenden sein. Daß die Mißstände, welche alljährlich für eine Verschleppung der Cholera bis nach Rußland von Persien aus verantwortlich zu machen sind, nicht beseitigt werden, ist meiner Meinung nach eine Schmach für das zivilisierte Europa.

Mein Urteil über die Quarantänestationen geht dahin, daß sie von

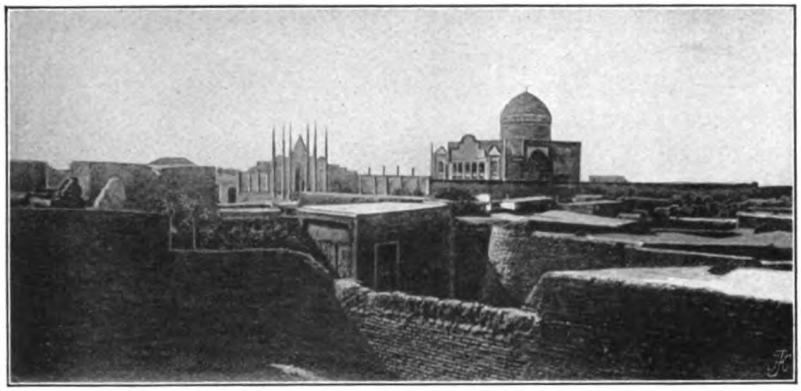


Abb. 4. Kazwin-Moschee Schah-zade-Oussein.

russischer Seite im allgemeinen in genügender Weise versehen werden und die gut ausgebildeten russischen Ärzte auch für die sachgemäße Durchführung einer Quarantäne das nötige Verständnis haben. Andererseits dürfte es doch vielleicht interessant sein, daß auch auf russischem Gebiete bei der Quarantänehandhabung nicht ganz einwandfreie Verhältnisse herrschen. Obwohl wir in Baku Choleraerkrankungen fanden, war die Quarantäne nur nach der Seeseite durchgeführt, nach der Landseite aber war keine Quarantäne eingerichtet. Kaufleute also, welche sich von Baku nach Astrachan begeben wollten (vgl. Karte), bestiegen das Schiff nicht in Baku, da sie dort vorher sonst einen eintägigen Aufenthalt in der Quarantänestation dicht bei Baku hätten durchmachen müssen, sondern sie reisten auf dem Landwege von Baku nach Derbent oder Petrowsk, wo sie dann das von Baku kommende Schiff aufnahm. Daß solche Reisende natürlich leicht die Cholera nach Astrachan schleppen können, und daß diese furchtbare

Krankheit, die gern die großen Flußläufe bei ihrem Weitermarsch bevorzugt, in wenigen Tagen an der Wolga entlang nach Moskau und von da nach Petersburg gelangen kann, ist klar.

Leicht lassen sich allerdings derartige Fehlerquellen vermeiden, wenn sie nicht schon überhaupt durch die stärkere Durchführung der Quarantäne in den letzten Jahren ausgeschaltet worden sind. Viel größere Schwierigkeiten in der Bekämpfung der Cholera bilden aber die religiösen Verhältnisse der Völker des Kaukasus und Transkaspiens, die zum größten Teil

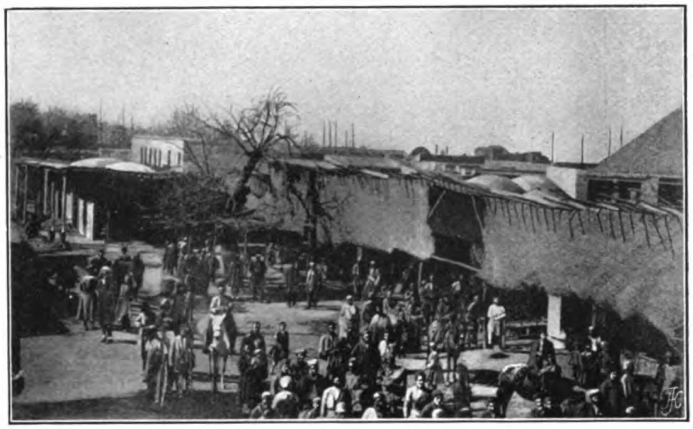


Abb. 5. Straße in Teheran.

aus Muhamedanern bestehen und sich als solche von den als unrein geltenden europäischen Ärzten weder behandeln noch untersuchen lassen.

Namentlich läßt sich die muhamedanische Frau von den europäischen Ärzten selbst in der größten Lebensgefahr nicht berühren, so daß sich hier unseren weiblichen Ärzten, wie überhaupt in ganz Asien, in Zukunft ein fruchtbares Wirkungsfeld bieten wird. — Wir fanden also auch in den Cholerabaracken in Baku, die im allgemeinen ganz gut eingerichtet waren, nur ganz wenige Patienten, während man in der Stadt der Meinung war, wie es sich ja auch tatsächlich verhielt, daß die Zahl der Erkrankungen eine ziemlich bedeutende Ziffer erreicht hatte. — Daher ist man über die Zahlen der jeweilig hier vorkommenden Cholerafälle recht unorientiert; gewöhnlich sind dieselben zu niedrig gegriffen.

Dieselben Verhältnisse wie im Kaukasus herrschen auch in Transkaspien. Es ist auch von da die Gefahr der Choleraverbreitung ziemlich groß,

weil diese Länder dem Verkehr schon sehr nahe gerückt sind. So geht von Baku nach Krasnowodsk eine Dampferlinie, die täglich in 12 Stunden das Kaspische Meer durchquert; eine Eisenbahn führt von Krasnowodsk über Merw nach Samarkand und weiter nach Taschkent.

Während wir aber hier in russischen Gebieten noch einigermaßen günstige hygienische Verhältnisse vorgefunden haben, sind diese in Persien vollkommen

Abb. 6. Bude eines persischen Tabakverkäufers.

vernachlässigt. Natürlich konnten wir bei unserem kurzen Aufenthalt nur ganz flüchtige Erfahrungen sammeln; immerhin haben wir doch eine Reihe interessanter Tatsachen kennen gelernt, die für die rasche und ausgedehnte Choleraverbreitung maßgebend sein dürften. Alle Städte in Persien sind durchaus unhygienisch gebaut. Kanalisation kennt man noch nicht, auch wohl aus dem Grunde, weil die Wasserversorgung eine sehr schwierige ist. In allen größeren Städten, hauptsächlich in der Hauptstadt Teheran (300 000 Einwohner) herrscht Wassermangel. Das Wasser muß hier weit durchs Gebirge hergeleitet werden; es läuft ganz offen durch die Stadt, während die Hauptarme sich nach verschiedenen Richtungen verteilen. So sieht man zur Zeit der Cholera die Perser ihre Leichen in diesem Wasser

baden, wie es ihnen der Koran vorschreibt, und natürlich muß sich durch dieses infizierte, zum Trinken allgemein genommene Wasser die Cholera rapid ausbreiten.

Auch die Art und Weise, wie man die Lebensmittel in dunklen, unterirdischen Basaren, beschmutzt von Staub, Fliegen usw. aufbewahrt, ist nicht geeignet, die Cholera einzuschränken. Vor allem himmelschreiend ist aber

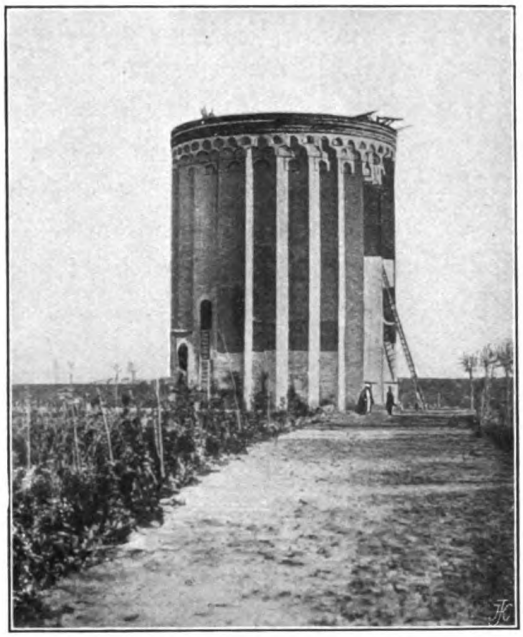


Abb. 7. Tour du Temps de Reia — Beerdigungsturm der Parsen.

die Leichenbestattung. Während in Teheran die Bestimmungen noch geordneter sind, konnten wir in den kleineren Städten erfahren, daß die Leute ihre Leichen, die im allgemeinen nicht in Särgen beerdigt, sondern nur in Tücher gehüllt in die Erde gelegt werden, sozusagen einscharren können, wo sie gerade Lust haben, wenn sie nur den Distriktsvorsteher durch das nötige Geld bestechen. Kurze Zeit später sind die Leichen von Hunden und wilden Tieren ausgegraben und tragen zur Choleraverbreitung bei.

Einwandfreier erscheint daher die Leichenbestattung der Feueranbeter, der Parsen, die in oben offenen Türmen ihre Leichen nackt aufbahren, und sie dem Fraße der Geier überlassen.

Vor allem aber herrscht unter dem Volk in Persien eine grenzenlose

Armut. In wenigen Städten sind die ca. 10 Millionen zählenden Einwohner zusammengedrängt. Die Häuser sind schlecht gebaut, die Wohnungen ungesund. Weder die Regierung noch die Reichen kümmern sich um das soziale Elend.

Sobald die Cholerafälle in den größeren Städten auftreten, fliehen die Reichen sofort nach dem Gebirge und sind daselbst dank dem Luxus, den sie sich gestatten können, so ungefähr vor der Cholera sicher. Nach Teheran kommt die Cholera, wie erwähnt, von dem Wallfahrtsorte Kerbela aus, der dicht bei Bagdad liegt. Andre Wallfahrtsorte, die ja immer bei der Verbreitung von Seuchen eine Rolle spielen, sind im Norden von Persien, so z. B. in Meschhed, von wo die Karawanenstraße nach Merw abgeht, und die Cholera dann auf der Eisenbahnlinie durch Transkaspien bis Krasnowods kommt. Meiner Meinung nach ist es hauptsächlich die Karawanenstraße, die von Teheran über Kazwin, Resht und Enseli geht und sich dann in die Schiffslinie Enseli—Baku—Astrachan fortsetzt, welche für die Ausbreitung der Cholera nach Europa, wie wir sie in den letzten Jahren ja stets haben, maßgebend ist, um so mehr sich hier zahlreiche Karawanen und ein reger Postverkehr finden. Bei allen Pandemien (im Jahre 1812, 1823, 1831/32, 1846, 1892) ist Persien der Ausgangspunkt der Cholera nach Europa gewesen.

So beschwerlich die Hinreise nach Teheran war, so bequem wurde uns die Rückreise gemacht. Mit den besten Empfehlungen von unserm Gesandten an alle Posthalterstationen ausgerüstet, erreichten wir fast die Geschwindigkeit des russischen Post-Kuriers, indem wir von Teheran aus in 36 Stunden mit einem vierspännigen Postwagen nach Enseli gelangten.

Unser Glücksstern verließ uns aber auch jetzt nicht. Als gewöhnliche Sterbliche hätten wir einige Tage in Enseli, wie bei unserer Ankunft unter freiem Himmel kampieren müssen, wenn nicht zufällig ein russisches Schiff, welches den französischen Gesandten in Teheran nach Enseli gebracht hatte, uns in liebenswürdigster Weise als außeretatmäßige Mitreisende aufgenommen hätte. So kamen wir statt in 1½ Tagen bereits nach 18 Stunden in Baku an, und konnten uns während dieser Zeit von der bestechenden Liebenswürdigkeit und von der außerordentlichen Gastfreundlichkeit russischer Offiziere überzeugen. Hier lernte ich auch zum erstenmal den im Kaspischen Meer vorkommenden „roten Kaviar" kennen, welcher ockergelb aussieht, erbsengroße Körner hat und mit Zwiebeln gegessen wird. Derselbe wird neben anderen russischen Delikatessen, vermischt mit

den nötigen Mengen Wutka und kaukasischem Wein, dem lieblichen Kachetiner, bei Gelagen in Unmengen vertilgt.

Wer einmal die Fahrt von Batum entlang der Nordküste des Schwarzen Meeres mit dem Blick auf den Kaukasus und später mit der herrlichen Aussicht auf die bewaldeten Höhen der Ufer, die prächtigen Klöster und Kirchen mit ihren fünf runden goldglänzenden Kuppeln genossen hat, wird nie in seinem Leben diese majestätischen Landschaftsbilder vergessen.

Über Kertsch am Asowischen Meer, Feodosia, vorbei am alten Poti,

Abb. 8. Die Omarmoschee in Jerusalem.

Suchum-Kale, Noworossisk mit seinen großen Getreidemühlen ging die Fahrt nach Sebastopol. Der große russische Kriegshafen, die Befestigungswerke, die Aussicht vom Malakoff-Hügel auf Stadt und Meer und der berühmte Friedhof bei Sebastopol, auf dem 200 000 Gefallene aus den Krimkriegen ruhen, macht die Stadt zu einem der interessantesten Punkte des alten Taurien.

Auch Yalta, das russische Monte Carlo, konnten wir auf der Rückreise berühren, die wir durch den Bosporus nach Konstantinopel, nach Sofia, Belgrad, Budapest fortsetzten.

Zum erstenmal hatte ich auf dieser Reise die unbeschreiblichen Reize asiatischen Lebens kennen gelernt.

Eine sehr empfehlenswerte Reise konnte ich im Jahre 1905 ausführen. Ich fuhr von Berlin über Wien, Adelsberger Grotte, Triest, Fiume, nach Dalmatien, besuchte von Kattaro aus Montenegro, ging über Korfu und

Athen nach Kleinasien und landete in Smyrna. Von hier setzte ich die Reise über Beirut nach Damaskus fort, nachdem ich vorher einen Abstecher nach den schon erwähnten Ruinen von Heliopolis oder Baalbek gemacht hatte. Von Damaskus wandte ich mich über Jerusalem, Jaffa nach Port Said, um Unterägypten mit Kairo, Oberägypten mit Luxor, Karnack kennen zu lernen, während ich auf der Rückreise Alexandria, Sizilien mit dem herrlichen Taormina, das jetzt in Schutt und Asche liegende Messina, Palermo, Neapel, Rom, Florenz, Venedig, München besuchte.

Das Jahr 1906 brachte wieder zwei interessante Reisen, indem ich von einem der bekanntesten Berliner Automobilisten zu einer Automobilfahrt durch Deutschland, Südfrankreich, die Pyrenäen bis St. Sebastian eingeladen wurde, während wir auf der Rückreise die Schlösser an der Loire, le Château de Chambord, vor allem aber Blois, das durch Catharina von Medici so berühmt gewordene Schloß kennen lernten. Noch im selben Jahre hatte ich Gelegenheit, eine Nordlandsreise über Bergen nach den bekannten norwegischen Fjords, nach dem Nordkap und nach Spitzbergen anzutreten, wo Wellmann bereits seine Ballonhalle errichtet hatte und kurz vor dem Aufstieg war. Durch günstige Umstände war es uns möglich, von Spitzbergen aus bis zur Grenze des ewigen Eises 81° 1 Minute zu gelangen, ein Anblick, der zu den eigenartigsten gehört, die man genießen kann. Auf der Rückreise besichtigte ich die Fjords von Südnorwegen, ferner Christiania und Stockholm, gelangte durch die finnischen Schären nach Abö und suchte von dort aus über Petersburg, Moskau, Berlin wieder auf.

Hatte der Norden mit seinen eigenartigen Naturschönheiten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, so muß ich doch erklären, daß er nicht den unwiderstehlichen Reiz auf mich ausübte, wie dies stets der Süden, vor allem aber Asien getan hat. Möglich, daß mich vielleicht meine italienische Abstammung mütterlicherseits für Reisen nach den südlichen Ländern mehr prädisponiert.

Nach dem Tode meines Chefs Exzellenz von Bergmann, an dessen Klinik ich über sieben Jahre als Assistent, zuletzt als Privatdozent tätig war, reifte daher in mir der Entschluß, wenn irgend möglich meinen Lieblingswunsch auszuführen, meine jahrelange Sehnsucht zu stillen und Asien kennen zu lernen, ehe ich mir eine Lebensstellung gründete. Allerdings durfte ich diese Reise nicht unvorbereitet antreten. Daher hatte ich seit längerer Zeit am Berliner Völkerkundemuseum in meinen Mußestunden bei dem Direktor,

Herrn Professor von Luschan, Vorlesungen gehört, welche mir genügende Anleitungen zu wissenschaftlichen Reisen und ausreichende Kenntnis in der Anthropologie und Ethnographie boten.

Wird mir die Frage vorgelegt, wer eine größere außereuropäische Reise ausführen soll, so kann ich sie nur dahin beantworten: Jeder, der irgendwie in der Lage ist, ob alt ob jung, ob arm ob reich, ob Mann ob Weib, ledig oder verheiratet, sollte, wenn irgend möglich, durch Reisen seine Kenntnisse zu erweitern suchen. Mit dem Ausspruch von Terenz: „Fortes Fortuna adjuvat", „dem Mutigen gehört die Welt", möge er hinausziehen, um die schöne Welt kennen zu lernen.

Für unmodern muß man daher auch den Standpunkt halten, der heutzutage noch in Deutschland vielfach herrscht, daß es nämlich unverheirateten Damen übel genommen wird, wenn sie größere derartige Reisen allein oder im Anschluß an Mitreisende unternehmen. In England und Amerika hat man diesen Standpunkt längst überwunden, da es jedermann einleuchtet, daß auch die Frau das Recht hat, sich durch Reisen Bildung und Weltgewandtheit zu verschaffen.

Wer eine größere Reise in außereuropäische Länder unternehmen will, muß sich die Frage vorlegen, ob er sich nur als Vergnügungsreisender die verschiedenen Länder ansehen will, oder ob er auch wissenschaftliche Studien irgendwelcher Art zu unternehmen gedenkt. Letzteres ist natürlich einer Vergnügungsreise vorzuziehen, doch sind derartige Studien nur durch eine exakte Vorbereitung und eine gute Reiseausrüstung möglich.

Es ist daher empfehlenswert, eine Studienreise nach den ferneren Weltteilen erst dann auszuführen, wenn durch das fortgeschrittene Alter eine gewisse geistige Reife die nötige Grundlage für eine derartige Reise gewährleistet. Die 30er Jahre dürften sich am besten für eine solche Studienfahrt eignen.

Meine jetzige Reise nach Asien sollte nicht nur eine Vergnügungsreise sein, sondern auch Forschungen dienen, und zwar einmal in meinem Spezialfach, indem ich die chirurgischen Krankheiten der Tropen kennen lernen, beschreiben, durch Bilder und Wachsabdrücke festhalten, dann aber auch auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnographie und Geographie meine Kenntnisse erweitern wollte.

Nun aber zu den Vorbereitungen für meine Asienreise! Als ich einige Zeit vor meiner Abreise einen Korpsbruder traf, der schon sämtliche Welt-

teile auf ausgedehnten Reisen kennen gelernt hatte, empfahl mir derselbe so zu reisen, als wenn ich eine Sommerspritztour in die Schweiz machen wollte. Denn alle, für die Tropen nötigen Bedarfsartikel würden viel besser und sachgemäßer an Ort und Stelle gekauft. Auch Photographien seien überall erhältlich. Im allgemeinen hatte der Betreffende nicht so unrecht; auf Grund meiner jetzigen Erfahrung würde ich zu einer Vergnügungsreise kaum mehr mitnehmen, als man dies für eine Sommerreise tut.

Anders aber, wenn man eine wissenschaftliche Reise unternehmen will. Abgesehen von den zur Toilette nötigen Sachen, wobei ich den Rat geben möchte, nicht gerade die schlechtesten Toiletten zu wählen, mußte ich mich mit einer Reihe von Apparaten versehen, welche ich näher angeben will.

Ich hatte den Vorzug auf meiner ganzen Reise von drei Grafen begleitet zu sein, einem Photografen, Kinematografen und Phonografen.

Jedermann weiß, wie große Freude man durch selbstgewonnene Reiseaufnahmen hat. Wer daher gute photographische Aufnahmen in den Tropen ausführen will, läßt sich am besten von der Berliner Firma Stegemann, Oranienstraße 151, welche die meisten Expeditionen mit Apparaten versehen hat, eine für die Tropen besonders gut konstruierte Kamera herstellen. Ich wählte eine solche in dem Formate 9×18, mit der ich sowohl einfache, wie auch stereoskopische Bilder aufzunehmen imstande bin. Zur Aufnahme dienten drei Zeißtessare. Damit konnte ich medizinische Krankheitsbilder stereoskopisch aufnehmen, Landschaften und Porträts aber in dem großen Formate 9×18. Außerdem wurden alle zum Photographieren nötigen Utensilien, wie Gelbfilter, verstellbarer Objekttisch, Blitzlichteinrichtung, Wechselkassetten für 24 Films usw. mitgenommen. Zu den Aufnahmen benutzte ich Chromo-Isolar Planfilms und ebensolche Platten, welche tropenmäßig in Blechdosen verpackt waren. Außerdem führte ich alles mit, um auf der Reise hier und da einige Bilder entwickeln zu können und mich von der Funktionsfähigkeit des Apparates zu überzeugen. Für kleinere Aufnahmen hatte ich noch einen Kodakapparat zur Hand. Auch Lumièreplatten zur Buntphotographie waren in der Ausrüstung mit inbegriffen.

Zu den kinematographischen Aufnahmen benutzte ich den Kinemester von der Firma Meßter, Berlin, Friedrichstraße 15, welcher wegen seiner Handlichkeit bequem zu gebrauchen ist. Auch heutzutage sind diese Aufnahmen immer noch sehr kostspielig, so daß man sich nur auf wenige beschränken kann.

Zu einer Studienreise empfiehlt sich auch, einen phonographischen Apparat mitzuführen, sofern man nach Gegenden kommt, wo Sprache und Musik noch nicht genügend erforscht sind. Allerdings wird es nicht immer leicht sein, die fremden unzivilisierten Völker zu einer phonographischen Aufnahme zu bestimmen. Am besten führt man den von den Excelsior-Werken in Köln gelieferten kleinen, sehr handlichen Phonographen mit, welcher nicht nur Aufnahmen, sondern auch die Wiedergabe von Stücken gestattet. Im psychologischen Institut zu Berlin, Georgenstraße, findet dieser Apparat ebenfalls für Aufnahmen Verwendung und daselbst wird auch eine Anleitung

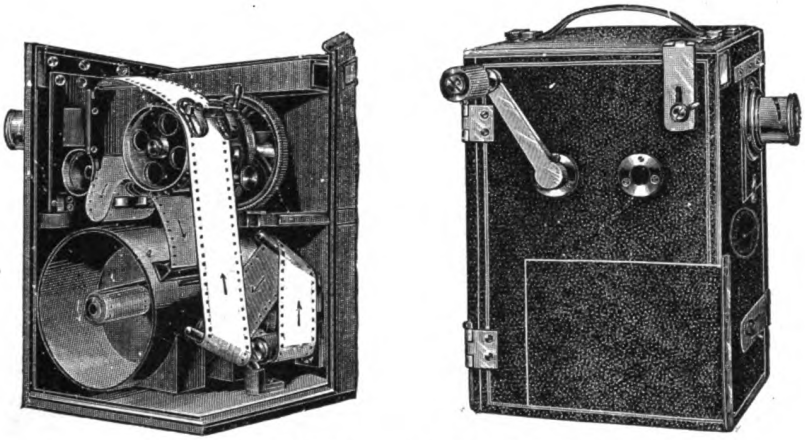


Abb. 9. Der mitgeführte Kinematograph.

für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen mit Hilfe des Phonographen dem Reisenden mitgegeben.

Um die Apparate sachgemäß unterzubringen, läßt man sich Kisten anfertigen, deren ca. 2 cm dicke Wände gezinkt sind. Ein Ausschlagen der Innenwände dieser Kisten mit Zinn ist nur dann nötig, wenn man sich länger in sehr feuchten Gebieten aufhält. Dagegen müssen die Kisten unter allen Umständen innen mit Filz ausgelegt und in Fächer geteilt sein, damit die darin aufbewahrten Gegenstände vollständig festliegen. Die Kisten werden mit gelber Schellacklösung überstrichen, um sie für Wasser undurchlässig zu machen. Alle sind mit demselben Schlosse zu versehen, so daß man nur einen Schlüssel für sämtliche Kisten nötig hat. Damit man bei den Fahrten sein Gepäck stets rasch erkennen kann, wird jede Kiste ringsherum mit einem am besten dreifarbigen Bandstreifen, mit Monogramm und Nummer versehen.

Kiste und Inhalt soll eine Trägerlast von 60 Kilo nicht überschreiten.

Zur Jagdausrüstung wählte ich eine Browningflinte und ein 9,3 mm Repetiergewehr mit Fernrohr von der Firma Geyger Berlin, Taubenstraße. Beide waren in einem besonderen Koffer untergebracht, ebenso wie die mitgeführten Patronen. Auch alle übrigen zur Jagd nötigen Utensilien, z. B. ein Zeißscher Feldstecher, den man ja auf einer Seereise sehr gut gebrauchen kann, wurde mitgeführt. Jagdanzüge läßt man sich an Ort und Stelle machen, da man sich dort am besten orientiert, welche Farbe man zu wählen hat.

Was die übrige Ausrüstung betrifft, speziell die mitgeführten Kleider usw., so bringt man dieselben entweder in Rohrplattenkoffern, sogen. Kabinenkoffern unter, während man für längere Reisen im Innern der Tropen Stahlblechkoffer wählt, um den Inhalt vor den alles zerstörenden Ameisen, vor Feuchtigkeit und Schimmel zu schützen. Beim Packen dieser Koffer ist es empfehlenswert, daß man kleinere Gegenstände in Kisten und Schachteln unterbringt und jedem Gegenstand seinen bestimmten Platz anweist, den er für die ganze Reise behält.

Als Anzüge für die Tropen ließ ich mir hier nur zwei weiße Leinenanzüge und zwei Kakianzüge mit Knickerbockers machen. Alles weitere bestellt man sich am besten in den Tropen selbst. Am bequemsten sind für die Reise die aus dünner gelber Bastseide angefertigten Anzüge. Dieselben werden auch von den Engländern in Indien bevorzugt, zumal der eingeborene Subalternbeamte weiße Leinenanzüge verwendet.

Man braucht die Mitnahme des Gepäcks auf einer außereuropäischen Reise in keiner Weise einzuschränken, da man auf dem Schiff 2 cbm Freigepäck hat und auf den asiatischen Dampfern und Eisenbahnen fast nichts für Gepäck zu zahlen braucht. Dadurch aber, daß man alles, was zum Komfort gehört, mit sich führt, werden die Beschwerden der Reise um ein Beträchtliches vermindert.

Die ganze Ausrüstung war in 14 größeren und kleineren Koffern und Kisten untergebracht, welche ich genau nach dem Inhalt auf der Lloydagentur in Berlin für die Reise gegen Diebstahl und Feuer versichern ließ. Um bei den verschiedenen Zollstationen keine Schwierigkeiten zu haben, empfiehlt es sich, vom englischen Konsul eine in englischer Sprache abgefaßte, vom Notar beglaubigte Erklärung unterschreiben zu lassen, wieviel Gepäck man bei sich hat, was darin enthalten ist, und daß man es zu eignem Gebrauch mit sich führt.

Nach der ſachgemäßen Ausrüſtung iſt eine weitere nicht minder wichtige Aufgabe, daß man, ſofern man nicht über eine ganz unbeſchränkte Zeit verfügt, ſich vorher die Reiſeroute genau fixiert und auch das Reiſeprogramm während der ganzen Dauer der Reiſe ungefähr einhält. Ich habe dabei die Beobachtung gemacht, daß alle diejenigen Reiſenden, denen allzuviel Zeit zur Verfügung ſteht, lange nicht ſo rührig bei der immerhin mühevollen Beſichtigung, bei dem vielfachen Umherreiſen im Lande u. a. m. ſind, als

Abb. 10. Fertig zur Abreiſe.

einer, der in einer beſtimmten Zeit ſeine Reiſe abſolvieren muß. Letzterer bleibt in einem gewiſſen Training, er wird von Anfang bis zu Ende jede Minute ausnutzen, dafür wird ihm aber auch nichts entgehen, was ſehenswert iſt. Es iſt zwar dieſe Art des Reiſens mitunter eine recht ſauere Arbeit, wenn man z. B. kaum, nachdem man einen Ort beſichtigt hat, ſchon wieder ſofort einige Tagereiſen weiter eilt. Doch iſt dieſe Mühe ohne Frage lohnend.

Nicht empfehlenswert iſt es, ſich großen Geſellſchaften anzuſchließen, welche meiner Meinung nach nur für Unſelbſtändige ſowie für allein reiſende Frauen in Frage kommen, da man dann nicht ſein eigener Herr iſt und auf ſeine Reiſegenoſſen dauernd Rückſicht zu nehmen hat.

Während ich bei Europareiſen allein zu reiſen vorziehe, bietet in außer-

europäischen Ländern das Zusammenreisen mit einem Begleiter recht große Annehmlichkeiten, vorausgesetzt, daß die Reisegenossen ihrer Lebensstellung und ihrem Charakter nach wenigstens einigermaßen zusammen passen. Der Vorteil liegt auf der Hand. Einmal ist natürlich ein gemeinschaftliches Reisen viel billiger, da man Wagen und Führer zusammen zahlt. Beim Reisen durch unsichere Gegenden wird man durch einen Begleiter vorsichtiger, und endlich ist auch die Beobachtung, welche zwei Menschen machen, eine vielseitigere, als wenn man allein durch die Welt eilt. Manche Natureindrücke werden oft erst dadurch unauslöschliche, daß man sich gegenseitig auf die verschiedenen Einzelheiten aufmerksam macht.

Für meine jetzige Asienreise hatte ich mir von vornherein folgende Route fixiert:

Zuerst dachte ich Ceylon zu besuchen, von da durch ganz Indien bis an die Nordgrenze zu reisen, mir Birma, Java und Siam anzusehen und dann über China nach Japan zu kommen. Hier wollte ich nähere Pläne für die Weiterreise festsetzen, war mir jedoch von vornherein klar, daß ich voraussichtlich den Landweg über Sibirien wählen würde, um ein abgeschlossenes Bild über Asien zu gewinnen.

Wer komfortabel reisen will, muß nicht nur Geld haben, sondern er muß auch mit guten Empfehlungen versehen sein. So nützlich manchmal auch Empfehlungsschreiben, die man von offiziellen Behörden an die Konsulatsbeamten erhält, sein können, mehr Vorteile hat man auf einer solchen Reise, wenn man gute Empfehlungen an Groß-Kaufleute, große Geschäfte und ähnliches in der Tasche hat. Denn nur zu oft haben zwar unsere Konsulatsbeamten den guten Willen, ihren Landsleuten behilflich zu sein, aber nicht die Macht, das zu erreichen, was für einen lange ansässigen, mit allen Verhältnissen vertrauten und in allen Kreisen der Bevölkerung eingeführten Großkaufmann eine Leichtigkeit ist. Ich versah mich daher in erster Linie mit derartigen Empfehlungen, sodann aber auch mit einer Reihe von offiziellen Empfehlungsschreiben, welche ich durch das Kultusministerium an den Botschafter in Tokio, den Gesandten in Peking sowie an die kaiserlichen Konsulatsbehörden in Kalkutta, Bombay, Colombo, Rangoon usw. erhielt. Außerdem hatte das Ministerium die große Liebenswürdigkeit, die betreffenden Behörden durch das auswärtige Amt, davon zu benachrichtigen, daß ich mich auf einer Studienreise befände, und daß mir an Ort und Stelle zur Erreichung meiner Absichten die entsprechende

Hilfe und weitere Empfehlungen, insbesondere an die zuständige Landesbehörde verabfolgt werden sollten.

Von der Direktion des Norddeutschen Lloyds waren mir nicht nur Empfehlungsschreiben an die einzelnen Kapitäne der Reichspostdampferlinien mitgegeben worden, sondern der Lloyd, welcher ja wissenschaftliche Reisen stets in der bereitwilligsten Weise unterstützt, gewährte mir sowohl auf meine Passagen, wie auf das mitzuführende Gepäck eine Ermäßigung.

Für eine Asienreise empfiehlt es sich am besten, ein Billet von Genua bis Yokohama zu nehmen, mit dem man die Reise beliebig oft unterbrechen kann, jede nicht gefahrene Route vergütet bekommt und außerdem für die Strecke Colombo—Singapore eine Passage von Calkutta nach Singapore auf einem englischen Dampfer erhalten kann.

Unbedingt nötig ist ferner zum Reisen ein Paß, den man für alle souveränen Länder, welche man berührt, auf ihrem Generalkonsulat vor der Abreise visieren läßt.

Betrachten wir noch die Frage, wie man sich mit Geldmitteln versieht. Auf keiner Reise empfiehlt es sich, größere Barmittel auf dem Leib zu tragen. Nur wenn man direkt ins Innere unerforschter Länder reist, ist man genötigt, größere Geldsummen mitzunehmen. Sonst wird man einen internationalen Kreditbrief mit sich führen müssen, der es gestattet, auf sämtlichen größeren Plätzen der ganzen Welt Geld abzuheben.

Ein Kreditbrief, welcher nur auf bestimmte Orte ausgestellt ist, ist bei einer längeren Reise zu unsicher, und in der Tat wären wir bei unseren Fahrten wiederholt den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen, wenn nicht mein Reisebegleiter einen überall gültigen Kreditbrief, wie ihn die Deutsche Bank ausstellt, mitgeführt hätte.

Außerdem trägt man am besten ein Scheckbuch mit sich, da viele Kaufleute, so z. B. in ganz Indien, in Kaschmir, im Inneren von Birma und in Japan, ohne weiteres Bezahlungen mit Schecks annehmen.

Dadurch erspart man sich auch das viele Umwechseln der englischen Pfunde, welche man ausschließlich als Münze führt, und die mit dem Umwechseln verbundenen Unkosten.

Größere Geldsummen trägt man während der Reise am besten in englischem Gelde in einem Lederbeutel bei sich, den ich statt auf der Brust immer auf dem Rücken herabhängen lasse.

Nun kommt noch die heikle Frage, wieviel Geld nimmt man sich für eine derartige Reise mit? Ich würde mich jederzeit verpflichten, eine Reise, wie ich sie unternommen habe (vgl. Karte) alles inbegriffen, sofern ich allein reise mit 50 Mark pro Tag, mit einem Mitreisenden sogar für 40 Mark pro Tag zu bestreiten. Andererseits würde es Einem aber auch nicht schwer fallen, das fünffache täglich auszugeben, zumal sich überall Gelegenheit bietet, wertvolle Erinnerungen einzukaufen.

Sieht man von größeren Einkäufen ab, so kann man, ohne zu knausern, sehr wohl mit dieser erwähnten Summe auskommen.

Ich brauche nicht hervorzuheben, daß man dabei stets die erste Klasse der Beförderungsmittel und die ersten Hotels aufsuchen kann. Ein Trick, eine Reise möglichst billig zu machen, besteht darin, daß man langsam reist. Bei der bekannten Gastfreundlichkeit, welche in Asien herrscht, und die jeder auch ohne Empfehlung dort erhält, wird man von jedem besser situierten Europäer gern in sein Haus aufgenommen und ist dadurch in der Lage, sich sehr billig durchzuschlagen. Ferner kann man sehr billig reisen, wenn man statt der Hotels die in ganz Asien verbreiteten Missionshäuser aufsucht.

Damit man von einer großen Reise auch einen dauernden Gewinn hat, zeichnet man den Verlauf der Reise genau auf. Im Tagebuch, welches man auch auf kleinen Reisen stets führen soll, fixiert man am besten täglich zweimal die gewonnenen Eindrücke. Wer, ohne Tagebuch zu schreiben, eine Reise unternimmt, wird bei dem vielen Wirrwarr, dem er bei seiner Reise, so z. B. in Asien ausgesetzt ist, in kurzer Zeit das Meiste wieder vergessen haben oder vieles verwechseln. Namentlich gilt dies natürlich für wissenschaftliche Beobachtungen; denn mit Recht sagt Alexander von Humboldt: „Der Naturforscher, der sich auf sein Gedächtnis verläßt, ist verlassen."

Abb. 11. Port-Saïd und der Suezkanal.

II. Kapitel.

Von Berlin nach Colombo.

Abschied von zu Hause. — Mit dem Nordsüd-Expreß nach Genua. — Zusammentreffen mit meinem Reisebegleiter. — Des Norddeutschen Lloyd „Großer Kurfürst". — Unsere Mitreisenden. — Wie man an Bord leben soll. — Neapel. — Abschied von Europa. — Die Straße von Messina. — Genüsse einer Seereise. — Das Sweepstakes. — Im Innern eines großen Ozeandampfers. — Ein Maskenball an Bord. — Was sich nachts auf dem Meere zuträgt. — Wie man die Seekrankheit vermeidet. — Die schwarzen Kohlenträger von Port-Saïd. — Der Suezkanal. — Auf der Fahrt durchs Rote Meer. — Das Treiben auf dem Zwischendeck. — Aden. — Unsere englischen Vettern. — Quer durch den Indischen Ozean nach Colombo.

So lang man lebt, sei man lebendig (Goethe).

Unterdessen war der Termin der Abreise immer näher gerückt. Unter Aufbietung meiner ganzen Arbeitskraft war es mir gelungen, meine wissenschaftlichen Arbeiten fertig zu stellen. Nebenbei benutzte ich noch die übrigbleibende Zeit dazu, die für die Reise bestimmten Apparate gründlich zu studieren und auszuprobieren. Den größeren Teil meines Gepäckes dirigierte ich von Berlin nach Hamburg. Von dort wurde es mit dem Lloyddampfer um Europa nach Genua gebracht. Ich selbst wollte dort das Schiff besteigen. —

Durch einen Schüler von mir lernte ich Herrn Hermann Pickenbach aus Berlin, Fabriksbesitzer und Leutnant d. Res. im 5. Kürassierregiment kennen, der die Absicht hatte, eine ähnliche Reise zu seinem Vergnügen zu unternehmen. Da ich nach mehreren Zusammenkünften mit demselben sah, daß wir für ein

Zusammenreisen sehr gut passen würden, zumal der Betreffende bereits größere Reisen in Europa gemacht hatte, gaben wir uns ein Rendezvous auf dem am 5. Januar in Genua abfahrenden Lloyddampfer.

Vor meiner Abfahrt galt es noch, ein freudiges Familienfest in meiner Heimatstadt Frankfurt am Main zu begehen. Am 1. Weihnachtsfeiertag wurde im Familienkreise der 70. Geburtstag meines Vaters gefeiert. Anfangs äußerte mein Vater meiner Reise gegenüber gewisse Bedenken, war aber bald über die Ungefährlichkeit eines solchen Unternehmens beruhigt. Ich hatte mich in Frankfurt am Main so lange aufgehalten, daß es mir nur noch möglich war, am 5. Januar das Schiff in Genua zu erreichen, wenn ich mit dem Nord-Süd-Brenner-Expreß die Reise antrat. Ich mußte daher von Frankfurt nach Regensburg fahren und erreichte diesen Zug frühmorgens um 5 Uhr bei einer Kälte von ca. 20°. Da ich von meinem Reisebegleiter annahm, daß er die Zeit in Berlin ebenfalls bis zur letzten Minute ausgenutzt hatte, und daher auch diesen Zug als ultimum refugium benutzen würde, interpellierte ich den Schlafwagenkontrolleur und erfuhr durch ihn ein Signalement, welches so ungefähr auf meinen Bekannten paßte. Bei dem Versuch, denselben aus Morpheus Armen zu reißen, wurde der arme Mann jedoch ebenso rasch wie energisch abgewiesen, und erst nach vielen Versuchen gelang es, meinen Mitreisenden aus seinem Bett herauszuholen. Die Freude des Wiedersehens war natürlich groß. Wir feierten unser Zusammentreffen auf dem Münchener Hauptbahnhof, in den unser Zug um 8 Uhr früh eingelaufen war, mit einer Maß Bier. Dort traf ich auch einen früheren Patienten von mir, Baron v. K., der mit demselben Zuge nach Ägypten und weiter zur Jagd in den Sudan reisen wollte, um in dem derzeit jagdreichsten Gebiet der Welt sein Jagdglück zu versuchen. Wie ist doch die Welt klein — ein Sohn, der ihn begleitete, stand mit meinem Reisebegleiter im selben Kürassierregiment.

Wer einmal in einem Luxuszug gereist ist, weiß, wie herrlich man in demselben verpflegt wird, wie bequem und mühelos man über die Strapazen der Reise hinwegkommt. Schneebedeckte Täler, verschneite Berghöhen mit ihren weißgekleideten Tannen, zogen neben Städten und Dörfern in abwechslungsreichem bunten Bild an uns vorüber.

Hatten wir vor dem Brenner noch eine echte Winterlandschaft, so merkte man nach Passage des Brenners sofort den Umschlag, denn hier herrschte Frühlingsluft und die Landschaft war mit jungem frischem Grün

austapeziert. Die Fahrt der Etsch entlang über Bozen nach Verona bietet durchweg ein schönes Panorama. Bald schwanden die armdicken Eiszapfen, welche an unseren Waggons hingen. Überall wurden die Fenster geöffnet, um die milde balsamische Luft Italiens einzuatmen und den so reizvollen blauen Himmel vor Augen zu haben. In Verona erlebten wir eine Szene, wie sie für die italienischen Eisenbahnverhältnisse so recht charakteristisch ist. Der Ägyptenexpreß, welcher aus zwei von der Hamburg-Amerika-Linie gestellten Wagen besteht, war unserm Zug, dessen Ziel Genua war, angegliedert und sollte nun von Verona direkt nach Neapel gehen. Auf dem Bahnhof in Verona entstand darob ein furchtbares Geschrei der Eisenbahnbeamten, da kein Mensch dort etwas davon wußte, obwohl der Zug seit Monaten in jedem Fahrplan angekündigt war. Wir überließen daher die Ägyptenreisenden ihrem Schicksal und waren froh, daß wir programmmäßig in Genua ankamen.

Am nächsten Morgen hatten wir gerade noch Zeit, einen kleinen Bummel durch Genua zu machen, während wir auf einen Besuch des mir von früher her schon bekannten weltberühmten Campo santo (Friedhof) leider verzichten mußten. Denn laut Mitteilung der Agentur hatten sich die Passagiere um ½12 auf dem Dampfer einzufinden. Zur festgesetzten Zeit begaben wir uns daher an Bord des „Großen Kurfürsten", der am Kai lag. Das Schiff, welches 13000 Tonnen faßt, macht seine gewöhnliche Reiseroute nach New-York und geht nur einmal im Jahr nach Australien. 1900 auf der Schichauwerft gebaut, ist es in ausgezeichnetem Zustande, und mit den modernsten Neuerungen versehen. Da der Suezkanal meist nur von Schiffen mit viel geringerem Tonnengehalt passiert werden darf, war es ein besonderes Glück für uns, daß wir gerade einen so großen Dampfer, auf dem sich die Reise viel ruhiger und bequemer gestaltet, erwischen konnten. Dank unseren guten Empfehlungen wurde uns eine sehr hübsche Kabine auf dem Promenadendeck angewiesen, in der wir uns bald mit unseren Koffern häuslich einrichteten, um dann unser von Hamburg gekommenes Gepäck im Laderaum zu begrüßen.

Die Kabinen auf dem Promenadendeck haben den Vorzug, daß man die Luken (Bull-Eyes) selbst bei hohem Seegang offen lassen kann und dadurch auch vor der Seekrankheit mehr geschützt ist. Bekanntlich sind die Luken laut gesetzlichen Bestimmungen in neuester Zeit so groß angelegt, daß man durch dieselben, wenn auch mit einiger Mühe, herausklettern kann. Diese

Einrichtung besteht, seitdem bei dem Brand eines Lloyddampfers im Hafen von New-York eine große Menge von Passagieren zugrunde gingen, da sie sich durch die engen Luken nicht ins Wasser retten konnten.

Nach dem Grundsatz „gleich schenken, das ist brav, dann wird er reussieren", machte ich mich mit dem Obersteward bekannt und drückte ihm sofort ein Pfund in die Hand, wofür er mir einen möglichst günstigen Platz

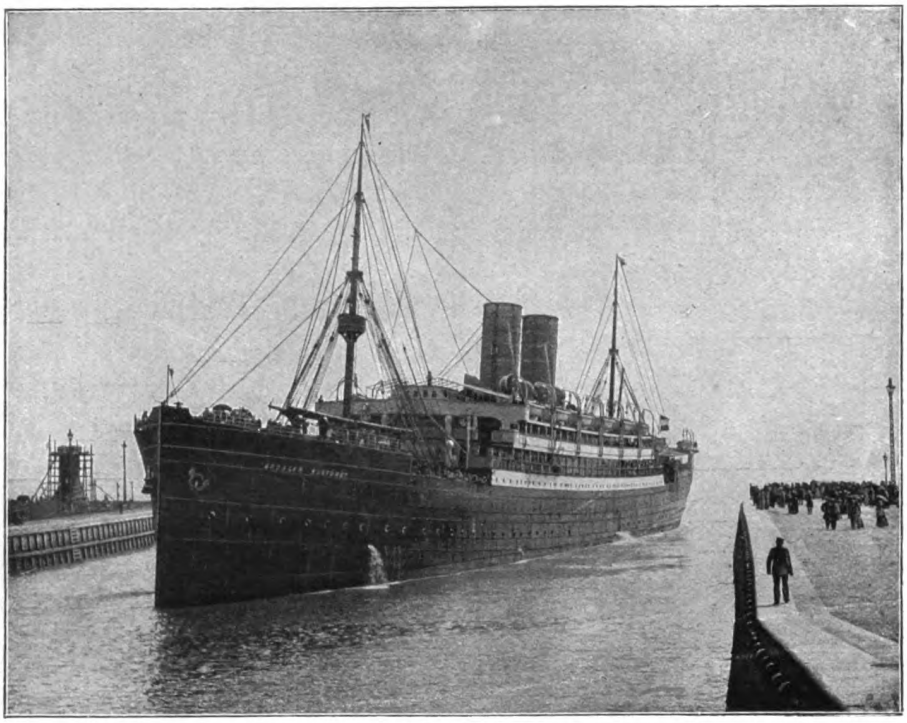


Abb. 12. Dampfer „Großer Kurfürst".

im Speisesalon versprach. Unterdessen war der Trubel am Kai und auf dem Schiff, wie er bei jeder Abfahrt herrscht, immer größer geworden, Passagiere kamen im Wagen angefahren, Koffer wurden an Bord geschafft und der Koch besorgte eilig seine nötigen Einkäufe, während in dem vorderen Teil des Schiffes die Dampfwinden noch die Fracht an Bord nahmen. Am Kai hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, welche das bunte Treiben beobachtete, teils auch zur Begleitung der Abreisenden gekommen war. Daneben fehlten nicht die italienischen Musikanten und Verkäufer von allerhand Eßwaren. Um 12 Uhr erscholl von der Kommandobrücke der

Ruf zur Abfahrt. Von einem kleinen Lotsenboot wurde der stolze Dampfer zur Hafenmole unter den Klängen der Schiffskapelle herausgeschleppt.

Der Meeresgott hatte es diesmal gnädig mit uns gemeint, denn auch nachdem wir schon weit in offener See waren, und der Lotse das Schiff verlassen hatte, zeigte sich die See fast gar nicht bewegt. Bei dem schönen, sonnigwarmen Wetter hatten wir auf Deck einen herrlichen Blick über die am Golf von Genua terrassenförmig aufgebaute Stadt. Ganz außerordentlich ruhig ging die Fahrt an Italiens Küste entlang, welche durch die scharf ins Meer vorspringenden, klippenförmigen Gebirge so sehr viel an Reiz gewinnt. Bald passierten wir auch die kleine Insel Elba und wurden durch ihren Anblick an den großen Eroberer erinnert. Wie sehr es sich empfiehlt, mit einem guten Fernglas versehen zu sein, zeigte sich hier rasch. Stundenlang kann man sich auf der offenen See die Zeit vertreiben, indem man bald da, bald dort mit dem Glas ein Fahrzeug entdeckt, verfolgt und sich bei einer Küstenfahrt alle markanten Punkte genau ansehen kann.

So visierten wir die Tibermündung und das Vorgebirge Monte Cercello, der Sage nach der Wohnsitz der Zauberin Circe u. a. m. Den Lunch hatten wir auf dem Schiffe eingenommen und konnten dabei die angenehme Wahrnehmung machen, daß die Verpflegung eine ganz ausgezeichnete war. Wie es auf vielen Dampfern nach New-York schon lange Zeit Sitte ist, wurde auch hier kein Menü serviert, sondern man konnte sich aus der sehr reichlichen Frühstückskarte so viel aussuchen, als man eben Lust hatte.

Im Speisesaal trafen wir zirka 70 Passagiere, welche, wie wir später erfuhren, zum größten Teil zum Vergnügen eine Reise nach Ceylon und Indien, nach Australien oder round the world unternehmen wollten. Mit besonderer Genugtuung erfüllte es uns, daß ein sehr großer Teil der Mitreisenden Deutsche waren, von denen einige mit der Leipziger Reisegesellschaft „Orient" eine Reise durch Indien unternehmen wollten, während verschiedene andere, darunter Offiziere mit ihren Gemahlinnen, einen Jagdausflug nach Ceylon planten.

Der überwiegende Teil der Gesellschaft bestand natürlich aus Engländern, welche nach Indien oder Australien fuhren. Hier auf der See spricht einer mit dem anderen, ohne daß er sich vorstellt. Daher bildeten die Engländer bald eine große Familie, in der man namentlich den ungezwungenen Verkehr der jüngeren Generation bewundern konnte.

Wir hatten auch die Ehre, mit einem indischen Fürsten reisen zu

dürfen, dessen Vater beim letzten Aufstand in Indien entthront worden war. Viele Söhne der indischen Radjas und Maharadjas sind von den Engländern zur Erziehung nach England geschickt worden, um sich dort mit europäischen Leben vertraut zu machen. Da sie hier mit reichlichsten Geldmitteln versehen werden, lernen sie bald ihre indische Heimat vergessen und sehen sie oft, wie auch in diesem Fall unser Fürst, erst nach vielen Jahren wieder und dann auch nur vorübergehend. Ich könnte noch mehr über diesen und andere interessante Mitreisende hier erzählen, welche ich alle in meinem Tagebuch näher aufgezeichnet habe, doch verbietet dies einmal die Diskretion und ferner der Raummangel.

Eine der angenehmsten Abwechselungen, welche das Bordleben bietet, ist das Abenddiner, zu dem die Damen in Gesellschaftstoiletten, die Herren im Smoking oder Frack erscheinen. Die Speisekarte eines Hiller oder Borchardts wird hier vom Schiffskoch noch übertroffen; ebenso ist der Lloyd bemüht, in seiner Weinkarte nur wirklich ausgezeichnete und daneben sehr preiswerte Marken zu führen. Kein Wunder also, daß wir dem Weinkeller tüchtig zusprachen und Sitzungen veranstalteten, wie ich sie seit meiner Heidelberger Korpsstudentenzeit nicht mehr mitgemacht hatte. Um eine längere Seereise beschwerdelos zu überstehen, ist aber doch das Einhalten einiger hygienischer Maßnahmen unbedingt erforderlich. Ich habe bei meinen vielen Schiffsreisen immer folgendes Prinzip durchgeführt. Wenn irgend möglich erhebt man sich vor Sonnenaufgang, um den so reizvollen und stets abwechselnden Aufgang beobachten zu können. Dann wird ein Seewasserbad genommen mit nachfolgender Süßwasserdouche, um den Roten Hund, einen sehr unangenehmen Hautausschlag, zu vermeiden. Um 8 Uhr wird englisch gefrühstückt. Vielfach behauptet man, daß es unmöglich ist, auf dem Schiff irgendetwas zu arbeiten. Meiner Meinung nach ist dies falsch. Die Zeit ist jedenfalls vorhanden, nur fehlt gewöhnlich die Energie. Fixiert man sich aber gleich von Anfang an bestimmte Arbeitsstunden und hält dieselben auch sofort ein, so kann man während einer längeren Reise eine recht umfangreiche Arbeit bewältigen, sei es, daß man auch nur ein ausführliches Tagebuch schreibt, sei es, daß man literarische Studien über die zu bereisenden Länder mit Hilfe der Schiffsbibliothek treibt. Jedenfalls kommt eine derartige geistige Arbeit auch dem Körper zugute. Andererseits gibt es auch Reisende, welche es tatsächlich fertig bringen, wochenlang weder eine Feder anzurühren, noch irgendein Buch zu lesen,

und am Schluß ihrer Reise selbst nicht mehr wissen, wie sie ihre Zeit vergeudet haben.

Nicht zu empfehlen ist bei Seereisen der Alkoholgenuß in den Vormittagsstunden und allzu reichliche Mahlzeiten. Man kann sich daran an den Engländern ein Beispiel nehmen, welche morgens zwar sehr ausgibig frühstücken, zum Lunch und zum Diner aber alle fetten Speisen und Süßigkeiten sowie Alkohol meiden. Allerdings findet man bei unseren englischen Vettern auch solche, die heimlich in der Kabine große Mengen Whisky zu sich nehmen.

Nach dem Lunch und nach dem Diner empfiehlt es sich, 1 bis 1 ½ Stunden auf dem Deck in ziemlich beschleunigtem Tempo spazieren zu gehen, sofern man es nicht vorzieht, sich abends an den stets üblichen Tanzunterhaltungen zu beteiligen. Auch das Einhalten einer regelmäßigen Schlafzeit ist bei den Strapazen einer größeren Reise unerläßlich.

Mit einer Geschwindigkeit von 15 Knoten hatten wir die Insel Ischia passiert und schon zeigten sich die Umrisse von Neapel. Zur Linken den Posilip, zur Rechten den noch schlafenden Vesuv, dessen Schönheit sehr dadurch gelitten hat, daß bei der letzten Eruption am 1. April 1906 ein Teil der Spitze in einer Höhe von 130 m einstürzte, fuhren wir in den Hafen von Neapel ein. Doch welch ein Unterschied zwischen früher. Stets hatte ich Neapel im Sommer gesehen bei hellblauem Himmel und bei ruhiger See. Jetzt war der Himmel bewölkt und auf der Stadt lag dunstiger Nebel. Wie sehr ich auch Alexander von Humbold, welcher Neapel, Lissabon, Konstantinopel, Stockholm und Rio de Janeiro zu den fünf schönsten Städten der Welt rechnete, damals beipflichten konnte, jetzt mußte ich dagegen protestieren, denn in nichts unterschied sich Neapel von irgendeiner anderen größeren Hafenstadt. So sehr wir über den Anblick Neapels enttäuscht waren, so sehr befriedigte uns allerdings später das echt italienische Leben in den Straßen. Unser Schiff hatte am Kai angelegt, so daß wir das gerade hier sehr unangenehme und für diejenigen, welche die Sprache nicht beherrschen, recht kostspielige Debarquement umgehen konnten.

An dem imposanten Schloß vorbei, weiter durch herrliche Parkanlagen entlang dem Meeresstrand, war unser Ziel das Aquarium, welches eine der schönsten und reichhaltigsten Sammlungen enthält. Nach wissenschaftlicher Einteilung geordnet, sieht man hier in den verschiedenen Behältern Seesterne, Quallen, Korallen, meterlange Aale, Kopffüßler und andere Bewohner des Meeres. Unsere Absicht, Pompeji, welches bei

meinem letzten Besuch einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, zu sehen, scheiterte daran, daß wir an einem Feiertag in Neapel waren, an dem sowohl Pompeji, wie auch die Museen in der Stadt geschlossen sind. Unser Führer, der sich uns angeschlossen hatte, machte uns daher den Vorschlag, uns durch die ärmeren Stadtviertel Neapels hindurchzuführen und einige interessante Spelunken zu zeigen.

Da man auf diese Weise immer am besten das Land und seine Leute kennen lernt und das Volksleben stets eine nie versiegbare Quelle der Unterhaltung und des Studiums ist, folgten wir mit Freuden. Gleich von der Hauptstraße, die zum Bahnhof führt, zweigen enge Gassen ab, in denen wir die für Italien so charakteristischen schmalen, hohen Häuser fanden, während fast zu jedem Fenster Wäsche zum trocknen ausgehängt war. In diesem Viertel kann man so recht beobachten, wie groß die Armut unter der italienischen Bevölkerung ist. Die Kinder starrten vor Schmutz und waren in Fetzen gekleidet. Die Kaufläden machten durch ihre Unreinlichkeit einen abschreckenden Eindruck, kurz, ich sah Bilder, wie ich sie zuvor nur im Orient gesehen hatte. Bei einem Maccaronibrater bestellten wir einige Portionen, die den Kindern auf Schüsseln gereicht wurden. Schlimmer als Raubtiere stürzten sich die Kleinen auf ihre Lieblingsspeise, faßten sie mit der Hand und wischten sie mit einer erstaunenswerten Geschwindigkeit und Geschicklichkeit in den Mund, wobei natürlich das ganze Gesicht mit Tomatensauce beschmiert wurde. Wie die Ratten krochen jetzt Kinder aus allen Ecken und Winkeln hervor, so daß wir in kurzer Zeit von über 100 umringt waren, welche unter Johlen, Pfeifen, Schreien, Kopfstehen, Schlagen von Purzelbäumen von uns Maccaroni erbettelten und sich schließlich an unsere Kleider anklammerten. Ein unaussprechlicher Ekel ergriff mich, und ich suchte zu entrinnen. Da fiel mir eine Rettung ein. Rasch entschlossen griff ich in die Tasche und unter dem Ruf „Una lira“ schleuderte ich einige Geldstücke in die Luft, denen nun die ganze Kinderschar nacheilte, sich bald in einen unentwirrbaren Knäuel verwandelnd.

Als wir an Bord zurückkehrten, hatte sich ein lebhaftes Treiben um das Schiff herum entwickelt. Zahllose kleine Boote tummelten sich um dasselbe, von denen aus Taucher ihre Künste produzierten, Verkäufer allerlei Tand, Muscheln und Korallen anboten und auf denen auch endlich die üblichen Mandolinenspieler das „Donna è mobile“ ertönen ließen, während glutäugige Neapolitanerinnen die Tarantella tanzten. Sie machten uns

den Abſchied von Europa ſchwer. Punkt 10 Uhr abends ging unſer Dampfer ohne Lotſen in die noch immer ruhige See. In unſeren Kabinen, welche wir vorſichtshalber hatten ſchließen laſſen, wobei man auch darauf achten muß, daß die Luken geſchloſſen werden, hatten wir keine Verluſte zu verzeichnen, denn nur allzuhäufig wird man gerade im Hafen von Neapel beſtohlen. Die herrliche Küſte von Sorrent und von Capri war leider unkenntlich. Um ſo mehr konnten wir uns aber an dem wundervollen Sternenhimmel ergötzen. Namentlich der Orion, der im Januar am glänzendſten leuchtet, ſtand in herrlichſter

Abb. 13. Bootsmanöver am Dampfer „Großer Kurfürſt".

Pracht am Himmel. Die Mondſichel iſt hier bei zunehmendem Mond ſchon viel mehr horizontal geſtellt, wie im Norden. Ich kann es begreifen, daß man, von der Schönheit einer derartigen Nacht im Zauber gehalten, einmal ſein Bett vollſtändig vergißt.

Nachdem wir am nächſten Morgen den feuerſpeienden Stromboli paſſiert hatten, fuhren wir kurze Zeit ſpäter in die Straße von Meſſina ein. Wer hätte gedacht, daß die alten, prächtigen, noch aus der Normannenzeit ſtammenden, am Kai gelegenen Gebäude Meſſinas ſo bald durch die Erdbeben in einen großen Trümmerhaufen umgewandelt würden. An der Küſte Kalabriens tauchte der Skyllafelſen auf, an deſſen Fuß das Städtchen Scilla liegt, während unweit davon der Charybdisſtrudel deutlich zu ſehen war. Nicht nur an die Abenteuer des Odyſſeus erinnerte mich die Fahrt,

sondern auch an eines, das ich selbst im Jahre 1899 erlebte, als ich von meiner Rückreise aus Transvaal die Straße von Messina querte, damals mit dem „König" der Deutsch-Ostafrika-Linie. Wir passierten zur Abendzeit die Straße, welche auf der Seite von Messina durch die zahllosen Lichter erhellt ist. Plötzlich geht durch den ganzen Schiffskörper eine heftige Bewegung, das Geschirr fällt zur Erde, wir selbst halten uns mit Mühe aufrecht und beobachten, daß sich das Schiff um sich selbst dreht. Ein englischer Kohlendampfer wäre trotz der verschiedenen Signale (wie gewöhnlich wird der Kapitän des Kohlendampfers zu stark dem Alkohol zugesprochen haben) in unseren Maschinenraum gefahren, wenn nicht unser sehr gewandter Kapitän L. Doherr das Schiff auf der Stelle hätte drehen lassen, wodurch wir dem Schicksal, angerannt zu werden, noch mit knapper Mühe entgangen waren.

Die Fahrt von Messina nach Port Saïd bietet keine Sonderheiten und wird von einem Dampfer, der wie der unsrige zirka 350 Seemeilen am Tag läuft, bei ruhigem Wetter in drei bis vier Tagen zurückgelegt.

Wir hatten auch eine Fahrt, so ruhig und so glatt, wie auf dem Wannsee in Berlin und konnten dabei, wie schon so oft, die teils azurblauen, teils smaragdgrünen Wellen des Mittelmeeres bewundern.

Durch zahlreiche Spiele, wie sie an Bord vielfach als Ringwerfen, Ballspiele usw. geübt werden, durch Tanzunterhaltung und a. m. kann man sich die Zeit vertreiben. So sieht man die Deutschen ihren Skat klopfen, während die Engländer und vor allem auch die englische Damenwelt das sehr empfehlenswerte Bridgespiel und die Amerikaner ihren Poker bevorzugen. Man hatte auch uns aufgefordert, sich an einer solchen Pokerpartie zu beteiligen. Da ich aber schon früher mit dem Jeu auf Schiffen schlechte Erfahrungen gemacht hatte, lehnte ich ab, zumal ich lieber mein Geld, wenn man nun einmal vom Spielteufel gepackt wird, in Monte Carlo oder wenigstens an meine guten Freunde, aber nicht an Unbekannte verlieren will. Wie begründet diese Vorsicht war, ging daraus hervor, daß zwei Mitreisende in Port Saïd das Schiff verlassen mußten, da man sie, wie dies ja leider so häufig beim Hasardieren vorkommt, beim Falschspiel ertappt hatte.

Je zurückhaltender man überhaupt an Bord und auf Reisen ist, desto mehr bewahrt man sich seine Selbständigkeit, ist jeder Verpflichtung enthoben und spart sich oft viele Unannehmlichkeiten.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß man sich den an Bord arrangierten Vergnügungen und Spielen fernhalten soll, wie z. B. den Sweepstakes.

Jeder Passagier zahlt einen Schilling und zieht dafür eine Nummer. So wurden Nummern von 280 bis 420 verkauft. Selbstverständlich kann man sich für Geld auch mehrere Nummern lösen. Am nächsten Tag zur Mittagszeit, also kurz vor 12 Uhr, wo jedesmal die zurückgelegte Distanz des Dampfers in Seemeilen ausgerechnet, angeschlagen und die Stelle, wo man sich jetzt auf dem Meer befindet, mit einem kleinen Fähnchen auf der Weltkarte markiert wird, findet nun eine Versteigerung der Nummern statt, wobei natürlich diejenigen Nummern, welche der Durchschnittszahl der erreichten Seemeilen vermutlich am nächsten kommen, oft für mehrere Pfund versteigert werden. Der Besitzer des Loses erhält die Hälfte des Gebotes, ist aber dann vom Gewinn des Loses ausgeschlossen, während die übrige Hälfte in die allgemeine Kasse fließt und zu den Preisen verwandt wird. Natürlich kann er auch sein Los behalten, sofern er den gesteigerten Preis überbietet und diesen in die Kasse zahlt. Je nach der zurückgelegten Seemeilenzahl hat dann eine bestimmte Nummer, sagen wir Nr. 358 gewonnen, während man als zweiten Preis Nr. 378 und 338 annimmt, damit bei der Versteigerung auf eine größere Anzahl von Nummern geboten wird.

Auf unserer Fahrt hatte ein nach Australien reisender Engländer zweimal das Glück, den ersten Preis (mehrere Pfund) zu gewinnen und ließ in seiner Großmütigkeit drei Flaschen echte Schnäpse im Rauchzimmer zu jedermanns Benutzung aufstellen.

Wer sich etwas wissenschaftlicher unterhalten will, tut gut daran, sich mit dem Kapitän, dem Schiffsarzte und dem I. Maschinisten bekannt zu machen. In Dr. St. fand ich einen beim Lloyd schon seit vielen Jahren angestellten, ebenso ausgezeichneten Arzt wie hervorragenden Gesellschafter, der uns viel Interessantes von seinen Reisen, die er in alle Weltteile gemacht hatte, erzählte.

Die Stellung eines Schiffsarztes auf einem großen Dampfer ist eine ganz außerordentlich verantwortungsreiche. Hat doch derselbe sein ganzes Wissen und Können aufzubieten, damit nicht etwa Seuchen vom Schiff aus aufs Land verschleppt werden und umgekehrt. Namentlich bei Massenepidemien, welche häufig unter den Zwischendeckpassagieren ausbrechen, hat der Betreffende eine enorme Arbeitsleistung zu bewältigen. Um so erfreulicher war es mir, zu hören, daß jetzt durch die Organisation des Leipziger Verbandes auch die Stellung der Schiffsärzte gebessert ist.

Die vielen interessanten Geschichtchen, die unser Kapitän bei dem Nach-

mittagsspaziergang in charmanter Weise auf der Reeling erzählte, haben uns manche gemütliche Stunde bereitet. Mit Stolz teilte er uns mit, wie sehr unsere Deutschen in den letzten Jahren aus sich heraus gegangen seien, wieviel mehr größere Reisen unternommen würden, und wie der deutsche Handel in Asien immer mehr aufblühe.

Um sich die Zeit zu vertreiben, benutze man die Nachmittagsstunden dazu, sich einmal einen derartigen Ozeandampfer à fond anzusehen. Rasch hat man sich über die oberhalb des Wassers befindlichen Räume orientiert, wobei man nicht genug die überaus zweckmäßige Einteilung eines solchen Ozeanriesen, die geräumigen Speisesäle, die Rauchkabinen, die Musikzimmer usw. bewundern kann. Neuerdings ist man sogar so weit gegangen, daß sich auf den Dampfern des Lloyds ein Zandersaal befindet, in dem man an geeigneten Apparaten Gymnastik treiben soll. Auf der Mehrzahl der größeren Schiffe sind auch Gott sei Dank für die Kinder extra Spielzimmer eingerichtet. Natürlich fehlt auch nicht die Dunkelkammer für denjenigen, welcher die aufgenommenen Photographien gleich zu entwickeln beabsichtigt. Um einen derartigen Dampfer genau zu studieren, kann man täglich mehrere Stunden verbringen. Ein Besuch der zweiten Klasse, die sich von der ersten fast nur durch den Namen unterscheidet und des Zwischendeckes, das sich auf deutschen Schiffen durch peinliche Sauberkeit auszeichnet, ein Besuch der Küchenräume und der auf den meisten Schiffen jetzt angebrachten Markonistationen ist für jedermann interessant. Kurz vor Messina hatten wir mit dieser Station, welche auf der Kommandodecke des Schiffes eingerichtet war, Bekanntschaft gemacht, indem wir eine drahtlose Depesche nach Berlin sandten. Eine kleine Kabine genügt zur Unterbringung der Apparate, während der Strom durch die Maschine in einer einen halben Meter langen Ruhmkorffspule erzeugt wird. Der Telegraphist hat zwei Hörer am Ohr, mit denen er die Schallwellen auffängt, während sonst in der üblichen Weise telegraphiert wird. Die Drähte gehen vom Dach der Kabine an einen zwischen beiden Schornsteinen des Schiffes ausgespannten Draht, von dem die Schallwellen aufgenommen werden. Für 12 Worte hatten wir für unser Telegramm 10 Mark zu zahlen. Je nach der Entfernung steigt die Taxe. Unser Telegramm wurde an einer, an den langen aufgestellten Stangen deutlich kenntlichen Markonistationen an der Küste von Sizilien aufgefangen.

Unter der Führung des ersten Maschinisten, eines überaus liebens-

würdigen und sehr gebildeten Herrn, lernten wir nacheinander auch alle übrigen Geheimnisse des Schiffes kennen. So vor allem die Maschinenräume, die Dampfsteuerung, das Notsteuer, die durch Ammoniak betriebenen Kühlräume, in denen der Proviant für die Hin- und Rückreise aufgespeichert ist.

Unsere Maschine hatte 9000 Pferdekräfte. Die Kessel werden von 36 Feuern aus geheizt. Der verbrauchte Dampf wird wieder kondensiert

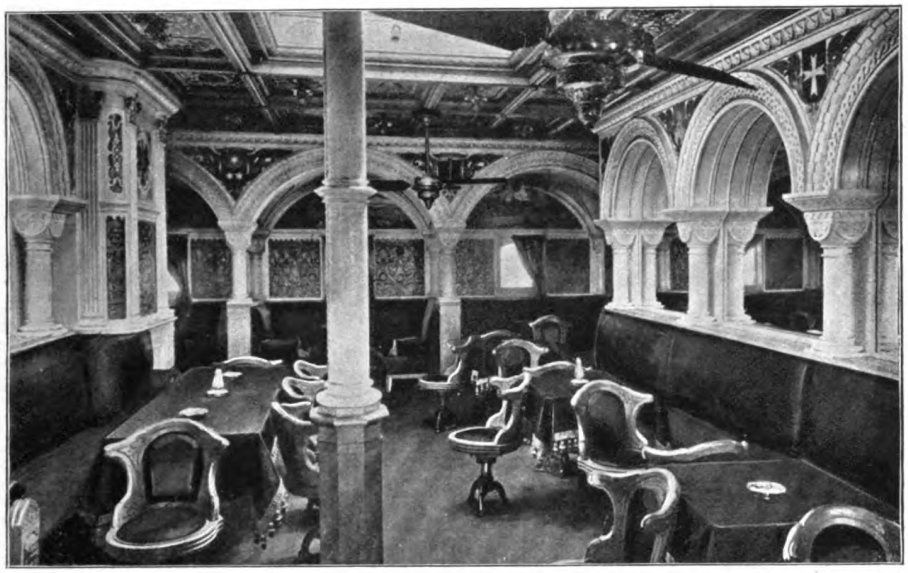


Abb. 14. Dampfer „Großer Kurfürst"; Rauchsalon I. Klasse.

und weiter als Wasser für die Maschine benutzt. Dabei kommt nur Süßwasser zur Verwendung, da Salzwasser im Kessel zu sehr ansetzt. Es befinden sich daher 2100 Tonnen Süßwasser als Reservemaschinenwasser in einem durch das ganze untere Schiff gehenden abgeschlossenen Raum. Sind diese Wassermassen verbraucht, so existiert eine elektrische Maschine, die Meerwasser in Süßwasser verwandeln kann. Die Maschine braucht 160 Tonnen Kohlen täglich, was 0,68 Kilo pro Pferd und Stunde ausmacht, ein, wie uns der Maschinist mitteilte, günstiger Prozentsatz. Die Anlage der Maschinenräume ist in jeder Beziehung bewundernswert. Vor allem fällt die peinliche Sauberkeit in all diesen Räumen auf. Durch Luftschächte wird frische, kühle Seeluft von Bord aus nach den Maschinenräumen geleitet und dadurch der Aufenthalt dort erträglich gemacht.

Hat man einen derartigen Maschinenraum besichtigt und gesehen, mit welch kompliziertem Mechanismus die von den Maschinen entfernten Schiffsschrauben in Bewegung gesetzt werden, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie gründlich der erste Maschinist eines Dampfers ausgebildet sein muß, und wie schwierig es oft für ihn ist, Reparaturen auf offener See bei irgendwelchen Störungen auszuführen. Außer der großen Maschine sind noch 30 kleinere Maschinen tätig, so eine Eismaschine, Maschinen für die Bäckerei, Fleischerei, Maschinen für die Erzeugung der Elektrizität und Zentralheizung, ja selbst eine Kartoffelschälmaschine ist vorhanden.

Hat man Tags über reichlich Gelegenheit, sich die Zeit zu vertreiben und sein Wissen zu mehren, so fehlt es auch an den Abenden nicht an Abwechslung. Ab und zu wird ein Kapitän-Diner arrangiert, bei dem es nun sehr hoch hergeht. Der Koch hat sich an solchen Tagen besondere Mühe gegeben, während die kulinarischen Genüsse auf einer künstlerisch ausgestatteten Speisekarte aufgeführt werden. Am Schluß der Tafelrunde hatten wir noch eine ganz nette Überraschung. Plötzlich waren die Lichter in dem ganzen Speisesaal ausgegangen und unter den Klängen der Musik marschierten einige 20 Stewards im Paradeschritt mit den Eispuddings in den Speisesaal, welche in Form von Leuchttürmen aufgebaut waren und eine dementsprechende Illumination aufwiesen. Bravorufe und Händeklatschen lohnten die vielen Mühen der Schiffsverwaltung, während ein früherer holländischer Gesandter, Graf v. B., in deutscher Sprache eine sehr nette Rede auf den Kapitän und das Schiff hielt.

Letzterer erwiderte sehr liebenswürdig erst in deutscher und dann in englischer Sprache.

Eine schöne Abwechslung in den Abendunterhaltungen bieten auch die Maskenbälle, welche namentlich hinter Port Said häufiger arrangiert werden. Hier hat sich die holde Weiblichkeit mit allerlei Putz versehen, und man muß die Kombinationsgabe der Damen immer wieder bewundern, welche aus geringen Mitteln die wirksamsten Maskenkostüme hervorzuzaubern imstande sind. Die schon öfter derartige Reisen gemacht haben, führen auch in ihrer Garderobe Maskenkostüme mit. Trotzdem bleiben die improvisierten Kostüme stets auch die originellsten. So war es auch bei dem Maskenball, den ich auf meiner jetzigen Seereise erlebte und den der Kapitän auf den 18. Januar während der Fahrt zwischen Aden und Colombo auf dem indischen Ozean angesagt hatte. Einstimmig wurde der liebens-

würdigen Gemahlin eines Herrn, den ich als Mitglied des Heidelberger S C's kennen gelernt hatte, die Siegespalme zuerkannt. Sie hatte sich das Originalkostüm eines Chinesen zu verschaffen gewußt. Eine bildhübsche kleine Engländerin hatte sich als Nonne maskiert und den zweiten Preis bei der Konkurrenz davongetragen. Man sollte es nicht für möglich halten, aber tatsächlich hatte sich ein Australier darüber beschwert, daß sich diese Engländerin im Kostüm einer Schwester nachher am Tanz beteiligte. Was gibt es doch für bigotte Menschen! Unter den Klängen der Schiffskapelle saßen wir noch spät bis in die Nacht hinein und ließen uns unsere Lieblingslieder vorspielen, den damals bekannten Matschitsche und die Tonkinoise, während wir zum Entgeld mehrere Runden für die braven Musikanten schmissen.

Wer zum Schlafen nachts keine Lust hat, kann sich bei klarem Sternenhimmel einen großen Genuß verschaffen, wenn er nach eingeholter Erlaubnis eine Nacht auf der Kommandobrücke verweilt und sich von den Offizieren daselbst in die Führung des Schiffes, Handhabung des Kompasses, Steuerung u. a. m. einführen läßt. Wiederholt habe ich in unbeschreiblich schönen Nächten auf der Kommandobrücke gestanden und die Sternbilder der südlichen Hemisphäre studiert. Zwar reicht der Glanz des südlichen Sternenhimmels nicht an die Pracht im hohen Norden heran. Man braucht einige Zeit, bis man die bekannten Sternbilder, so den großen Bären, den Orion und die Milchstraße, welche sich natürlich, je weiter man nach Süden kommt, in einer ganz anderen Lage befinden, erkannt hat. Deutlich sieht man das für die südliche Hemisphäre charakteristische Sternbild des südlichen Kreuzes, welches besonders im Januar nach 12 Uhr in Gestalt eines liegenden Drachens am Horizont erscheint.

Bei der Fahrt auf dem Ozean richtet man sich hier immer nach dem Orion, nach dessen Stand man auch mit besonderen Apparaten die Abweichung der Magnetnadel kontrollieren kann (auspeilen). Noch dreierlei Ereignisse machen das Aufbleiben über Nacht lohnenswert. Es ist dies einmal das Zusammentreffen mit Schiffen derselben Linie. Sobald der Kapitän ein Schiff seiner Linie dem Datum nach in seiner Nähe vermutet, brennt er ein bestimmtes Magnesiumfeuer ab, welches, falls die Vermutung richtig war, durch ein entsprechendes gleiches Feuer auf dem andern Schiff erwidert wird. Ebenso ist es interessant zu beobachten, wenn sich zwei Schiffe während der Nacht mit dem Morseapparat zutelegraphieren.

Ein ganz phänomenales Naturschauspiel sind die Gewitter, welche man relativ häufig auf der See des Nachts erlebt. Nirgends habe ich den Donner so rollen gehört, nirgends derartige Blitze, durch welche das Firmament in Tageshelle verwandelt war und die hoch vom Himmel herab in langen Streifen bis in das Meer hinabfuhren, gesehen, wie gerade bei einem Gewitter auf hoher See. So erhaben ist das Naturschauspiel, daß man jegliche Gefahr dabei vergißt und nur in Bewunderung dasteht. Weniger häufig hat man das Glück, Meeresleuchten zu beobachten. Der geübte Seefahrer weiß gewöhnlich schon ein derartiges Schauspiel vorherzusagen. Es sind gerade diejenigen Nächte, deren unklarer Himmel durch dumpfige Luft verhüllt wird, in denen man das seltsame Aufleuchten der Meeresoberfläche bewundern kann. Nach Haeckel kommt es dadurch zustande, daß kleinste mit dem bloßen Auge nicht sichtbare Lebewesen an der Oberfläche der tropischen Gewässer erscheinen und, da ihre Umhüllung phosphorhaltig ist und im Innern ihres Körpers sich glashelle Flüssigkeit findet, in dunklen Nächten fluoreszierendes Licht von sich geben. Daher kann das Meer in weiter Umgebung des Schiffes in eine silberglänzende stark lichtausstrahlende Fläche verwandelt werden. Abgesehen von diesen Leuchttierchen sollen auch noch andere Tiere, Quallen und Medusen, die Fähigkeit des Leuchtens besitzen, wobei die außerordentliche Durchsichtigkeit des Meerwassers die Leuchtkraft erhöht.

Manchmal kann man das weniger erfreuliche, traurige Schauspiel einer Beerdigung an Bord sehen. In den Maschinenräumen hatte ein Heizer einen Hitzschlag erlitten, von dem er sich trotz kalter Übergießungen und aller angewandten Herzmittel nicht mehr erholte. In der Nacht mußte er daher über Bord beerdigt werden. Die Leiche wird dabei in einen Sack genäht und auf ein Brett festgeschnürt, welches mit Maschinenteilen beschwert ist. Das Schiff stoppt für einige Minuten, der Kapitän spricht ein kurzes Gebet und das Brett wird von Matrosen über das Hinterteil des Schiffes ins Meer geworfen, ein recht ergreifender Anblick, dem ich schon wiederholt beigewohnt habe. Jederzeit kann aber auch auf diesen großen Dampfern für besser Situierte eine Einbalsamierung stattfinden, zu welchem Zwecke stets zwei Metallsärge an Bord mitgeführt werden.

So angenehm sich eine Reise zur See bei ruhigem Meer gestaltet, soviel Mißlichkeiten bringt sie bei unruhigem Wetter mit sich. Über das Wesen und die Behandlung der Seekrankheit ist so viel geschrieben und geredet

worden, daß ich mich hierüber nur kurz auslasse. Experimentelle Versuche an Kaninchen, welche man in besonders hergerichteten Apparaten Wellenbewegungen aussetzte, und die dann nach Eintreten des Erbrechens getötet wurden, um Magen und Gehirn einer genauen Untersuchung zu unterziehen, haben zu keinem eindeutigen Resultate geführt. Man schwankt noch, ob man die Seekrankheit auf eine Erkrankung des Gehirns oder auf eine solche des Magens zurückzuführen hat. Meiner Meinung nach rührt sie daher, daß durch die Schwankungen des Körpers an Bord eines Schiffes die Gehirnzirkulation unregelmäßig wird, das Gehirn sich daher in fortdauernden Unterbrechungen, teils in Blutfülle teils in zu großer Blutleere befindet. Dadurch wird vor allen Dingen der zehnte Gehirnnerv gereizt, welcher Herz und Magen versorgt. Es entstehen die Beschwerden der Seekranken, nämlich Beklemmungen und vor allen Dingen Magenverstimmungen. Trotzdem man in Paris eine Association contre le mal de mer (Bd. du Port-Royal) gegründet hat, ist man in der Behandlung der Seekrankheit nicht viel weiter gekommen. Weder Kabinen, welche sich in senkrecht zueinander kreuzenden Angeln bewegen und sich dadurch immer in die horizontale Lage einstellen, noch besonders konstruierte Stühle oder innerliche Mittel haben die Seekrankheit auszurotten vermocht.

Auch das viel empfohlene Volksmittel, daß man mit Speise und Trank möglichst schwer geladen der Seereise entgegen geht, wirkt in vielen Fällen nicht. Viel wichtiger ist es, daß das Schiff schwer geladen ist und dadurch namentlich die kleineren Wellenbewegungen nicht mitmacht. Wenn sich mir etwas gegen Seekrankheit bewährt hat, so war es einmal die horizontale Lagerung an Deck, verbunden mit einer Umschnallung der Magengegend, sei es durch Gummi- oder Flanellbinden. Auch heiße Kompressen auf den Kopf und das Tragen von schwarzen Augengläsern sind empfehlenswert. Wer zur Seekrankheit neigt, sollte sich nur größere Schiffe, wenn möglich, aussuchen, mit geräumigen Kabinen und luftigen Speisesälen. Vor allem aber kann man durch Energie sehr gut in kurzer Zeit die Krankheit überwinden, besser wie durch die vielen angepriesenen Mittel, wie Validol, Antinausin u. a. m.

Am 10. Januar wurden wir frühmorgens durch das entsetzlich anzuhörende monotone Geschrei der arabischen Kohlenträger aufgeweckt, nachdem unser Schiff in Port Said Anker geworfen hatte, um sich jetzt mit frischem Kohlenproviant zu versehen. Zu beiden Seiten lagen große mit Kohlen gefüllte

Holzkähne und hunderte von dürftig gekleideten hellbraunen Arabern schleppten in Körben die schwarzen Diamanten an Bord. Sobald auf dem Schiffe gekohlt wird, suche ich, wenn irgendmöglich zu entrinnen. Ich ging also in dem mir schon von früheren Reisen bekannten Port Said an Land. Angenehm wurde man berührt, daß man jetzt für die Übersetzung vom Schiff nach dem Land eine einheitliche Taxe von ½ Schilling zu entrichten hat, wie denn überhaupt die Engländer in bewundernswerter Weise geordnete Zustände in ganz Ägypten eingeführt haben.

Port Said hat 3500 Einwohner, ein Viertel davon sind Europäer, meist Franzosen und Griechen. In seinem ausgedehnten Hafen sind stets Schiffe aller Nationen vertreten. Die aus Holz gebauten, bunt angestrichenen zweistöckigen Häuser sind mit flachen Blechdächern versehen. Kinder jeden Standes sind in Port Said bunt zusammengewürfelt und gehen teils ehrlich, teils unehrlich ihrem Gewerbe nach. Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß sich in keiner Stadt so widerwärtiges Gesindel herumtreibt, wie gerade in Port Said.

Überrascht ist man über die schönen ebenmäßigen schlanken Gestalten der Araber mit ihrer kaffeebraunen Hautfarbe und ihrem stark gekräuselten Filfilhaar, welches sie als Moslems mit einem roten Fez bedecken, während alle diejenigen, die von Mohammed direkt abzustammen glauben, noch um den roten Fez einen weißen Turban gebunden haben. Vielfach sieht man auch schon den afrikanischen Neger von der Somaliküste, kenntlich an dem herrlichen Ebenmaß seiner Glieder, der viel dunkleren Hautfarbe und dem starken Vorstehen des Unterkiefers (Prognatie). Weder die Straßen von Port Said, in denen man zahlreiche Shops für Lebensmittel, Kuriositäten, Zigaretten findet, noch die mit dem Halbmond geschmückten Moscheen, oder das Araberdorf bieten dem Kenner von Ägypten etwas besonderes.

Nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsere Reise fort und fuhren unter den Klängen der Kapelle an dem herrlichen Bau der Suezkanalgesellschaft, dem holländischen Haus und anderen ins Auge fallenden Gebäuden vorbei.

Unser Promenadendeck hatte sich in unserer Abwesenheit in einen fliegenden Basar verwandelt. Ägyptische Kaufleute hatten auf Tüchern Teppiche, gestickte Decken, ägyptische Vorhänge, Kunstgegenstände und anderes mehr ausgebreitet, welches sie nun in ziemlich aufdringlicher Weise zum Kaufe ausboten. Vergeblich versuchten sie ihre Kunst bei uns, da wir mit mehr Interesse die Fahrt im Kanal beobachteten. Der Suezkanal

stellt eine zirka 100 Meter breite Wasserstraße vor, an deren Ufern ab und zu Pflanzungen zu sehen sind. Am Anfang des Kanals liegt dicht neben ihm eine seeartige Erweiterung, auf der man viele Segelschiffe kreuzen sieht. Eine Unmenge von Vögeln, vor allem Flamingos und Cormorane halten sich hier auf. Nach kurzer Fahrt wird das Bild recht monoton, da zu beiden Seiten des Kanals die Wüste beginnt, und man nur ab und zu eine Karawane oder die von Port Said nach Suez führende Eisenbahn zu Gesicht bekommt. Die Fahrt durch den Kanal, welche zirka 12 Stunden dauert und bei Nacht nur dann ausgeführt werden darf, wenn das Schiff mit einem Scheinwerfer versehen ist, kostete unserem Dampfer, entsprechend seinem Tonnengehalt, 60 000 Mark. Die Schiffe werden telephonisch angemeldet, da größere Schiffe sich dadurch ausweichen, daß sie in besondere Ausbuchtungen einfahren, so daß dann ein Schiff passieren kann. Bei kleineren Schiffen findet die Passage derart statt, das eines derselben am vorderen und hinteren Schiffsende mit Seilen am Ufer des Kanals festgemacht wird. Die erste Ausweichestelle findet sich am Menzalehsee, eine der damals fruchtbarsten Gegenden des alten Ägyptens, die zweite bei Elkantara, wo auch die von Ägypten nach Syrien gehenden Karawanen auf einer Fähre den Kanal passieren, während etwas weiter südlich eine Pilgerstraße für die Mekkapilger den Kanal auf Fähren kreuzt.

Am Dattelsee und am Timsahsee vorbei kommt man zu der während des Kanalbaues entstandenen Stadt Ismailia, wo der Süßwasserkanal, der bei Kairo den Suezkanal mit dem Nil verbindet, einmündet.

Nachdem man dann noch die ziemlich ausgedehnten Bitterseen passiert hat, an deren Ein- und Ausgängen sich Leuchttürme befinden, gelangt man ans Ende des Kanals bei der ägyptischen Handelsstadt Suez. In den Jahren 1859—1869 von Ferdinand von Lesseps erbaut, bringt der Kanal den englischen Aktionären einen geradezu enormen Gewinn.

In nächster Nähe von Suez kann man die Mosesquellen aufsuchen, wo die Israeliten das Rote Meer passiert haben sollen. Von Suez dauert es noch einige Stunden, bis man in den berüchtigten Kochkessel, das offene Rote Meer, eingefahren ist. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich im August 1899 bei einer Temperatur von über 60° das Rote Meer durchquerte und volle vier Tage lang zu jeder körperlichen und geistigen Tätigkeit unfähig war. Passiert man zu einer derartig heißen Zeit das Rote Meer, so kann man es an Deck nicht aushalten, da beim geringsten Wind der

aufgepeitſchte heiße Wüſtenſand das Geſicht wie mit tauſenden glühenden Nadeln ſticht.

Diesmal ſollte es anders kommen. Wir durchfuhren das ganze Rote Meer, ohne daß ſich auch nur die geringſte Hitze bemerkbar machte. Vorbei an dem auf der Oſtſeite des Roten Meeres gelegenen Sinaigebirge ſahen wir ſpäter Mekka, die Geburtsſtadt Mohammeds.

An der Weſtküſte iſt Maſſaua bemerkenswert, bekannt aus den Feld=

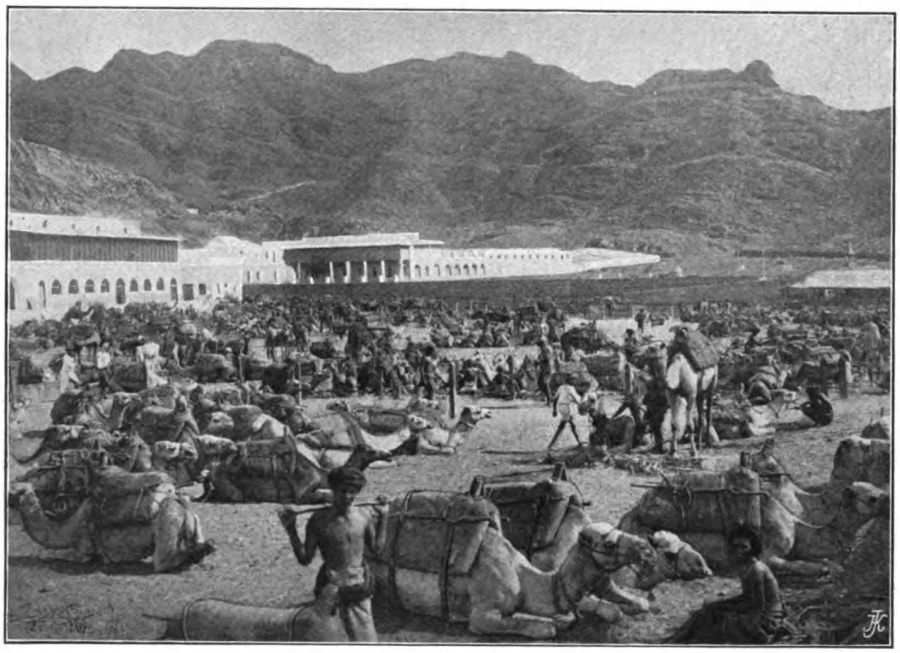


Abb. 15. Der Kamelmarkt in Aden.

zügen gegen Abeſſinien, während ſpäter wieder auf der anderen Seite Mokka mit ſeinen zahlreichen Moſcheen und Minarets ſichtbar iſt.

Da das Rote Meer zahlreiche Korallenriffe aufzuweiſen hat, iſt für die Dampfſchiffe ein genauer Kurs vorgeſchrieben. Für Segelſchiffe iſt die Paſſage zu gefährlich.

Der Kurs geht daher vorbei an den Abu=Ail=Inſeln, an der Inſel Perim, in die Straße von Bab el Mandeb und dann auf Aden zu, das wir kurz nach Mitternacht erreichten. Die Lage von Aden gleicht derjenigen von Gibraltar, indem rings um die Stadt ſich ſchroffe Felſenklippen erheben, auf denen die engliſchen Befeſtigungen untergebracht ſind. Die Haupt=

bedeutung Adens liegt jedoch nicht darin, daß von hier aus die Straße von Aden beherrscht werden kann, sondern daß es als Kohlenstation für alle nach Afrika und Ostasien gehenden Dampfer ein unerläßlicher Aufenthaltsort wird und ähnlich wie Zansibar ein Knotenpunkt für den afrikanischen wie asiatischen Handel bildet. Berühmt ist der Kamelmarkt in Aden, auf dem sich tausende von Kamelen mit Waren aus dem Innern Arabiens einfinden. Der Fremde hat Gelegenheit, Muscheln, Antilopengeweihe, Felle, Zähne von Sägefischen,

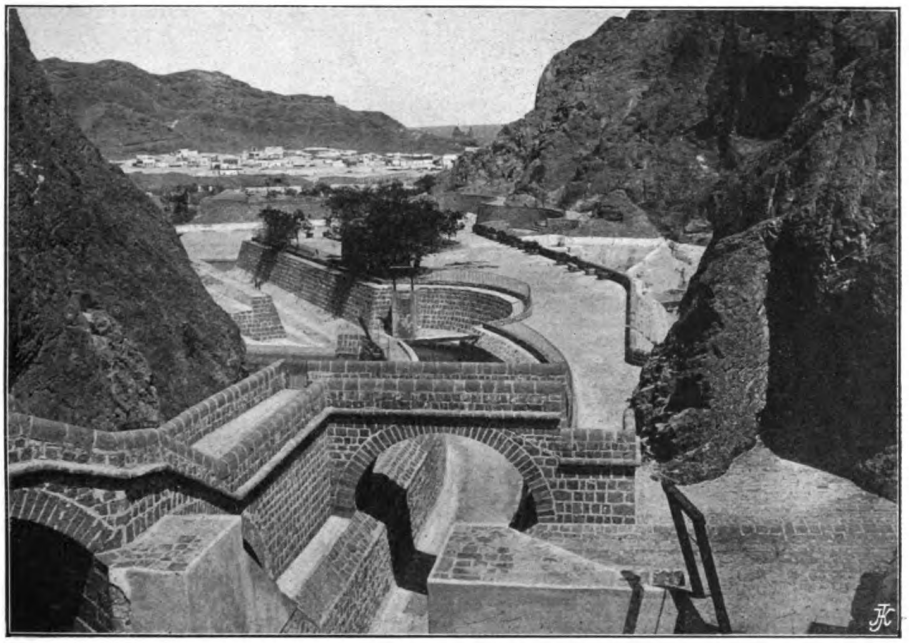


Abb. 16. Die Tanks bei Aden.

niedlich geflochtene Körbchen und vor allem Straußenfedern einzukaufen. Zirka anderthalb Stunden von Aden entfernt sind die berühmten, von Engländern erbauten 50 Wasserreservoirs oder Tanks, von denen aber nur noch 13 im Gebrauch sind. Zur Zeit des Monats Mai bis August ist die Fahrt ans Land, welche zirka eine Stunde dauert, ebenso gefährlich wie kostspielig. Auch der Indische Ozean, dessen azurblaue Farbe im Gegensatz zu der mehr braunroten Farbe des Roten Meeres auffällt, ist reich an Korallenriffen. Gleich am Anfang passiert man die Insel Sokotra, berüchtigt wegen der sie umgebenden Korallenriffe, an denen 1887 der Lloyddampfer „Die Oder" strandete.

In den nächstfolgenden vier Tagen sollten wir nur noch Meer zu sehen bekommen. Aber trotzdem ist die Fahrt nicht uninteressant, da man zahlreiche Bewohner des Meeres, die, wie die Räder eines Schraubendampfers durch das Meer dahinziehenden und das Schiff oft lange Zeit begleitenden Delphine, ferner fliegende Fische, Haie, Seequallen und anderes mehr zu sehen bekommt.

Auf dieser Fahrt lernte ich auch zum ersten Mal die Windhosen kennen. Man sah zwei dunkle, baumdicke Säulen aus dem Wasser hunderte von Metern hoch aufsteigen, in deren hellerer Mitte man das durch Strudel und Wind in die Höhe geschleuderte Wasser erkennen konnte. Diese Bewegungserscheinungen in der Atmosphäre sind nur dadurch zu erklären, daß über der Wasseroberfläche von allen Seiten Luft zusammenströmt, in kreisförmige Bewegung gerät und nun in Spiralwindungen aufwärts steigt. Einerlei, ob diese Luftströmung auf dem Wasser (Wasserhosen) oder auf dem Land (Landhosen) zustande kommt, wird alles innerhalb dieses Luftstromes und auch noch in nächster Umgebung desselben viele hunderte von Metern in die Höhe geschleudert und dadurch vernichtet.

Auf der Fahrt von Port Said nach Bombay ist das Leben auf dem Zwischendeck höchst interessant, namentlich dann, wenn eine größere Anzahl von Arabern, Mohammedanern, Indern usw. das Deck belebt. Hier kann man so recht die Gebräuche des Muselmannes studieren, wie er seine Waschungen vornimmt, wie er sich sein Essen selbst zubereitet und wie er endlich bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf dem stets mitgeführten Gebetteppich seine Gebete verrichtet. Hier ist auch die einzige Möglichkeit, den mohammedanischen Frauen einmal näher ins Antlitz zu sehen; man ist jedoch gewöhnlich sehr enttäuscht, da ich wenigstens von orientalischer Schönheit bei diesen Mohammedanerinnen sehr wenig gesehen habe. Aber auch die mitfahrenden Europäer bilden hier eine bunt zusammengewürfelte Gruppe. So sieht man denn die Italiener dem Lotto und dem berüchtigten Morraspiel fröhnen, während ihre Frauen unter den Klängen der Harmonika die Nationaltänze aufführen. Spanier und Portugiesen beobachtet man beim Ringwerfen, Franzosen lebhaft gestikulierend und selbstgedrehte Zigaretten rauchend, die Deutschen beim Skat und bei einem Glase Faßbier. Es ist bei gutem Wetter auch für die Zwischendeckpassagiere eine derartige Seereise eine Erholung. Scheinbar frei von aller Sorge geben sie sich den Reizen einer Meeresfahrt hin. Auf dem Vorderdeck wird zum Schutz gegen die

Sonne ein Sonnensegel aufgespannt. Überall sind Hängematten angebracht, welche sie auch während der Nacht ihren weniger angenehmen Schlafstellen und Massenquartieren vorziehen. Manche von ihnen haben wohl bessere Zeiten gesehen. Häufiger kommt es vor, namentlich bei den Arabern, daß sich nachts einer über Bord stürzt und von den gierigen Wellen des Ozeans verschlungen wird. Zwar stoppt das Schiff auf den Ruf „Mann über Bord" und das Rettungsboot wird ausgesetzt, aber nur selten läßt sich der Ozean sein Opfer entreißen.

Wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, durchschnitt unser Schiff mit einer Geschwindigkeit von 16 Seemeilen den indischen Ozean und legte eine tägliche Durchschnittsgeschwindigkeit von 360 Seemeilen zurück, obwohl auf der Fahrt ostwärts die Uhr im ganzen um 12 Stunden vorgestellt wird, was einem täglichen Zeitverlust von 30 Minuten gleichkommt.

Je näher wir Colombo kamen, desto mehr machte sich eine schwüle Hitze bemerkbar, so daß wir bald ganz weiß gekleidet erschienen. Unwillkürlich wurde die Erinnerung an die Berliner Bekannten wachgerufen, die jetzt voraussichtlich im Pelzwerk herumlaufen mußten, während wir uns am liebsten so, wie uns Gott geschaffen hatte, gezeigt hätten.

Noch ein Wort über die Schiffsverwaltung. Kurz gesagt, alles war glänzend. Offiziere wie Mannschaften waren gegen jedermann gleichmäßig gefällig. In allen Räumen, von der Küche bis zu den Kabinen und den Salons, herrschte peinlichste Ordnung und Sauberkeit, ganz zu schweigen von den Promenadendecks, welche wie abgeleckt aussahen. Auch die Verpflegung blieb von Anfang bis zu Ende erstklassig, und jeder konnte sich nach seiner Fasson amüsieren.

Stolz können wir Deutschen auf unseren Norddeutschen Lloyd sein, dem aber auch von allen anderen Nationen uneingeschränkte Anerkennung gezollt wird, namentlich von den Engländern, welche die Lloydschiffe bevorzugen. Dabei ist der Aufenthalt durchaus nicht kostspielig. Abgesehen von Billet und den Getränken zahlt man durchschnittlich in der ersten Klasse für eine zweiwöchentliche Seereise an den Obersteward 40 Mark, an die zwei Tisch- und Decksteward je 5 Mark, dem Badesteward 5 Mark, der Musikkapelle 10 Mark, dem Zimmersteward 5—10 Mark, dem Stiefelputzer 3 Mark, für die Mannschaft 10 Mark und für die Miete eines Deckstuhles, sofern man keinen eigenen besitzt, 6 Mark.

Am beſten ſteht ſich auf einem großen Schiff der Oberſteward, der unter Umſtänden, da namentlich von Ausländern oft enorme Trinkgelder an ihn gezahlt werden, die Revenuen eines Millionärs einſtreicht und gewöhnlich nach zehnjähriger Tätigkeit als Beſitzer eines großen Hotels oder Reſtaurants endet.

So geſtaltet ſich die Fahrt von Genua nach Colombo zu einer herrlichen Erholungsreiſe. Geſtärkt an Körper und Geiſt kann man ohne Zaudern den Strapazen und Gefahren entgegentreten, welche den Reiſenden in Ceylon und Indien erwarten.

Reichlich hat man Gelegenheit ſich bei unſeren engliſchen Vettern über indiſche Verhältniſſe zu orientieren, da die gebildete Klaſſe derſelben dem Fremden ſtets mit der größten Liebenswürdigkeit entgegenkommt. Wer im Engliſchen bei der Ausreiſe noch nicht ſattelfeſt, kann ſich namentlich dank der Liebenswürdigkeit der engliſchen Damen ſo üben, daß er gut durch Aſien kommt. Erfreulicherweiſe trifft man jetzt ſchon eine große Anzahl, die die deutſche Sprache nicht nur verſtehen, ſondern auch ſprechen. Im übrigen dürfen wir auf unſer deutſches Vaterland nur ſtolz ſein, denn überall kommt man den Deutſchen mit großer Achtung entgegen. Vor allem aber erfreut ſich unſer Kaiſer nicht nur einer großen Popularität, ſondern auch einer wirklichen Hochſchätzung bei allen Nationen.

Unterdeſſen waren wir Ceylon immer näher gekommen; nur noch eine kurze Zeit trennte uns von der Wunderinſel.

Early to bed and early to rise,
makes a man healthy, wealthy and wise.

Abb. 17. Das allgemeine Krankenhaus in Colombo.

III. Kapitel.

Auf der Wunderinsel Ceylon.

Einfahrt in den Hafen von Colombo. — Die Zollrevision. — In einem Tropenhotel. — Leben und Treiben in Colombo. — Die Edelsteinhändler. — Wie lebt man am rationellsten in den Tropen. — Ein Tiffin im Bristolhotel. — In der Eingeborenenstadt, der Pettha. — Über den Kelanifluß nach dem Kelanitempel. — Das Museum von Colombo. — The General Hospital. — Ein Schlangenbeschwörer und ein Zauberer. — Ich stelle meine Jagdexpedition zusammen. — Rasthäuser und Bungalows. — In den Dschungeln von Ceylon. — Der erste Büffel erlegt. — Von Elefanten angegriffen. — Die Weddas. — Durch Sir Thomas Liptons Teeplantagen nach Nuwara Eliya. — Ich besteige den Pedrotallagalla. — Kandy und der Tempel des heiligen Zahns. — Im Paradeniya-Garten. — Ceylons alte Hauptstadt Anuradhapura. — Abschied von Ceylon.

„Keine Probe ist gefährlich, zu der man Mut hat."

Am 21. Januar morgens 5 Uhr war der Hafen von Colombo in Sicht. Das Promenadendeck unseres Dampfers füllte sich rasch mit den Passagieren, welche die herrliche Einfahrt in den Hafen beobachten wollten. Noch stand die Sonne nicht am Himmel, doch wurde die Halbdämmerung durch das Aufblitzen des Leuchtturmes am Hafeneingang von Colombo unterbrochen. Fast unvermittelt geht hier die Dämmerung in den hellen Tag über. Kaum war die Spitze der Sonne am Horizont erschienen, so verwandelte sich das Meer weit im Umkreis durch ihre Feuergarben in eine hellspiegelnde Fläche, während die Umrisse des Hafens von Colombo und die dahinter liegende Stadt immer deutlicher wurden. Sicher hatte uns der

Lotse durch den engen Hafeneinang in die sehr geräumige, von einer Mole umgebene Bucht geleitet. Der Verkehr am Hafeneingang war trotz der frühen Stunde ein sehr reger, indem zahlreiche Schiffe, Segelboote und Ruderboote mit Eingeborenen besetzt, teils dem Hafen zustrebten, teils ihn verließen. Im Hafen selbst fanden wir die Schiffe fast aller Nationen vertreten, darunter auch ein holländisches Kriegsschiff.

Die Landschaft verdankt ihre unvergleichliche Schönheit der glücklichen Kombination, daß der größte Teil von Colombo am Meeresstrand sich dahinzieht und andererseits dichte Wälder von Kokospalmen bis an den Hafen heranreichen. So paart sich die moderne Stadt an der einen Seite mit dem jungfräulichen Tropenwald andererseits. Kaum hatte unser Schiff Anker geworfen und war von dem Quarantänearzt freigegeben worden, so stürzte sich die Menge auf Deck, welche uns vorher, teils in kleinen, mit herzförmig auslaufenden Rudern getriebenen Booten, teils in Segelbooten, die an die afrikanische Dau erinnern, umlagert hatte. Einheimische Gepäckträger, rotbedreßte Abgesandte von dem über ganz Asien verbreiteten Reisebureau Thos. Cook, sowie Hotelportiers, Postbeamte, Europäer, welche ihre Freunde erwarteten, füllten bald das Deck, ein abwechslungsreiches Bild auf ihm hervorzaubernd. Da unsere Zeit bis auf die Minute bemessen war, hatten wir bereits in der Nacht unsere sämtlichen Koffer gepackt und aus dem Gepäckraum auf Deck schaffen lassen. Der erste, welcher mich begrüßte, war der bekannte Shikari Pereira, der früher mit meinem Freunde Dr. A. Berger eine Jagdexpedition in Ceylon unternommen hatte, und den ich mir durch die liebenswürdige Vermittelung des Konsuls Herrn Freudenberg von Berlin aus für meinen Jagdausflug in die Dschungeln gesichert hatte.

Im Hintergrund des kreisförmig angelegten Hafens erhebt sich der Einfahrt gegenüber ein zweistöckiger Pier, an dem die Ruderboote und die zahlreichen hin- und hersausenden Dampfbarkassen anlegen.

Unser Gepäck hatten wir dem Manager des berühmten Galle-Face Hotels übergeben, während wir selbst die ausgedehnte, am Meer entlang führende, herrlich angelegte und gepflegte Esplanade zum Hotel verfolgten, die namentlich am Abend einem großen Wagenkorso dient.

Da wir nur unsere Kleiderkoffer ins Hotel nehmen wollten, hatten wir auf der Zollstation, welche am Eingang in die Stadt in geräumigen Hallen errichtet ist, nur kurzen Aufenthalt. Gewehre und andere Apparate ließen wir vorläufig im Freihafen. Leider konnten wir im Galle-Face Hotel, wo

zurzeit der Saiſon vom Januar bis März die Zimmer wochenlang vorausbeſtellt ſind, keinen Platz erhalten, was wir um ſo mehr bedauerten, als das Hotel nicht nur bezüglich ſeiner Inneneinrichtung mit dem modernſten Komfort ausgeſtattet iſt, ſondern auch, da es am Meere, in dichtem Palmenwald liegt, äußerlich einen überaus ſympatiſch berührenden Eindruck macht.

Wir nahmen uns daher das hier übliche Beförderungsmittel, die von

Abb. 18. Ein Jagdausflug in den Dſchungeln von Ceylon.

einem Singhaleſen gezogene zweirädrige Jinrikſcha und wurden nun in dem Tempo eines Orlofftrabers zur Stadt gebracht.

Im Briſtol Hotel fanden wir zum Preiſe von 10 Rupien (1 Rupie = 1,30 Mark) pro Tag eine durchaus zufriedenſtellende Penſion.

Die Zimmer dieſer Tropenhotels ſind ſehr geräumig, mit großen offenen Fenſtern verſehen und mit allem ausgeſchmückt, was zu einer Inneneinrichtung gehört. In den meiſten Hotels findet man, an das Zimmer anſchließend, einen Baderaum. Die Betten ſind mit großen Moskitonetzen verſehen, ja man findet ſchon in manchen Hotels, wie überhaupt in ganz Aſien, kleine Moskitonetzzimmer, in denen ſich neben dem Bett noch ein bequemer Longchair, Tiſch u. a. m. befinden. Man tut gut daran, vor dem Schlafengehen die Moskitonetze genau zu unterſuchen, auszuſchütteln und mit einer

Kerze abzuleuchten, um die sich häufig im Innern befindenden Moskitos zu vertreiben.

An Stelle der früher üblichen Punkha, eines breiten Windfächers, welcher an der Decke angebracht ist und von Eingeborenen in pendelnder Bewegung gehalten wird, finden sich jetzt überall teils elektrische transportable Windmaschinen, teils direkt unterhalb der Decke angebrachte

Abb. 19. Einwohner von Ceylon — Tamulen.

elektrische Fans, welche mit ihren vier Armen an die Flügel einer Windmühle erinnern.

So angenehm diese elektrischen Fans z. B. bei der Toilette sind, so wenig ist es zu empfehlen, dieselben während der ganzen Nacht in Bewegung zu halten, da man sich dadurch leicht eine Erkältung, Rheumatismus und Augenentzündungen zuziehen kann.

Die Stadt Colombo ist mit sauberen breiten Straßen ausgestattet, die mit braunroter, festgewalzter Erde bedeckt und von schönen, mehrstöckigen Häusern in europäischem Stil eingefaßt sind. Direkt an der Landungsbrücke beginnt die größte Geschäftsstraße, die Yorkstreet mit den Viktoria-Arkaden,

an der gleich zur Linken ein Marmorstandbild der Königin Viktoria aufgestellt ist, wie man solche in jeder größeren Stadt von Ceylon und Indien antrifft. Die Chathamstreet biegt von der Hauptstraße ab und man findet in ihren einstöckigen Häusern alle Erzeugnisse von Ceylon, wie Geweihe, Felle, aus Ebenholz geschnitzte Elefanten, Bronzekessel, Sandelholzwaren, handgearbeitete Silbersachen, Schildpatt und vieles andere mehr, die teils von Singhalesen, teils von Parsen oder Malaien in recht aufdringlicher Weise angeboten werden. Mit dem Rufe, den man nun auf der ganzen Reise durch Asien fast von jedem größeren Shop aus zu hören bekommt, „O, Master, come and see my shop" locken sie den Fremden in ihre Buden, und nur selten entrinnt einer, ohne seinen Obolus hier oder da gelassen zu haben.

Berühmt sind die Edelsteinhändler von Colombo, da sich im Innern Ceylons größere Minen finden, in denen Voll- und Halbedelsteine gewonnen werden, welche nach Radnapura, einer Colombo benachbarten Stadt, zum Schleifen kommen. Nur für den Kenner von Steinen ist es ratsam, sich hier auf einen Handel einzulassen, da man fast in allen Läden Falsifikate vorfindet. So werden z. B. aus Rubinsplittern häufig große Rubine rekonstruiert. Andererseits kommen alle irgendwie besseren Steine sofort auf den Londoner Markt. Dagegen kann man in Halbedelsteinen recht schöne Ware erhalten, so z. B. die bekannten Katzenaugen, ein grünlichgelber Quarz, als Amianth bekannt, halbkugelig geschliffen, wodurch die Fasern desselben einen Lichtschein erwecken, der an ein Katzenauge erinnert.

Ebenso erfreuen sich die auch Wasseropale genannten, bei uns sehr geschätzten Mondsteine großer Beliebtheit. Sie gehen aus der Gruppe der Kaliphosphate hervor. Teils farblos, teils bläulich oder grünlich, bisweilen auch ins rötliche schimmernd, verbreiten sie einen starken Glanz, während ihr Kern ein perlmutterartiges Aussehen behält.

Von den Saphiren, die zum größten Teil aus Tonerde bestehen, sind vor allen Dingen die Sternsaphire zu nennen; diese Steine sind rund geschliffen und geben einen sternförmigen sechsstrahligen Lichtschein von sich, der ihnen ihren Namen „Sternsaphire" oder „Asterien" eingetragen hat. Man sieht hier Saphire, welche durch ihre Härte, ihre schöne mittelblaue Farbe und den Glanz an den Wert des Diamanten heranreichen.

Zu Falsifikaten werden blasse Saphire verwandt, indem man dieselben durch andauerndes Ausglühen weiß und dadurch diamantähnlich zu machen sucht.

Der Kenner weiß, daß der Diamant den Saphir einzuritzen vermag, da er härter ist. Für die wirklich guten Saphire und für die selteneren gelben Saphire, die vom Gelb des Schwefels bis zu dem des Bernsteins variieren, zahlt man auch heutzutage noch 200 Mark pro Karat, obwohl die Saphire im ganzen Himalajagebiet, in Birma und in Ceylon im Flußsande gefunden werden. Vielfach werden hier sehr schöne Halsketten verkauft, welche sich aus den verschiedenartigsten Steinen, aus den obenerwähnten Saphiren, ferner noch aus Türkisen, Amethysten, Opalen, Alexandrit und Granaten in bunter abwechslungsreicher Reihe zusammensetzen. Bei dem Einkauf von Türkisen muß man in ganz Asien sehr vorsichtig sein, denn trotzdem sie häufig vorkommen, werden namentlich im Himalajagebiet Falsifikate, sowohl aus gefärbtem, fossilem Elfenbein wie auch aus Glas angeboten. Auch erhält man Steine aus phosphorsaurer, mit Kupfer- und Eisenoxyd gefärbter Tonerde, unter der hydraulischen Presse und auf chemischem Wege hergestellt. Wirklich gute echte Steine habe ich nur auf meiner Persienreise zu Gesicht bekommen.

Auch werden hier Korallen zu Schmuckgegenständen verarbeitet. Da diese Tierklasse meist an überhängenden Felsen nach unten zu wächst, so ist die Korallenfischerei recht schwierig. Mit schweren Balkenkreuzen aus Holz, die mit Netzwerk behangen sind, wird der Fang ausgeübt, indem man diese Apparate an starken Seilen über den Meeresgrund schleift und so die Korallenäste abreißt. Als Schmuckgegenstand ist die Koralle erst dann geeignet, wenn ihre äußere, weiche Rinde abgeschält ist und das im Innern befindliche, sogenannte Skelett zum Vorschein kommt. Dunkle und hellrote Korallen sind hier sehr preiswert, während gute Stücke, namentlich die seltenen weißen Korallen, 40 bis 400 Mark pro Kilogramm bringen, die allerseltensten hellrosa Korallen oft Tausende wert sind und demgemäß bezahlt werden.

Die Perlenfischerei ist in Ceylon, Indien und Birma nicht mehr so einträglich wie zu früheren Zeiten. Die Taucher, welche die Perlauster in einer Tiefe von zirka 50 bis 60 m am Meeresgrund einfangen, setzen sich meistens aus Arabern und Mohammedanern zusammen. Die im fünften Jahr ausgewachsene Auster enthält bis zu ihrem Absterben um das siebente Jahr herum die als Schmuckgegenstände so beliebten „Tränen des Meeres". In der Tat birgt der Meeresgrund an ungehobenen Perlen mehr Schätze als in sämtlichen reichen Bankhäusern der europäischen Metropolen aufgestapelt sind.

Hochinteressant ist die Ausübung des Tauchens. Während sich der Taucher an einem mit Steinen beschwerten Seil herabläßt, hält er in der rechten Hand ein Netz. Am Meeresboden angelangt, sucht er in den 40 bis 60 Sekunden, die er ohne Luft unter Wasser aushalten kann, möglichst viel Austern zu erhaschen, wirft sie in das Netz und läßt sich mit seiner Beute wieder an die Oberfläche heraufziehen. Es gibt hier Taucher, welche fast bis zu zwei Minuten ohne moderne Apparate unter Wasser bleiben und jedesmal beinahe 100 Stück Austern fangen.

Nachdem die Auster gehoben ist, läßt man sie in den nächsten Tagen ohne Wasser liegen, wodurch sie abstirbt und aufklappt, so daß die Perlen herausfallen und sortiert werden können. Daß Perlen oft von enormer Größe und von dementsprechendem Wert zutage gefördert werden, ist ja allgemein bekannt. Die vielen Falsifikate von Perlen, die man namentlich bei Pariser Juwelieren zu sehen bekommt, werden neuerdings an verschiedenen Stellen Asiens, so z. B. in Japan, hergestellt. Man öffnet die Auster rasch unter Wasser, verletzt ihre innere Schale, führt daselbst einen kugligen Fremdkörper in das Innere ein und überläßt dann die Auster in einem künstlichen Bassin sich selbst. Um diesen falschen Kern wird mit der Zeit eine echte Perle gebildet, der man auf diese Weise eine beliebige Form geben kann.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder zum täglichen Leben zurück und eilen nun, da der Magen unterdessen seine Rechte geltend macht, zu dem um die Mittagsstunde servierten Frühstück, dem sogenannten Tiffin, im Bristol-Hotel.

Die Speisekarte, welche man beim Tiffin vorgesetzt bekommt, ist eine sehr reichhaltige. Eine Unmenge Vorspeisen, von denen mir eine abnorm große Krabbenart, Prowns, besonders zusagten, leitet das Frühstück ein, während man nachher beliebig viel Fleischgerichte und Nachspeisen wählen kann. Die Speisesäle sind sehr geräumig, gut ventiliert, meistenteils mit Steinfliesen ausgelegt, während die vielen kleinen einzelnen Tische in ganz Asien geschmackvoll mit Blumen oder auch mit buntgefärbten, zu Figurenbildungen verwandten Reiskörnern dekoriert sind.

Man wird von Singhalesen in weißem Dreß bedient, welche flink und geräuschlos ohne Schuhe die Speisesäle durchrennen und auf jede Bewegung und jeden Wink ihrer Herren prompt reagieren. Überall findet man auch, wie an Bord der großen Schiffe, deutsches Faßbier.

A propos, damit ich es gleich erwähne, wie lebt man am rationellsten

in den Tropen? Das englische Frühstück am frühen Morgen unter reichlicher Benutzung von Grütze (Porridge), Obst und anderen Vegetabilien kann nur empfohlen werden. Nicht angebracht sind dagegen zu reichliche, namentlich fleischhaltige Mittags- und Abendmahlzeiten. Alkohol nimmt man am besten nur nach Sonnenuntergang im tropischen Klima zu sich. Ich will aber gleich betonen, daß der Alkohol zu mancher Zeit, wenn man sich durch die Tropenhitze am Ende des Tages matt und elend fühlt und auch leicht fiebert, besser wirkt, als Medikamente, die den Magen nur noch mehr verderben.

Wiederholt haben wir uns durch eine Flasche Pommery am Abend gründlich aufgefrischt. Wegen der Gefahr der Dysenterie (Darmruhr) ist es dringend geboten, in zweifelhaften Hotels weder Wasser zu trinken, noch ungekochte Gerichte, z. B. Obst und Salat zu sich zu nehmen. Am besten enthält man sich dieser Dinge von Anfang an vollständig.

Das prophylaktische Einnehmen von Chiningaben gegen Malaria muß ich ganz und gar verurteilen, da es zwecklos ist und meistens eine Magenverstimmung zur Folge hat. Dagegen empfiehlt es sich, ab und zu recht scharfgewürzte Speisen zu genießen, z. B. Suppen mit Curry, einem aus Indien stammenden Gewürz, das roten und weißen Pfeffer, Koriander, Ingwer, Salz, Senf usw. enthält und zu Suppen, Saucen, Fleisch- und Reisspeisen vielfach verwendet wird. Ganz besonders vorsichtig muß man mit der Mundreinigung sein, die man am besten nach jeder Mahlzeit mit Seife und Selterswasser vornimmt, eine Sitte, die man bei jedem Asiaten antrifft. Die Eingeborenen benützen zum Reinigen der Zähne die säuerlich schmeckenden Zweige des, der Esche ähnlichen Nim-Baumes (milia aciducta), aus denen sie sich eine Art Zahnbürste zurechtschneiden. Bekannt ist ja das blendend weiße Gebiß der Afrikaner und eines Teils der Asiaten, sofern nicht ihre Zähne durch das Betelkauen eine schmutzig rotbraune Farbe angenommen haben. Denn in ganz Indien sieht man die Eingeborenen die Blätter des Betel- oder Kaupfefferstrauches kauen, welche einen aromatischen, brennenden, bitteren Geschmack haben, einen teerartigen Geruch verbreiten und denen heilwirkende Kraft zugesprochen wird.

Gleich nach dem Tiffin sahen wir uns die Stadt näher an, deren Hauptstraße von einer Elektrischen durchkreuzt ist. Eine Unmenge von Rikschas und für Ceylon charakteristische, von kleinen Ochsen (Zebus) gezogene zweiräderige Lastkarren füllen die Straßen, während eine ungezählte Menge von Raben sich an der Beseitigung des Schmutzes beteiligen.

Dabei hat man auch reichlich Gelegenheit, die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung von Ceylon zu studieren, die neben Arabern, Mauren, Tamulen, Malaien in der Mehrzahl aus den, der buddhistischen Religion angehörenden Singhalesen zusammengesetzt ist. Der Singhalese ist von mittelgroßer Gestalt und von äußerst graziösem Körperbau. Er ist arischer Abstammung und seine vom Hellbraunen ins Dunkelbraune spielende Hautfarbe ist wohl nur auf die Einwirkung der Sonnenstrahlen zurückzuführen. Sieht man doch an Stellen, welche der Sonnenglut weniger ausgesetzt sind, oft viel geringer gefärbte Hautflächen. Die Männer tragen wegen des recht heißen Klima Ceylons ein von den Lenden abwärts fallendes, rockartig angelegtes Kattuntuch, das bis kurz über die Knie reicht, während Füße und Oberkörper gewöhnlich nackt sind. Das schwarze Haar trägt der Singhalese in einen kleinen Zopf zusammengeflochten, welchen er entweder herabhängen läßt oder aber auch mit breiten Kämmen aufgesteckt hat. Unter den Weibern sieht man ab und zu solche von großer körperlicher Schönheit mit sehr fein geschnittenen, schmalen Gesichtern.

Die Mehrzahl der Weiber, namentlich der älteren, ist jedoch wenig bewundernswert, zumal vom 12. Jahr ab das Heiraten erlaubt ist, und durch den Kinderreichtum der Körper der asiatischen Frau frühzeitig leidet.

Von der in europäischem Stil angelegten Stadt bis zur Native-Town (Pettah) ist nur ein kleiner Sprung. Letztere zieht sich an der Ostküste des Hafens dahin und weist durchweg enge Straßen mit niedrigen Häusern auf. In den Geschäftsstraßen findet man Kaufläden von Eingeborenen, in denen die zum Lebensunterhalt und sonst nötigen Gegenstände feilgeboten werden. Je weiter man aus der Pettah herauskommt, desto vereinzelter werden die Häuser und desto zahlreicher die aus Lehm gebauten und mit einem Strohdach versehenen Hütten der Eingeborenen. Wer echt singhalesisches Leben studieren will, versäume es nicht, sich des öfteren in der Pettah aufzuhalten.

Wegen der verschiedenen Religionen, welche bei der Bevölkerung von Ceylon vorhanden sind, variieren auch die Tempel. Die Buddhisten haben ein berühmtes Heiligtum in nächster Umgebung von Ceylon, welches man auf einer herrlichen Fahrt durch üppige Tropenwälder und nach Passage des von zahlreichen Holzbooten befahrenen Kelaniflusses in ca. 1 ½ Stunden von der Stadt aus mit der Rikscha erreicht.

Ziemlich versteckt liegt dieser um das Jahr 1200 erbaute, alte Buddhatempel, zu dem namentlich zur Zeit des Maivollmondes viele Tausende von Buddhisten strömen. Der eigentliche Tempel „Dagoba" stellt einen glockenförmigen, mit einer Spitze versehenen, weiß getünchten Backsteinbau vor, in dessen Innerem nach dem Glauben der Buddhisten eine Reliquie von Buddha liegen soll. Auf die an den Tempelführer gerichtete Frage, ob er denn wirklich glaube, daß ein Körperteil Buddhas im Innern der Dagoba

Abb. 20. Der Kelanitempel bei Colombo.

sei, sagte er: „Ihr Christen glaubt doch auch an Jesus, ohne ihn gesehen zu haben." Neben der Dagoba befindet sich noch ein kleiner, heiliger Raum, in dem eine Kolossalstatue Buddhas liegend unter einem Glasschrein untergebracht ist und den Gläubigen gezeigt wird. Hier bringen sie ihre Opfer in Gestalt von Blumen und Buddhafiguren dar. — Die Rückfahrt von Kelani gegen Abend war noch herrlicher als die Hinfahrt. Übersieht man doch in der Dämmerung den Staub, welcher die Palmen bedeckt und ihnen so viel von ihrer Schönheit raubt. Gerade von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, hat der Tropenwald seinen besonderen Reiz.

Neben den buddhistischen Heiligtümern findet man für die Indo-Araber mohammedanische und für die Tamulen Hindutempel. Da die Zahl der Christen

Abb. 21. Straße in Colombo — Hindutempel.

in Ceylon, speziell in Colombo, eine recht beträchtliche ist, so sind auch ihre Gotteshäuser hier vorhanden.

Eine große Sehenswürdigkeit Colombos ist sein Museum, welches außerhalb der Stadt in einem Viertel liegt, wo reiche Europäer mit schönen Gärten umgebene Landhäuser besitzen. Der Besuch der naturwissenschaftlich-ethnographischen Museen, welche in ganz Indien stets von zahlreichen Eingeborenen aufgesucht werden, kann ich nicht genug empfehlen, da man durch sie das Land mit seinen Erzeugnissen, seiner Industrie, seiner Kultur und Kunst mühelos kennen lernt. Vielfach hat mir das Studium der Museen auch für Einkäufe wichtige Winke gegeben.

Nicht allzuweit vom Museum entfernt liegt das in großartigem Stil angelegte Krankenhausviertel, welches ich wiederholt unter Führung von Professor Castellani besuchte.

Überall, wo die Engländer, wie in Ceylon, Indien und Birma die Oberherrschaft führen, sind auch auf medizinischem Gebiet durchaus geordnete, europäische Verhältnisse anzutreffen. Das allgemeine Krankenhaus in Colombo in einem herrlichen Palmenwald gelegen, die Krankenhäuser in Madras, Bombay, Kalkutta und Rangoon, unterscheiden sich nicht im geringsten von unseren großen Krankenhäusern und lassen an moderner Einrichtung nichts zu wünschen übrig. Auf einem Komplex von einigen Quadratkilometern finden sich in Colombo die verschiedenen im Pavillonstil gebauten Abteilungen, die chirurgische Klinik, diejenige für innere Krankheiten, die Frauenklinik, die geburtshilfliche Klinik, eine Abteilung für ansteckende Krankheiten, eine Quarantänestation, eine Blindenanstalt und eine Klinik für Tropenkrankheiten. Genau wie bei uns sind in dem aus roten Backstein aufgeführten Hauptgebäude die Verwaltungsräume untergebracht, sowie die Konsultationszimmer der Ärzte, während die einzelnen Krankenabteilungen als einstöckige Pavillons, weit voneinander getrennt, mitten in der herrlichen Tropenvegetation errichtet sind.

Von der Besichtigung der chirurgischen Klinik war ich besonders befriedigt. Der jeden Anforderungen der Neuzeit entsprechende Operationssaal dient zugleich als Auditorium für die zahlreichen, einheimischen Studenten, welche in der, jedem Krankenhaus angegliederten Medizinschule in fünfjähriger Tätigkeit als Ärzte herangebildet werden. Beim Besuch dieser Spitäler konnte ich stets die ausgesuchte Liebenswürdigkeit der englischen Ärzte, wie die peinliche Sauberkeit und Ordnung im ganzen Betriebe bewundern.

Auch die innere Einrichtung der Krankenhäuser läßt nichts zu wünschen übrig; die eisernen Bettstellen sind mit Moskitonetzen versehen und elektrische Windmaschinen sorgen für geeignete Ventilation der sehr geräumigen Krankenzimmer. Die Krankenpflege wird durch ausgebildete und vom Gouvernement bezahlte, europäische Schwestern versehen, denen eingeborene Wärterinnen zur Seite stehen. Jede Klinik hat drei Oberärzte, sowie einen Anatomen und einen besonderen Arzt, welcher die Narkosen und Anästhesien auszuführen hat.

Allen stationären Kliniken ist eine Poliklinik angegliedert, in der wie auch auf den einzelnen Pavillons die Räume für Europäer von denen der Eingeborenen, und ferner die Räume für das männliche Geschlecht und das weibliche Geschlecht geschieden sind. Daß es den Engländern in glänzender Weise gelungen ist, den Asiaten die Abneigung gegen die europäischen Ärzte zu entwöhnen, zeigt der Umstand, daß in den Polikliniken von Bombay, Kalkutta, Rangoon durchschnittlich 300 Natives sich täglich in ärztliche Behandlung begeben, ja, daß selbst schon Mohammedaner die europäischen Kliniken aufzusuchen beginnen. Nur die mohammedanischen Frauen entziehen sich noch, wie auch in Persien, dem europäischen Arzt.

Professor Castellani, der berühmte Forscher und Entdecker auf dem Gebiet der Tropenkrankheiten, hatte unter anderem auch in Bonn längere Zeit studiert und versicherte mir, daß er seine schönste Zeit dort verbracht hätte. Seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich es, daß ich hier in Colombo eine Reihe der interessantesten Tropenkrankheiten, so die Frambösie, die Filariasis, die Elephantiasis, die Lepra kennen lernte, von denen mir Castellani die Aufnahme von Photographien und die Abnahme von Gipsmodellen zur Herstellung von Wachsabgüssen (Moulagen) gestattete. Gleich in Colombo konnte ich mich bei der Ausführung von größeren Operationen, von der außerordentlichen Geschicklichkeit der dort ausgebildeten Ärzte überzeugen. Ist es doch hinreichend bekannt, daß plastische Operationen, z. B. der operative Ersatz der Nase und sogar Staroperationen auch von nicht medizinisch ausgebildeten Heilkünstlern in ganz Asien mit großem Geschick ausgeführt werden.

Ein Ausflug in die Umgebung von Colombo ist selbst bei kürzerem Aufenthalt sehr zu empfehlen. Man fährt anfangs am Meer entlang, vorbei an europäischen Villen, später durch dichte Palmenwälder nach einem auf einem Vorgebirge liegenden Seebad Mount-Lavinia, wo sich zahlreiche Bade-

gäste zur Saison aufhalten. Hier machte ich zum ersten Mal die Bekanntschaft eines Schlangenbeschwörers, der uns mehrere jener so gefährlichen Reptilien, Cobras oder Brillenschlangen, vorführte, indem er durch ein flötenähnliches Instrument die Tiere aus ihrem Korbe hervorlockte und sie durch die Töne in die der Cobra eigentümliche, aufrechte Haltung brachte.

Da durch das Herausziehen der Giftzähne gewöhnlich neue danebenstehende Gifthaken wachsen, eine Entfernung der unterhalb der Giftzähne befindlichen Giftdrüse aber für die Tiere eine zu eingreifende Operation ist, machen sich diese indischen Snake-Charmers gegen Schlangengift unempfindlich, indem sie es sich in geringen Dosen von Jugend auf in die Haut einreiben und dadurch Schutzkräfte gegen Schlangengift in ihrem Blute erzeugen. Die Behandlung der Eingeborenen gegen Schlangenbiß erstrebt, durch eine kräftige Abschnürung in der Nähe und oberhalb der Bißstelle, durch kreuzförmige Einschnitte und Aussaugen der Wunde, eine Aufnahme des Giftes in die Blutbahn zu verhindern. Ferner wird die Wunde mit zweiprozentiger Chlorkalklösung oder mit einprozentiger Goldchloridlösung ausgewaschen. In derselben Weise werden durch vergiftete Pfeile erzeugte Wunden, die jedoch sehr selten sind, sowie Stiche von giftigen Insekten, Bisse von Fischen u. a. m. behandelt.

Von europäischen Ärzten wird gegen die Schlangenbisse die Serumbehandlung mit gutem Erfolg angewandt, indem man flüssiges Heilserum, das Gegengift, unter die Haut oder in die Blutgefäße einspritzt. Sie ist um so eher durchführbar, als 80 Prozent der Gebissenen erst nach 24 Stunden sterben. Das Serum hat allerdings nur bei den von Cobraschlangen Gebissenen einen Wert. Doch könnte man vielleicht auch dadurch Nutzen stiften, daß man im Innern des Landes an den Arbeitsplätzen der Eingeborenen getrocknetes Serum für eventuelle Fälle vorrätig hält. Allerdings entziehen sich religiöse Fanatiker, wenn sie von der den Indern heiligen Cobra gebissen sind, mitunter der Behandlung. Die viel gerühmten Mittel der indischen Schlangenbeschwörer haben sich bezüglich ihrer Wirksamkeit als illusorisch erwiesen. Dagegen empfiehlt sich zur Allgemeinbehandlung bei Schlangenbiß die Darreichung von Tee, Kaffee und Alkohol in größten Dosen.

Ein Zwillingsbruder des Schlangenbeschwörers ist der Zauberer, dessen oft erstaunliche Künste und Tricks man in ganz Indien bewundern kann. Daß aber auch hier mit Wasser gekocht wird, zeigte mir das so vielfach bewunderte Hervorzaubern eines kleinen Mangobaumes aus einem Sandhaufen.

Nur durch die große Geschicklichkeit entgeht es dem Zuschauer, daß der Zauberer in dem stets verwendeten Zaubertuch einen kleinen geschickt zusammengefalteten Mangostrauch verbirgt, den er nun unbemerkt in den Sandhaufen hineinmanipuliert. Ähnlich ist es mit allen übrigen Kunststücken.

Sofern man nicht einen Ausflug in die Umgebung von Colombo in den Abendstunden unternimmt, ist ein Besuch des auf der Galle-Face Esplanade sich abspielenden Korsos zu empfehlen. Hier kann man die sehr eleganten Einspänner begüterter Europäer bewundern, welche von einem Singhalesen gefahren werden, während ein Diener in weißem Dreß auf dem Hintergestell des Wagens steht und mit einem großen Wedel die unzähligen Stechmücken wegscheucht.

In jedem der drei großen Hotels, dem Galle-Face, Bristol und Oriental Hotel hört die gute Gesellschaft von Colombo nach dem Diner das Abendkonzert in den schön gepflegten, mit bunten Glühlampen erleuchteten Gärten an. Am Ende des Konzertes wird stets God save the King gespielt, wobei alle Anwesenden sich von ihren Sitzen erheben. Noch bis spät in die Nacht hinein sieht man in den Hauptstraßen Colombos, namentlich am Meer entlang, einen starken Rikschaverkehr, wobei auch die Damenwelt, welche hier ohne Kopfbedeckung abends ausfährt, reichlich vertreten ist.

So sucht man sich von der Tropenhitze des Tages zu erholen. Auch in den Bars herrscht bis in die Nacht hinein ein überaus reger Verkehr.

Unterdessen hatte ich mit meinem Shikari Pereira alles Nähere ausgemacht, um eine Jagdpartie in den Dschungeln von Ceylon unternehmen zu können. Nachdem uns auch Herr Konsul Freudenberg in der liebenswürdigsten Weise bei dem Unternehmen mit sachgemäßen Ratschlägen unterstützt hatte, reisten wir von Colombo aus nach Point de Galle, eine von den Portugiesen, den ältesten Kolonisatoren der Insel, an der Südspitze von Ceylon angelegte Stadt. Nach einer herrlichen Fahrt durch Palmenwälder kamen wir gegen Abend in den am Meer gelegenen kleinen Ort Matara.

Die Veranstaltung von Jagdexpeditionen ins Innere von Ceylon ist hier an der Tagesordnung, während von der Regierung aus besondere Bestimmungen für das Jagen in Ceylon festgesetzt sind. So brachen gleichzeitig mit uns mehrere Jagdexpeditionen von Colombo auf. Um jagen zu können, muß man vom Gouvernement eine besondere Erlaubnis ein-

holen und zahlt für das Schußrecht auf einen Elefanten 100 Rupien, für einen Büffel 20 Rupien, für das übrige Wild 7 Rupien. Man hat dann das Abschußrecht in einem von der Regierung bestimmten Jagdbezirk drei Monate lang. Dazu kommt noch der Zoll, den man für die Gewehre und Patronen bei der Einfuhr in Colombo zu zahlen hat. Unserm Jagdunternehmer hatten wir pro Tag und pro Person £ 2 (40 Mk.) zu entrichten, wofür er uns die zur Beförderung nötigen fünf Ochsenwagen mit Betten und Matratzen, Küchen-

Abb. 22. Eisenbahn durch Kokospalmenwälder in Ceylon.

einrichtung usw. und 22 Diener zur Verfügung stellte und außerdem die ganze Verpflegung mit Ausnahme der Getränke besorgte. Unsere Dienerschaft bestand aus zwei Köchen, zwei Leibdienern, fünf Führern für die Ochsenwagen, zwei Präparatoren, mehreren Treibern und mehreren Pfadsuchern. In Matara lernten wir das erste englische Rasthaus, wie sie in ganz Ceylon, Indien und Birma verbreitet sind, kennen. Wir fanden hier geräumige, saubere Zimmer und eine angemessene Verpflegung.

Gleich am nächsten Tage setzten wir unsere Reise von Matara mit der Post nach Hambantota fort, einem 70 Meilen weit entfernt gelegenen Ort. Die Fahrt ging durch herrliche Palmenwälder, an zahlreichen Dörfern

von Eingeborenen vorbei, anfangs am Meer entlang, ſpäter immer weiter in dichte Waldungen vordringend.

Hier hatten wir reichlich Gelegenheit, das Leben der eingeborenen Singhaleſen zu beobachten, wie ſie in kleinen Tanks ihre Tiere baden, wie

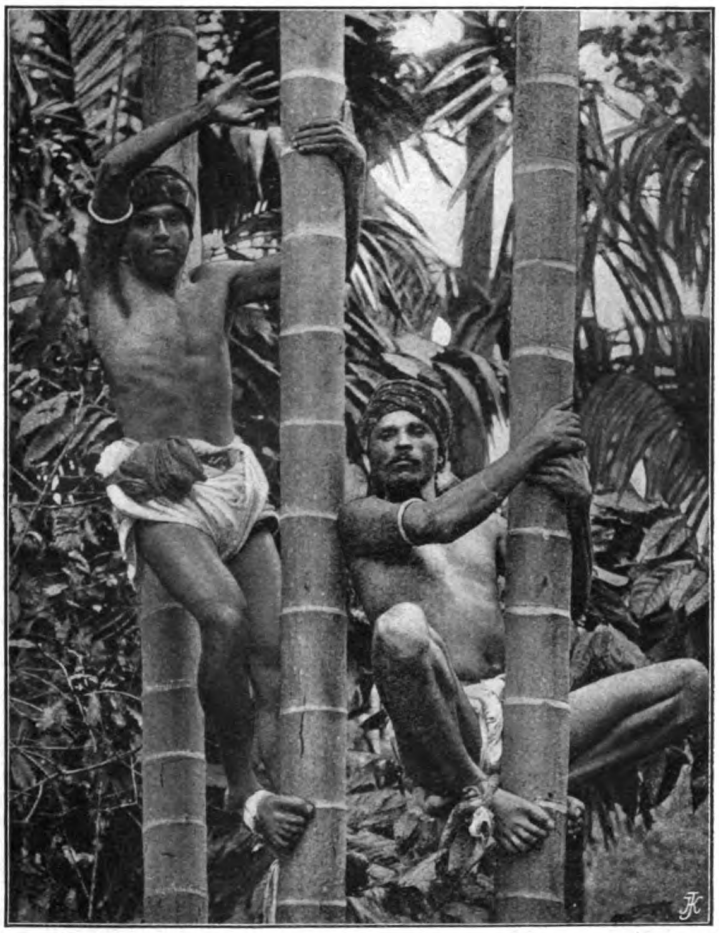


Abb. 23. Singhaleſen, einen Bambusbaum erkletternd.

ſie ſich ſelbſt am Brunnen mit ihren Waſſertöpfen übergießen, und wie ſie ſich endlich ihre Nahrung vor ihren Hütten bereiten.

Auch hier ſahen wir wieder vereinzelt ſehr hübſche Frauengeſtalten, welche uns mit ſchelmiſchen Augen neugierig muſterten. Auf der Mitte des Weges hatten wir in dem Raſthaus Tangalla Halt gemacht, um unſer Tiffin

einzunehmen. Man muß es den Engländern lassen, daß sie es meisterhaft verstehen, für ihre Rasthäuser stets schön gelegene Punkte auszusuchen. Dieses Rasthaus grenzte direkt ans Meer, so daß man von der Terrasse aus nur wenige Schritte nötig hatte, um sich in den kühlen Fluten der See zu erfrischen. Für den Fremden ist es ferner von außerordentlichem Vorteil, daß man sich an den abgelegensten Stellen in den Rasthäusern mit der englischen Sprache durchhelfen kann, und daß man laut einer angeschlagenen Karte einen einheitlichen Preis für Wohnung und Verpflegung zu zahlen hat.

Auf der Weiterfahrt von Tangalla passierten wir große Steppen, welche den Wasserbüffeln als Weideplätze dienen, Sümpfe, an deren Rande sich Alligatoren sonnten und dichtes Buschwerk, in dem Tausende von Vögeln ihren Aufenthalt gesucht hatten. Das laute Gezwitscher derselben konnte man kilometerweit vorher hören.

In Hambantota hatten wir unseren Jagdführer Pereira getroffen, welcher für den nächsten Tag um 4 Uhr die erste Pürsche ansetzte. Nachdem wir eine Zeitlang mit Ochsenkarren auf den von der Regierung angelegten, gut gepflegten Chausseen unserem festgesetzten Jagdrevier entgegengefahren waren, verließen wir dann die Hauptroute, um auf kleineren Pfaden die Gegend zu Fuß zu durchstreifen. Stundenlang zogen wir durch dichte Wälder, welche wir nur dadurch passieren konnten, daß uns unsere Diener mit kleinen Handbeilen einen Pfad bahnten, an Maisfeldern vorbei und über Wiesen. Der Hauptreiz der Landschaft liegt aber in den so zahlreich vorhandenen bald größeren, bald kleineren Seen, an deren Ufern sich eine besonders üppige Vegetation ausbreitet.

Die Wälder von Ceylon, welche man auch als Dschungeln bezeichnet, bestehen größtenteils aus ziemlich niedrigen, strauchähnlichen Bäumen, während sich nur vereinzelt größere Bäume, z. B. Mangos finden. Darum ist man auf dem Pürschgang vor der Sonne nicht geschützt und muß seine ganze Energie zusammennehmen, um derartige stundenlang dauernde Exkursionen auszuhalten. Da das Gestrüpp sehr dornig ist und von den Bäumen Kletterpflanzen herunterhängen, kommt es recht häufig vor, daß man sich im Anfang fest verfängt und von den Dienern wieder befreit werden muß.

Man wählt der Sonnenglut wegen, abgesehen von den starken Lederschuhen, welche mit Gummisohlen versehen sein müssen, nur ganz leichte, hell-

grüne Jagdanzüge, während man die übliche Kopfbedeckung, den jeden Morgen mit frischen Blättern ausgefüllten Tropenhut, nie abnehmen darf.

Auf der Pürsche am Morgen hatten wir Gelegenheit die außerordentliche Geschicklichkeit unserer Diener bei der Jagd kennen zu lernen. Nicht das leiseste Geräusch wurde von ihnen unbeachtet gelassen. Von Minute zu Minute prüften sie die Windrichtung und untersuchten den Boden auf frische Wildspuren. Waren solche gefunden, so machte man sich geräuschlos auf die Verfolgung.

Mit meiner Browningflinte, die sich ausgezeichnet bewährte, schoß ich eine Reihe von Vögeln. Sonst hatte ich jedoch kein Stück Wild gesehen. Gegen Mittag trafen wir im Bungalow zusammen, um dort das Frühstück einzunehmen. Ähnlich wie die Rasthäuser sind auch die Bungalows im Innern von Ceylon zerstreut, nur daß es sich hier um gehöftähnliche, unbewohnte, einstöckige Häuser handelt. Von den Jagdexpeditionen werden sie zum Übernachten und zu den Mahlzeiten benutzt.

Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir im Bungalow drei Zimmer mit allem Komfort eingerichtet fanden und kurze Zeit darauf unser Pereira meldete, daß das Frühstück serviert sei.

Während unseres ganzen Jagdaufenthaltes waren wir wirklich erstklassig verpflegt, indem unser Jagdunternehmer alles, von den Konserven bis zur Schokolade im Proviantwagen eingepackt hatte, und wir auch stets mit frischem Geflügel, besonders mit den sehr schmackhaften Schnepfen versorgt waren. Daß er natürlich die nötigen Getränke nicht vergessen hatte, brauche ich kaum zu erwähnen. Sollte ich wieder einmal eine Jagdexpedition dieser Art unternehmen, so würde ich mich allerdings noch mit einem Faß abgekochten Wassers zum Waschen versehen, zumal das Wasser hier in den Dschungeln auch nach dem Abkochen trübe und stinkig bleibt. Außerdem würde ich zur Abkühlung der Getränke flüssige Luft mitnehmen.

Nach dem Frühstück stärkte uns ein tiefer Schlaf von den Strapazen des Vormittags. Kurz nach 2 Uhr brachen wir wieder von neuem auf, um an einem größeren See entlang auf Alligatorenjagd zu gehen. Sobald die Sonne am Himmel steht, namentlich um die Mittagszeit, liegen diese Tiere wie Baumstämme am Ufer und sind mühelos zu erlegen. Man schießt den Alligatoren am besten in den Nacken, damit durch Verletzung des Atemzentrums der Tod sofort eintritt, denn sonst rafft er noch seine Kraft zusammen, stürzt sich in das Wasser und kommt nicht mehr zum Vorschein.

Allerdings springen die Eingeborenen dem Alligator oft nach, fassen ihn am Schwanz und ziehen ihn ans Land, wo er dann getötet und die Haut sofort abgezogen wird.

Wieviel man an einem einzigen Tag auf der Jagd in Ceylon erlegen kann, sah ich am 28. Januar, als ich zusammen mit Pereira um 4 Uhr früh aufbrach. Unsere ganze Jagdexpedition hatte sich mit den Ochsenwagen weiter in das Innere begeben, wo man auf der Pürsche sofort einen viel größeren Wildreichtum sehen konnte. Wäre ich in meiner Hauptbeschäftigung ein erstklassig ausgebildeter, gewandter Jäger gewesen, so hätte ich an diesem Tag fast sämtliche Wildarten, welche in Ceylon vorkommen, erlegen können. Schon im Morgengrauen hatten meine Trackers ein Wildschwein aufgespürt, welches sich in einer Entfernung von zirka 200 Schritt langsam fortbewegte. Ich suchte mit Fernrohr und Zielstock zu visieren, verlor jedoch so viel Zeit dabei, daß der nun folgende Schuß das Tier nicht mehr erreichte.

Unter den Eingeborenen machte sich ein unwilliges Gemurmel bemerkbar. Bald darauf kam uns ein Axishirsch mit mehreren Tieren zu Gesicht, jedoch in solcher Entfernung, daß sich ein Schuß nicht gelohnt hätte. Die Zahl der Leguane, der Dschungelpfauen, der Rieseneidechsen und der Schildkröten, welche man auf einem mehrstündigen Pürschgang zu sehen bekommt, ist eine recht beträchtliche. Ich beschränkte mich auf das Schießen eines Bussards, zumal man durch das zuviele Schießen das stärkere Wild leicht verscheucht.

Wir kamen dann durch Partien, in denen Dschungeln fast vollständig fehlten und durch sehr hohe, dichtbeästete Bäume ersetzt waren. Ich erinnere mich noch deutlich des überwältigenden Anblicks, als ich zum ersten Mal eine große Schar wilder Affen sah, die sich in diesen Baumkronen hin- und herwiegten. Die Tiere springen von Ast zu Ast und bewegen sich mit unglaublicher Geschicklichkeit fort; man konnte sie sehr gut beobachten, da sie sich in ihrem possierlichen Treiben nicht im geringsten stören ließen.

Kurze Zeit später waren wir auf der Spur eines Sambuh, von den Eingeborenen auch Elch genannt, welcher sich nur in geringer Entfernung von uns bemerkbar machte.

Das Visieren mit dem Fernrohr durch das Gestrüpp der Dschungeln ist für den Ungeübten so schwierig, daß ich auch hier nicht zum Schuß kam. Der Unwille meiner schwarzen Diener wuchs ins Unbegrenzte und ich bin

überzeugt, daß sie mich am liebsten verhauen hätten. Erst um 10 Uhr sollte mein Jagdglück aufgehen. Wir waren unterdessen in die Nähe eines Tanks gekommen, an denen sich mehrere Büffel, darunter ein wahres Prachtexemplar, tummelten.

Nachdem ich mich vorsichtig auf eine Entfernung von 70 Schritt herangepürscht hatte, schoß ich, diesmal ohne Fernrohr, und streckte das Tier im Feuer nieder. Meine 9,3 mm-Büchse hatte sich also glänzend bewährt, und ich stieg dadurch mit einem Mal wieder in der Achtung meiner schwarzen Diener. Die anderen Büffel waren natürlich in wilder Flucht in den Dschungeln verschwunden. Ich besah mir dann meine Jagdtrophäe näher, ließ die Kopfhaut abziehen, sowie zwei Beine und den Schweif abschneiden, während ich die Jagdszene durch eine photographische Aufnahme festhielt.

Damit glaubte ich mein Tagewerk getan zu haben und schlenderte daher ahnungslos hinter meinen schwarzen Begleitern her, an nichts weiter denkend als an das Tiffin, als mich plötzlich Pereira mit dem Ruf „Master down!" niederdrückte. Wir waren an ein kleines, offenes Rondell gekommen, welches ringsum von nicht allzudichten Dschungeln umgeben war. An der Aufregung der Eingeborenen sah ich, daß jedenfalls ein größeres Wild in nächster Nähe war.

Allmählich hörte ich an dem lauten Knistern der Baumäste, daß sich etwas auf uns zu bewegte. Wenige Minuten später ging quer durch die offene Lichtung mit langsam gravitätischem Schritt ein mittelgroßer Elefant.

Von dem erhabenen Eindruck ganz gefesselt, hatte ich keine Zeit ängstlich zu sein und kam daher aus einer Entfernung von zirka 15 m ziemlich gut hinter dem Ohrlappen zum Schuß. Im nächsten Moment fiel der Elefant wie ein Brett auf die rechte Seite und rührte sich nicht mehr. Hier hatten wir aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn sofort nach dem Schuß ging ein unheimliches trompetenähnliches Gebrülle los, und im nächsten Moment sah ich ein kleines zirka meterhohes Elefantenbaby und einen unheimlich großen, ausgewachsenen Elefanten auf mich zukommen. Von den Eingeborenen war mit Ausnahme meines Jägers Pereira niemand mehr zu sehen. Wie dies ja so häufig vorkommt, waren sie sämtlich ausgerissen; auch die Träger meines Büffelgeweihes hatten dasselbe fortgeworfen und in der Flucht ihr Heil gesucht.

Pereira hatte die Geistesgegenwart, aus seiner Flinte — leider hatte er seine Büchse an diesem Tage vergessen — mehrere Schrotschüsse abzugeben,

aber nichtsdestoweniger sausten beide Elefanten doch an uns vorbei und hätten uns um ein Haar niedergetreten. An meiner Büchse hatte sich beim Umladen zum zweiten Schuß die Ladevorrichtung eingeklemmt, so daß ich jetzt vollständig hilflos meinem Schicksal überlassen war. Das entsetzliche Geräusch, welches ich bei dem Vorbeirennen der Elefanten wahrnahm, wird mir Zeit meines Lebens in Erinnerung bleiben. Als ich Pereira mit seinem Gewehr in der Hand in wilden Sprüngen davoneilen sah, suchte ich ebenfalls mein Heil in der Flucht, zumal noch mehrere Elefanten in den Dschungeln verborgen waren.

Nachdem wir uns kurze Zeit ausgeruht und unsere Schwarzen wieder versammelt hatten, drang ich darauf, daß das weggeworfene Büffelgehörn aufgesucht wurde. Wir mußten daher zu der Stelle zurückkehren, an welcher sich die Begegnung mit den Elefanten abgespielt hatte und sahen zu unserm großen Ärger und Erstaunen, daß der von mir getroffene Elefant nicht mehr dort lag. Er hatte zwar an der Stelle ziemlich viel Schweiß verloren, doch ist vielleicht das Kaliber von 9,3 mm nicht groß genug, um mit einem Schuß einen derartigen Dickhäuter hinstrecken zu können. In der Tat wird auch von einer großen Reihe von Elefantenjägern ein englisches Gewehr vom Kaliber 12 mm benutzt. Hätte meine Ladevorrichtung richtig funktioniert, so wäre der Elefant vielleicht durch einen zweiten Schuß zur Strecke gebracht worden. Ich würde daher auf einer künftigen Jagd der Repetierbüchse eine Doppelflinte vorziehen.

Nachdem wir auch die Dschungeln in weiter Umgebung leider erfolglos nach dem Elefanten abgesucht, aber wenigstens das Büffelgeweih gefunden hatten, traten wir den Weg nach unserem neuen Bungalow an und erreichten ihn am späten Nachmittag in ziemlich erschöpftem Zustande. Überhaupt ist eine derartige Jagdexpedition nur denen anzuempfehlen, die über eine ungeschwächte Gesundheit verfügen und an große Strapazen gewöhnt sind. In diesen mir sehr interessanten Jagdtagen konnte ich, wie auch an den folgenden Tagen, die Geschicklichkeit und Intelligenz der Eingeborenen nicht genug bewundern, die sich in den einander genau gleichenden Dschungeln zurechtzufinden wissen und nach meilenweiten Gängen schließlich an der richtigen Stelle herauskommen.

In den nächsten Tagen kehrten wir wieder an die Stelle des Rencontres mit dem Elefanten zurück, ohne jedoch eine Spur desselben zu finden. Wie mir Pereira sagte, kommt es oft vor, daß ein angeschossener Elefant von

den ihn Begleitenden aufgehoben, in die Mitte genommen und weite Strecken fortgeschleift wird. Die Schußwunde verstopfen diese klugen Tiere mit Sand. Darum soll man nur dann auf einen Elefanten schießen, wenn er sich von der Truppe abgesondert hat. Einige Tage später kamen wir noch einmal auf Elefanten, konnten uns jedoch nicht nahe genug heranpürschen, um einen sicheren Schuß auf sie abgeben zu können. Unvergeßlich wird mir der Anblick einer Wiese bleiben, auf der ein hochstehendes Gras wuchs, das aber durch eine darüber hinweggegangene Elefantenherde umgemäht und fest in den Boden eingestampft war, nur an wenigen Halmen seine Art erkennen lassend.

Wir schossen in den nächsten Tagen noch einige Vögel, Eidechsen, Alligatoren und Affen, besonders die hier häufig vorkommenden Makaken, beschlossen dann aber am 10. Tag unsere Jagd abzubrechen und nach Colombo zurückzugehen. Mein Freund hatte ebenfalls einen kapitalen Büffel u. a. m. geschossen.

Wenn wir auch nicht gerade vom Jagdglück begünstigt waren, so hatten wir doch ganz ungewohnte, hochinteressante Eindrücke gewonnen, so daß ich nur jedermann eine derartige Jagdexpedition empfehlen kann.

Allerdings wählt man vielleicht eine geeignetere Zeit, da namentlich im März das Wasser in den Tanks ausgetrocknet ist und die Tiere sich zu dieser Zeit an den größeren Flußläufen sammeln. Außerdem empfiehlt es sich, mindestens vier Wochen lang in den Dschungeln zu bleiben, um dann auch sicher Gelegenheit zu einer Elefantenjagdbeute zu haben.

Als ich meinem Kollegen, dem Lloydarzt Dr. St., von unserer Jagdexpedition Mitteilung gemacht hatte, gab er uns folgenden Rat: „Kaufen Sie einen Elefanten bei Hagenbeck und schießen Sie ihn im Käfig, und wenn Sie dazu Ihre sämtlichen Freunde zu einem Sektgelage einladen, so ist dies immer noch billiger und sicherer, als eine Jagdexpedition in Ceylon, die eben sehr oft ohne Erfolg ist.“ Wir haben noch häufig über diesen Ausspruch herzlich gelacht.

Nicht zu Gesicht gekommen waren uns die tief im Innern Ceylons wohnenden Ureinwohner, die Weddas, welche im Sommer auf Bäumen, im Winter in Höhlen wohnen, während sich die Zivilisierten Hütten gebaut haben. Diese Waldbewohner sind sehr scheu und furchtsam, doch haben sie aus dem Hinterhalt wiederholt mit vergifteten Pfeilen auf Europäer geschossen. Ihre Hautfarbe ist tiefschwarz; man schätzt ihre Zahl auf zirka 5000. Augenblicklich war wieder eine wissenschaftliche Expedition auf dem

Weg in das Innerſte Ceylons, um über dieſe ſo intereſſanten Urvölker, welche dem Ahnenkultus huldigen, nähere Aufſchlüſſe zu bekommen.

Wer Zeit hat, ſollte es nicht verſäumen, von Colombo aus auch weiter in das Innere des Landes Reiſen zu unternehmen.

Abb. 24. Die Weddas — Ceylons Ureinwohner.

Den erſten Abſtecher, welchen wir nach der Rückkehr von unſerer Jagdexpedition von Colombo unternahmen, war der Beſuch des ca. 900 m hohen von den Engländern viel aufgeſuchten Kurortes Nuwara Eliya. Die Fahrt von Colombo bis zu dieſem Höhepunkt gehört mit zu den reizvollſten Bahnfahrten, die man überhaupt unternehmen kann. Nicht nur, daß die Szenerie der Landſchaft von Stunde zu Stunde wechſelt, man genießt auch ununterbrochen einen herrlichen Blick auf Colombo und die

Küſte von Ceylon. Anfangs am Meer entlang fahrend, kommt man ſpäter durch dichten Urwald an Palmenwäldern, Wieſengründen mit größeren und kleineren Seen vorbei. Dann geht die Fahrt wieder kilometerlang an wohlbeſtellten Reisfeldern und herrlichen Baumpflanzungen dahin. Am wirkungsvollſten iſt der Eindruck der Bahnfahrt, wenn man ungefähr auf halber Höhe angelangt iſt. Auf der ganzen Strecke begegnet man den Reklameſchildern des bekannten Sportsman Sir Thomas Lipton, der in

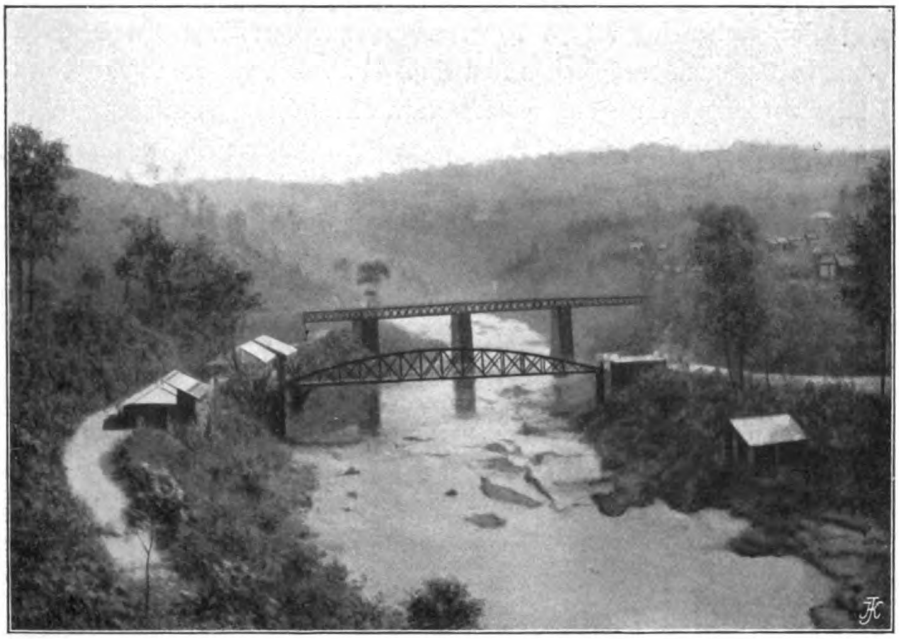


Abb. 25. Landſchaft in Ceylon.

Colombo ein Hauptdepot für den Teeverkauf hat und deſſen Plantagen in weiter Ausdehnung über die Berghöhen ausgebreitet ſind. Man ſieht ringsum das dem Auge ſo wohltuende Hellgrün der Teeſtauden, während ſich unten das Meer und an vielen Stellen die höchſten Gebirgszüge Ceylons, z. B. der Adamspik zeigen.

In weiten Serpentinen ſteigt der Zug allmählich höher, vielfach größere und kleinere Flüſſe auf Viadukten paſſierend, bis zur Station Nanuoya, von wo man nun die Reiſe mit einer Schmalſpurbahn fortſetzen muß.

Wenn die Teeſtauden gerade in Blüte ſind, ſo ſieht man jenes geſchäftige Treiben, wie man es an den deutſchen Weinbergen zur Herbſtzeit gewöhnt

ist, indem unzählige meist weibliche Arbeiter die Blüten mit kleinen Holzrechen in Körben sammeln.

Der ursprünglich von China stammende Teestrauch gedeiht gerade in dem ziemlich gemäßigten Klima der Gebirgsgegenden Ceylons sehr gut, so daß von Feinschmeckern manche Sorten des Ceylontees noch denen des Chinatees vorgezogen werden; ersterer hat bisweilen einen kräftigeren, allerdings weniger aromatischen Geschmack.

Die angepflanzte Teestaude erreicht im Gegensatz zu ihrer wilden Schwester, welche sich bis zu 15 m erhebt, nur eine Höhe von 3 m, da man ihr Wachstum durch Beschneiden einschränkt. Die großen, rosagefärbten Blüten verbreiten einen angenehmen Duft. Die Teeanpflanzungen müssen während des ganzen Jahres sorgfältig gepflegt und vor Schädigungen bewahrt werden, weshalb man auf diesen Teefeldern stets Eingeborene bei der Arbeit sieht. Von den neu angepflanzten Sträuchern kann man ungefähr nach drei Jahren auf die erste Ernte rechnen. Ist der Strauch aber erst einmal gut angegangen, so bringt er jährlich viermal, im April, Juni, August und Oktober frische Blüten, von denen die der ersten Ernte den besten Wohlgeschmack haben.

Die gesammelten Blätter werden zum sogenannten schwarzen Tee verarbeitet, indem man sie auf Matten ausbreitet, ungefähr einen Tag in der Luft trocknen läßt und sie dann zu einem Haufen zusammenpreßt. Durch wiederholtes Rollen dieser Haufen wird eine Drehung der einzelnen Blüten erreicht, welche dann in eisernen Pfannen über Holzfeuer gedörrt, von neuem gerollt und an der Luft getrocknet werden. Dadurch werden die ursprünglich hellgrünen Blätter in schwarze zusammengerollte Stifte verwandelt. Im Gegensatz dazu existiert namentlich in China der sehr beliebte grüne Tee, dessen Blätter nach der Ernte nicht getrocknet, sondern sofort in der Pfanne geröstet werden. Die Blätter werden möglichst wenig der Luft ausgesetzt, und dadurch gelingt es, ihnen auch in trockenem Zustande die grüne Farbe zu bewahren. Die Teeausfuhr von Ceylon beträgt jährlich über 50 Millionen Kilogramm, und schon dadurch ist Ceylon eines der reichsten Länder der Erde. Aber noch viele andere Pflanzungen kann man hier studieren, z. B. Zuckerrohrfelder, die, abgesehen vom Export, den Eingeborenen ihre Nahrung liefern, Kaffeeplantagen, welche leider durch einen Rostpilz im Rückgang begriffen sind, Kakaopflanzungen u. a. m. Die Gewinnung des Kakaos, von dem bis zu 10 m hohen Kakaobaum, welcher jahrzehntelang

melonenartige dunkelrote, einige Zoll lange Früchte trägt, geschieht dadurch, daß man die im Innern befindlichen, mandelförmigen Körner ausschält, mit Matten bedeckt, einige Tage gähren und dann auf dem Feuer oder an der Sonne trocknen läßt. Diese getrockneten Kerne werden in Zentnersäcken exportiert und später zum feinen Kakao verarbeitet. Auf geeignetem Boden kann man eine gute Ernte ca. 5 Jahre nach der Anpflanzung erzielen.

Die vielen anderen Reichtümer Ceylons, die Chinchonapflanzungen (Chinarindenbaum), die uns das Chinin, der Zimmetbaum, dessen Rinde uns den Zimmet — auch Kaneel genannt — liefern, die vielen Gewürze, wie Betel, Muskatnuß, will ich übergehen und nur noch erwähnen, daß auch der Baumreichtum in Ceylon ein außerordentlich großer ist, und daher von Ceylon aus Nutzhölzer in die ganze Welt exportiert werden.

Von größerer Bedeutung sind noch die Kokospalmen, aus welchen die Eingeborenen das Kokosöl gewinnen, sowie die vielen Arten Gummibäume (Ficus elastica), aus deren milchigem Saft die verschiedenen Gummiarten, wie Gummielastikum, Kautschuk u. a. gewonnen werden. Ähnlich wie die Palmen werden auch die Gummibäume mit einem Messer angestochen und der Saft wird dann abgezapft. Durch die Lufteinwirkung verwandelt er sich in eine anfangs fadenziehende, später starr elastische Masse. Vielfach hat man Gelegenheit, aus derartigen, angezapften Bäumen durch Aufrollen dieser Fäden einen kleinen Gummiball als Erinnerung sich herzustellen.

Die Schmalspurbahn hatte uns unterdessen bis zu 2000 m Höhe geführt und deutlich machte sich die sehr angenehme Abkühlung bemerkbar. Auf der Fahrt hatte ich einen Landsmann und Heidelberger Studiengenossen, Oberleutnant von B., getroffen, der eine Zeitlang in Kalkutta dem Generalkonsulat zugewiesen war und mir daher für die Reise durch Indien in liebenswürdigster Weise eingehende Ratschläge erteilte. Er hatte jetzt mit seinem Bruder zusammen Ceylon im Automobil durchquert. Nuwara Eliya selbst erinnert mit seinen herrlichen Parkanlagen, mit den ausgedehnten Tennis- und Golfplätzen, mit den zahlreichen Landhäusern und dem eleganten Kurpublikum an unser Baden-Baden.

Hier kann man sich jedem Sport, vom Forellenfang bis zur Falken- und Hetzjagd widmen, welch letztere aber erst in 4000 Fuß hohen Gegenden abgehalten werden darf. In der ganzen Umgebung von Nuwara Eliya kann

man wieder die reiche Flora Ceylons auch im Hochgebirge bewundern. Der Clou von Nuwara Eliya ist die Besteigung des höchsten Gipfels auf Ceylon (2538 m), des Pedrotallagalla. Mühelos steigt man von Nuwara Eliya auf anfangs breitem, dann sich immer mehr verschmälerndem Wege an Farrenwäldern, Rhododendron, wilden Rosen vorbei, schließlich durch

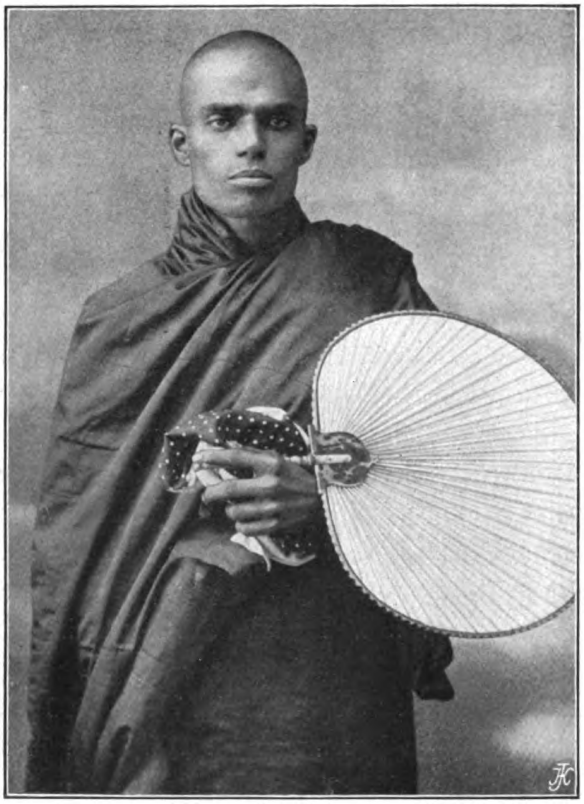


Abb. 26. Buddhistischer Mönch.

Dschungeln zu der kahlen Bergkuppe, von der man einen überwältigenden Gesamtblick auf alles das hat, was man auf der Bahnfahrt allmählich zu sehen bekam. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je einen so lieblichen, abwechslungsreichen Blick von einem Berggipfel genossen habe, wie hier von der Spitze des Pedrotallagallas.

Von Nuwara Eliya setzten wir unsere Reise nach der alten Singhalesen-Hauptstadt Kandy fort, welche bereits seit dem Jahre 1867 mit Colombo durch eine Eisenbahn verbunden ist und den Europäern als beliebter Ge-

Abb. 27. Der Tempel des heiligen Zahns in Kandy.

birgsaufenthalt dient. Denn herrlich an einem kleinen See gelegen, rings von Tropenwaldungen umgeben, mit mäßig heißem Klima ist es zur Erholung wie geschaffen. Nebenbei bietet aber auch Kandy mit seinen alten Tempeln und dem verfallenen Königspalast recht Sehenswertes. Einer der heiligsten Buddhatempel: Dalaba Maligawa befindet sich in Kandy und hütet als höchstes Gut einen Zahn Buddhas. Alljährlich am Fest des heiligen Zahnes wird der Tempel von Tausenden gläubiger Buddhisten

Abb. 28. Kautschukbaum mit Luftwurzeln — Peradeniya Garden.

aufgesucht. Am Eingang des Tempels wird man von Buddhapriestern, kenntlich durch kurzgeschorenes Haar, ein gelbes, togaähnliches Gewand und einen Palmenfächer, begrüßt und ins Innere geleitet, wo die Reliquie in einem goldenen Schrein aufbewahrt und nur selten gezeigt wird. Beim Abschied aus dem Tempel bieten die Priester heilige buddhistische Sprüche, auf Talipotpalmenblättern aufgeschrieben, zum Kauf an.

In dem Vorraum der durchaus modern eingerichteten Hotels haben zahlreiche Verkäufer ihre Buden aufgeschlagen und halten bisweilen recht schöne Silbersachen, vor allem Elefanten mit Silberbehängen, Waffen u. a. m. feil, allerdings zu enorm hohen Preisen.

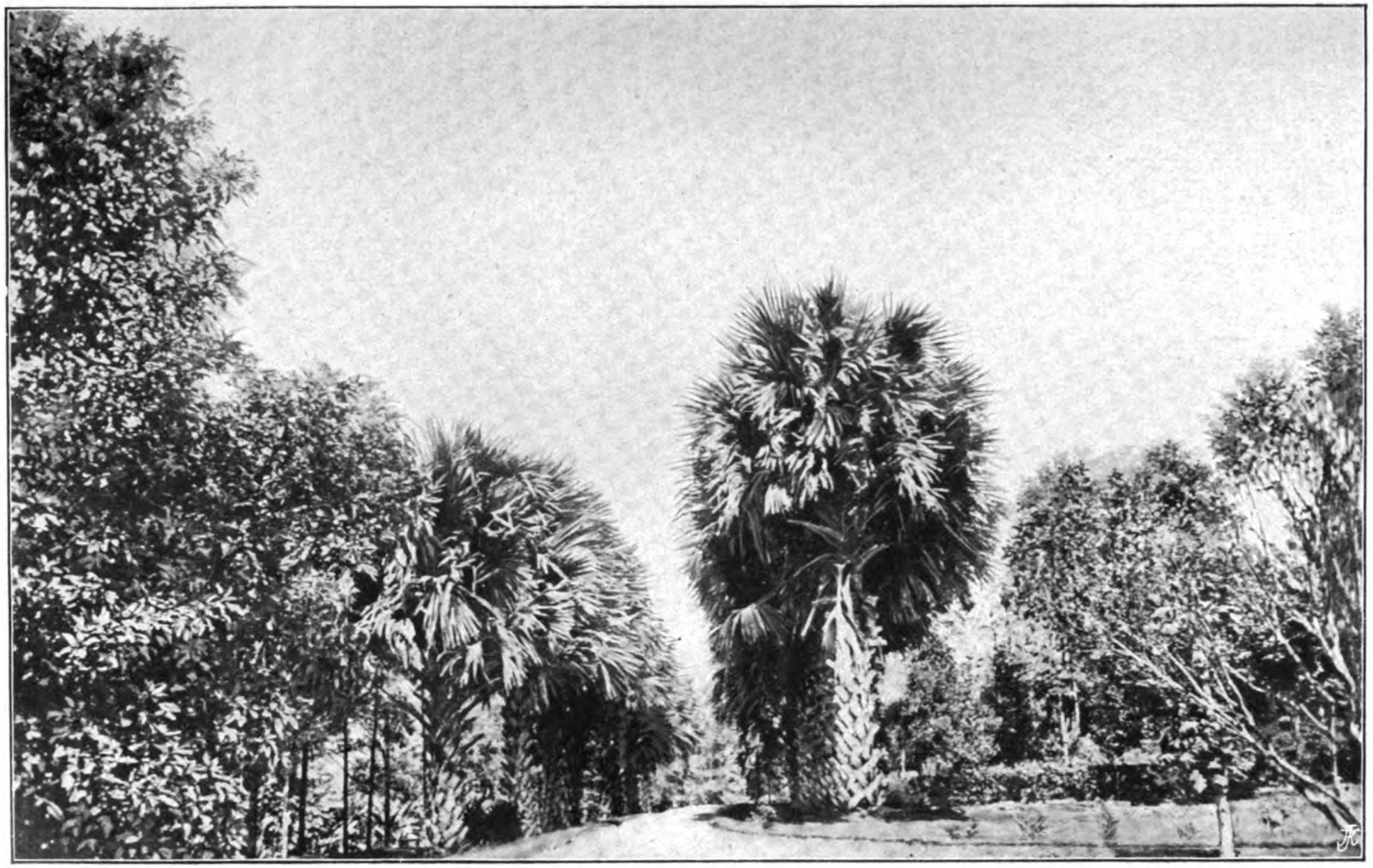


Abb. 29. Palmenallee im Peradeniya-Garten.

Unverzeihlich wäre es, Kandy zu verlassen, ohne die Royal Botanic Gardens in Peradeniya gesehen zu haben. Konnte man auf der Bahnfahrt durch Ceylon bei genauer Beobachtung die überaus zahlreiche wild wachsende Flora Ceylons bewundern, so sind hier fast sämtliche Baumgruppen systematisch geordnet vertreten.

Abb. 30. Talipotpalme im Peradeniya-Garden.

Gleich am Eingang befinden sich mehrere Kautschukbäume (Ficus elastica), deren Wurzeln in Mannskopfgröße aus der Erde herausragen und die durch zahlreiche Luftwurzeln ausgezeichnet sind. Hier trifft man nicht nur alle Palmenarten vereinzelt, sondern vielfach auch als herrliche Alleen angelegt. Man lernt auch den Mahagonibaum kennen, dessen Holz wegen seiner außerordentlichen Härte jeder Temperatur

Stand hält und dessen Farbe von der gelblichen bis zur dunkelroten variiert.

Man sieht Kokosnußpalmen, Fächerpalmen, Ölpalmen, die Coco demer, deren Früchten man Heilkraft zuschreibt, sowie die Talipotpalme, an deren über 30 m hohem Stamm riesige Palmenblätter fächerförmig ausstrahlen. Nur ein einziges Mal während ihres Lebens, zwischen dem 50. bis 80. Jahre, ist ihr eine Blütezeit beschieden, nach der sie abstirbt.

Mitten durch den Park windet sich ein kleiner Fluß, von dem zahlreiche kleinere Arme abgehen, während man auch Teiche findet, die vollständig mit Lotosblumen und den tellerförmigen, oft meterbreiten Blättern der Victoria regia bedeckt sind.

Hier kann man auch einen großen Teil unserer Nahrungs- und Würzmittel an der Quelle studieren: Pfeffer, Vanille, Zimmet, Kakao, Indigo, Tapioka, Muskatnuß u. a. m. In der Mitte des Parkes erhebt sich ein herrliches Gewächshaus mit Orchideen, Agaven, Eucalyptus, Mimosen, Dattelpalmen, insektenfressenden Pflanzen, Kakteen, Palmyrabäumen und anderen Zierpflanzen. Den Eingeborenen dient die Palmyrapalme mit allen ihren Bestandteilen als höchste Nutzpflanze. Aus ihrem Holz bauen sie die Hütten und fertigen das Hausgerät an, die Blätter finden als Hüte, Fächer, Decken usw. Verwendung, aus dem Saft gewinnen sie Arak und Zucker, und die Frucht endlich dient ihnen zur Bereitung einer Marmelade.

Groß ist die Zahl der verschiedenen Schlingpflanzen, die sich von Baum zu Baum ziehen und oft ein undurchdringliches Dickicht bilden.

Hier lernte ich auch zum erstenmal die reizenden Farrenarten, darunter die Riesenfarrenbäume und die niedlichen graziösen Bambuswälder kennen, in denen zahllose fliegende Hunde (flying fox), eine Art Riesenfledermäuse, herumschwirren oder den Kopf nach unten in den Ästen hängen.

Durch die himmlische Ruhe, den aromatischen, betäubenden Geruch der Pflanzen und den herrlichen Gesang zahlreicher tropischer Vögel ist man an die Stätte gebannt und kann sich nur schwer von ihr trennen.

Kein Wunder, daß hier aus aller Herren Länder Gelehrte herströmen, um im Laboratorium und im Museum des Gartens ihre wissenschaftlichen Untersuchungen auszuführen. Am Eingang des Gartens bieten eingeborene Tamulen Sammlungen von handtellergroßen Schmetterlingen und den verschiedensten Käferarten feil.

Auch das lebende Blatt, living leaf, eine Heuſchreckenart, welche die Farbe der Blätter bald grün, bald gelb anzunehmen imſtande iſt, kommt häufig vor. Es iſt eine Erſcheinung, die man als Mimikri (Anpaſſungsfähigkeit des Tieres an die es umgebende Natur) bezeichnet hat. Auch werden

Abb. 31. Steinfigur der Ruwanwella Dagoba in Anuradhapura.

Skorpione, jene ebenſo intereſſanten, wie gefährlichen Tiere in präpariertem Zuſtande ausgeboten. Bekanntlich iſt ja der Skorpion das einzige Tier, welches, ſobald es verfolgt wird, mit ſeinem Stachel ſich ſelbſt mordet. —

Wer den Buddhismus an ſeiner Quelle ſtudieren will, dem kann ein Beſuch der früheren Hauptſtadt Ceylons, Anuradhapura, nicht genug empfohlen werden. Einſtmals eine blühende, große Stadt mit 1000jährigen

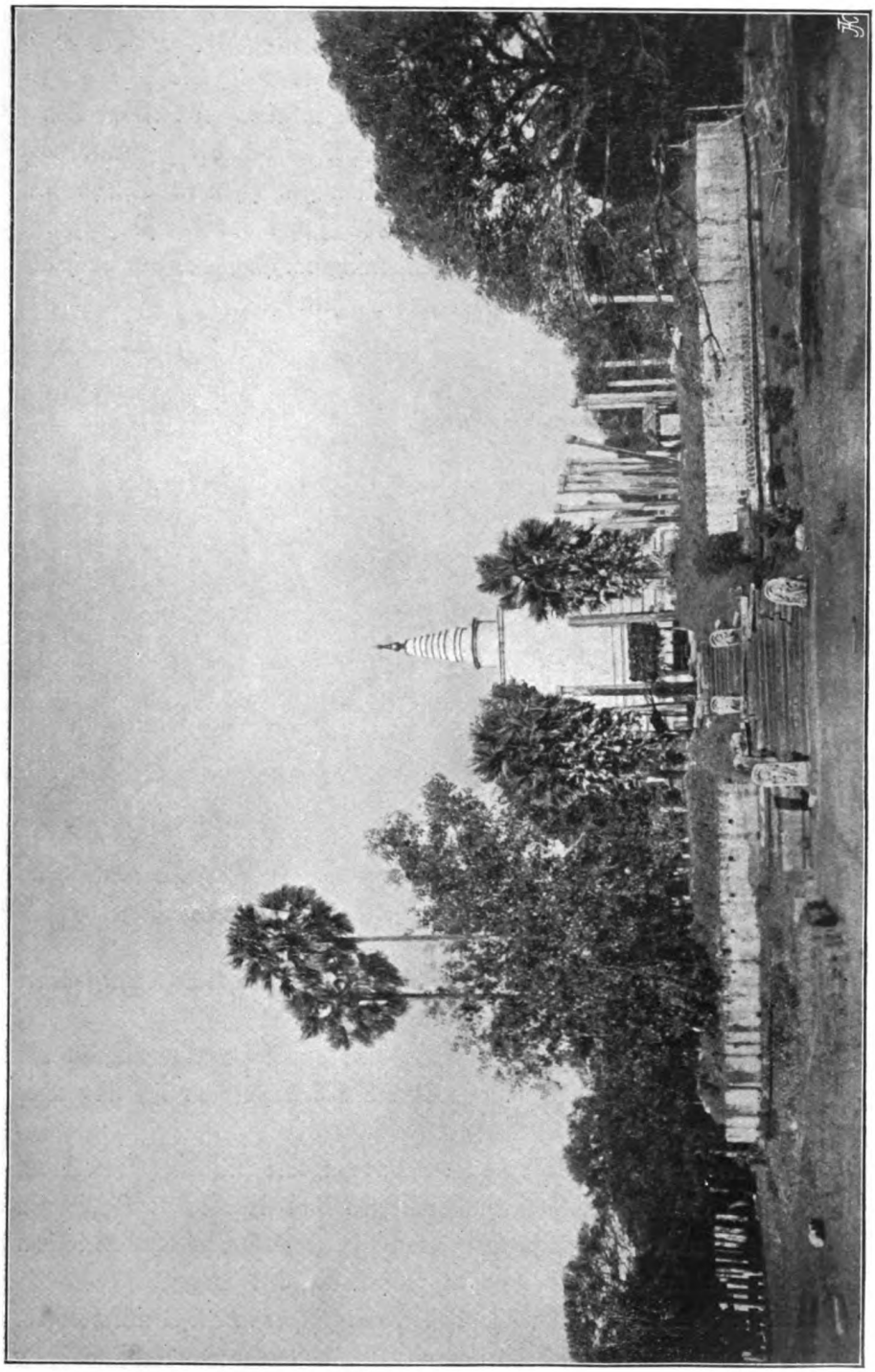


Abb. 32. Die Thuparama-Dagoba in Anuradhapura.

Gebäuden, ist dieselbe jetzt vollständig verlassen und bereits zum größten Teil vom Urwald überwachsen. Eine Rundfahrt durch die sehr ausgedehnten Ruinen führt uns an einem 2000 Jahre alten, von einem König für die buddhistischen Priester erbauten Tempel vorbei, der jetzt nur noch aus 1000 größtenteils schiefstehenden, vierkantigen Pfeilern besteht. In der Nähe steht der heilige Bobaum, der 245 Jahre vor Christi gepflanzt sein soll, unter dem Buddha seine Offenbarung empfing und der auch als ältester historischer Baum der Erde zu betrachten ist.

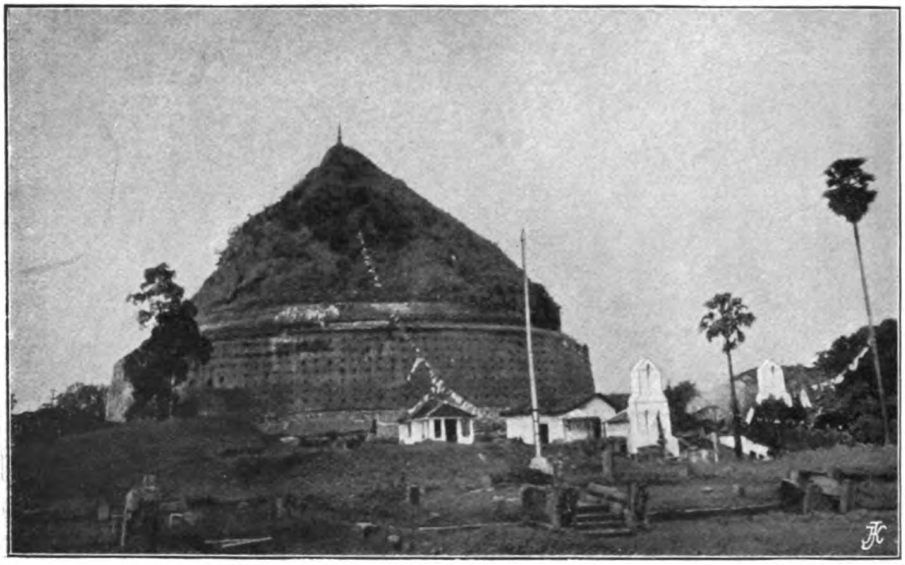


Abb. 33. Die Ruwanwella-Dagoba in Anuradhapura.

Zahlreich sind die Steinfiguren, teils Tiere, teils Götter darstellend, die auf den Wegen zerstreut sind.

Nicht weniger wie sieben Dagobas, von denen die Ruwanwella mit ihren überlebensgroßen Steinfiguren eine der berühmtesten ist, sind über das ganze alte Stadtviertel verteilt.

Bedenkt man, daß der Bau einer Dagoba eine Million Pfund kostet und dazu soviel Backsteine nötig sind, wie zum Bau eines 20 Meilen langen Tunnels gebraucht werden, so kann man sich vorstellen, welcher Reichtum hier von den eingeborenen Königen früher entfaltet wurde.

Groß ist die Zahl der Buddhapriester, welche hier in Klöstern ihr Dasein fristen, und dem Fremden Gebetsprüche und Buddhastatuen zum Kauf anbieten.

Auch in der Umgebung von Anuradhapura finden sich noch zahlreiche buddhistische Heiligtümer, so vor allem der Rocktempel, Isuruminiya und der heilige Felsenhügel Mihintalä.

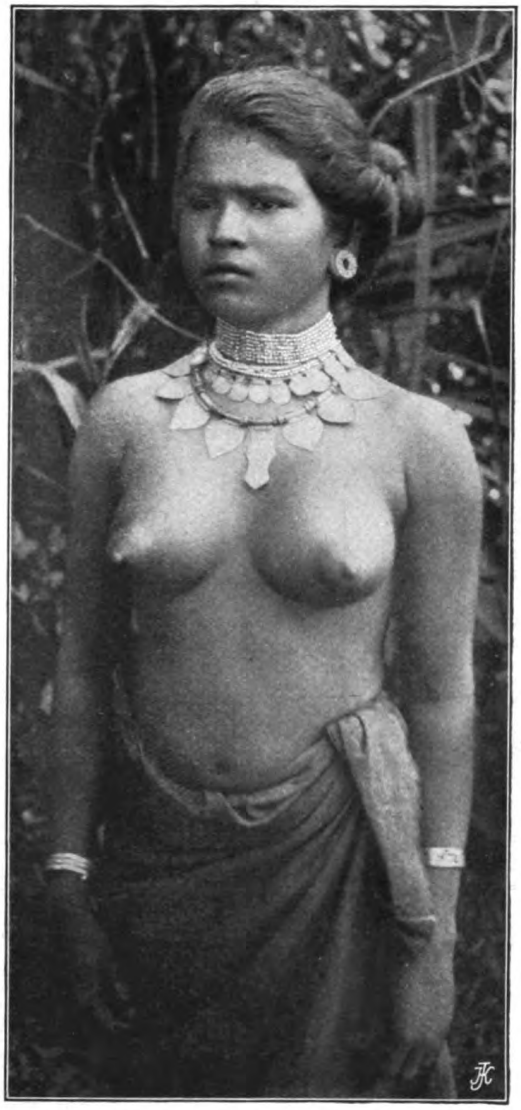


Abb. 34. Natschmädchen — Tempeltänzerin, Ceylon.

Der Aufenthalt in Ceylon war also in jeder Beziehung ein befriedigender. Überall wird eine musterhafte Ordnung durch die von den

Engländern gut organisierte Polizei aufrecht erhalten. In allen größeren Städten kann man sich mit der Mehrzahl der Eingeborenen in englischer Sprache verständlich machen.

Gern hätten wir auf dieser Wunderinsel noch Wochen verbracht. Da aber unsere Tage gezählt waren, so verließen wir am Abend des 11. Februar Colombo mit einem kleinen Küstendampfer. Noch lange sandte uns der Leuchtturm seine Abschiedsgrüße nach. Immer näher aber rückten wir unserem weiteren Ziel zu, Indien.

Variatio delectat. — Abwechslung ergötzt.

Abb. 35. Mondsteintreppe des Königspalastes in Anuradhapura.

Abb. 36. Strand in Bombay mit Taj-Mahal-Hotel.

IV. Kapitel.

Das nördliche und westliche Indien.

Ankunft in Tutikorin. — The Indian Railway. — Die Hindus. — Indische Polizei. — Madura, das Athen von Südindien. — Der große Tempel von Madura. — Mohammedaner und Buddhisten. — Der Brahmanismus und der Dschainismus. — Im königlichen Palast Tirumala Nayak. — Der Tempel von Sri Rangam. — Die Jesuiten in Asien. — Im Heiligtum des Shiwa, Tanjore. — Eine indische Prozession. — Kasteneinteilung in Indien. — Madras. — Kings Institut of Leproiserie. — Whitetown und Blacktown. — Auf der Marina von Madras. — Eingeborene Ärzte. — Englisches Beamtentum. — Wie verträgt die Europäerin das Tropenklima? — Einkäufe in Madras. — Ich lasse mir von einem Wahrsager die Zukunft deuten. — Bombay. — Der Export. — Auf dem Malabar Hill. — An den Türmen des Schweigens. — Die Sekte der Parsi. — Verbrennungsstätten der Hindus. — Die Pest und die Pesthäuser. — Ein Tierhospital. — Die Holzschnitzer und Silberschmiede von Bombay. — Eine kinematographische Aufnahme im Eingeborenenviertel. — Ein Abend im Taj-Mahal-Hotel. — Im Höhlentempel auf Elephanta. — Ahmedabad. — Die Gräber der Königinnen des Ahmad Schah. — Im Hathi-Sing-Tempel. — Indische Kinderhochzeiten. — Jaipur und seine Einwohner. — Der Marstall eines indischen Maharadja. — Eine indische Sternwarte. — Ein Dancing Girl. — Die Bronzeindustrie. — Königstiger. — Mit dem Reitelefanten des Maharadja nach Amber. — Indische Gaukler. — Die erste phonographische Aufnahme. — Delhi. — Ich werde von meinem Boy zu einem indischen Diner geladen. — Die größte Moschee der Erde. — Ein Blick vom Kutab Minar auf Alt-Delhi.

„Wie die Menschen sind, so richte deine Gebräuche."

Am 12. Februar gegen 7 Uhr früh sahen wir die Küsten des indischen Festlandes, und kurz darauf konnten wir unsere Füße zum erstenmal auf indischen Boden setzen. Tutikorin, der südlichste Hafen von Indien, erstreckt sich als Stadt an der Meeresküste hin und hat eine Anzahl großer Geschäftshäuser sowie zahlreiche Fabriken, welche namentlich auch auf der, der Stadt gegenüberliegenden Insel liegen.

Die Poonia war auf der Rhede geblieben, während wir mit einer kleinen Dampfbarkasse ans Land gefahren waren.

Zuerſt fand eine Zollreviſion ſtatt, wobei ich die Liebenswürdigkeit der engliſchen Zollbeamten, welche von Eingeborenen unterſtützt werden, lobend erwähnen muß. Ich kam mit meinen 14 Gepäckſtücken mit dem glimpflichen Zoll von 2 Rupien 8 Annas (ca. 1 Taler) ganz gut weg. Bei größeren Apparaten muß man vom Wert 5 % verſteuern, wenn man nicht das bereits früher erwähnte Zertifikat vorzeigt. Auf Gewehre ſteht ein beſonders hoher Zoll. Wir hatten jedoch dieſelben von Ceylon aus nach Hauſe geſandt. Mit neugierigen Blicken begrüßte uns am Landungsplatz eine

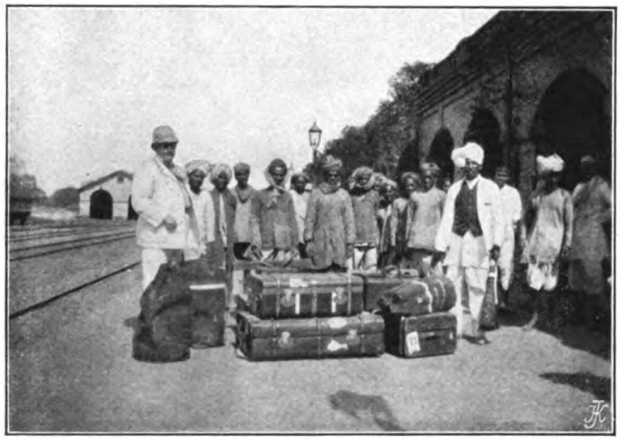


Abb. 37. Auf einem indiſchen Bahnhof.

bunt zuſammengewürfelte Schar von indiſchen Eingeborenen, deren Hautfarbe dunkler war wie die der Singhaleſen.

Als Kopfbedeckung hatten ſie meterlange, bunte Tücher in Schlangenwindungen turbanartig um den Kopf gewunden, während ſie ſonſt nur noch mit einem kurzen Lendentuch bekleidet waren. Sie ſtürzten ſich nun unter lautem Geſchrei auf unſere Gepäckſtücke. Auch Hindufrauen beteiligten ſich bei der Gepäckbeförderung. Letztere tragen ein buntes, eng anliegendes von der Taille bis zu den Knien reichendes Lendentuch, während die Büſte teils durch Tücher, teils durch kleine Jäckchen geſchützt wird. Sowohl bei Männern, wie namentlich bei den Frauen fiel uns der ſehr graziöſe Körperbau, die ſchlanken Finger-, Hand- und Knöchelgelenke auf. Sobald man ſie näher zu muſtern anfing, ſenkten ſie keuſch den Blick und zogen das Buſentuch feſter an, wie, um ihre Reize zu verhüllen. Die Gepäckbeförderung ſpielt ſich in ganz Indien in derſelben Weiſe

ab. Jeder Lastträger bekommt entweder mehrere kleinere oder ein größeres Gepäckstück, eine Trägerlast zirka 50 Kilo, aufgeladen und erhält dafür 1 Annas (8 Pfg.).

Wir hatten uns bei Thos. Cook ein Rundreisebillet durch Indien zusammenstellen lassen. Bei vorheriger Anmeldung beim Stationsvorsteher erhält man eine sehr geräumige Abteilung in der ersten Klasse und hat nur noch auf einen Mitfahrenden zu rechnen. Daher kann man sich in diesem salonartigen Wagen, in dem nachts zwei Betten aufgestellt werden, äußerst bequem einrichten, so daß man die bei der kolossalen Entfernung zwischen den einzelnen Städten durchschnittlich zirka einen Tag lange Reise mühelos übersteht. An den Salon schließt sich noch eine Toilette mit ausgezeichneter Waschvorrichtung an, während nach der andern Seite ein kleines Appartement für den indischen Diener vorhanden ist, den man auf derartigen Reisen immer mitführt. Man nimmt sich einen Boy am besten in Colombo und reist mit ihm nun durch ganz Indien nach Kalkutta. Dort findet er Gelegenheit, sich einem nach Colombo Reisenden anzuschließen.

Die Vorteile, einen Diener in Indien zu haben, sind außerordentlich große. Einmal kann man sich auf gut empfohlene Diener, deren Zeugnisse und Papiere man natürlich an sich nimmt, absolut verlassen. Man wird stets ein Koupee für sich haben. In den Hotels erhält man rasch seine Mahlzeiten, da man sich von seinem Leibdiener servieren läßt und viele Hotels sogar damit rechnen. Außerdem ist ein solcher Diener bei den Einkäufen, beim Verpacken derselben und beim Transport der vielen Gepäckstücke ganz unentbehrlich, abgesehen davon, daß die englische Regierung sehr darauf sieht, daß der Europäer in vornehmer Weise reist. Die Ausgaben für einen solchen Diener sind minimale, da er auf der Bahn nur einen äußerst geringen Tarif zu entrichten hat, pro Tag ca. 1,75 Mark Lohn erhält und sich dafür sein Bett und Verpflegung selbst stellen muß. Ersteres besteht aus einer dicken Decke, auf die er sich nachts vor die Tür seines Herrn hinkauert, letztere aus Reis, Früchten und Süßigkeiten.

Die Züge gehen ziemlich pünktlich ab und halten auch ihre Fahrzeiten mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 40—50 km ein. Nur einmal am Tag fährt ein Expreß, der die kleinen Stationen übergeht, während der gewöhnliche Zug zirka alle 15 Minuten hält. Stets findet sich im Zug eine Abteilung 1. und 2. Klasse für Damen reserviert. Als Europäer kann man sich nur der 1. Klasse bedienen, da man in der 2. Klasse bereits mit Eingeborenen

zusammenkommt, während die 3. Klasse immer von Letzteren überfüllt ist. Die englische Regierung hält streng darauf, daß selbst hochstehende und reiche Eingeborene in den Abteilungen 1. Klasse mit Europäern nicht in Berührung kommen. Auch heute noch soll der Europäer für Natives ein höheres Wesen sein.

Der Aufenthalt auf den Stationen ist viel länger als bei uns in Europa, läßt sich aber zu interessanten Volksstudien verwenden. Meist ist der Perron mit Eingeborenen überfüllt, die beim Ankommen der Züge wie das liebe Vieh herumlaufen, bis sie sich in irgendein überfülltes Abteil 3. Klasse hineingepfercht haben. Da hocken dann Männer, Weiber und Kinder zusammen, Betel kauend, Obst und Zuckerwerk naschend, das von den zahlreichen Warenverkäufern durch laute Zurufe ausgeboten und verkauft wird. Ebenso gehen auf den Bahnhöfen und in allen indischen Städten Wasserträger mit großen Tonkrügen oder mit aus Ziegenfellen hergestellten Wassersäcken herum, denn nach jeder Mahlzeit waschen sich die Hindus, reinigen sich die Zähne und spülen den Mund aus.

Daher sind auch auf den großen Stationen Brunnen mit Trinkwasser für Hindus angebracht, an denen sie sich durch einen kühlen Trunk laben und ihre aus Messing, Kupfer, Bronze oder Ton bestehenden Wassergefäße, die je nach Stadt und Kaste so überaus verschieden und oft sehr originell sind, füllen.

Hier lernt man auch die Putzsucht der indischen Frauen kennen, welche das Haar schön frisiert, mit Blumen und Kämmen geschmückt haben, am Arm und Fuß Gold-, Silber- oder Messingringe tragen, und diese Gegenstände auch an der Nase, am Ohr sowie am ganzen Gesicht anbringen. Bereits die kleinen Kinder sind mit Reifen, Ringen und anderem Tand ausgeputzt. So kann man allein schon auf den Eisenbahnen die Gewohnheiten des indischen Volkes genau studieren.

Durch den Zugführer läßt man sich auf den großen Stationen Lunch und Diner bestellen; man ißt hier überall leidlich gut englische Küche, die Speisesäle sind geräumig und die blumengeschmückten Tische sauber gedeckt.

In einem Beschwerdebuch, von dem die Engländer ausgiebigen Gebrauch machen, kann man etwaige Klagen notieren. Auf den größeren Bahnhöfen findet man natürlich Verkaufsbuden für Zeitungen, oft ganze Basare mit den speziellen Erzeugnissen der Stadt, deren jede in Indien ihr besonderes Fabrikat hat, neben fliegenden Warenverkäufern mit Zuckerwaren und Spielsachen für die Hindukinder.

Die Bahnhöfe dienen zugleich als Rasthäuser, so daß man jederzeit daselbst Unterkunft finden kann. Fast überall hat man auf den Bahnhöfen elektrische Beleuchtung.

Die Sicherheit in ganz Indien ist für den Europäer dadurch gewährleistet, daß die Engländer eine Polizeitruppe von ungefähr 200 000 Mann organisiert haben. Man sieht die langen, kräftigschlanken Gestalten im gelben Kakianzug mit Wickelgamaschen, Seitengewehr und rotem Turban auf den Bahnhöfen, in den Tempelanlagen, in den Straßen usw. die Ordnung im Verkehr aufrecht erhalten, vielfache Zwistigkeiten zwischen Eingeborenen schlichten, Auskünfte erteilen usw.

Die Engländer haben auch die Verfügung erlassen, daß vor jedem Europäer von der indischen Polizei als hohem Herrn „Sahib" salutiert wird, um dadurch die Achtung vor der weißen Rasse aufrecht zu erhalten.

Groß war der Gegensatz zwischen der herrlichen Landschaft Ceylons und den Strecken, welche wir jetzt auf unserer Bahnfahrt durch Indien querten. Trafen wir doch im Süden nur ganz vereinzelt Palmen an, dagegen ausgetrocknete Äcker, schlecht bebaute Mais- und Reisfelder, und auch sonst war die Flora von der Natur durchaus vernachlässigt. Dagegen sieht man Kaktusarten in allen Formen reichlich vertreten. In sumpfigen Tanks fristen Wasserbüffel ihr stumpfsinniges Dasein, während die Zahl der Eingeborenen auf den Feldern eine äußerst geringe ist. Etwas Abwechslung in diesem monotonen Landschaftsbild wird durch ausgedehnte Tabaksfelder hervorgerufen, die man in Südindien anbaut.

Wer durch Indien reist, darf also von landschaftlichen Schönheiten bis auf wenige Ausnahmen nichts erhoffen, wird aber reichlich entschädigt durch das Studium der so zahlreichen verschiedenen Völkerschaften, durch die Tempelanlagen, wie sie herrlicher und großartiger in keinem Lande der Welt zu finden sind und durch die überaus hochstehende Hausindustrie, die in jeder größeren Stadt stets in besonderer Spezialität vertreten ist.

Unterdessen hatten wir die erste größere Stadt Madura erreicht, das Athen Südindiens und die einstige Hauptstadt des Königreichs Karnasak, die durch die Verschiedenartigkeit und Großartigkeit ihrer Tempelanlagen berühmt ist. Wer Indien kennen lernen will, sollte es nicht versäumen, gerade diese herrlichen religiösen Bauwerke in Südindien aufzusuchen, zumal sie sich von denen in Nordindien deutlich unterscheiden. Nachdem wir am Bahnhof unser Tiffin eingenommen, und dafür 1½ Rupien entrichtet hatten,

machten wir uns mit unserem Führer an die Besichtigung der Stadt. Durch breite, gut angelegte, wenn auch etwas staubige Straßen zogen wir an den kleinen, einstöckigen Häusern der Eingeborenen vorbei und konnten uns von der überaus großen Geschicklichkeit und dem ausdauernden Fleiß der indischen Handwerker überzeugen, die mit den primitivsten Werkzeugen arbeiten. Madura mit seinen 100 000 Einwohnern ist eine Hauptindustrie-

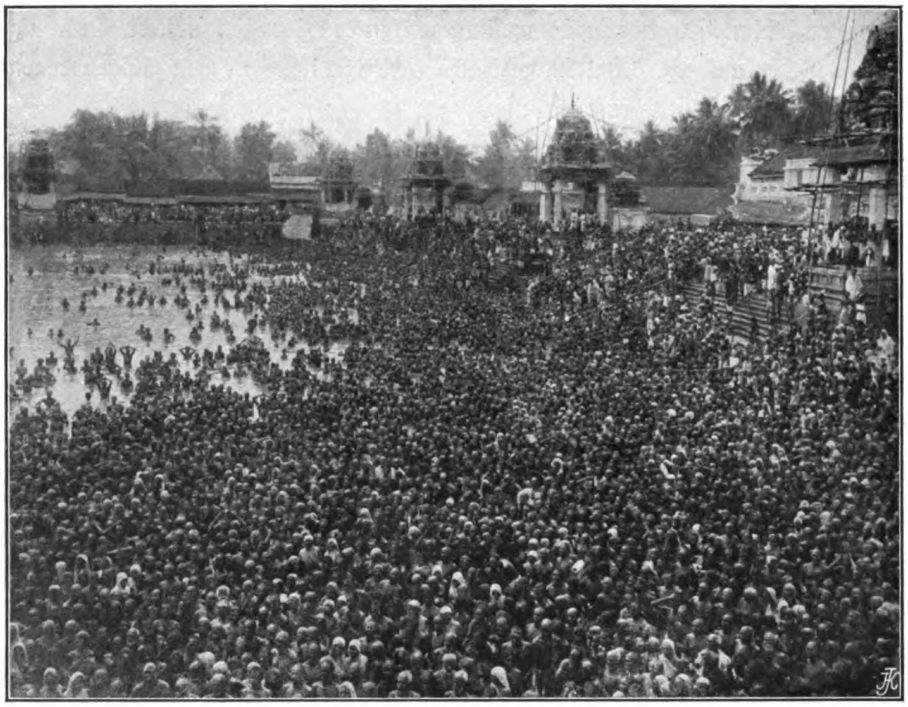


Abb. 38. Hindus im Tempeltank badend — Madura.

stadt Südindiens und versorgt weit im Umkreis die benachbarten Städte mit seinen Erzeugnissen.

Die Häuser der Europäer liegen in den indischen Städten außerhalb der Stadt und sind von oft sehr ausgedehnten herrlichen Gärten umgeben. Eine Stadt in Indien nimmt fast den dreifachen Flächenraum ein, den eine europäische Stadt mit der gleichen Einwohnerzahl beansprucht. Auch Baum- und Gartenanlagen findet man vielfach in den größeren Städten vertreten. Hier in Madura sind kleinere Palmenwälder, welche sich um den in der Mitte der Stadt liegenden Tempelteich gruppieren, in dem sich die frommen

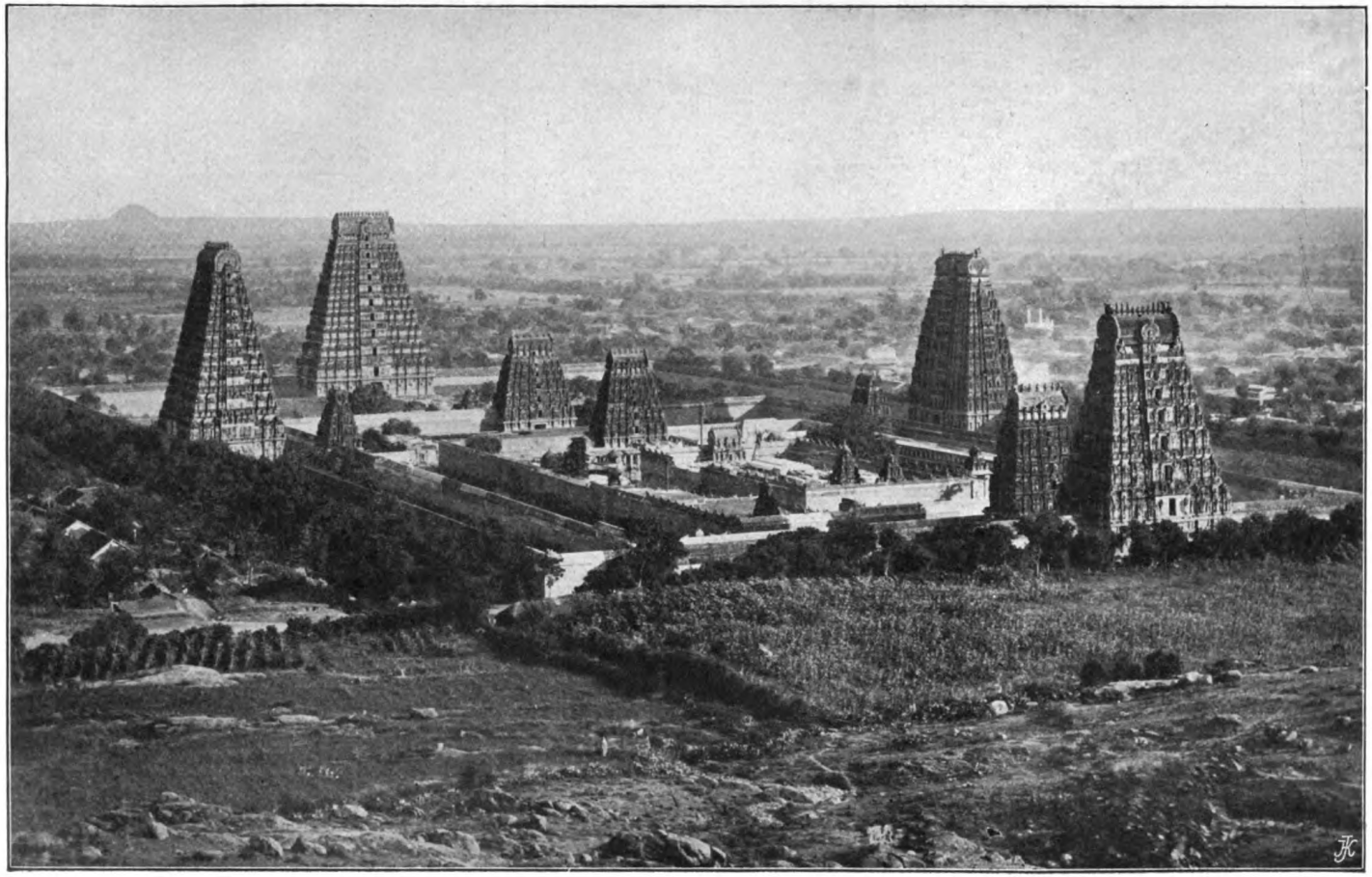


Abb. 39. Der große Tempel in Madura.

Hindus täglich mehrmals baden und der an großen Festen von Gläubigen überfüllt ist. Dann besteht eine Anlage aus uralten Banianbäumen, von denen der größte eine Fläche von nahezu 60 m Durchmesser deckt, sowie von Mangobäumen, deren saftige aromatische Frucht von den Eingeborenen mit Vorliebe gegessen wird.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Madura ist der große Tempel, welcher als das ausgedehnteste religiöse Bauwerk der Welt bezeichnet werden muß. Das quadratisch angelegte Tempelgebiet ist mit vier Mauern umgeben, von denen jede in ihrer Mitte einen pyramidenähnlichen, oben wie ein flaches Dach auslaufenden Turm, die „Gopura", hat. Zahlreiche wunderbar geschnitzte oder aus Stein gehauene Figuren zieren diese Türme, welche den Göttern als Eingangstor dienen und daher oft 40 m und darüber an Höhe haben.

Stets fallen unter diesen zahlreichen bis an das Ende der „Gopura" reichenden Figuren und Gruppen zwei neben dem Torbogen befindliche Kolossalfiguren auf, welche in ziemlich grotesker Stellung mit dem Kopf nach vorne auslugen, andererseits aber die Rückenseite zeigen und das eine Bein wie zum Abspringen erheben. Diese sogenannten Tempelwächter haben die Aufgabe, das Ankommen der Gottheiten zu beobachten und dann sofort den im Innern des Tempels sich aufhaltenden Priestern zu melden. Durch die prächtige Hauptgopura gelangten wir in den ersten Tempelhof, dem eine zweite Mauer, wieder mit vier Gopuras an jeder Front versehen, nachfolgt. Erst nachdem man diese zweite Mauer passiert hat, befindet man sich in den innersten Tempelräumen. Die kleineren Gopuras weisen in der Regel eine viel feinere Arbeit auf, als die nach außen gelegenen. Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Holzschnitzerei und der Steinhauerkunst bewundert man in den Innenräumen.

Hier findet sich z. B. eine Halle mit über 1000 noch sehr gut erhaltenen Steinsäulen, in denen die abenteuerlichsten Figuren, Götterbilder, Tierfiguren und Kombinationen derselben eingearbeitet sind.

Ein Teil der Tempelwände ist noch mit sehr gut erhaltenen Freskenbildern, welche Szenen aus der indischen Göttersage darstellen, ausgeschmückt. An anderen Stellen sehen wir, wie man bemüht ist, zerfallene Freskengemälde wieder zu renovieren. Im Innern des Tempels liegt auch der heilige Tank der goldenen Lilien, an dem sich stets zahlreiche Gläubige aufhalten. Dort erhebt sich die neunte Gopura und man kann die vergoldete Kuppel des Innentempels erblicken.

Die Götterfiguren im Innern des Tempels werden als Zeichen der Verehrung bemalt oder vergoldet. Bedenkt man nun, daß alle diese Gopuras

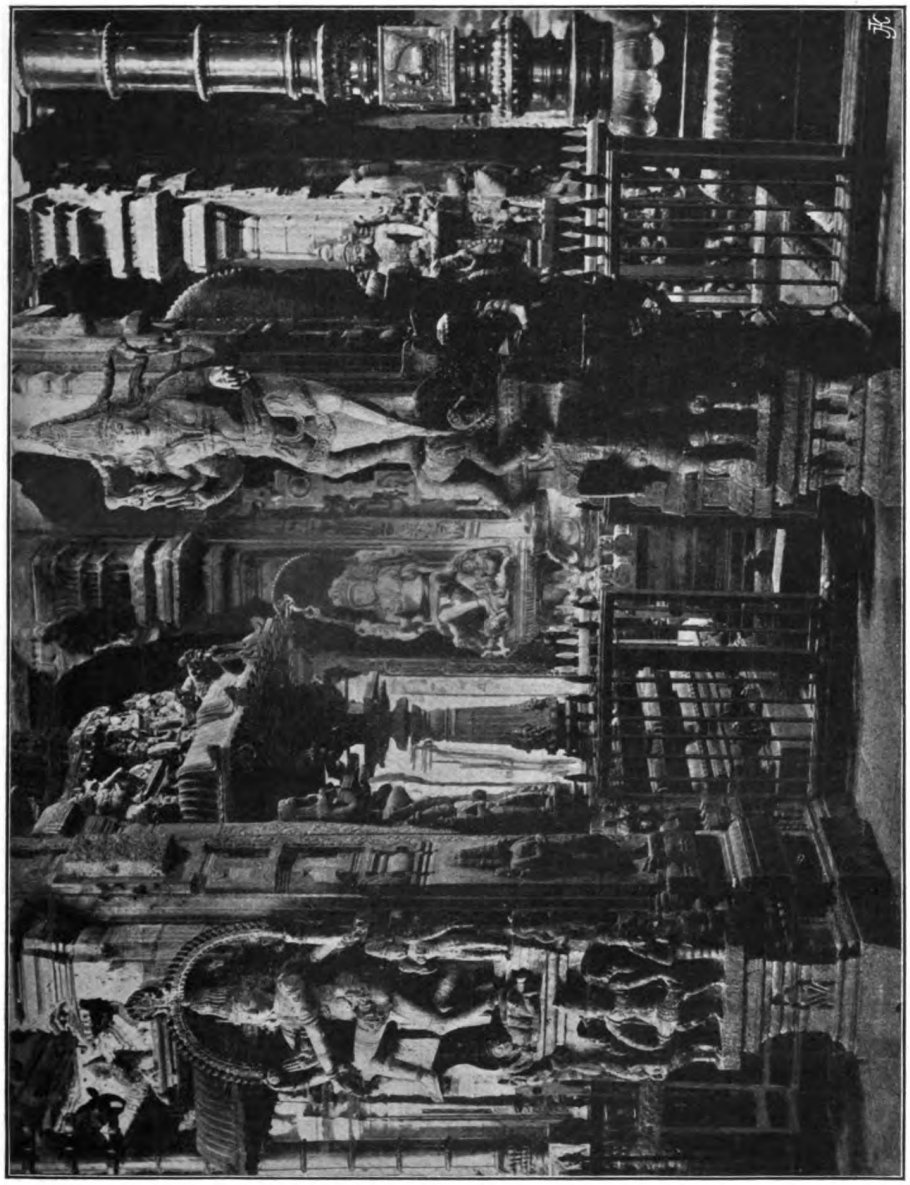


Abb. 40. Im Innern des Tempels von Madura.

und namentlich die inneren Tempelräume zur Zeit der indischen Herrschaft vergoldet waren, ruft man sich dann noch die phantastischen Gewänder der

zahlreichen Prieſter und die reich geſchmückten, mit Edelſteinen beſetzten Kleider der hier herrſchenden Fürſten mit ihrem ganzen Hofſtaat ins Gedächtnis zurück, ſo findet man leicht die Erklärung, warum Indien mit Recht als Wunderland geſchildert iſt.

Überall begegneten wir im Tempel den in hellgelben Gewändern gekleideten Prieſtern, die Ketten von ſinnbetäubend duftenden Blumen zum Verkaufe ausbieten, welche den verſchiedenen Gottheiten, in erſter Linie dem Shiwah gewidmet werden. An den Tempel ſchließen ſich große kühle Säulenhallen an, in denen Hindus ihre Waren, meiſt Lebensmittel, den ſich hier aufhaltenden zahlreichen Beſuchern des Tempels darbieten.

Ein Teil des Tempels iſt dem Gotte Shiwah, ein anderer ſeiner Gattin, der fiſchäugigen Minakſchi, geweiht. Gegen Abend iſt die ganze Tempelanlage, und namentlich das Innere des Tempels mit tauſend und abertauſend Wachskerzen erleuchtet.

Wer die religiöſen Bauwerke Indiens und Aſiens überhaupt verſtehen will, muß ſich auch etwas mit den bei den Indern vorkommenden Religionen befaſſen.

Da ſind zunächſt die Mohammedaner, welche über ganz Aſien verbreitet ſind, und ſich von denen der Türkei und Ägyptens durch mancherlei Abweichungen in ihrer Kleidung und ihren Gebräuchen unterſcheiden. Die Mohammedaner in Ceylon tragen kleine zylinderartige Kopfbedeckungen aus Strohgeflecht, die Inder einen um den Kopf gewundenen weißen Turban.

Der Genuß von Schweinefleiſch und von Alkohol iſt ihnen unterſagt; ihre Hauptpflichten laſſen ſich in fünf Punkten zuſammenfaſſen: 1. Allah iſt der einzige Gott und Mohammed ſein Prophet. 2. Gebete ſind fünfmal täglich zu verrichten. 3. Jeder zahlt eine Almoſenſteuer. 4. Im Monat Ramadhan wird gefaſtet und 5. Jeder Gläubige ſoll einmal nach Mekka pilgern, wohin er jedoch auch einen Erſatzmann ſchicken kann.

Die Gotteshäuſer der Mohammedaner ſind die Moſcheen, mit Kuppeln geſchmückt, die von einem Halbmond gekrönt ſind. An einer oder allen vier Ecken befinden ſich hohe ſchlanke Türme, die ſogenannten Minarets, die mit einer Galerie verſehen ſind. Von hier ruft der Vorbeter Mueſſin die Gläubigen zum Gebet, welche ſich vor Beginn des Gottesdienſtes einer Waſchung zu unterziehen haben.

Weiter verbreitet iſt der Buddhismus, eine im ſechſten Jahrhundert

vor Christi von Buddha dem Erwachten, Erleuchteten, gegründete Religion. Anfangs nur in Indien, verbreitete sich der Buddhismus bald über ganz Asien und zählt noch heute zahlreiche Anhänger, so in Ceylon, Hinterindien Siam, China, Japan.

Groß ist auch die Zahl der Sekten, welche sich vom ursprünglichen Buddhismus abgezweigt haben. Er fordert von seinen Anhängern hohe Sittlichkeit, Nächstenliebe und Freigebigkeit, während der Gründer selbst schon so modern war, daß er die Einteilung in Kasten, wie sie leider noch heute in ganz Indien üblich ist, verwirft. Zahlreich sind die Stätten, wo Buddha in Asien verehrt wird und unzählig die Gesänge, die sein Werden und seinen Lebensgang verherrlichen.

Als nun die Zeit erfüllet war,
ward zur Erlösung der Welt geboren
der künftige Buddha.
Tretend aus ihrer rechten Seite,
macht er der Mutter weder Angst noch Schmerzen.
Herrlich und lichtstrahlend,
wie wenn die Sonne aufgeht,
verließ er den Mutterleib.

So wird sein Geburtsort verherrlicht, die Stätten, wo er die Erleuchtung empfing, wo er predigte und wo er zum Nirwana (Auflösen der Seele) einging. Er wird als Heiliger verehrt und seine Anhänger machen Pilgerfahrten zu den ihm geweihten heiligen Stätten. Jeder ihm gewidmete größere Tempel enthält angeblich eine Reliquie von ihm, sei es ein Haar, ein Knochen, ein Zahn, wie z. B. der berühmte, schon erwähnte Tempel in Kandy.

Vielfach zeigt man auch seine Fußabdrücke, welche sich selbst in Steinen markiert haben. Ihm zu Ehren werden mehr oder weniger wertvolle Statuen aus Gold, Silber, Messing, Marmor, Alabaster oder Ton teils in sitzender, teils in liegender Stellung nachbildet, welche von einigen Zentimetern bis zu vielen Metern in der Größe schwanken. Der Gottesdienst wird meist in tibetanischer Sprache abgehalten und erinnert sehr an den der Katholiken. Tragen doch die buddhistischen Priester Tonsuren, Chormäntel und Kerzen. Vor den Gebeten schlägt der Gläubige eine Tempelglocke oder einen Gong an, damit ihn Buddha erhöre; beim Gottesdienst selbst werden Blumen,

Weihrauch und Weihwasser verwendet, während man Buddha Opfer von Reis, Wasser und Blumen darbringt. Auch der am Ende des Gottesdienstes für die Gläubigen ausgesprochene Segen fehlt hier nicht. Bei der ganzen Zeremonie werden Hymnen gesungen, während Musik mit Cymbeln, Trommeln und Trompeten ausgeführt den Chor begleiten. Der ganze Gottesdienst macht einen sehr ergreifenden Eindruck.

Der Brahmanismus, der einige Jahrhunderte vor Christi in Indien auftrat, hat seinen Ursprung aus dem zirka 1200 Jahre vor Christi entstandenen Vedismus, der Urreligion der Indier, welche die drei Gottheiten, den Regengott, den Feuergott und den Sonnengott kannte, genommen.

Daher hat er auch seine drei Gottheiten behalten, die als Dreieinigkeit angebetet werden, wobei Brahma oder Indra der Hauptgott, Shiwah und Wischnu die Nebengötter sind.

Da alle drei Gottheiten nicht nur eine, sondern meistenteils sehr viele Frauen sich erkoren haben und diese wieder mit einem enormen Kinderreichtum gesegnet waren, ist die Zahl der Nebengötter, welche nur von den Brahmanen verehrt werden, eine so große, daß ich nur einige wenige hier anführen und beschreiben kann. Die Hauptgottheit Brahma (den Schöpfer) finden wir meistens mit vier Köpfen und vier Armen nachgebildet, in den Händen einen Rosenkranz und ein Weihwassergefäß haltend. Seine Gemahlin Saraswati, die Göttin der Musik, der schönen Künste und der Literatur hat dagegen ein Musikinstrument in der Hand. Von den Nebengöttern hat Shiwah in seinen vier Händen einen Dreizack, eine Antilope, eine Schlinge zur Fesselung seiner Feinde und eine Trommel. Er ist der Gott der Philosophen, auch der Priester, und seine Gattin, bald Parwati, Göttin der Schönheit, Dewin oder auch Durga, die Schreckliche genannt, hat ihm zwei Söhne, Ganesch oder Ganpati und Kartikkeya, geboren. Ganesch trägt auf seinem stattlichen Körper einen Elefantenkopf und ist der Gott des Erfolges, weshalb er am Beginn indischer Schriftwerke angerufen wird. Kartikkeya, der Kriegsgott, hat sechs Köpfe und zwölf Arme und führt die guten Dämonen zum Kampf.

Wishnu wird in Indien besonders als Gott Krishna verehrt, und da er auf dem Lande erzogen sein soll, meist von den niederen Klassen angerufen. Seine Gemahlin ist Lakshmi, die Göttin der Liebe und des Wohlstandes. Neben ihr hat er aber noch viele andere Weiber und auch eine große Zahl von Söhnen. Wishnu selbst hält meist in seiner linken Hand den Leib einer

Schlange, in seiner rechten eine Lotosblume; sein Symbol ist das Speichenrad, dessen Erfindung für die Naturvölker einen überaus großen Erfolg bedeutete und dessen Bild ihnen daher die geheimnisvolle Macht repräsentiert.

Brahma, mit Bogen und Pfeil ausgerüstet, ist das Vorbild eines treuen Sohnes, Gatten und Freundes; er wird bei der Begrüßung zweimal genannt und ebenso tragen Kinder seinen Namen. Sein Bruder Hanumann ist meist in Affengestalt dargestellt. Jede dieser Gottheiten wird in besonderen Tempeln verehrt, wobei die Statuen mit den verschiedensten Farben, so mit Zinnober, Indigo, Krapp bemalt werden, während sich seine Anhänger ebenfalls bei Festen mit der entsprechenden Farbe beschmieren.

Der Brahmane, der nicht nur als Priester, sondern auch als Lehrer, Beamter, Ackerbauer heutzutage auftritt, glaubt an die Seelenwanderung. Je nach dem Leben, welches er geführt hat, wird er nach seinem Tode in einer entsprechenden Gestalt wieder geboren. Die Priester des Brahmanismus studieren von frühester Jugend auf die Offenbarungen dieses Glaubens, welche zur ältesten Literatur Indiens zählen. Erst wenn er die Veden erfaßt hat, kommt er in die zweite Phase dieses Standes, worüber oft über 30 Jahre vergehen. Dann darf er sich auch einen Hausstand gründen, während er nun zusammen mit seiner Familie den Göttern opfert.

Sobald sich Alterssymptome an ihm zeigen, ist der fromme brahmanische Priester verpflichtet, von seiner Familie fort in die Einsamkeit zu fliehen und sich nur noch dem Studium der Uroffenbarungen zu widmen. Hierbei legt er sich die größten Entbehrungen auf, er ist schweigsam, genießt nur das Nötigste und erwirbt sich dies durch Betteln.

Auch in dieser Religion sind die Satzungen in fünf Gebote zusammengefaßt: 1. kein Wesen verletzen; 2. die Wahrheit sprechen; 3. nicht stehlen; 4. rein sein; 5. die Leidenschaften beherrschen. Jeder Gläubige soll die Pflichten seiner Kaste erfüllen und die Priester als oberste Kaste verehren. Wieder finden wir Anklänge an den Katholizismus, indem die Sünder nach dem Tode vor ihrer Seelenwanderung durchs Fegefeuer müssen, bis ihre Seele zur Strafe für ihre schlechten Taten in eine Tiergestalt einwandert.

Zahlreich sind auch die Anhänger der Dschainreligion, einer Religionssekte, die fast zur selben Zeit wie der Buddhismus entstand, gestiftet von einem jungen Aristokraten Varo Hamana, welcher mit 31 Jahren den Freuden der Welt entsagte, seine Besitztümer teilte und nunmehr nur noch als Asket lebte.

Nach vielen Jahren der Askese war er zur höchsten Erkenntnis gelangt, gründete die Sekte Niggantha und wurde nunmehr Mahawiha (großer Held) oder Dschina (der Besieger) genannt.

Auch diese Religion hat viele Sekten, unzählige religiöse Bauwerke und eine ausgedehnte Literatur gezeitigt, die wie alle berühmten Werke in Sanskrit abgefaßt ist.

Früher gingen ihre Anhänger unbekleidet, was jedoch später gesetzlich verboten wurde. Der Dschainismus lehrt, daß die Welt ewig ist und seit ewiger Zeit bestand, daß also kein Gott sie erst zu erschaffen brauchte. Alle Organismen, die Tierwelt, die Pflanzenwelt, die Menschheit haben Seelen, die je nach ihrer Körperbeschaffenheit verschieden sind. Auch hier geht die Seele nach dem Tode, je nach dem geführten Leben, in ein höheres oder niederes Wesen über. Fünf Gebote hat der Asket einzuhalten: 1. nichts verletzen; 2. nie etwas Unwahres reden; 3. nie stehlen; 4. keusch bleiben; und 5. als Asket leben. Die Anhänger haben sich nur vor groben Verletzungen der Gebote zu hüten. Sie geloben eheliche Treue, Genügsamkeit und Vermeidung der Habgier. Der Dschainismus fordert von seinen Anhängern Selbstkasteiungen, Sitzen in qualvollen Verdrehungen des Körpers, Fasten usw., wodurch der Gläubige der Erkenntnis immer näher kommt. So sieht man denn in ganz Indien Asketen, welche sich selbst Verstümmelungen zugezogen haben. Manche wandern dauernd mit erhobenen Arm umher, so daß dieser zuletzt in einen leblosen mumienartigen Zustand versetzt wird.

Wer die Hauptreligionen Asiens einigermaßen beherrscht, wird in den Tempeln überaus interessante Stunden verleben.

Abgesehen von dem großen Tempel bietet Madura als weitere Sehenswürdigkeit den königlichen Palast von Tirumala-Nayak, der zurzeit als Gouvernementsgebäude dient. In teils gotischem, teils maurischem Stil erbaut, ist namentlich seine über 100 Fuß lange Audienzhalle bemerkenswert, deren Säulen durch kunstvoll gehauene Friese miteinander verbunden sind.

Vom Dach dieses Palastes aus hat man einen herrlichen Blick auf die Stadt mit ihrer schönen Palmenwaldumgebung und gewinnt jetzt erst eine genaue Übersicht über den großen Tempel.

Als wir abends Madura verließen, mußten wir gestehen, daß der Gesamteindruck dieser ersten größeren indischen Stadt ein ausgezeichneter war. Nachdem wir am Bahnhof in Gesellschaft einiger Mitreisenden vom Schiff unser Diner eingenommen hatten, setzten wir unsere Reise nach Trichi-

nopoly fort, einer Stadt von zirka 100000 Einwohnern, die aus vielen Dörfern besteht und deren Industrie namentlich die Herstellung von Gold- und Silberarbeiten erzeugt. Berühmt sind die goldenen Armbänder aus filigranartigem Geflecht; ferner finden sich hier Webereien und Tabakfabriken. Auch Nachbildungen von Tempeln aus Pithholz, das man auch zu Tropenhüten verwendet, werden hier von den Eingeborenen angeboten.

Abb. 41. Der königliche Palast Tirumala Nayak in Madura.

Leider kann man bei diesen Einkäufen beobachten, daß die Gewinnsucht der Verkäufer schon eine recht große ist.

Denn während man früher noch mit Kaurimuscheln zahlen konnte, muß man jetzt Silberrupien aus dem Beutel tun. Gewöhnlich wird beim Einkauf von Silberwaren auf die eine Seite der Wage der Gegenstand gelegt und auf die andere Seite eine Anzahl von Silberrupien. Bei guter Handarbeit hat man noch für jede Rupie so und so viel extra draufzuzahlen.

Schließlich läßt sich aber auch der Verkäufer darauf ein, für einen viel geringeren Preis, wie den geforderten, seine Ware abzugeben, denn

einmal hat hier das Silber eine geringere Währung und außerdem wird die Handarbeit noch nicht genügend bezahlt. Scherzweise schlägt er bisweilen auch ein Ausraten vor, indem er eine Rupie in die Luft wirft und je nachdem die eine oder andere Seite nach oben zu liegen kommt, entweder den höheren oder den niedrigeren Preis für seine Ware fordert.

Oft haben wir uns bei diesen Einkäufen vergnügte Stunden bereitet und dadurch die Eingeborenen näher studiert.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Trichinopoly ist der weithin sichtbare, auf einem kahlen Felsen gelegene Tempel, zu dem 290 weiße Stufen führen, und von dem man einen herrlichen Blick über die Stadt und den dicht bei ihr liegenden Tempel von Srirangam hat. Auf der Fahrt zu diesem Tempel überschritten wir den Coleronfluß auf einer Brücke, während in dem Fluß Inder und Inderinnen sich selbst, sowie ihre Tiere, Büffel, Zebus und Elefanten badeten. Die Frauen behalten beim Baden ihre Kleider an und lassen sie nach dem Bad auf dem Körper durch die Sonne trocknen. Stets wird der Fremde wie ein Wundertier angestaunt, von den Männern am meisten; die Frauen erheben etwas schüchtern und verschämt ihre Blicke zu ihm. Als wir den Tempel von Srirangam besichtigten, in dem ein kleines Heiligtum mit edelsteingeschmückten Wänden besonders beachtenswert ist, und zu dessen Innern man erst nach der Passage von nicht weniger als sieben hintereinander gelegenen Gopuras kommt, wurden unsere Namen von einem Gouvernementsbeamten aufnotiert, da die englische Regierung eine genaue Kontrolle haben will, wer von Europäern Indien bereist.

Neben zahlreichen Priestern fanden wir hier zum Haushalt dieses reichen Tempels gehörig einen riesigen Elefanten, der für Geld seinen Kotau machte, und eine Anzahl von Kamelen.

Auf der Fahrt nach dem Bahnhof kamen wir an einen Tempelteich vorbei, in dessen nächster Nähe eine in gotischem Stil von Jesuiten errichtete Kirche steht. Sind doch in Indien nicht nur die oben erwähnten Religionssekten vertreten, sondern auch das Christentum ist hier, wie in ganz Asien, durch Jesuiten und evangelische Missionare verbreitet.

Bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts trat hier der Jesuitenpriester Franz Xaver auf, der später auch Java und Japan bekehrte und über eine Million Asiaten dem Christentum zuführte. Noch heute werden seine Reliquien von den katholischen Asiaten verehrt.

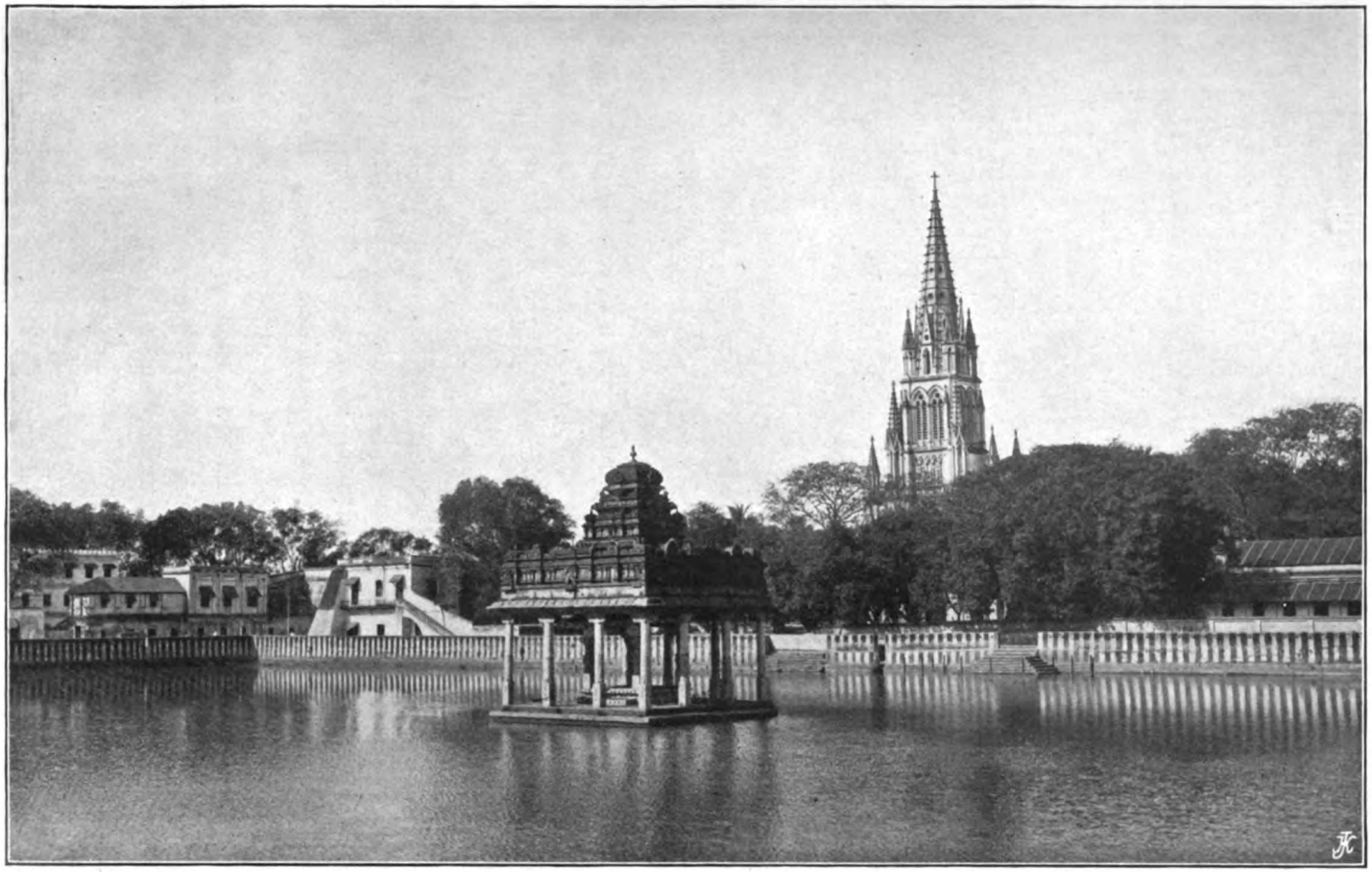


Abb. 42. Indiſcher Tempelteich. — Jeſuitenkirche.

Durch einen protestantischen Geistlichen, den Missionar Christian Schwarz, wurde ein Jahrhundert später auch die evangelische Religion von Madras aus über Indien verbreitet. Er war es auch, der zuerst die Kasteneinteilung verbot, während die Jesuiten im allgemeinen die Volksgebräuche der bekehrten Asiaten bestehen ließen.

Berühmt ist der Streit, welcher bei der Bekehrung der Chinesen zwischen Jesuiten und Dominikanern entstand, da letztere den von den Jesuiten gebilligten Ahnenkultus als ketzerisch verwarfen, während die Jesuiten ihn duldeten. Namentlich aus Belgien, Italien, Frankreich und Spanien kommen Jesuiten nach Asien. Sie haben nicht nur eine große Anzahl von Asiaten dem Christentum zugeführt, sondern auch in der Verbreitung der Kultur in ihren Missionsanstalten und Schulen Außerordentliches geleistet.

Jedem Asienreisenden ist die in der Nähe von Shanghai gelegene Sternwarte von Zikawei bekannt, an der seit vielen Jahren Jesuiten wirken, auf Grund ihrer meteorologischen Studien und durch Vorausjagen des Wetters, namentlich der so gefährlichen Taifune der Schiffahrt unschätzbare Dienste erweisen. Daher soll man ihnen auch für ihre selbstlose, aufopfernde Tätigkeit größte Dankbarkeit und Hochachtung zollen.

Noch am selben Tag hatten wir Gelegenheit eine zweite größere Stadt Südindiens, Tanjore, kennen zu lernen. Auch diese Stadt ist namentlich durch ihren aus dem 11. Jahrhundert stammenden, anfangs dem Wishnu geweihten, später in ein Shiwahheiligtum verwandelten Tempel berühmt. Rings mit einem Wassergraben umgeben und mit einer Mauer versehen, welche mit zahlreichen steinernen Stierfiguren dekoriert ist, besitzt der Tempel auch zwei hintereinander gelegene Gopuras aus rotem Granit mit herrlich geschnitzten, teils obszönen Figuren und einen weiten Tempelhof, in dessen Mitte ein als heilig verehrter, großer, aus Granit gehauener Bulle unter einer offenen Halle steht.

In nächster Nähe findet sich ein dem Kartikkeya geweihtes Heiligtum, welches weniger durch die Größe, als durch die außerordentliche Feinheit der Architektonik und der Steinhauerkunst auffällt. Der im Innern befindliche heilige Schrein ist durch eine schwere goldbronzene Tür verschlossen.

Besonders interessant sind die um den ganzen Tempelhof herumlaufenden Hallen, in denen in kleinen Nischen unfruchtbare Frauen Lingams in be-

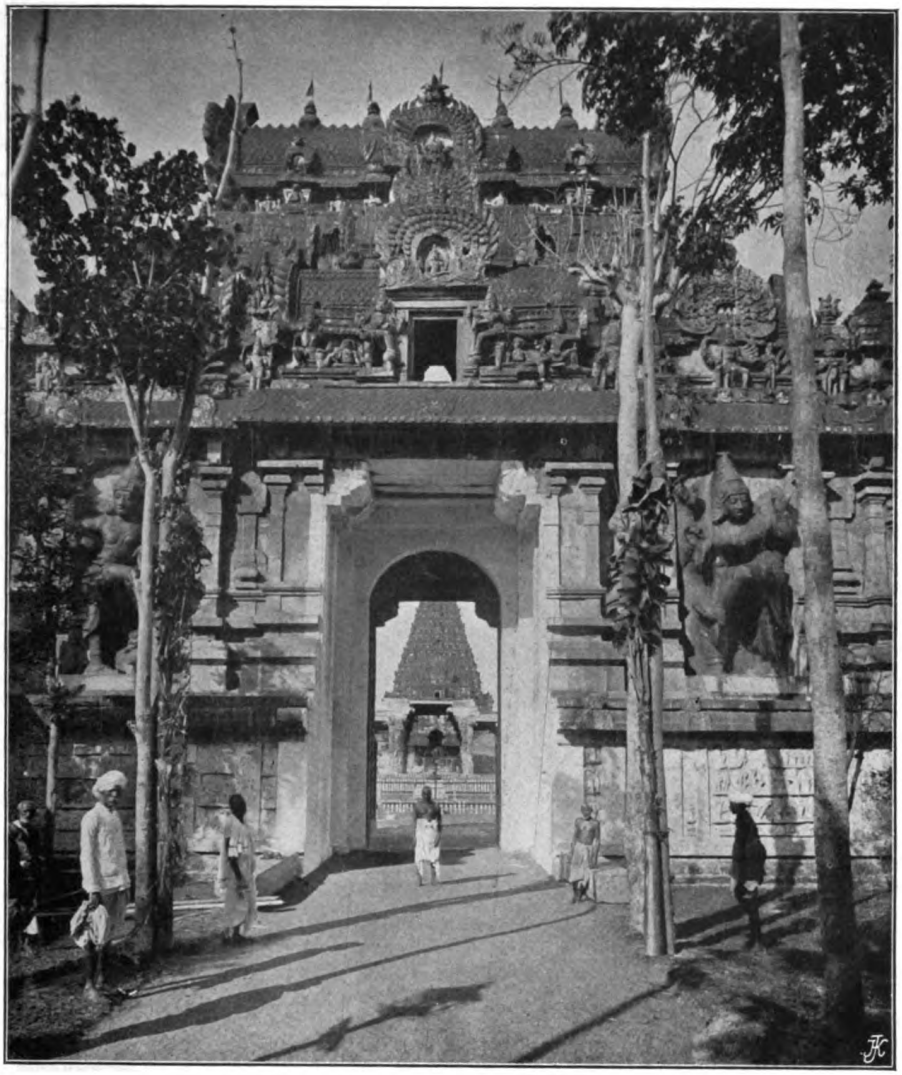


Abb. 43. Eingang zum großen Tempel von Tanjore.

liebiger Größe aufstellen, während sie vor denselben in hockender Stellung ihre Gebete verrichten und um Kindersegen bitten. Die Wände dieser Nischen sind mit Freskenmalerei aus der Göttergeschichte geschmückt.

Weniger erfreulich ist ein Besuch des Palastes der Prinzessinnen, jetzt ein altes verfallenes Haus, in dem nur ein Baderaum, so groß wie eine Reitbahn mit kühlen Wandelhallen bemerkenswert ist, wo sich einst

Abb. 44. Gopura des Tempels in Tanjore.

der Maharadja mit seinem ausgedehnten Harem von 300 Frauen die Zeit vertrieb.

Dagegen findet sich hier noch eine Sanskritbibliothek von 1800 Handschriften, von denen zirka die Hälfte auf Palmenblättern geschrieben ist.

Abb. 45. Der große Tempel von Tanjore.

Bevor wir die Stadt verließen, ſuchten wir noch einige Werkſtätten auf, um die Erzeugniſſe der einheimiſchen Induſtrie, Kupfergegenſtände, auf denen in Silber gehauene Figuren aufgearbeitet ſind, einzukaufen.

Kurz vor dem Bahnhof begegneten wir einer Prozeſſion von Hindus, wie man ſie bei den viel verbreiteten Religionsſekten und der dementſprechend großen Zahl von Feſttagen faſt wöchentlich zu ſehen bekommt.

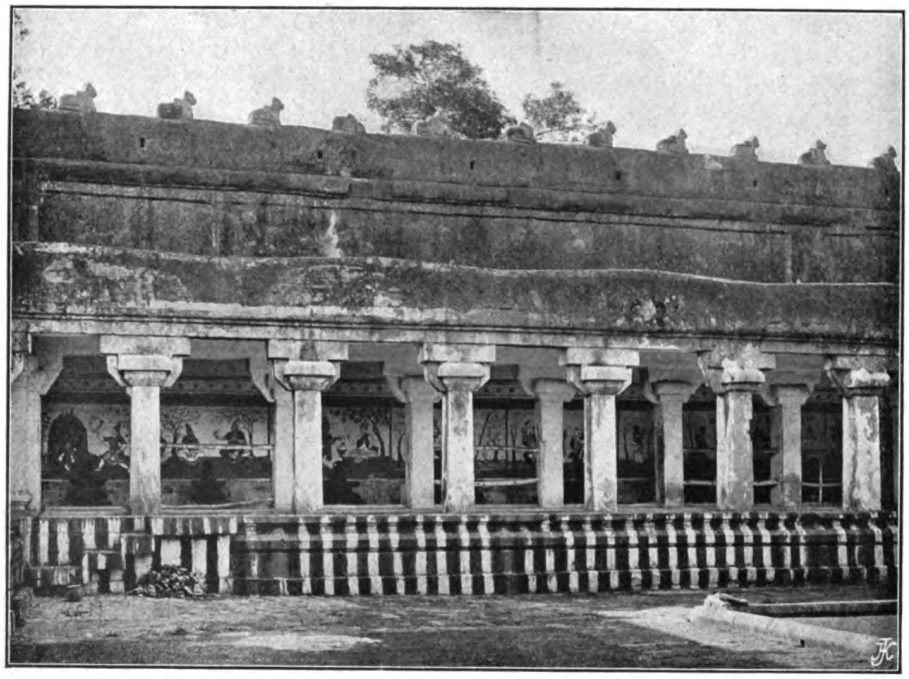


Abb. 46. Säulenhalle im großen Tempel von Tanjore.

Bei dieſer Prozeſſion waren die Teilnehmer in phantaſtiſche Gewänder gehüllt. Die Geſichter teils mit Tierfiguren, teils mit Masken verdeckt, tanzten ſie in wilden Sprüngen hin und her, während ſie laute unverſtändliche Rufe ausſtießen. An der Spitze der Prozeſſion ging eine Muſikkapelle, welche mit Trommeln, Zimbeln und Trompeten einen ohrenbetäubenden Lärm vollführte. Wer ſich nicht in eine Maske gehüllt hatte, hatte doch wenigſtens ſein Geſicht mit Farbe beſchmiert.

Überhaupt ſieht man vielfach, daß die Hindus, abgeſehen von den hier allgemein ſeltenen Tätowierungen, namentlich auf der Stirn kreisförmige, ſtrichförmige und ovale Zeichnungen in den verſchiedenſten Farben an-

bringen, um dadurch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kaste offensichtlich zu machen. Denn hier ist jeder einer bestimmten Kaste zugeteilt und trotzdem die Regierung bestrebt ist, den Kastensinn zu durchbrechen, ist er im Volk seit Jahrtausenden so tief eingewurzelt, daß an eine Beseitigung wohl kaum zu denken ist.

Mit unglaublicher Zähigkeit halten die Inder an ihrem Kastensystem fest. Ursprünglich schied man vier Kasten, zu denen sich im Laufe der Zeit unzählige hinzugesellt haben. Die erste Klasse ist die der Brahmanen oder Priester, welche zugleich die angesehenste ist und aus dem Munde Brahmas geschaffen wurde.

Die zweite Klasse, die der Krieger oder Kschatriyas ging aus seinen Armen hervor; die dritte Klasse, der Kaufleute oder Waisyas aus seinen Schenkeln und die unterste Klasse, die der Dienenden, die Sudras, aus seinem Fuß. Wer einer tieferstehenden Kaste angehört, kann sich niemals in eine höhere aufschwingen und hat Zeit seines Lebens der Verachtung aller höheren Klassen gewärtig zu sein. Man ist dabei so exklusiv, daß man die niedersten Klassen außerhalb der Dörfer wohnen läßt, die Kinder je nach ihrer Kaste in besonderen Schulen untergebracht sind, daß man äußerlich durch die Kleidung der bestimmten Kaste die Zugehörigkeit zu derselben an den Tag zu legen sucht und so in allen Dingen den Kastengeist aufrecht erhält. Nie wird ein Mitglied einer höheren Kaste aus den Händen eines Niedrigen Nahrung zu sich nehmen. Dies kann man so oft in den Verkaufsbuden beobachten, wenn die zur niedrigsten Klasse gehörenden Verkäufer einem Brahmanen ihre Waren nicht übergeben, sondern sie wegstellen. Dann erst nimmt sie der Brahmane in die Hand.

Aber selbst in den niedersten Klassen ist der Kastengeist bis zur höchsten Blüte gediehen und erstreckt sich auch auf den auszuübenden Beruf. Bei der Dienerschaft in ganz Asien findet man eine scharfe Trennung in der Verrichtung der einzelnen Funktionen des täglichen Lebens. Nie würde beispielsweise ein Kutscher die Pferde putzen; dadurch würde er sich die Verachtung seiner Kaste zuziehen oder wie der Chinese sich ausdrückt, er würde sein Gesicht verderben. Andererseits darf derjenige, welcher zum Pferdeputzen angestellt ist, niemals irgendwelche anderen Funktionen verrichten. Die Abgrenzung in den einzelnen Dienstleistungen ist vielfältig und scharf, was man z. B. auf Reisen und in den indischen Hotels sehr gut beobachten kann. Nicht weniger als 5—6 Diener sind zum Reinigen der Zimmer und zur Be-

dienung des Herrn angestellt, denn derjenige, welcher die Schuhe bürstet, wird niemals die Waschtoilette oder das Bett herrichten. Daher kommt es denn auch, daß man als dort lebender Europäer mit einem Diener nicht auskommt, sondern sich durchschnittlich ein halbes Dutzend halten muß und daß bei einer größeren Familie eine Zahl von 30 Dienern durchaus nichts Abnormes ist. Trotzdem wird unter diesen stets eine ausgezeichnete Ordnung herrschen, da eben die Diener der niederen Klassen vor den über ihn stehenden sich nie eine Respektsverletzung zuschulden kommen lassen werden; Streitigkeiten kommen nur innerhalb von Mitgliedern derselben Klasse vor.

Auch der mitreisende Diener ist zu keiner niederen Dienstleistung bereit, da er gewöhnlich einer höheren Kaste zugeteilt ist, als diejenigen, welche in die Kaste der Gepäckträger, Laufburschen usw. gehören. Er übernimmt nur die Rolle des Haushofmeisters, führt diese allerdings mit einer unnachahmbaren Würde und einer vollendeten Umsicht aus.

Oft sahen wir uns daher namentlich auf den Bahnhöfen von mehreren Dutzend von Dienern umringt, welche unser Boy zu den einzelnen Hilfeleistungen engagiert hatte. Ebenso häufig sieht man Vertreter der Getthykaste — indische Wucherer —, welche mit nacktem Oberkörper umherlaufen und als asiatische Juden nicht nur in Asien, sondern auch in Afrika ihrem für die Eingeborenen oft so verderblichen Gewerbe nachgehen.

Bei allen Verheirateten, einerlei welcher Kaste sie angehören, kann man ein viereckiges, je nach dem Reichtum aus Messing, Silber oder Gold hergestelltes Plättchen bemerken, welches auch die Ehemänner an einer Schnur oder einer Kette um den Hals tragen und welches bis zur Brust herniederhängt; der Hindu öffnet z. B. vor Gericht, wenn er nach den Personalien befragt wird, seine Kleidung, um dem Richter durch sein „Tali" zu erkennen zu geben, daß er verheiratet ist.

Am 14. Februar morgens um 7 Uhr liefen wir mit dem Expreßzug in den Hauptbahnhof von Madras ein und fanden im Hotel Connemara für 10 Rupien pro Person täglich schöne Zimmer und gute Verpflegung. Madras ist die drittgrößte Stadt Indiens mit einer Einwohnerzahl von 500 000 Menschen und erstreckt sich als große See- und Handelsstadt längs des bengalischen Meerbusens. Hier befindet sich das Gouvernement und das Oberkommando über die Armee von Südindien. Die sehr ausgedehnte Stadt zerfällt in die

der Eingeborenen, Black Town, neuerdings Georgetown genannt, mit engen schmutzigen Straßen und einstöckigen, zum Teil aus Lehm gebauten Häuschen und Hütten, und die modern angelegte Europäerstadt, White Town. In ihr finden wir eine Reihe von hervorragenden Gebäuden, welche der Regierung und Verwaltung dienen, das Governmenthaus, den Palast des Gouverneurs mit einem ausgedehnten Park, das Postamt, die Bank von Madras und eine Unzahl von großen Geschäfts- und Warenhäusern, die sich namentlich auf der sehr breiten, elf Kilometer langen Mount Road dahinziehen und vielfach in maurischem Stil gebaut sind. Auch der Zentralbahnhof und das General Hospital sind beachtenswerte Gebäude.

In der Nähe von Madras findet sich Kings Institute of Leproisery, ein mustergültiges Leprahеim, in dem die Aussätzigen untergebracht sind. Denn in den Küstenstädten von ganz Asien findet sich die auch heutzutage noch leider unheilbare Krankheit, vor allem an den kleinen Plätzen der Ostküste von Indien, der Koromandelküste.

Der schöne botanische Garten, in dem wir Lotos und Viktoria Regia in Blüte sahen, ist mit seinem Reichtum an Schlingpflanzen, welche die kleinen, den Verwaltungsbeamten dienenden Wohnhäuser vollständig mit ihren Wucherungen umgeben, seinen Bananenbäumen und uralten Teakbäumen eine Zierde der Stadt, ebenso wie das Government Central Museum, in dem man zahlreiche Eingeborene in den ethnographischen und naturhistorischen Sammlungen herumwandern sieht.

Besonders interessant in dem Museum ist eine Sammlung von Gipsmasken, welche die verschiedensten Völker Indiens darstellen, und ferner eine sehr geschmackvoll eingerichtete Bibliothek, in der man Werke über ganz Indien nachschlagen kann. Am Abend nimmt man in Madras auf der sich am Strand entlangziehenden Promenade der Marina am Korso teil. Auf der wohlgepflegten breiten Straße sieht man reiche Europäer auf Pferden, in Einspännern oder auch zu Fuß, die sich von den Strapazen des Tages erholen, während von den Eingeborenen namentlich die begüterten Parsis mit ihren eleganten Gespannen auffallen.

Das Bild wird dadurch so abwechslungsreich, daß man auf der einen Seite den ausgedehnten Hafen mit großen Ozeandampfern und unzähligen kleinen, von den Madrassis zum Segeln benutzten flachen Booten, sogenannten Masulas sieht, während auf der anderen Seite der Marina große Spielplätze angelegt sind, auf denen Europäer, aber auch zahlreiche Ein-

geborene dem Trio englischer Sportspiele, nämlich dem Lawn-Tennis, dem Fußball und dem Golfspiel huldigen. Zahlreich sind auch die Zuschauer, welche die Spielplätze am Abend umgeben. Auch das Polospiel wird hier vielfach als Sport getrieben.

Die Einwohner von Madras, die dunkeläugigen, mittelgroßen Madrassi mit ihrem seidigen Lockenhaar, gelten als sehr gelehrige Leute, so daß sie gern als Diener engagiert werden. Die höheren Klassen widmen sich dem Studium der Medizin, der Philosophie oder suchen Stellungen als Verwaltungsbeamte. Von den Medizinern sind namentlich die Geburtshelfer wegen ihrer außerordentlichen Gewandtheit berühmt. Ich führe die Geschicklichkeit der in den englischen Medizinschulen ausgebildeten, eingeborenen indischen Ärzte darauf zurück, daß sie nicht nur eine sehr kleine, weiche, geschmeidige Hand haben, sondern daß sie ihre Fingerspitzen meistens so weit nach hinten überbiegen können, daß die Fingernägel den Handrücken berühren. Nicht nur die Finger, sondern auch die Mittelhand können sie bei der großen Beweglichkeit in den einzelnen Gelenken wie zu einer Rolle umbiegen und besitzen trotz dieser Beweglichkeit in ihren Fingern eine außerordentliche Kraft.

Wir hatten schon in Colombo bewundert, welche Ordnung und Disziplin die Engländer in Ceylon geschaffen hatten und mußten ihnen auch hier volle Anerkennung zollen. Gelten doch die englischen Beamten als die besten und unbestechlichsten der ganzen Welt und sind doch die englischen Offiziere in Indien als Elitetruppe zu betrachten. Daß diese Stellungen hier so gesucht sind, kommt daher, daß Beamte und Offiziere einen monatlichen Gehalt von 1000 Rupien erhalten und nach 20 Jahren eine Pension von 20000 Mark jährlich zu beanspruchen haben. Auf drei Jahre Dienstzeit kommt ein halbes Jahr Urlaub. Allerdings erreichen viele ihr Endziel nicht, sei es, daß sie schon früher durch das überaus ungesunde Klima Indiens zugrunde gerichtet werden, sei es, daß sie krank und gebrochen in die Heimat zurückkehren müssen. Auch ist ein derartiger langer Aufenthalt in Indien, abgesehen von vielfachen anderen Unannehmlichkeiten, bezüglich des Familienlebens wenig verlockend. Meistens verfällt die europäische Frau im tropischen und subtropischen Klima ganz Asiens sehr bald einer so hochgradigen Blutarmut, daß schließlich nur noch ein kürzerer Aufenthalt in diesem Klima möglich ist. So findet man denn die dort verheirateten Frauen größtenteils in den Nilgiris, den blauen Bergen bei

Madras, in den Luftkurorten auf Ceylon, im Himalaja oder auch auf Java, während begüterte Europäer ihre Frauen zur Entbindung sogar nach Europa schicken. Denn die in Indien bleibenden Frauen siechen nur zu oft langsam unter zunehmender Blutarmut nach der Entbindung dahin.

Andererseits ist durch den langen Aufenthalt der Beamten und Offiziere für die Verwaltung ein großer Nutzen verbunden. Der Engländer weiß, daß

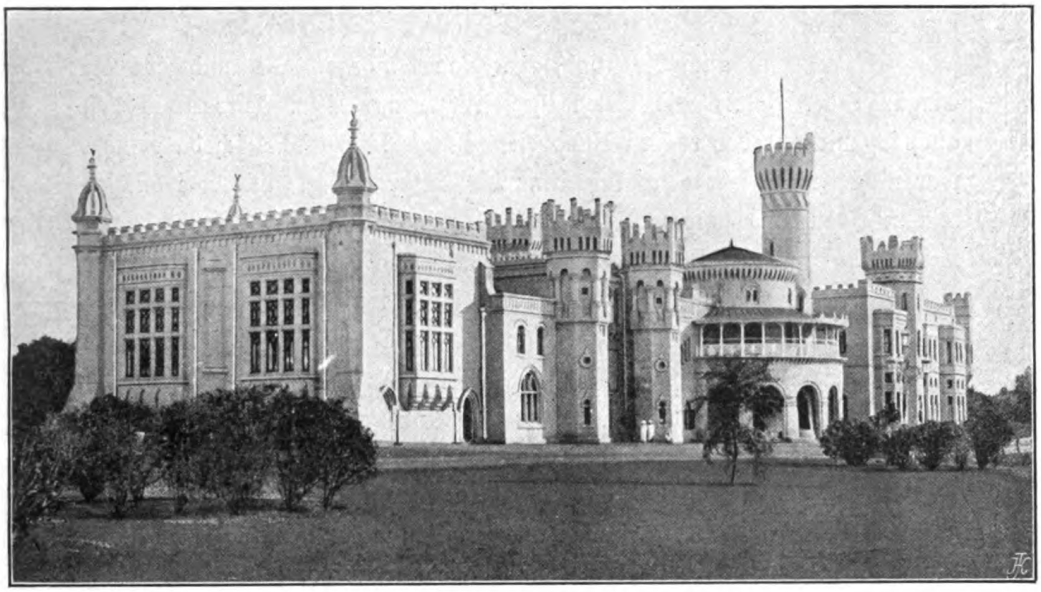


Abb. 47. Mysore Rajah's Palast in Bangalore.

er den größten Teil seines Lebens hier verbringt und macht sich dementsprechend mit den Gebräuchen und Sitten des Landes sowie mit der Sprache der Eingeborenen vertraut. Gerade darin liegen meiner Meinung nach nicht zum geringsten die Erfolge, welche die Engländer bei ihrer Kolonisation im allgemeinen und ganz besonders in Indien erzielt haben.

Außerdem versteht es der Engländer aber auch wie kein anderer, seine Würde als weißer Mann gegenüber den Eingeborenen hochzuhalten und, namentlich auch den eingeborenen Frauen gegenüber, die für eine ersprießliche Kolonisation eines Landes unbedingt nötige Zurückhaltung zu bewahren. Wiederholt konnte ich bei Gesprächen mit höheren englischen Offizieren die Wahrnehmung machen, daß sie über eine große Allgemein-

bildung verfügen und ausgedehnte Studien über das Land, in dem sie stationiert sind, getrieben hatten.

Wer sich eine Erinnerung an Madras mitnehmen will, dem seien die Shops von Dadaykahn in der Mount Road empfohlen, wo schöne gestickte Decken, Holzschnitzereien und vor allem Silberwaren zum Kauf ausgeboten sind. Die großen bowlenartigen Silbergefäße werden von Eingeborenen in mühsamer Handarbeit hergestellt und zeigen außen als Verzierung zahlreiche Figuren von Menschen und Tieren, indische Märchen oder eine bekannte Göttersage.

Bekannt sind auch die Wahrsager von Madras. Sie umlagern die Eingänge der Hotels und bieten ihre Künste an. Zum Zeitvertreib ließ auch ich mir aus der rechten Hand die Zukunft lesen. Was ich da erfuhr, war nicht gerade sehr erfreulich, denn der Inder kündete mir eine baldige Rückreise an und schwere Schicksalsschläge in der Heimat. Sonderbarerweise teilte er mir einiges mit, was kein leeres Geschwätz war, sondern auf wirklichen Tatsachen beruhte. Zur Ausübung ihrer Chiromantie führen sie außerdem Bücher mit, in denen man aufs Geratewohl auf irgendeine Stelle deutet, der entsprechend sie die Wahrheit enthüllen.

Aus diesem Buch erfuhr ich die Zahl meiner Geschwister, daß mir Geld durch die Hände laufe, aber auch viel verloren ginge, daß ich in 13 Jahren — ein netter Trost — ein großes Haus machen und außerdem ein langes Leben haben würde. Ich zahlte ihm für seine Kunst den üblichen Satz von drei Rupies und habe mir auf der Reise wiederholt den Scherz gemacht, namentlich mitreisenden Damen aus der Hand in ähnlicher Weise die Zukunft vorauszusagen.

Unser nächstes Reiseziel war Bombay, welches wir von Madras aus nach einer wenig interessanten Eisenbahnfahrt von eintägiger Dauer erreichten.

Hier lernten wir eine der schönsten Städte der Welt kennen. Zieht sich doch Bombay an der Meeresküste entlang und hat Gebäude aufzuweisen, wie sie selbst in den großen Metropolen Europas nicht zu finden sind. So sieht man im Europäerviertel meistenteils im maurischen Stil gehaltene Kolossalgebäude, von denen der Hauptbahnhof in allererster Linie auffällt. Er ist der größte und schönste Bahnhof der Welt. Auch die Gouvernementsgebäude, die Regierungsgebäude und das am Meer gelegene Taj-Mahalhotel sind Wunderwerke der Architektonik.

Andere Prachtbauten sind auf Stiftungen reicher Parsen zurückzuführen, so das Elphinstone College, welches sich mit der Ausbildung der Eingeborenen beschäftigt. Da Bombay die Hauptstadt der gleichnamigen Präsidentschaft des indischen Kaiserreiches ist, so finden wir hier auch das in gotischem Stil erbaute Palais des Gouverneurs mit den entsprechenden Verwaltungsgebäuden, sowie den höchsten Gerichtshof. Auch die Sanct Thomas-Cathedrale ist sehenswert. Bombay hat ca. 800000 Einwohner, von denen 13000 Europäer sind. Von den Eingeborenen finden wir in erster Linie die Parsen

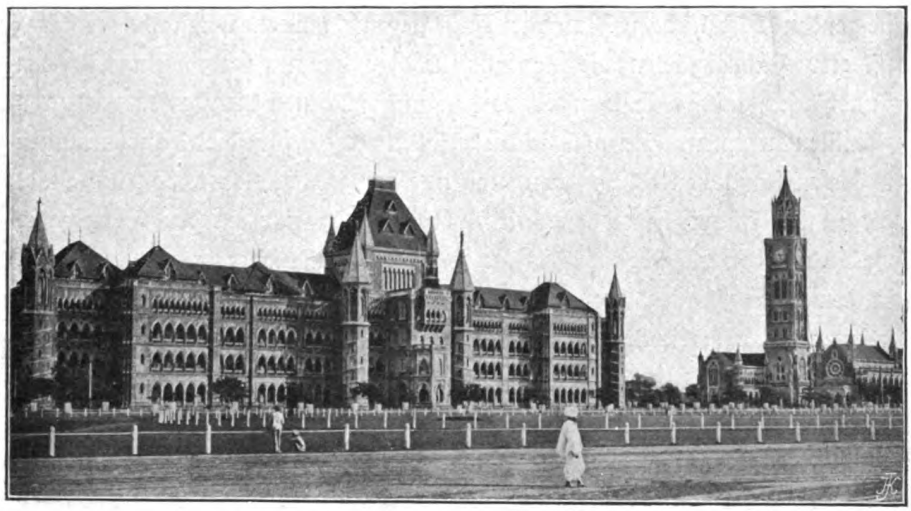


Abb. 48. Gerichtshof und Universität, Bombay.

in größerer Zahl und meist in bevorzugter Stellung. Über 50000 Parsen sind neben Hindus, Mohammedanern, Gohanesen und vielen anderen Völkerschaften Nordindiens hier vertreten. Die Mehrzahl der Großkaufleute in Bombay sind Parsen, welche durch ihren außerordentlichen Fleiß, durch ihre hohe Bildung und ihre Intelligenz eine führende Stellung in der Kaufmannschaft von Bombay einnehmen. Denn wie in keiner anderen indischen Stadt blüht hier die Industrie, und große, weltbekannte Firmen haben hier ihren Hauptsitz. Die Sassoons z. B., Verwandte der Rothschilds, beherrschen fast den ganzen Handel Nord- und Mittelafrikas mit Zentral-, Kleinasien und Arabien. Berühmt ist der Baumwollmarkt in Bombay, der für die Börse in Europa maßgebend ist. Daher sind auch in Bombay zahlreiche Baumwollfabriken und Baumwollspinnereien vorhanden.

Wie groß der Export und der Import in Bombay ist, ergibt sich daraus, daß in dem an der Malabarküste angelegten, überaus großen Handels- und Kriegshafen über 1000 Schiffe mit einem Tonnengehalt von beinahe zwei Millionen jährlich den Hafen aufsuchen. Früchte, Opium, Felle, Wolle und Holz sind die Hauptgegenstände des Exportes. Den enormen Reichtum der parsischen Kaufleute kann man so recht erkennen, wenn man die Europäerstadt verläßt und die Umgebung aufsucht. War man von dem vornehmen Eindruck, den die Europäerstadt machte, überrascht, so ist man von der herrlichen Umgebung Bombays überwältigt. Auf dem leicht ansteigenden Hügel, dem Malabar Hill, liegen inmitten herrlicher, wohlgepflegter Palmengärten die überaus kostbar gebauten und eingerichteten Landhäuser, auch Dak Bungalows genannt, in denen die Parsen mit ihren Familien wohnen. Unzählige Dienerschaft sorgt für die Haushaltungen in diesen fürstlichen Wohnungen, und auf der ganzen Fahrt, von der Stadt bis zu der Hauptsehenswürdigkeit Bombays, den Türmen des Schweigens, welche auf der Höhe des Hügels liegen, begegnet man herrlichen Gespannen, in denen die Frauen der Parsis mit ihren Kindern am Abendkorso teilnehmen. Die zweispännigen Gefährte sind gewöhnlich mit vier Dienern, von denen zwei vorne und zwei hinten auf dem Wagen Platz nehmen, besetzt. Auf der Höhe des Hügels hat man von einer besonderen Balustrade aus eine überraschend schöne Aussicht über Villen, Palmenwälder, Straßen und die von zahlreichen Schiffen und Segelbooten belebte Bucht.

Die Türme des Schweigens sind die Verbrennungsstätten der Parsen, welche ursprünglich in Persien ansässig waren, aber nach der Zerstörung des Reichs der Sassaniden durch die Araber vertrieben wurden und in die Gegend von Bombay auswanderten. Sie huldigen der Lehre des Zarathustra und treiben als Hauptkultus die Anbetung des Feuers und des Lichts, das ihr Prophet angeblich vom Himmel geholt haben soll, — denn das Licht ist der Sitz der Reinheit und Wahrheit, das Dunkel versinnbildlicht das Unreine und die Lüge.

Daher wird auf ihren Tempelaltären das Feuer von den Priestern behütet und in ihren Gebeten und Hymnen verherrlicht. Um das Element nicht zu entweihen, ist es ihnen verboten, ihre Leichen zu verbrennen oder zu begraben, und infolgedessen geben sie in den Türmen des Schweigens ihre Toten den Geiern zum Fraß. Auf einer steinernen Treppe gelangt man zu

den weißgetünchten, oben offenen Bauten, die den Parſen überaus heilig ſind. Wir finden hier im ganzen fünf Türme, drei größere und zwei kleinere, von denen ein Turm für beſonders hochgeſtellte Familien beſtimmt iſt, und einer für Selbſtmörder. In jedem Turm werden ca. 100 Leichen von den Geiern im Monat ſkelettiert, die am Rand der Türme und in weiter Umgebung auf den Bäumen ſitzen. Dieſe ſtark gemäſteten, widerlichen Vögel

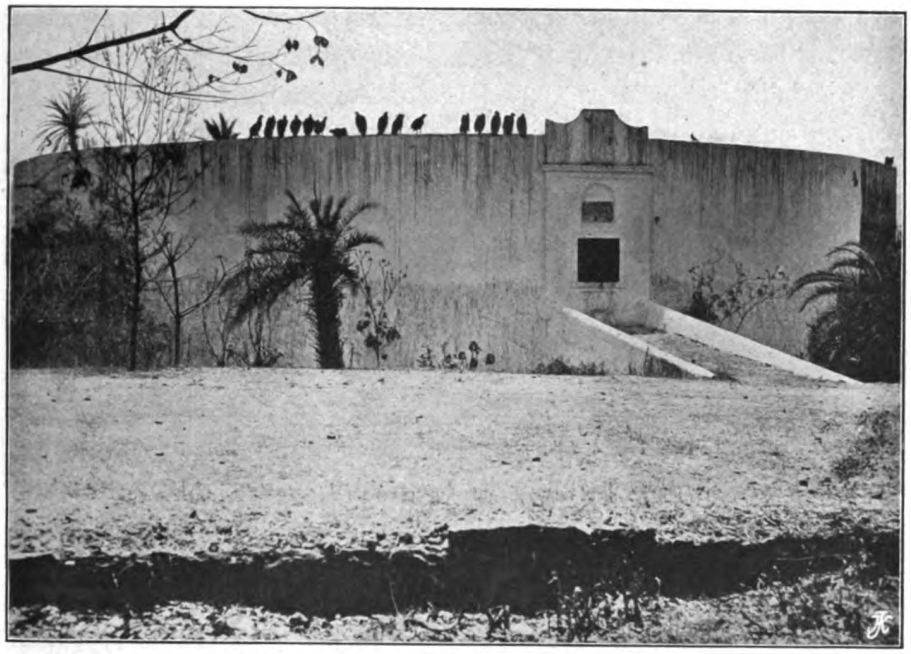


Abb. 49. Türme des Schweigens in Bombay.

ſind in großer Anzahl (ca. 500) vorhanden. Durch ein kleines Eingangstor wird von beſonders angeſtellten Dienern am Morgen oder am Abend die Leiche in den Turm gebracht und niemand, auch kein Prieſter, darf dieſer Zeremonie beiwohnen. Im Innern des Turmes findet man drei ringförmige Abteilungen, die ſich nach dem Zentrum hin abſchrägen. In dem äußerſten Ring, dem höchſten, werden Männerleichen, im mittleren Ring Frauen- und im innerſten Ring Kinderleichen aufgebahrt. Für jede Leiche iſt ein muldenförmiger Einſchnitt angebracht und dazwiſchen ſind die Gänge für die Leichenträger. Sobald nun eine neue Leiche im Turm aufgebahrt iſt, ſtürzen ſich die Geier auf den Kadaver und haben ihn in zwei Stunden bis auf die

Knochen aufgezehrt. Durch die Hitze, welche durch die oben offenen Türme einwirkt, werden die Knochen langsam geröstet, so daß sie beim nächsten Regenguß zerfallen. Durch Regenwasser wird dann der Knochenstaub in den in der Mitte des Turmes befindlichen Hohlraum gespült, von dem vier mit Filter versehene Abflußkanäle das nunmehr gesäuberte Wasser ins Meer leiten. Jedenfalls eine schreckliche aber nicht unpraktische Art der Leichenbestattung, wenn man bedenkt, daß bei Pestepidemien täglich hunderte von Leichen in den Türmen aufgebahrt werden können. Eine Übertragung der Pest durch die Geier ist bisher nicht beobachtet worden und auch unwahrscheinlich, da diese Vögel eine höhere Temperatur des Blutes haben und die Pestbazillen daher in ihrem Darm verbrannt werden. In dem Parsitempel, der bei den Türmen gelegen ist, befindet sich auch ein Modell der Anlage (vgl. Völkerkundenmuseum in Berlin).

Auf der Rückfahrt begegneten uns auch zahlreiche Automobile, ebenfalls wieder mit den ziemlich korpulenten Parsis besetzt, die als Kopfbedeckung kleine, einer Bischofsmütze ähnliche, aus schwarzem Lackleder hergestellte Käppchen tragen, sonst aber europäisch gekleidet sind. Überhaupt sind die Parsis durchaus moderne Menschen, welche ganz und gar europäische Gewohnheiten angenommen haben. Zahlreich sind die wohltätigen Anstalten, die sie namentlich zum Unterricht der Eingeborenen gründeten. Die Literatur über ihre Religion ist umfassend. Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß der Handel in seinen sämtlichen Branchen zum größten Teil in den Händen der Parsis liegt. Wegen ihrer überaus großen Wohltätigkeit sind sie bei jedermann geachtet und beliebt. Auch sie haben ihre besonderen Feste, an denen sie sich neu einkleiden und in den Feuertempeln Gebete verrichten. An diesen Tagen teilen sie auch Almosen jeder Art an die Armen aus. Ein Tag ist dem Andenken der Toten geweiht, an dem, unter anderen Zeremonien, der beste Raum des Hauses mit Früchten und Blumen geschmückt wird, während in der Mitte des Zimmers ein mit Wasser gefülltes Gefäß aufgestellt ist.

Rückkehrend nach der Stadt besuchten wir noch die Verbrennungsstätte der Hindus. In einem kleinen Hof sind von Angestellten die Scheiterhaufen errichtet, auf denen die in Tücher eingewickelten Leichen verbrannt werden. Während der zwei Stunden, in denen die Leiche langsam verkohlt, sitzen die Angehörigen in nächster Nähe des Scheiterhaufens und murmeln ihre Gebete und am Schluß der Verbrennung sammelt der Erbe die noch übrigbleibenden

Knochen des Verbrannten. Je reicher der Verstorbene war, desto wertvoller sind die Hölzer, mit denen der Scheiterhaufen aufgetürmt wird. Vielfach gießt man auch wohlriechende Essenzen während der Verbrennung in das Feuer.

Obwohl das Klima in Bombay ganz ausgezeichnet ist, und von November bis Mai kaum höhere Temperatursteigerungen vorkommen, wird die Stadt jährlich von Pestepidemien heimgesucht, welche dank des energischsten Vor-

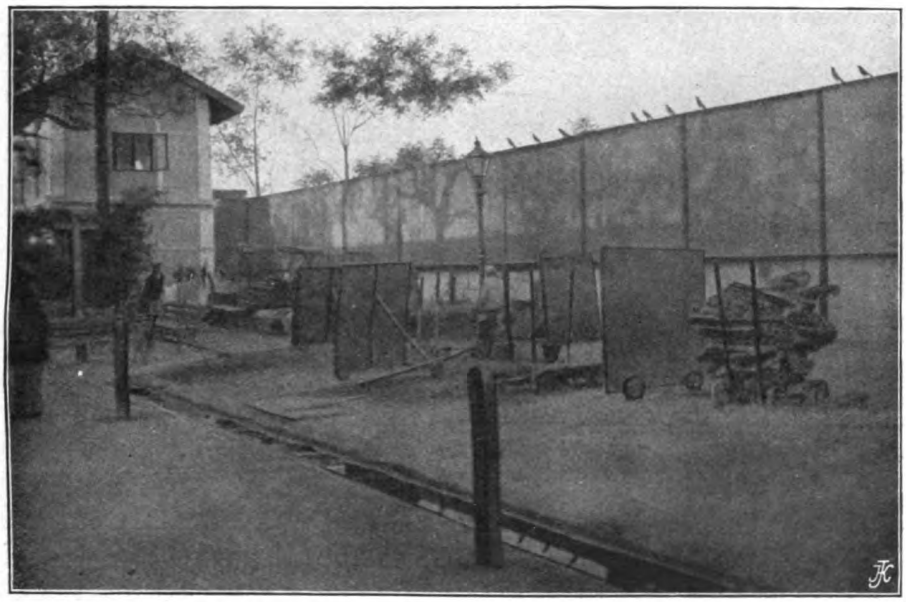


Abb. 50. Hinduverbrennungsstätte in Bombay.

gehens von Seiten der englischen Regierung gebessert, aber noch nicht vollständig beseitigt werden konnten. Das liegt wohl viel daran, daß die Eingeborenen sich nicht an europäische Sitten gewöhnen können, in ihren Häusern und Hütten aber geringe Reinlichkeit herrscht. Am heftigsten sind die Epidemien gewöhnlich im März, doch werden von der Pest fast nur Eingeborene befallen. So sieht man denn ihre Häuser vielfach mit schwarzen Ringen versehen, mit einem Punkt in der Mitte, zum Zeichen, daß ein Pestkranker in diesem Hause gestorben ist. Manche Häuser weisen mehr als 50 derartige Ringe auf. In den Hospitälern hat man durch Einspritzung von Pestserum außerordentlich gute Resultate erzielt, indem die

Mortalität um 12% vermindert werden kann, doch allerdings nur dann, wenn gleich am ersten oder zweiten Tag der Erkrankung Heilserum eingespritzt wird. Oft entziehen sich aber die Eingeborenen aus religiösen Gründen der Behandlung durch den europäischen Arzt. Auch die Zahl der Opfer, welche dem Biß der in der Nähe von Bombay zahlreich vorhandenen Schlangen, namentlich der Cobra, zum Opfer fallen, ist eine recht beträchtliche. Viele interessante Mitteilungen verdanke ich einem in Bombay schon lange ansässigen Kollegen Dr. M.

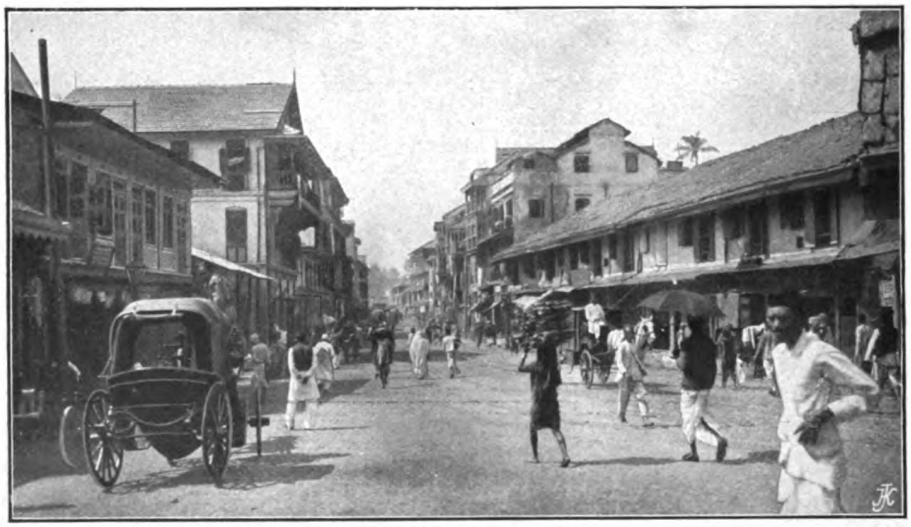


Abb. 51. Geschäftsstraße in Bombay.

Wieviel Wohltätigkeit in Bombay herrscht, zeigt sich in dem von Buddhisten errichteten Tierasyl. Da die Anhänger dieser Religion die Tiere nicht töten dürfen, sondern bis an ihr Lebensende pflegen müssen, haben sie ein großes Hospital errichtet, in dem nun sämtliche Repräsentanten kranker und alter Haustiere, wie Katzen, Kühe, Esel, Büffel, Ziegen, Schafe untergebracht sind. Selbst Insekten werden hier von Fanatikern bis zum Tode gepflegt. Diese Tiere befinden sich durch ihre verschiedenen Krankheiten oft in jammervollem Zustande und ihr Anblick, wie der Gestank sind widerlich.

Auch hier bietet der Stadtteil, den die Eingeborenen bewohnen, viel Interessantes. Er wird von einer elektrischen Bahn durchzogen und auch sonst herrscht ein reger Fuß- und Wagenverkehr. Dort kann man die verschiedensten Völker von Indien, Hindus, Mohammedaner, Parsen, Perser, vereinzelt

auch schon Afghanen in den Basaren oder in den kleinen Handwerkerbuden beobachten. Mit außerordentlichem Fleiß und bewundernswerter Geschicklichkeit stellen sie die Spezialitäten von Bombay, Silberarbeiten und Holzschnitzereien her. Auch sehr schöne, mit Elfenbein, Karneol, Türkis, Ebenholz und Silber abwechselnd eingelegte Holzkasten kann man erstehen. Der Liebenswürdigkeit des bei dem deutschen Konsulat in Bombay schon seit vielen Jahren tätigen Herrn von K. verdanken wir es, daß wir in die

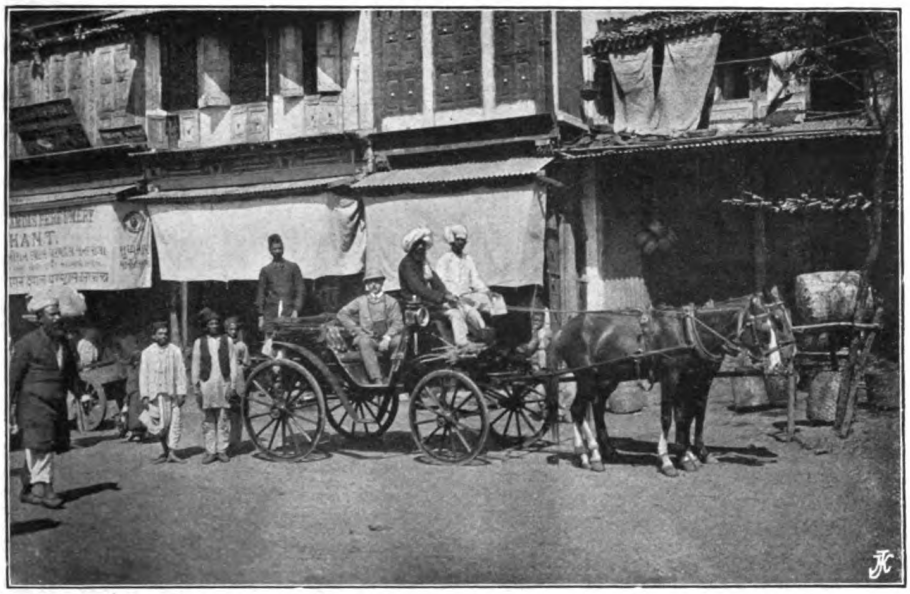


Abb. 52. Geschäftsstraße in Bombay. — Wie man als Europäer reist.

Geheimnisse der Eingeborenenstadt eingeweiht wurden und herrliche Schnitzwaren sowie die berühmten Bombay Silberbowls (Schüsseln) preiswert kaufen konnten. Alle Einkäufe ließen wir sofort packen und an unseren Spediteur in Bremen senden. Herr v. K. hatte auch die große Freundlichkeit, mir ein Empfehlungsschreiben auszustellen mit dem Vermerk, daß ich zu medizinischen Studienzwecken reiste, wodurch ich überall in Nordindien bereitwillige Aufnahme fand.

Da natürlich wieder einmal irgendein Fest von irgendeiner Sekte gefeiert wurde, begegneten wir auch hier wieder einem Festzuge, bestehend aus phantastisch gekleideten, bunt beschmierten, schreienden und ohrenbetäubende Musik machenden Eingeborenen. Hier in der Native-Town machte ich

meine erste kinematographische Aufnahme, indem ich um die Mittagszeit den allerdings wegen der Sonnenhitze nicht mehr so regen Verkehr in einer der Hauptgeschäftsstraßen fixierte. Welch große Achtung der Eingeborene vor dem Europäer hat, zeigte sich mir bei diesen Aufnahmen, denn auf die Ermahnung des englischen Polizisten hin wagte keiner von ihnen vor dem Apparate stehen zu bleiben und die Aufnahme zu stören.

Hochinteressant ist das Leben in dem mit allem Luxus der Neuzeit ausgestatteten Taj-Mahalhotel, welches in über 400 Zimmern die Elitegesellschaft der ganzen Welt aufnimmt. Groß ist die Zahl reicher Engländer und Amerikaner, welche hier mit ihren Yachten monatelang verweilen und an den berühmten Regatten von Bombay teilnehmen. Es entwickelt sich hier zur Abendzeit in den herrlichen Speisesälen ein Leben, wie man es nicht einmal in Monte-Carlo zu sehen bekommt. Nach dem Diner schlürft man seinen Kaffee auf der nach dem Meer zu gelegenen großen Terrasse, wo namentlich bei Mondschein die erleuchtete Bucht und die zahlreichen mit Lampen versehenen Schiffe und Boote ein herrliches Bild hervorzaubern. Gleich neben dem Hotel liegt der sehr exklusive Yachtklub von Bombay, in dessen mit Lampions erleuchteten Garten gerade ein Maskenball abgehalten wurde. Bis in die frühe Morgenstunde sah man unter den Klängen einer vorzüglich spielenden Militärkapelle schöne Engländerinnen und Amerikanerinnen in ausgesuchtesten Toiletten sich mit den durchweg vorzüglich aussehenden, eleganten Offizieren im Tanze wiegen — ebenfalls ein unvergeßlich schönes Bild.

Daß es auch im Hotel mitunter nachts sehr gemütlich zugeht, konnten wir gleich an einem der ersten Tage kennen lernen. Abends gibt es vorzügliches Faßbier, dem auch die Engländer sehr reichlich zusprechen, während man später zum Whisky-Soda übergeht. Eine sehr fidele Gesellschaft junger Engländer hatte allzuviel des Guten genossen. Sie machten nun einen Höllenlärm, der, da sie gute Zahler waren, anfangs geduldet wurde. Erst als sie zum Gaudium der Gäste in das vor dem Hotel befindliche Wasserbassin sprangen und daselbst ein Bad nehmen wollten, einer sogar mit einem Pferd bis in die im ersten Stock gelegene Bar ritt und ihm Sekt zu saufen gab, wurden sie liebenswürdigst zum Hotel hinausgewiesen. Sie ließen sich dies auch ruhig gefallen und durch ihre Diener die Koffer aufladen. Am nächsten Morgen sahen wir sie wieder anfahren und Aufnahme im Hotel finden. Solche Geschichten sollen öfter hier passieren.

Amüsant ist auch der Anblick der vielen auf dem Boden kauernden

vor den Türen ihrer Herrſchaft liegenden eingeborenen Diener, der ſich bietet, wenn man nachts ſein Zimmer aufſucht. Wir hatten uns hier einen neuen Diener für die Reiſe durch Nordindien bis Kalkutta engagiert, an dem wir noch viele Freude haben ſollten.

Wer Bombay beſucht, wird ſich auch eine in der Nähe von Bombay auf der Inſel Elephanta gelegene Sehenswürdigkeit nicht entgehen laſſen. Nach einer 1½ſtündigen Fahrt an zahlreichen kleinen Inſeln vorbei ge-

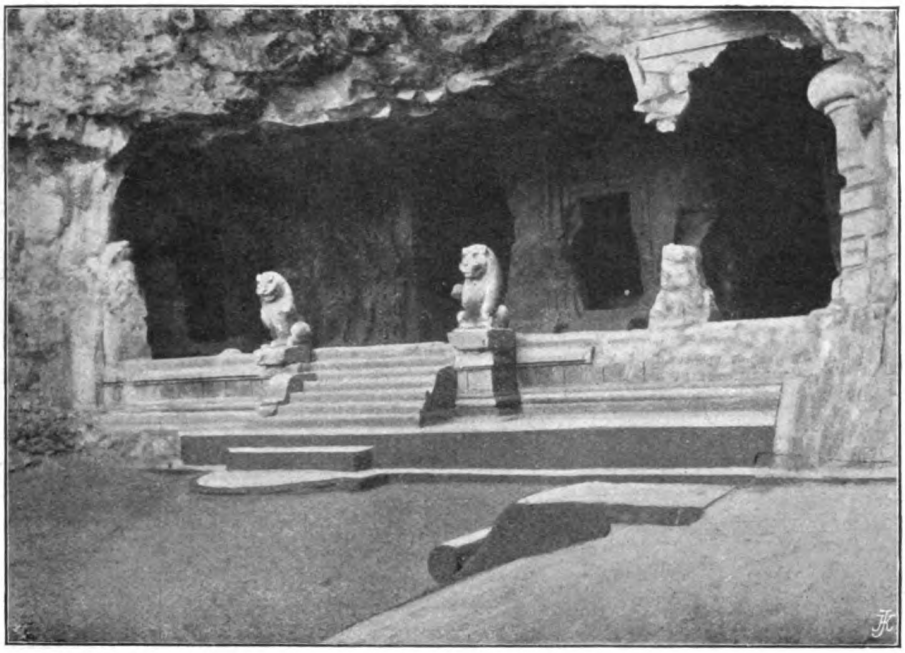


Abb. 53. Der Höhlentempel in Elephanta.

langt man dorthin. Auf dem Wege kann man ſo recht den großen Verkehr aller möglichen Boote in der Bay von Bombay kennen lernen. Hier iſt einer der berühmten Tempel, welche unterirdiſch in Granitfelſen eingehauen ſind, die ja auch das Material für die Hafenbauten in Bombay geliefert haben. Dieſe Hinduhöhlentempel ſtammen aus dem 8. Jahrhundert. Steinſtufen führen zu dem auf einer Berghöhe gelegenen Tempel. Im Innern findet man Säulen von hervorragender Skulptur und koloſſale bis 10 m hohe Steinfiguren von Brahma, Wiſhnu und Shiwa neben anderen männlichen und weiblichen Götterfiguren. Leider iſt ein Teil des Tempels eingeſtürzt, ein Teil ſteht unter Waſſer.

Hochbefriedigt ſetzten wir unſere Reiſe von Bombay nach Nordindien fort. Nur eins hatte ich zu beklagen. Ich merkte hier zum erſtenmal,

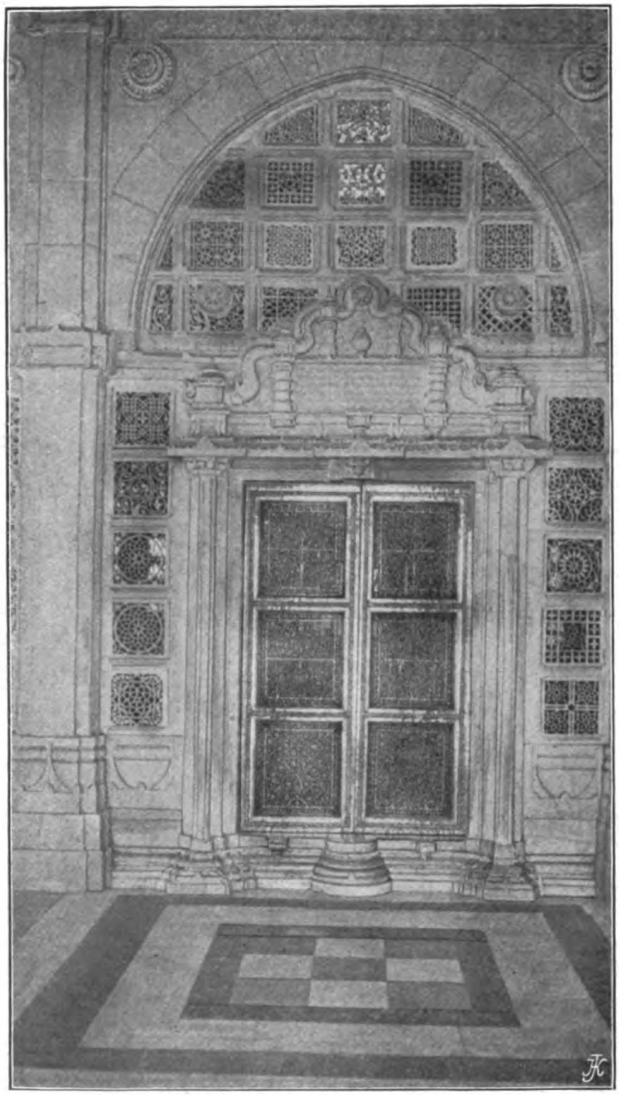


Abb. 54. Grabmal des Schah Alum in Ahmedabad.

daß die aſiatiſchen Wäſcher dem Prinzip huldigen „Waſche auf Stein", denn von meinen guterhaltenen Hemden war wenig übriggeblieben.

Die Hauptſehenswürdigkeiten der ca. 500 km nördlich von Bombay

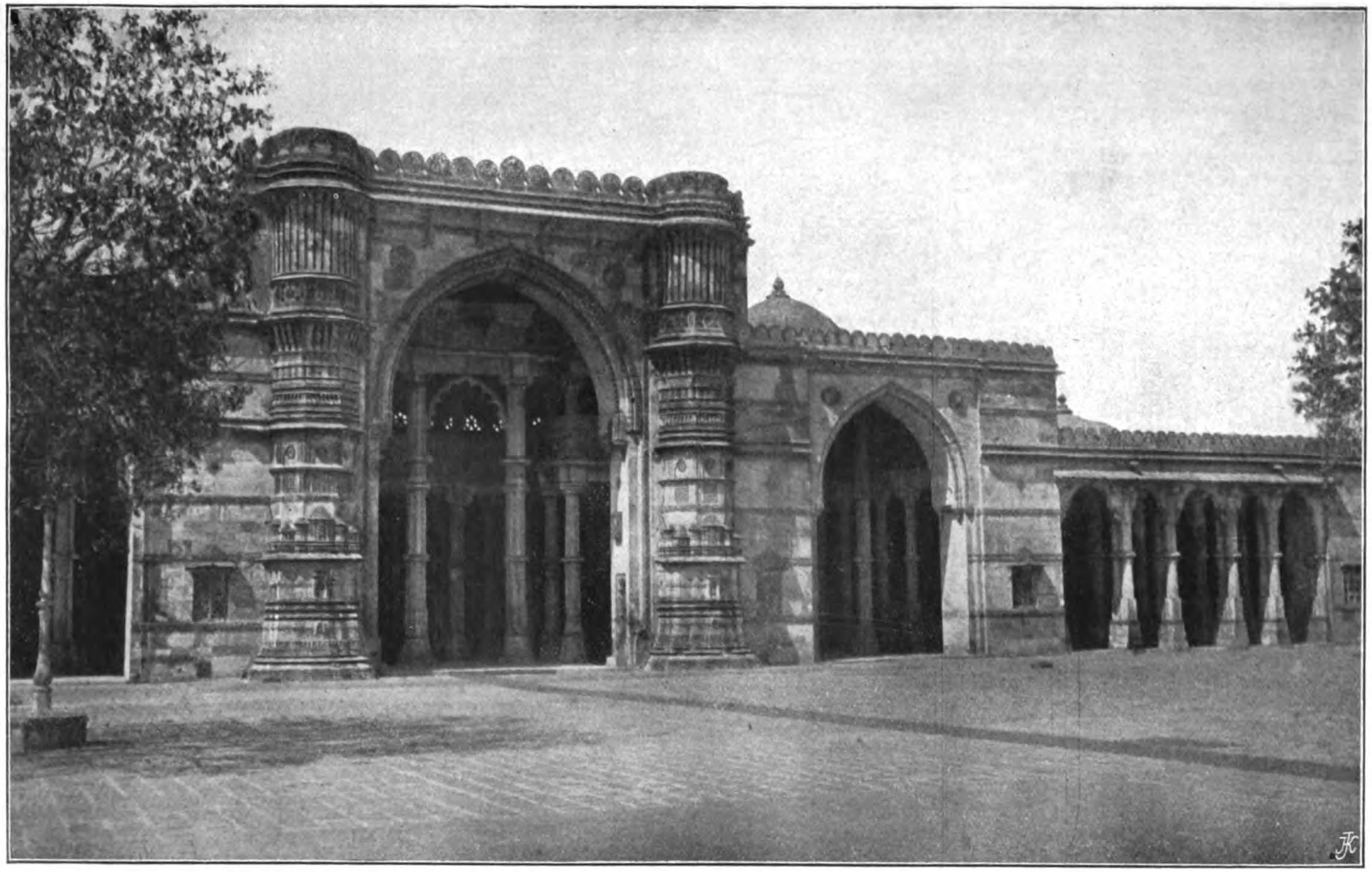


Abb. 55. Die große Moschee in Ahmedabad.

liegenden Stadt Ahmedabad sind, abgesehen von zahlreichen Moscheen und anderen schönen Bauten, die Denkmäler der Königinnen des Ahmadschah.

Die Stadt ist mit Mauern und Türmen umgeben, und hatte ihre Blütezeit um das 15. Jahrhundert, unter der Regierung von Ahmadschah. Auch später, unter der Herrschaft der Mogule gehörte sie zu den blühendsten Städten Nordindiens und war durch ihre Wollen- und Seidenindustrie ebenso berühmt, wie durch ihre Goldschmiede. Die Gräber der Königinnen stellen ein monumentales Bauwerk aus schwarzem und weißem Marmor dar. Im Innern dieser Prunkhalle finden sich mehrere Sarkophage aus weißem Marmor mit Inschriften. Besonders schön gearbeitet sind die Türen, welche aus durchbrochenem, weißen Marmor bestehen. Demselben Komplex gehört auch die Hauptmoschee Jama Masjid an, welche um das Jahr 1400 erbaut worden ist. Außerhalb der Stadt findet sich noch das Grabmal des Schah Alum, ebenfalls ein Kunstwerk in Marmor.

Unser Boy kannte sich hier sehr gut aus, so daß wir in kurzer Zeit mit den Hauptsehenswürdigkeiten der durch schöne breite Straßen und solid gebaute große Häuser ausgezeichneten Stadt vertraut waren. Hier lernten wir auch zum erstenmal einen im Dschainstil gehaltenen Tempel, den Hathi Sing-Tempel, kennen, dessen Inneres aus weißem Marmor besteht und mit reichen, künstlerisch ausgeführten Bildhauerarbeiten versehen ist. Um den Hof gruppieren sich 53 kleine, kuppelförmig auslaufende Pagoden (Reliquienbehälter). Nachdem man sich seiner Schuhe entledigt hat, wird man überall im Tempel herumgeführt und sieht nun, daß in jeder Pagode ein Götzenbild untergebracht ist, welches die Gläubigen anbeten und dem sie als Opfer Blumen darbringen. Sie schlagen eine Glocke an, um den Gott auf ihre Gebete aufmerksam zu machen. Der Hathi Sing-Tempel ist einer der berühmtesten und heiligsten Hindutempel ganz Indiens. Auch seine Lage in schön bewaldeter Gegend ist sehr hübsch. Zahlreiche Gläubige strömten teils allein, teils in Prozessionen, dem Tempel zu. Frauen, welche ihre Kinder mitführen, lassen sich meist von ihren Dienern in Sänften in den Tempel tragen.

Die Mehrzahl der Einwohner von Ahmedabad setzt sich aus Hindus zusammen und so hatten wir auch Gelegenheit, jene so überaus charakteristischen Feierlichkeiten kennen zu lernen, die sogenannten Kinderhochzeiten. Bei den Hindus ist es Brauch, daß die Mädchen schon in frühester Jugend ihrem zukünftigen Gatten ehelich versprochen werden. Lediglich die Eltern

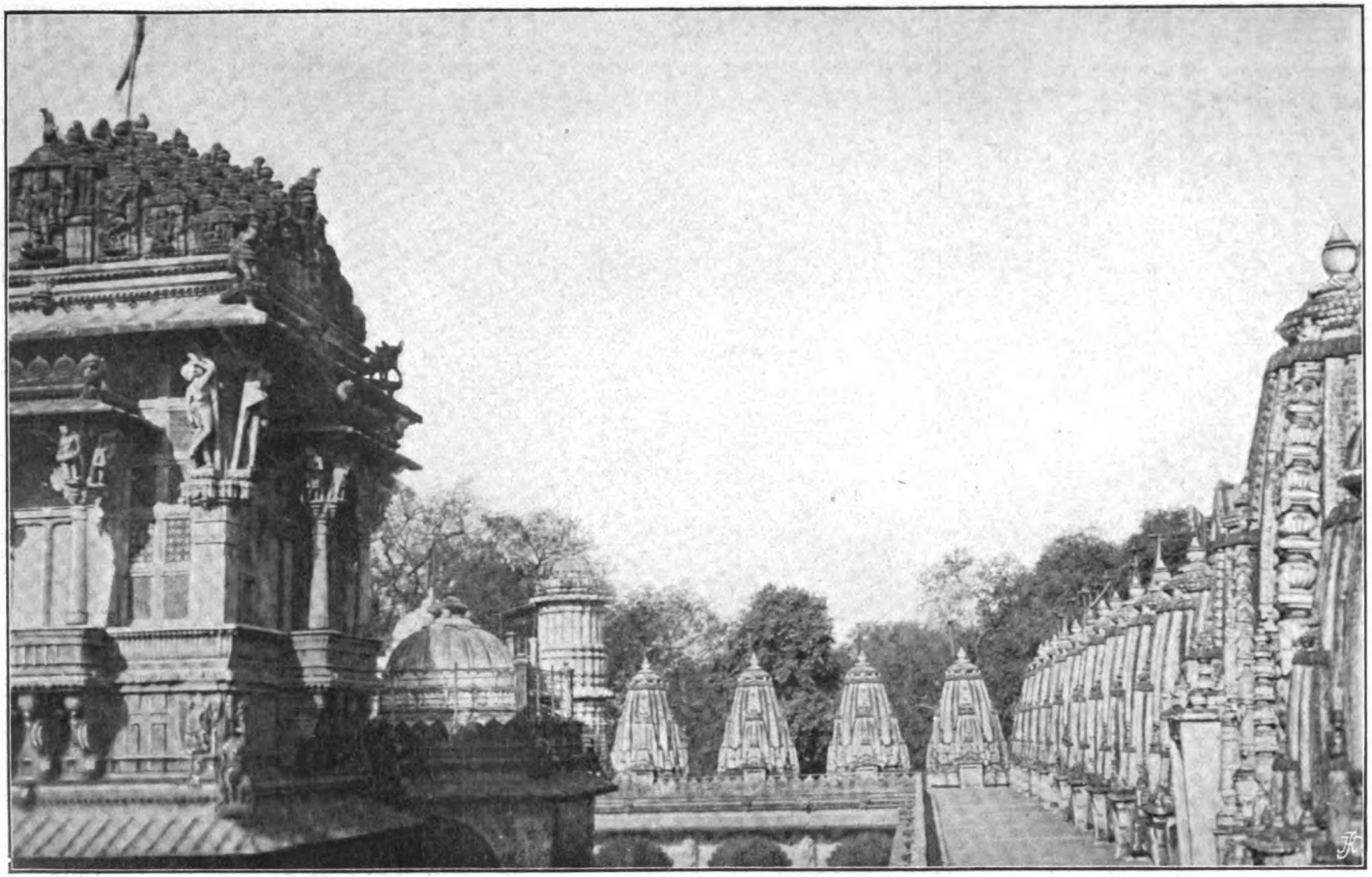


Abb. 56. Hathi-Sing-Tempel in Ahmedabad.

ſuchen den Gatten aus, der ebenſo ein zwölfjähriger Knabe, als auch ein Greis ſein kann. Zur Feier des Verlöbniſſes finden nun im Februar und März wochenlang Feſtzüge ſtatt. Der Prieſter beſtimmt den Tag, an dem das Brautpaar mit einer Prozeſſion durch die Stadt zieht und der Feſtzug iſt je nach dem Reichtum der Verlobten ausgeſtattet. Den Anfang bilden gewöhnlich Knaben, welche Lichter tragen, dann folgen ſchön gebaute, an Händen und Füßen mit Goldringen geſchmückte Natſchtänzerinnen und nach dieſen Bajaderen erſcheint die kleine Braut mit ihrem Bräutigam. Manchmal

Abb. 57. Indiſche Kinderhochzeit.

werden ſie in Sänften getragen, oft auch reiten ſie auf Pferden, die mit reichem Silberſchmuck behangen ſind. Die Braut iſt in einen langen, dichten Schleier gehüllt. Auch Elefanten werden bei ſehr reichen Hochzeiten im Feſtzug mitgeführt. Hinter dem Brautpaar folgt nun alles, was die künftigen Eheleute an Beſitztum aufzuweiſen haben, unter Umſtänden eine Unzahl von Dienern, Pferden, Kühen uſw. Vielfach werden auch die Beſitztümer des Brautpaares, Häuſer und Landſitze in Nachbildungen im Zuge getragen. Einen derartigen Feſtzug konnte ich hier mit einer kinematographiſchen Aufnahme feſthalten.

Erſt mit dem 12. Jahre wird die Braut ihrem Bräutigam zur Ehe übergeben, der ein Alter von 15 Jahren erreicht haben muß. Nur den fortgeſetzten, energiſchſten Anſtrengungen der Engländer iſt es zu danken, daß das Alter von Braut und Bräutigam, welches früher auf 10 reſp. 12 Jahre feſtgeſetzt war, heute zwei Jahre mehr betragen muß.

Hochintereſſant und eigenartig ſind die verſchiedenen Hochzeitsgebräuche. So wird z. B. bei manchen indiſchen Völkern in den erſten drei Nächten der Verheiratung ein Stab mit Blättern zwiſchen die Neuvermählten geſtellt. Oft wird der Stab durch ein Schwert erſetzt. Die Frau iſt die Gattin ihres Mannes, aber auch ſeiner Brüder und Onkel, und es gilt derjenige als Vater des Kindes, der dem Weib die als befruchtend angeſehenen Gegenſtände, z. B. Pfeil und Bogen überreicht.

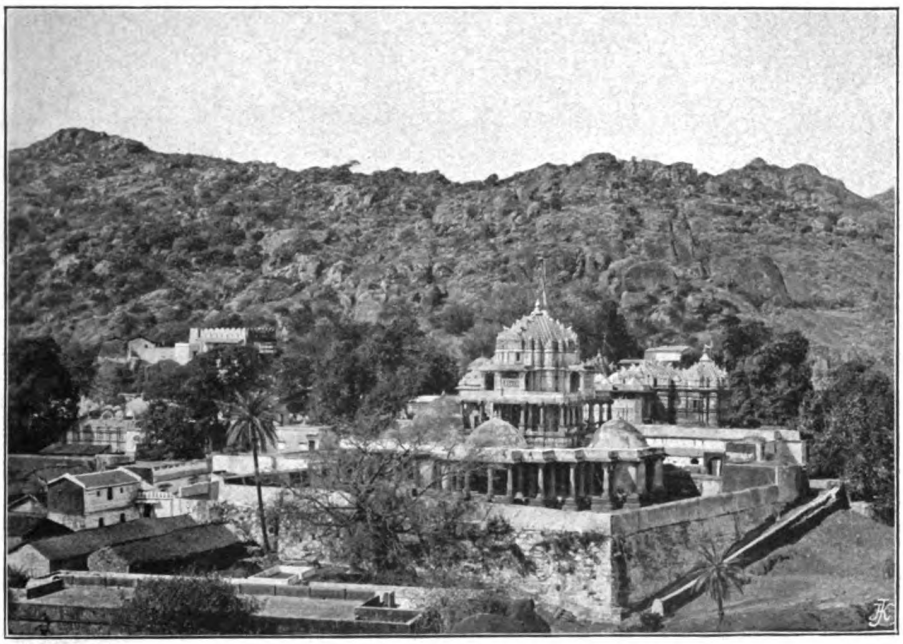


Abb. 58. Der Dſchaintempel in Mount Abu.

In vielen Fällen bedeuten dieſe Kinderhochzeiten ein Todesurteil für die Frau, denn einerlei, ob ihr Gatte vor Eingehen der Ehe geſtorben iſt oder nachher, gilt ſie in beiden Fällen als Witwe und wird nach den Geſetzen der Brahmanen nunmehr von jedermann als ausgeſtoßenes Weſen betrachtet. Weder ihre Eltern noch ihre Geſchwiſter und Freundinnen verkehren mehr mit ihr, allein und freudlos muß ſie ihr Daſein friſten, denn eine zweite Heirat iſt ihr nach den Satzungen der Religion verboten. Bekannt iſt es ja, daß in früheren Zeiten die Witwen dem Manne auf den Scheiterhaufen folgen mußten, und wenn auch durch ein engliſches Geſetz aus dem Jahre 1830 dieſem Unfug von Jahr zu Jahr immer mehr geſteuert worden iſt, ſo ſoll

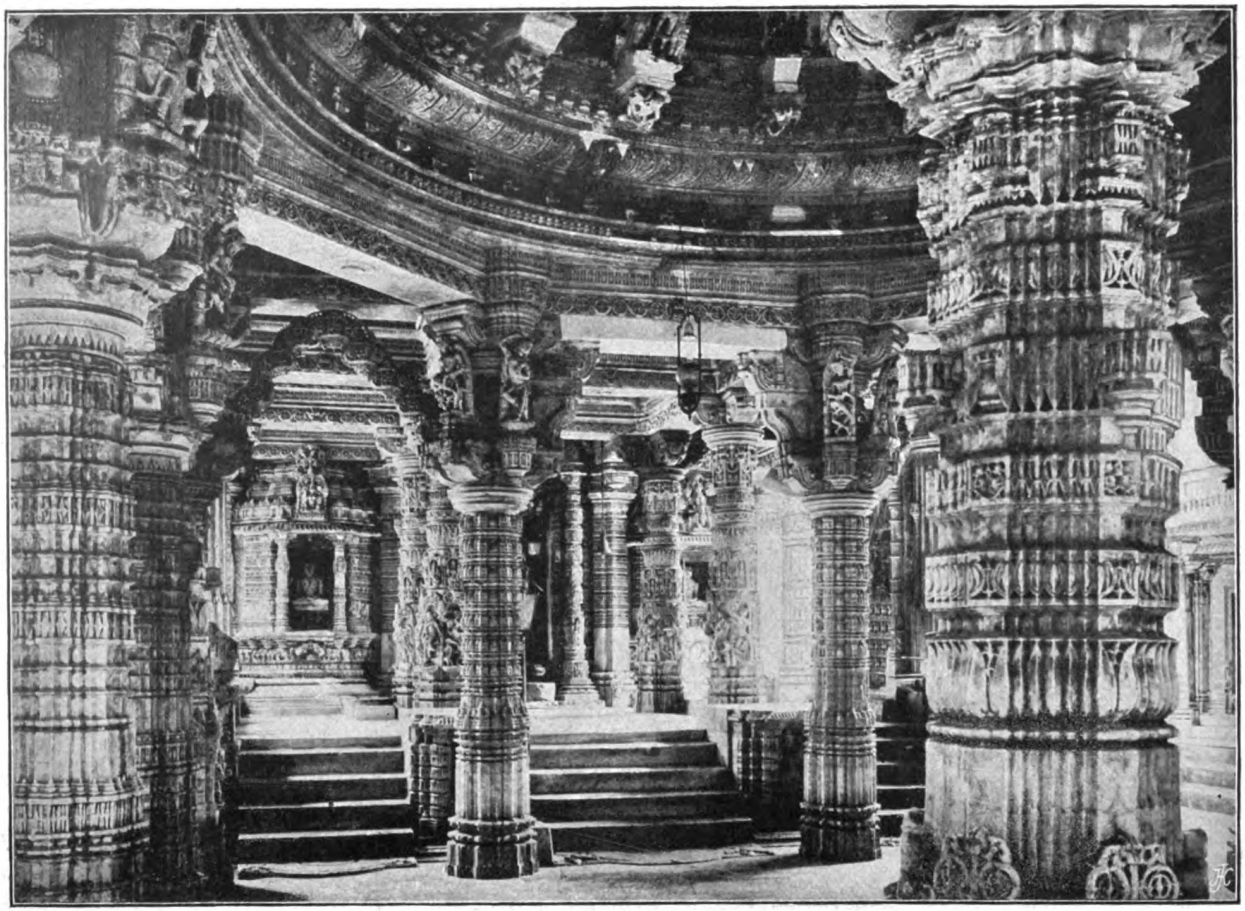


Abb. 59. Im Innern des Dschaintempels in Mount Abu.

es doch heutzutage noch im Innern des Landes an Stellen, wo die Eingeborenen der englischen Kontrolle nicht dauernd ausgesetzt sind, vorkommen, daß die Frauen beim Tode ihres Mannes mitverbrannt oder allmählich von ihren Angehörigen zu Tode gequält werden. Die englische Regierung hat sogar für die Witwen Prämien ausgesetzt, wenn sie den Mut haben, eine zweite Ehe einzugehen. Aber auch diese Maßnahme stieß auf einen derartigen Widerstand bei den hartnäckigen Fanatikern, daß sie nur wenig Erfolg brachte. Aus allem geht hervor, welch eine niedrige soziale Stellung auch heute noch die Hindufrau genießt. Nie darf sie sich gegen die Befehle ihres Gatten sträuben, nie eine eigene Meinung äußern, sie ist in Wirklichkeit eigentlich nur eine Sklavin.

Bevor wir Ahmedabad verließen, suchten wir noch eine der großen Wollwebereien auf, welche man in ganz Nordindien findet. In dieser Fabrik wurde die Wolle mit den modernsten englischen Maschinen allmählich zu Fäden gesponnen und zuletzt in großen Bündeln zusammengedreht.

Am selben Tag noch konnten wir Ahmedabad verlassen, um uns nach Jaipur zu begeben. Wer sich für indische Architektur interessiert, der sollte es allerdings nicht versäumen, vorher noch den bei Ahmedabad liegenden Ort Mount Abu aufzusuchen, in dessen nächster Nähe der berühmte Dilwaratempel liegt, der auch dem Dschainismus geweiht ist, und als der Schönste in ganz Indien gilt. Namentlich seine Innenräume sind mit außerordentlich reicher Ornamentik ausgestattet.

Hatte bereits Ahmadabad einen sehr günstigen Eindruck auf uns gemacht, so erregte Jaipur unser helles Entzücken. Hier glaubt man sich tatsächlich in einem Wunderlande zu befinden. Wer inländisches Leben und Treiben kennen lernen will, darf nicht verfehlen, diese indischste aller Städte aufzusuchen. In einem von Berghöhen rings umgebenen Tal dehnt sich die Stadt, die Residenz des Maharadjas, weit in die Talebene aus. Ihre Straßen sind die breitesten, welche ich überhaupt je gesehen habe, ihre Häuser aus solidem Stein, teilweise auch aus Sandstein, sind sämtlich hellrosa oder erdbeerfarben gestrichen. Dadurch wird bei hellblauem Himmel ein uns unbekannter märchenhafter Lichteffekt erzeugt. Noch mehr glaubt man sich in ein Wunderland versetzt, wenn man die vornehmen schlanken Männergestalten und die schönen stolzen Frauen dieses Fürstentums sieht. Alles spielt sich hier ruhig und vornehm ab. Die Mehrzahl der großen Straßen läuft auf einem Platze zusammen, der ringsum mit

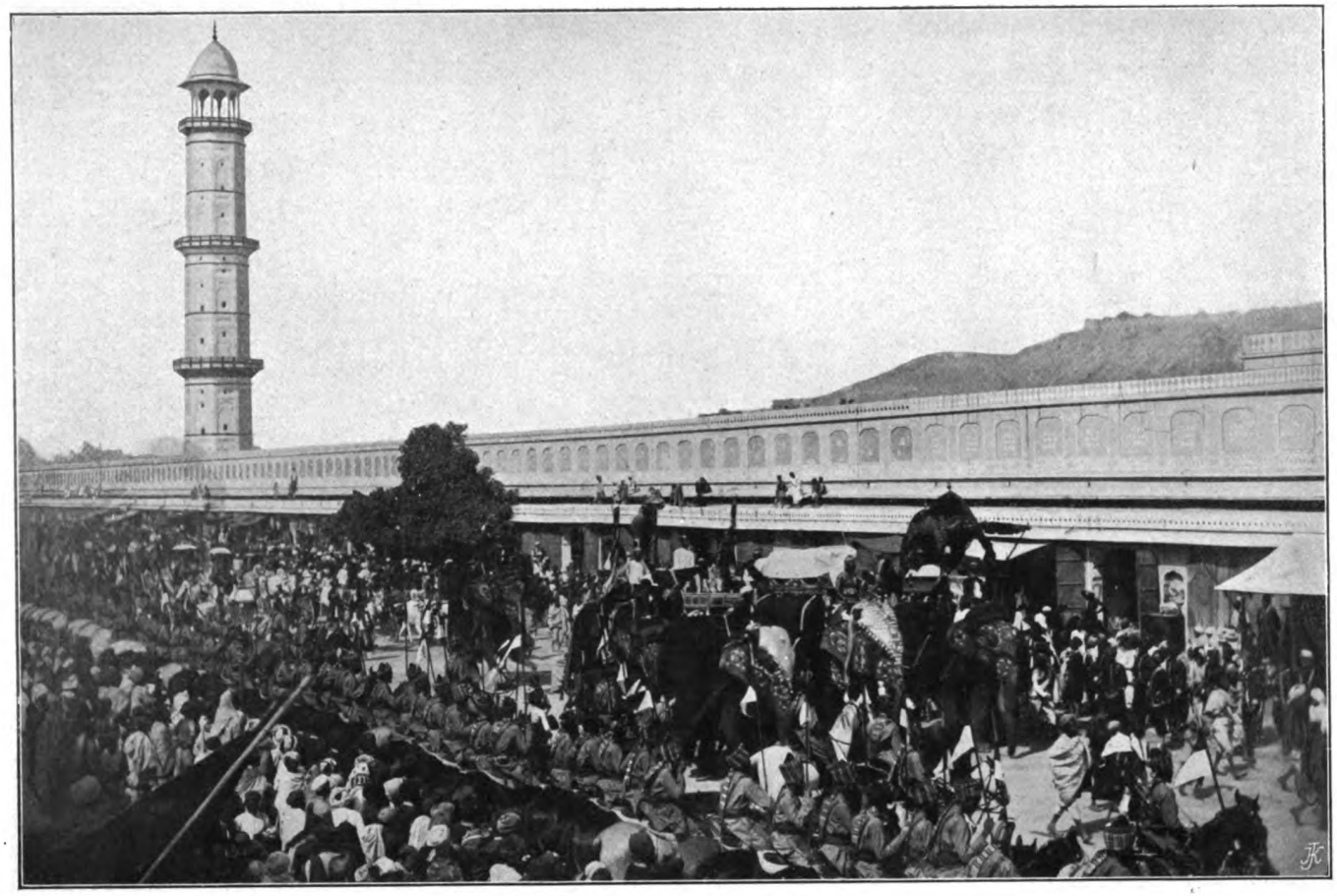


Abb. 60. Festzug des Maharadja in Jaipur.

Abb. 61. Indiſches Volkstheater — Märchenerzähler und Gaukler in Jaipur.

monumentalen Bauten umgeben ist, und auf dem Gaukler und Märchenerzähler einem dankbaren Publikum die Zeit vertreiben. Da werden Sagen aus der indischen Göttergeschichte erzählt, Kunststücke produziert, Schlangen beschworen, Musikstücke aufgeführt, kurz alles gemacht, was zur Erheiterung

Abb. 62. Ein indischer Maharadja.

des Publikums beitragen kann. Ähnlich wie in Venedig auf dem Markusplatz halten sich Tausende von zahmen Tauben auf den Straßen auf, die gefüttert werden. Überall in den Werkstätten sieht man die Eingeborenen fleißig bei der Arbeit, sei es, auf kleinen Handmühlen Getreide mahlen, sei es, Wolle spinnen oder die berühmte Jaipurbronze zu Gebrauchsgegenständen und Kunstwerken verarbeiten.

Groß ist die Zahl der Tempel und der Moscheen mit ihren schlanken

Abb. 63. Straße in Jaipur — Palast der Winde, Hawah Mahal.

Minarets, die man auf dem Weg durch die Stadt zu sehen bekommt. Nicht weniger als sieben, aus rotem Sandstein hergestellte fundamentale Tore hat die Stadtmauer aufzuweisen. An vielen Stellen besitzt sie hohe Türme. Seit Jahrhunderten haben die Fürsten von Jaipur eine maßgebende Stellung eingenommen und sich durch Intelligenz ausgezeichnet. Wieviel hier für Kunst und Wissenschaft seit langer Zeit getan worden ist, geht aus den vielen Prachtbauten z. B. dem Hawah Mahal — dem Palast der Winde —, der

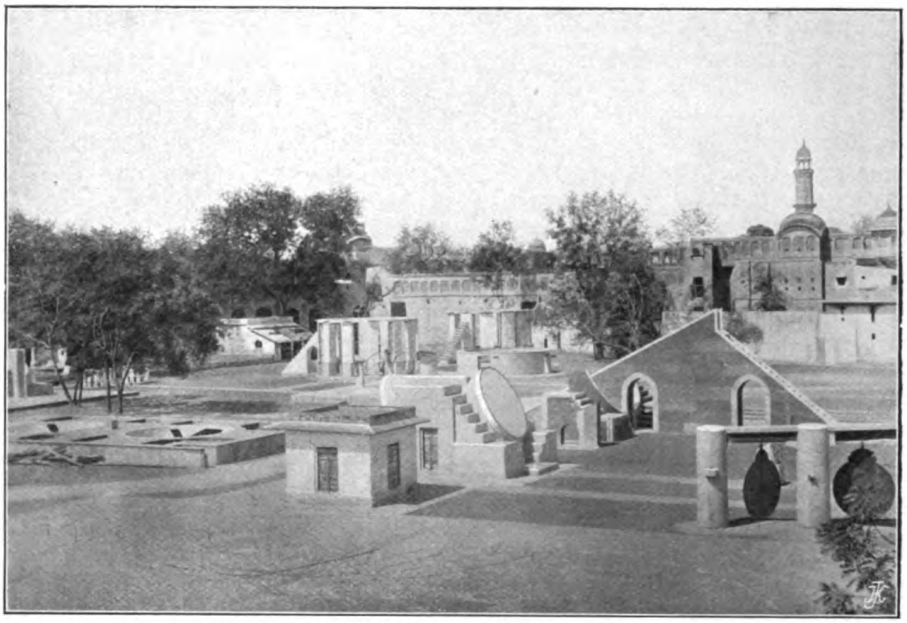


Abb. 64. Sternwarte des Maharadja von Jaipur.

siebenstöckigen Chandra Mahal — dem Hauptgebäude im Palastviertel des Maharadja — hervor. Berühmt ist die Sternwarte des Maharadja und sein Sanskrit-Kolleg.

Nicht genug damit, hält er sich auch einen Marstall, in dem wir über 300 meist sehr edle Pferde indischer, arabischer, englischer und australischer Rasse antrafen und in der die Pferde zur hohen Schule und zum Reiten dressiert werden. Als feiner Lebemann leistet sich der Fürst auch ein Ballett, und wir hatten die Ehre, dessen Hauptrepräsentantin kennen zu lernen. In einer phantastischen Kleidung, die Zehen mit Ringen geschmückt, an den Knöcheln und Handgelenken dicke Goldspangen und mit zahlreichen Goldplättchen im Gesicht empfing uns diese, schon etwas ältliche Dame in einem

Abb. 65. Der Marſtall eines Maharadja.

wenig ballettmäßigen Koſtüm mit der ganzen Würde ihres vornehmen Berufes. Auch die Tänze, welche wir dann auf dem Dach ihrer Villa zu ſehen bekamen, konnten nur geringen Beifall bei uns finden. In ziemlich

Abb. 66. Tänzerin des Maharadja von Jaipur.

gleichmäßig wiederkehrenden Bewegungen drehte ſich die Tänzerin wenig graziös innerhalb eines kleinen Raumes, während ſie ihr Schleiertuch abwechſelnd vor das Geſicht hielt.

Im Maharadja Kolleg werden Kinder aller Religionen unterrichtet und in der Kunſtſchule mit den Erzeugniſſen des indiſchen Kunſtgewerbes vertraut

gemacht. Hier sieht man besonders herrliche Bronzekessel und Bronzeteller, welche mit sehr feinen Ornamenten, stilisierten Blumen, Schriftzeichen, Tierfiguren selbst mit Abbildungen von ganzen Prozessionen verziert werden. In einer dieser Werkstätten erstanden wir uns einige Bronzeteller zu einem nach europäischen Begriffen relativ billigen Preise. Nicht nur die aus Asien stammende hellgelbe Bronze — eine Mischung aus Kupfer und Zinn —, welche ja schon den Urvölkern bekannt war und diesen zur Anfertigung von Waffen und Hausgeräten zirka 1000 Jahre vor Christi vor der Eisenzeit diente, sondern auch die modernen dunkleren Bronzen werden hier gearbeitet. Auch die Eingangstore zur Stadt sind aus schwerer Bronze hergestellt.

Außerhalb der Stadt findet sich in einem herrlich gepflegten Park das Albert Hall Museum. Beim Eintritt kommt man in eine große Halle, in der Kolossalgemälde der Herrscher und des Fürstentums ausgestellt sind. Sehr ausgedehnte naturhistorische Sammlungen sind in dem ersten Stockwerk untergebracht, und außerdem kann man hier Kunstprodukte ganz Indiens alten und neueren Datums kennen lernen. Sehr überrascht ist man, in den Parkanlagen Prachtexemplaren von Pfauen zu begegnen, welche stolzen Schrittes einherschreiten und ihr herrliches Gefieder präsentieren. Hatten wir bereits im Palast des Maharadja die in Teichen untergebrachten, zahmen Krokodile bewundert, welche von Eingeborenen mit Fleisch gefüttert werden, so konnten wir jetzt eine Anzahl jener berühmten Königstiger sehen, wie sie nur in Nordindien vorkommen. Aber noch mehr: es besitzt der Maharadja auch einen Marstall von Reitelefanten, die er teils zum Reisen, teils als Reittiere bei Tigerjagden, teils zum Fangen wilder Elefanten benutzt.

An einem Vormittag verließen wir die Stadt mit dem Wagen und fuhren nach der alten Residenz Amber. An dem mit zahlreichen Affen besetzten Eingangstor dieser hoch oben auf dem Bergrücken gelegenen Stadt erwartete uns ein Reitelefant des Maharadja. An Villen, Landhäusern und Palastruinen vorbei, zwischen ausgedehnten kandelaberförmigen Kaktuspflanzen, ritten wir langsam auf dem Elefanten gen Amber. Anfangs kommt man sich allerdings auf einem derartigen Tier recht vornehm vor. Eine Annehmlichkeit aber ist es wahrlich nicht, mit ihm befördert zu werden. Nachdem man mit einer Holzleiter den auf dem Rücken festgeschnallten, sehr geräumigen Holzsattel erklommen hat, streckt man sich hier der Länge nach hin und muß nun durch den Paßschritt des Elefanten Bewegungen durchmachen, wie wenn man sich auf einer russischen Schaukel befände. Vor dem

Sattel ſitzt der Führer, der mit einem beilartigen Inſtrument und einem ſpitzen Haken, dem Ankus, den Koloß dirigiert, während ein Wächter mit der Lanze hinterher läuft.

Wir waren daher froh, als wir am Eingangstor des Schloſſes von Amber angelangt waren. Vom Schloßhof aus hat man eine herrliche Ausſicht auf die mit einer Mauer verſehenen umliegenden Berghöhen, ſowie auf die alte zerfallene Stadt im Tal. Im Hintergrund taucht Jaipur in ſeinen helleuchtenden Farben auf. Von Fakiren und Bettelmönchen begrüßt, kommt

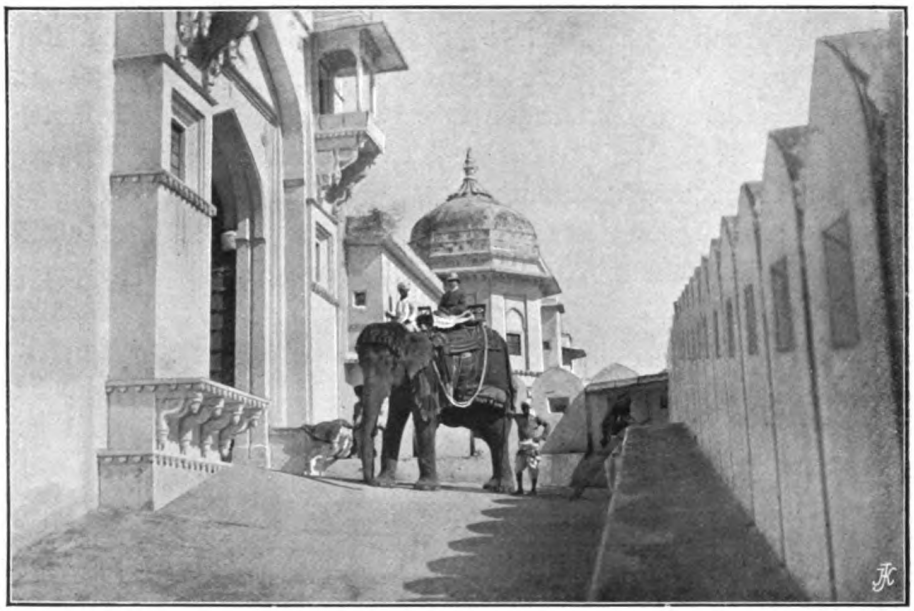


Abb. 67. Einzug in die Burg Amber auf dem Reitelefanten des Maharadja.

man nun durch das prächtige Tor in das eigentliche Schloß, welches aus einer Reihe in ruhigem Stile ausgeführter Marmorbauten ſowie einer Audienzhalle beſteht. Die Gitterfenſter des Harembaus, von wo aus die Inſaſſinnen desſelben dem Getriebe auf dem Schloßhofe in früheren Zeiten zuſchauen konnten, ſind innen aufs feinſte in Marmor gearbeitet. Die Innenräume des Harems ſind in mauriſchem Stil gehalten und zeigen ſehr reich verzierte, teils mit Steinen, teils mit Spiegel, Glas oder buntem Marmor ausgelegte Wände. Berühmt ſind auch die in Marmor gehaltenen Badezimmer, in denen ſich früher die 900 Frauen des Maharadja die Zeit vertrieben. Die Wände ſind zum Teil aus Seifenſtein (Saponit), der ein marmorähnliches, ſpeckig-

glänzendes Aussehen hat, und zum Teil aus einer Marmorart, die durchscheinend ist, so daß die Sonnenstrahlen die Mauer durchleuchten.

Da am Abend weder in der Stadt noch in dem außerhalb der Tore gelegenen kleinen und recht mäßigen Hotel irgend etwas besonderes geboten wird, brachten wir unsere Zeit damit hin, daß wir uns teils Zauberstücke vorführen ließen, teils die angebotenen Waren besichtigten. Die meisten Verkäufer offerierten uns aus Bronze hergestellte Schilder, Helme, Schwerter, Tigermesser, Elefantenstacheln usw. Wie uns ein Engländer nachher erzählte, soll die Mehrzahl dieser Waffen in Birmingham hergestellt sein.

Als ich vom Manager gehört hatte, daß in Jaipur eine sehr gute Eingeborenenkapelle vorhanden ist, bestellte ich mir dieselbe, um eine phonographische Aufnahme zu machen. Das Orchester bestand aus zehn Mann, sieben Trompeten, zwei Trommeln und einer Triangel. Da die Musikanten bei ihren Vorführungen durchaus keinen Takt hielten, ließ ich mir das Stück mehrmals vorspielen und schlug dabei selbst den Takt an. Nachdem ich eine Aufnahme gemacht hatte, gab ich den Eingeborenen sofort ihre Musik auf der Walze zum besten. Ich erinnere mich noch heute der komisch erstaunten Gesichter, welche sie Alle bei der Wiedergabe ihrer ohrenbetäubenden Musik verspürten. Doch als ich später einmal dem bekannten Komponisten Paul Lincke einen dort aufgenommenen indischen Marsch vorspielte, sagte er mir, daß es sich hier um eine ebenso originelle wie schöne Komposition handele. In Jaipur konnte man sich von dem Reichtum eines indischen Fürsten so recht einen Begriff machen und auch darüber, was er sich alles dafür leisten kann.

Von Jaipur brachte uns der Expreß in acht Stunden nach der Hauptstadt des Pandschab, Delhi, seiner vielen herrlichen Bauten wegen „das indische Rom" genannt. Die Stadt, welche über 200000 Einwohner besitzt, liegt an den Ufern der Jumna und ist wie Jaipur von einer, aus rotem Sandstein gebauten, 9 km langen, sehr hohen Mauer umgeben. Zahlreiche Tore, von denen das Delhi Gate, mit hohen Türmen versehen, besonders auffällt, führen von der ziemlich öden, umgebenden Landschaft in die Stadt, welche wieder in ein modernes, mit Landhäusern, Villen, Verwaltungsgebäuden und größeren Kaufhäusern versehenes Viertel, und in die aus sehr engen, schlecht gepflegten, schmutzigen Straßen bestehende Eingeborenenstadt zerfällt.

In der Hauptstraße Chandni Chauk (Silberstraße), in der man sehr

sehenswerte Basare und Shops zu schauen bekommt, herrscht stets ein reger Verkehr von Europäern, Hindus und Mohammedanern. Bei Ramshand Hazari Mal, einem indischen Juwelier und Verkäufer von Kunstgegenständen, wurden uns sehr schöne Türkise, Perlen, handgearbeitete Silbersachen u. a. m. zum Kaufe angeboten. Berühmt sind die Elfenbeinschnitzer von Delhi, die in jahrelanger, mühsamer Arbeit Elefantenzähne von 2 m Höhe mit wundervollen Schnitzereien versehen. Ganze Göttergeschichten und Märchen werden durch Tierfiguren, Menschenfiguren, Jagdszenen usw. dargestellt. Auch Gegenstände aus Seifenstein, diesem specksteinartigen Mineral, sahen wir häufig. Herrliche Kunstwerke der Schnitzarbeit sind auch die kleinen, aus Elfenbein hergestellten Ruderboote, bei denen man die Miniaturarbeit dieser asiatischen Künstler nicht genug bewundern kann. Sind dieselben doch besonders dadurch zu derartigen, in Europa unmöglich herzustellenden Arbeiten geeignet, daß sie erstens von frühester Jugend auf viele Stunden des Tages damit beschäftigt sind, und dann auch ihre Sehschärfe die der Europäer um ein beträchtliches übertrifft. Andererseits sind Augenerkrankungen bei diesen Schnitzarbeitern recht häufig. Auch das so vielfach beobachtete Auftreten des Stares bereits im jugendlichen Alter ist wohl auf diese, die Augen ungeheuer anstrengende Arbeit zurückzuführen. Es gibt zwar eingeborene Heilkünstler, welche mit großer Geschicklichkeit rechts- und linkshändig den Star operativ entfernen, doch gelingt ihnen diese Operation auch manchmal daneben und die Augen sind verloren. In anderen Shops sieht man wunderbare Erzeugnisse der Webekunst, gestickte Kleiderstoffe, Gold- und Silberbrokate, die vielfach von englischen Damen als Gesellschaftstoilette benutzt werden.

Da zur Zeit der Mongolenherrschaft Florentiner nach Indien gerufen wurden, um auch hier ihre kunstvollen Bauwerke einzuführen, finden sich heute noch in ganz Nordindien Italiener. Alberto Menegatti aus Florenz, welcher von der Regierung angestellt ist, die früheren Monumentalwerke, so vor allem den alten Thron des Großmoguls von Delhi wieder zu restaurieren, bot uns Gegenstände aller Art aus Marmor, welche nach florentinischer Art mit bunten Steineinlagen verziert waren. Eine Spezialität von Delhi sind auch auf Elfenbein gemalte Miniaturfiguren, welche die früheren Fürsten und Fürstinnen des alten Königreiches Delhi darstellen. Hier sieht man so recht, daß Zeit keine Rolle spielt und daß die Herstellung dieser handgearbeiteten Kunstwerke nur darum möglich ist, weil

der Inder überaus wenig zu seinem Lebensunterhalt bedarf und auf diese Weise mit einem geringen Lohn auskommen kann.

Davon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich einmal meinem Boy in sein indisches Gasthaus folgte, in dem er seine Mahlzeiten einnahm und zu denen er mich einlud. Aus einem großen Kochtopf schöpft sich hier jeder Gast eine beliebig große Portion in seine Schüssel und zahlt dafür nach unserem Begriff zirka 10 Pfennige. Im allgemeinen nähren sich die Inder von Reisgerichten, welche durch Zusatz von Gewürzen, getrockneten Fischen und Früchten recht schmackhaft sind und meinen Beifall fanden. Mir hat es auf der ganzen Reise sehr viel Freude bereitet, überall gastronomische Studien zu machen. Trotz der relativ geringen Zahl und der Einfachheit der Speisen gibt es doch eine große Reihe indischer Kochbücher, in denen die Zubereitung der Gerichte genauestens beschrieben ist.

Die Hauptsehenswürdigkeiten von Delhi befinden sich in dem, auf einer Anhöhe am Flußufer gelegenen Fort. Je weiter man nach Nordindien kommt, desto mehr ist die indische Polizeitruppe durch englische Truppen ersetzt und so sieht man auch in Delhi schon viel englisches Militär. Durch das Lahoretor gelangt man in die kleine stark befestigte Zitadelle, die den alten Königspalast birgt, in dem die Herrscher von Delhi, die Großmogule, ihre märchenhafte Pracht entfalteten. Tatsächlich sind die in weißem Marmor ausgeführten Prachtbauten Kunstwerke allerersten Ranges, z. B. die Musikhalle Nakkar Kahna, nebenan die öffentliche Audienzhalle, Diwan-I-Am, in deren Mitte sich ein Marmorsockel für den weltberühmten, mit Juwelen übersäten Pfauenthron befindet. Allerdings ist der Sockel jetzt leer, da der Thron von Schah Nadir entführt wurde; ich sah ihn im Palast des Schahs von Persien in Teheran. Noch bewundernswerter ist eine geschlossene Audienzhalle, der Diwan-I-Khas, ein herrlicher Marmorbau mit vier vergoldeten Marmorkuppeln. Entzückend sind die florentinischen Mosaiken sowie die feine, durchbrochene Marmorarbeit aus buntem Marmorgestein. Mit Recht trägt dieser Bau die stolze persische Inschrift:

Wenn es auf Erden gibt ein Paradies,
so ist es dies, so ist es dies, so ist es dies.

Neben der Moschee liegen sehr ausgedehnte Marmorbäder. Auch der Jasminturm, welcher reiche, mit Blumenmosaiks dekorierte Innenräume zeigt und den Frauen zum Aufenthalt diente, erinnert an den fabelhaften

Reichtum der Mogule. Zwiſchen herrlichen Anlagen ſteht in dieſem Komplex die aus weißem Marmor erbaute und mit drei Goldkuppeln verſehene Perlenmoſchee. Alle übrigen Gebäude des Palaſtes ſind von der engliſchen Regierung zu Verwaltungszwecken ausgenützt worden.

Hat man im Fort die Größe einſtiger Herrſcher an ihren Bauten ſtudieren können, ſo kann man in der Stadt ſelbſt die Macht des Mohammedanismus bewundern. Iſt doch die Jama-Masjid in Delhi die größte Moſchee der Erde. Auf einem 10 m hohen, 140 m breiten und langen Viereck erhebt ſich dieſer monumentale Bau, und während ſeine Fundamente aus rotem Sand-

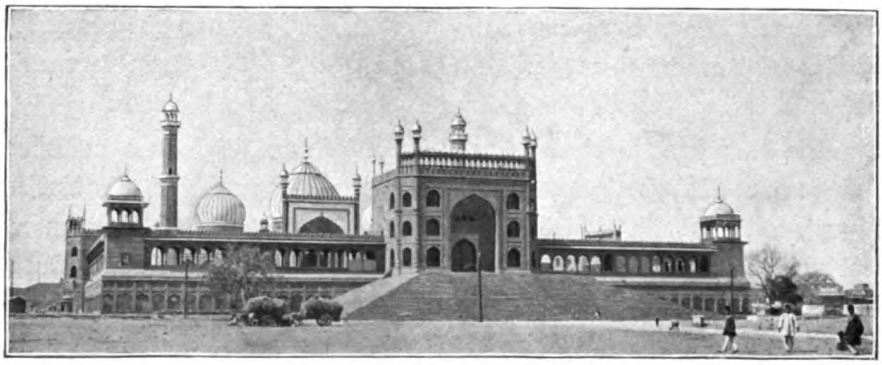


Abb. 68. Die größte Moſchee der Erde — die Jama Masjid in Delhi.

ſtein hergeſtellt ſind, beſteht die eigentliche Moſchee und namentlich das Innere des Tempels aus weißem Marmor. Die Abwechſlung zwiſchen rot und weiß berührt hier ſehr angenehm, wie überhaupt das Gebäude trotz ſeiner Größe einen durchaus ruhigen, vornehm wirkenden Eindruck macht. Eine breite Freitreppe führt in den Vorhof, in dem man am Freitag, dem Ruhetag der Mohammedaner, mittags viele tauſende von Gläubigen beim Gebet finden kann. Zwei himmelragende an jeder Ecke des Eingangs befindliche Minarets geben dem Koloſſalbau einen guten Abſchluß.

Die Geſchichte Delhis erinnert in vielen Punkten an die des alten Roms. Nicht weniger wie neunmal wurde Delhi zerſtört und wieder aufgebaut. Hier ſpielten ſich Kämpfe zwiſchen den einzelnen indiſchen Völkerſchaften und Religionsſekten ab, und große Schlachten wurden mit den vom Norden einfallenden Völkerſtämmen ausgefochten. Perſer und Afghanen haben hier gehauſt und herrliche Kunſtwerke durch ihren Vandalismus zerſtört. Wie

zahlreich die Paläſte, die Grabdenkmäler und die Moſcheen in der Umgebung von Delhi geweſen ſein müſſen, ſieht man bei einer Fahrt nach dem, ſich in weitem Umkreis um Delhi erſtreckenden Alt-Delhi.

Wer Nordindien raſch bereiſen und möglichſt ſämtliche Bauten beſichtigen will, dem bietet ſich hier überall Gelegenheit, ein Automobil zu mieten. Wir zogen es vor, im Wagen die noch übriggebliebenen Sehens-

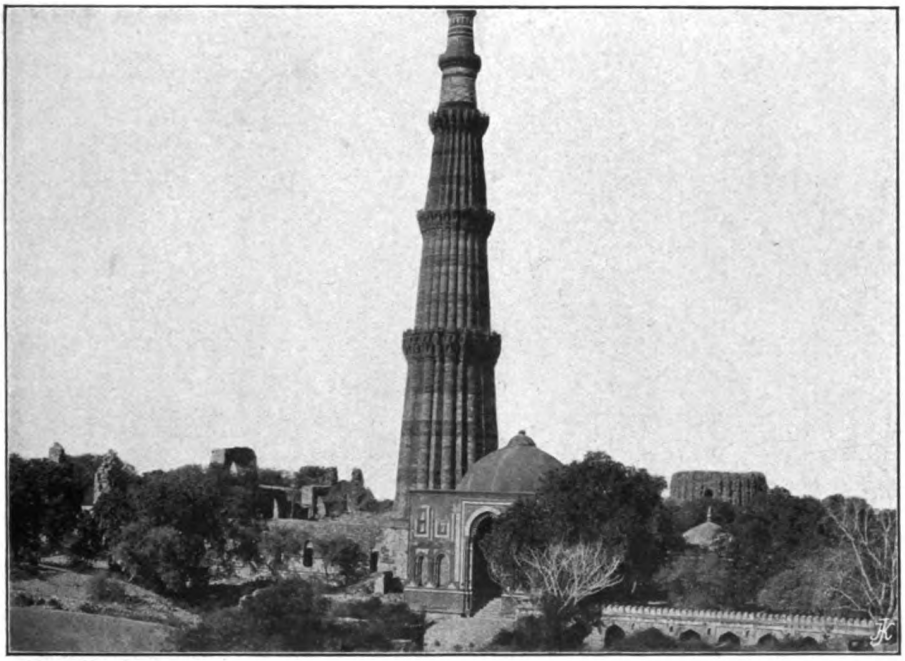


Abb. 69. Der Kutab Minar und die Ruinen von Alt-Delhi.

würdigkeiten aufzuſuchen. Da iſt nun als hauptſächlichſte ein merkwürdiger, minaretartiger Bau, der Kutab-Minar, Polarſternminaret genannt, zu erwähnen, der mit ſeiner Höhe von 76 m bis zur Errichtung des Eifelturmes, alſo jahrtauſendelang, das größte freiſtehende, turmartige Gebäude der Welt war. Auf einer Grundfläche von 15 m im Durchmeſſer erhebt ſich dieſer etwas ſchiefſtehende Turm aus rotem Sandſtein. Er beſteht aus fünf Abſätzen, während ſich die einzelnen Abſchnitte nach oben im Durchmeſſer bis auf 3 m verringern. Fünf mit weißem Marmor verzierte Gallerien laufen um den Turm herum, ſo daß auch hier wieder ein ſchöner Kontraſt zwiſchen weiß und rot geſchaffen iſt. Nachdem man auf 375 Stufen die Turmſpitze

erklommen hat, genießt man eine prächtige Aussicht auf die weite Ebene, in der sich Delhi und Alt-Delhi ausdehnten. Am Fuß des Kutab liegt die nicht mehr sehr gut erhaltene Moschee Kuwat-ul-Islam, welche ebenso wie der Kutab aus dem 11. Jahrhundert stammen soll. Im Innern dieser Moschee befindet sich wohl das älteste Monument aus der Zeit der Hindukönige, eine mit Sanskritschriftzeichen geschmückte eiserne Säule aus dem 3. Jahrhundert,

Abb. 70. Säulenhalle im Dschaintempel Alt-Delhi.

also in einer Zeit entstanden, in der bei uns die Verwendung des Eisens noch unbekannt war.

Groß ist die Anzahl der Sagen, welche sich mit dem Kutab beschäftigt haben. Steht man auf der Höhe und genießt diesen überwältigenden Anblick bei gutem Wetter, so kann man es begreiflich finden, daß die Errichtung des Kutab auf den Lieblingswunsch einer hinduischen Fürstentochter geschah, welche die Sonne von hier aus früher als ihre Untertanen aufgehen sehen wollte. Prächtig ist auch eine Säulenhalle, welche sich am Fuß des Kutab befindet und den Ala-ud-Din Hof umschließt.

In der Umgebung von Delhi hat man gute Gelegenheit, den durch

ſein geradeaus laufendes, gedrehtes Gehörn ausgezeichneten Blackbock zu erlegen. Die Abende vertreibt man ſich im türkiſchen Bad, wo man ſich von indiſchen Muſikkapellen und Tänzerinnen die Zeit vertreiben läßt.

An Glück und Leid, an Ruhm und Unheil
empfängt ſtets eine jede Nation, was ſie verdient.

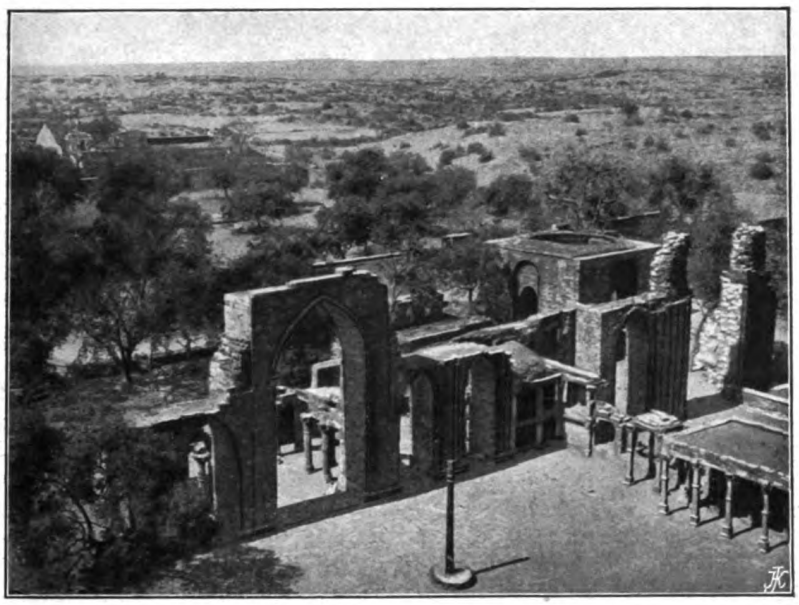


Abb. 71. Alt-Delhi vom Kutab Minar.

Abb. 72. Tänzerin und Musikkapelle auf einem Hausboot in Srinagar.
(Blitzlichtaufnahme.)

V. Kapitel.

Kaschmir und das östliche Indien.

Von Delhi nach Amritsar. — Rawal Pindi. — Der Khaiberpaß und die indischen Grenzen. — Am Teich der Unsterblichkeit. — Die Sekte der Sikhs. — In einer Teppichfabrik. — Mit der Tonga über den Baramulapaß nach Srinagar. — Die heilige Stadt. — Eine Fahrt auf dem Jhelumfluß. — Die Cedernmoschee. — Unser Freund Samad Schah. — In den Shops des indischen Venedig. — Ein Nachtfest auf einem Hausboot. — Ein Kaschmirfrühstück. — Auf der Rückfahrt. — Beinahe verschüttet. — Agra. — Der Taj-Mahal. — Bei Otto Weyland. — Am heiligen Ganges. — Benares und seine Tempel. — Hie Buddha-Hie Brahma. — Kalkutta, das indische London. — Eine Fahrt auf dem Hooghly. — Nachtleben in Kalkutta. — Auf zum Himalaja. — Die Patronenfabrik in Dum-Dum. — Die Gebirgsbahn nach Darjeeling. — Ein tibetanischer Markt. — Im Museum von Paul Möwis. — Tibetanische Frauen. — Der Blick vom Tiger Hill auf die Himalajakette. — Warum für den deutschen Arzt in Indien wenig Aussicht ist. — Ein Opfer des Krematoriums. — Die hervorragenden Leistungen der Engländer in Indien. — Mein Boy hat mir meine Strümpfe gestohlen.

Motto: Wer sich besinnt, dem's verrinnt.
Schlag drein, und es ist Dein.

In Delhi war ich am Scheidewege angelangt. Hier galt es zu überlegen, ob wir noch weiter nach Norden reisen oder gleich über Agra, Benares nach Kalkutta uns begeben sollten. Khaiberpaß oder Kaschmir war die Losung. Beide gleich interessant. Der Khaiberpaß dehnt sich von der Nordwestgrenze Indiens bis nach Afghanistan aus und ist der wichtigste Zugang von Indien nach Kabul. Über 50 km lang, zieht er in Windungen über das Gebirge und ist nur zweimal wöchentlich für die Karawanen geöffnet. Er wird von dem

sehr kriegerischen Völkerstamm der Afridis bewacht, doch sind trotzdem Überfälle recht häufig. Eine Passage dieses Passes und ein Vordringen in das noch wenig bereiste Afghanistan wäre also sicher höchst interessant gewesen. Nach den bei den Behörden eingezogenen Erkundigungen erfuhr ich jedoch, daß der Khaiberpaß voraussichtlich ganz gesperrt sei, denn wie so oft waren die Völkerstämme im Norden Indiens wieder einmal im Aufruhr, und auch die Afridis zeigten sich unzuverlässig. Wer hier gereist ist und in Lahore und Rawal-Pindi die vorzüglich organisierten zahlreichen englischen Truppen gesehen hat, der wird nicht mehr behaupten können, daß die Nordgrenzen Indiens unsicher sind, und von hier aus den Engländern einmal eine Gefahr drohen könnte. Ganz im Gegenteil: man kann die Engländer nur bewundern, wie sie mit relativ geringen Mannschaften ein Reich von 300 Millionen Einwohnern von der südlichsten Spitze bis zum nördlichsten Ende mit gleichmäßiger Sicherheit zu beherrschen imstande sind.

So entschieden wir uns für Kaschmir, ein Land, dessen herrliche Lage mir aus der Geographie und aus zahlreichen Büchern bekannt war. Von Delhi führte uns der Expreß nach Amritsar, eine für den Handel von Kaschmir und Afghanistan wichtige Stadt. Durch enge, schmutzige Straßen kommt man zum Teich der Unsterblichkeit, in dessen Mitte der goldene Tempel Darbasahib gebaut ist. Man gelangt durch eine mit Kandelabern verzierte Marmorbrücke in den Tempel, der mit goldenen Kuppeln versehen ist und dessen regelmäßige Linien sich in dem hellen Wasser des Teiches wiederspiegeln, während sich die Sonnenstrahlen im Glanze der Goldkuppeln brechen. Hier ist die Hauptstätte der reformierten Brahmanen oder der Sikhs. Ihr Gründer ist der 1469 in Lahore geborene Nanak Shak, der eine vom Hinduismus abzweigende, neue Sekte bildete. Die Kasteneinteilung wurde abgeschafft und die Verehrung des Granth-Sahit, d. h. des heiligen Buches eingeführt. Durch vier silberne Türen gelangt man in das Innere des Tempels, in dem den Gläubigen ununterbrochen Stellen aus dem heiligen Buche vorgelesen werden. Nicht weniger als 500 Priester sind zum Dienste am Tempel angestellt; sie schenken dem Eintretenden Blumen, Pfauenfedern, Süßigkeiten, wofür man seinen Obulus in eine, an den Eingängen des Tempels aufgestellte hohe Holzkiste legt.

Das Innere des Tempels ist mit buntem Mosaikwerk reich dekoriert. Die Gläubigen, darunter viele Frauen, verrichten ihre Gebete teils knieend, teils hockend, während sie am Altar Blumen und Kerzen opfern. Auch

in dem ersten Stocke des Tempels findet dauernd Gottesdienst statt. Vom Dach hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt, die sich an den Seiten des Teiches terrassenförmig, ähnlich einer italienischen Stadt, aufbaut.

Am frühen Morgen kann man die Anhänger der Sikhsreligion, Männer und Frauen, in dem Teiche baden und sein Wasser trinken sehen, wodurch sie der Unsterblichkeit näher kommen.

Amritsar, d. h. Teich der Unsterblichkeit, ist eine der verseuchtesten und ungesundesten Städte Nordindiens, weshalb die Einwohner häufig den viel besuchten Ausflugsort Simla vorziehen. Unter der Bevölkerung sieht man schon zahlreiche Kaschmiri, Afghanen, Kabülen, welche durch ihre hohen, schlanken Gestalten und ihre arischen Gesichtszüge auffallen. Daher werden auch die Erzeugnisse von Kaschmir, Afghanistan, Buchara, Belutschistan und Hassara, nämlich Teppiche, Decken und Schals, bereits hier ausgeboten.

In der Teppichfabrik von Devi Sarei sieht man, wie jugendliche Arbeiter handgeknüpfte Teppiche herstellen. Die Kettfäden sind auf Holzrahmen aufgespannt und um sie herum wird die Wolle geknotet, während ein Junge den Arbeitenden nach einer Zeichnung, der sogenannten Patrone des Teppichs die Reihenfolge der zu knüpfenden bunten Fäden zuruft. Je schneller, regelmäßiger und fester ein Arbeiter knüpft, desto besser wird er bezahlt. Wir sahen ungefähr 100 Teppiche in dieser Fabrik in Arbeit. Je nach der Zahl der Knoten pro Quadratzoll schwankt die Güte dieser Teppiche. Der schlechte hat nur 7×7 Knoten, der beste dagegen 20×20. Daß letztere viel dauerhafter und die Muster viel hübscher werden, ist einleuchtend. Bei einem Teppich mittlerer Qualität mit 9×9 Knoten pro Quadratzoll kostet ein Quadratyard 25 Rupien.

Die größte Breite eines Teppichs kann 33 Fuß betragen, während er beliebig lang geknüpft sein kann. Je breiter natürlich ein Teppich ist, desto mehr Arbeiter sitzen am Knüpfrahmen. Der Preis der Teppiche schwankt nicht nur nach der Knotenzahl, sondern auch nach der Qualität der Wolle und dem Muster. Teppiche, welche in der Mitte große, einfarbige Felder haben, sind bedeutend billiger und lange nicht so wertvoll wie solche, bei denen ein sehr enges, vielseitiges Muster über die ganze Fläche ausgebreitet ist.

Für einen Teppich von 9×9 Fuß Länge ist eine Arbeitszeit von zirka vier Monaten erforderlich. Bei 12×12 Knoten pro Quadratzoll kostet

Abb. 73. Der goldene Tempel in Amritsar.

das englische Ellenmaß, das Yard (3 englische Fuß oder 0,914 m) bereits 35 Rupien, während bei 20×20 Knoten der Preis auf 75 und mehr Rupien steigt.

Am 26. Februar kamen wir über Lahore um 8 Uhr früh in Rawal Pindi an. Hier verließen wir die Bahnstrecke, welche noch weiter bis Peshawar, der Grenzstation, führt. Von Peshawar aus gelangt man dann in kurzer Zeit nach dem Khaiberpaß. Lahore, Rawal Pindi und Peshawar sind die Hauptstützpunkte der Engländer im Norden Indiens, speziell gegen Afghanistan.

In Rawal Pindi fanden wir wegen der schon erwähnten Unruhen eine große Zahl englischer Truppen untergebracht.

Am Bahnhof mieteten wir eine zweiräderige, festgebaute Tonga, auf deren vorderen Sitzen Kutscher und Pferdeknecht untergebracht sind, während ihnen dos à dos zwei Reisende hinten Platz haben. Kleineres Gepäck wird teils im Innern des Wagen, teils auf dem Schutzdach desselben verstaut, während man größeres Gepäck mit einer besonderen Tonga oder auch mit einer Eselskarawane nach Kaschmir befördern läßt. Schon in Delhi hatte unser Diener über die hier recht deutlich bemerkbare Abkühlung geklagt. Hier in Rawal Pindi zitterte er direkt vor Kälte, während wir noch nichts davon verspürten. Die Reise nach Kaschmir war ihm außerordentlich peinlich, zumal ihm von anderer Seite erzählt worden war, daß man daselbst erfrieren könne. Wir hatten daher Mitleid mit ihm und ließen ihn mit dem größten Teil unseres Gepäcks in Rawal Pindi zurück.

Unsre Tonga ist mit zwei bis vier kleinen, kräftigen Pferden bespannt, welche nur durch Anlockung des sie führenden Pferdeknechtes in Bewegung zu setzen sind. Dann aber rast man mit einer Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde dahin, und erhält auf der ganzen zirka drei Tage dauernden Fahrt nach Kaschmir, je nachdem die Straße beschwerlicher ist und Steigungen aufweist, durchschnittlich nach fünf Meilen neue Pferde.

Bald ist man am Fuß des Gebirges angelangt, aber auch jetzt geht es in Karriere die mit dichten, herrlichen Wäldern bedeckten Höhen hinauf. Nach sechsstündiger Fahrt langten wir in Murree, 2300 m hoch, einem von Engländern viel besuchten Villenluftkurort, an. Da wir uns aber zur Winterszeit hier befanden, so konnten wir mit vieler Mühe nur trockenes Brot und einige Eier auftreiben. Die herrlichen Tannenwälder in der Umgebung von Murree waren mit dichtem Schnee bedeckt. In sechs Wochen

waren wir von Deutschlands Schneefeldern durch die Tropen wieder in die Eisregion versetzt. In Murree findet sich auch eine Brauerei, da in Kaschmir Hopfen und Gerste gebaut wird.

Nach einem stärkeren Anstieg kamen wir über eine Paßhöhe und fuhren nun hinab in das Tal des Jhelamflusses, in den sich ringsherum zahlreiche Sturzbäche ergossen.

Talabwärts war der Schnee bereits geschmolzen, und so konnten wir die herrliche Baumvegetation beobachten, welche sich auf der ganzen Fahrt bis Srinagar findet und dem Landschaftsbild einen so überaus großen Reiz gibt; Weimutskiefer, wilde Oleanderbäume, Eschen, Ahorn und Kiefern wechseln hier in bunter Reihe ab. Gegen abend kamen wir in Cohalla an, wo wir in einem der Rasthäuser, die auf der ganzen Route nach Kaschmir von den Engländern erbaut sind, eine ausgezeichnete Unterkunft fanden. Nach kurzer Zeit brannte im Kamin ein Holzfeuer, an dem wir uns wärmten, während bald darauf ein ausgezeichnetes Diner unseren vollen Beifall fand. Unterdessen hatte sich die männliche Bevölkerung vor der Terrasse unseres Rasthauses eingefunden. Viele von ihnen hatten helle Augen, eine frische, braunrote Gesichtsfarbe und germanische Züge. Zum Staunen der Zuschauer ließ ich auf dem Phonographen einige Stücke vorspielen.

Am andern Tag hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet und wir lernten jetzt die vorher so bequeme Straße nach Kaschmir von einer andern Seite kennen. Der Jhelam wurde auf einer großen Hängebrücke überschritten. Über Dulai, Domel, dem Hauptsitz des Straßeningenieurs, gelangten wir nach Garhi. Auf dieser Route passierten wir zahlreiche Tunnels. Die Straße erinnert an die des Stilfser Jochs, nur daß die Wälder Tannen, Zypressen und die im ganzen Himalajagebiet vorkommende Zeder aufzuweisen haben.

An den Gebirgswänden sieht man die fetten Kaschmirschafe mit ihrer dichten, schneeweißen, so sehr geschätzten Wolle.

Von Garhi aus, wo ein Gewitter niedergegangen war, setzten wir am Nachmittag trotz strömenden Regens unsere Fahrt fort. Die Gebirgsformation erinnert vielfach an die des Kaukasus, namentlich an Partien der Grusinischen Heerstraße, da sich hier wie da sogenannte Tafelberge finden. Die Straße war jetzt durch den dauernden Regen in eine gelbe Schlammasse umgewandelt, während von den Abhängen zahlreiche Sturzbäche die Wege überschwemmten und Steingeröll, wie auch größere Felsblöcke, mit sich fort-

rissen. Trotz dieser Schwierigkeit wußte unser Kutscher alle Gefahren zu umgehen und die Fahrt ging in rasendem Tempo weiter. Nur gegen Abend, als es bereits schon ganz dunkel war, hatten wir ein Gefühl der Unsicherheit, denn vor und hinter uns stürzten krachend Felsblöcke auf die Straße. Diesmal mußten wir schon innerlich mit Grog einheizen, um unsere kalten Glieder wieder zu erwärmen. Am nächsten Morgen setzten wir noch in der Dunkelheit unseren Weg fort. Da wir uns auf die Geschicklichkeit unseres Kutschers verlassen konnten, nickten wir trotz dieser recht unbequemen Fahrt noch etwas ein und obwohl der Wagen manchmal meterhohe Sprünge machte, war mein Reisebegleiter bald in einen tiefen Schlaf versunken.

Plötzlich wachte ich durch einen lauten Knall auf: mein Reisebegleiter war von meiner Seite verschwunden und wälzte sich, alle Viere gen Himmel streckend, auf der Landstraße. Ich ließ sofort den Kutscher anhalten und konnte mich Gott sei Dank überzeugen, daß er sich keinerlei Verletzungen zugezogen hatte. Wir haben später noch häufig über dieses kleine Abenteuer gelacht.

Auf der Weiterfahrt bemerkten wir, daß hier eine Hochstromanlage, zu der wohl die Kraft des Jhelamflusses verwendet werden soll, gebaut wird. Außerdem fanden wir Streckenarbeiter mit der Errichtung eines Elektrizitätswerkes und einer für Srinagar bestimmten Wasserleitung beschäftigt. Die dazu erforderlichen Holzschneidereien und Werkstätten wurden mit Dampf betrieben.

Die Straße war an einzelnen Stellen so schlecht und vielfach derartig mit Steinen überschüttet, daß wir wiederholt aussteigen mußten und unser Wagen nur mit Mühe über diese Stellen hinweggeschoben werden konnte. Bereits in Rawal Pindi waren wir darauf aufmerksam gemacht worden, daß eine Fahrt um diese Zeit nach Kaschmir sehr gefährlich sei und daß wiederholt Tongas von herabstürzenden Felsblöcken oder Sturzbächen in den Abgrund geschleudert worden seien. Häufig sahen wir denn auch Tongas mit gebrochenen Wagenrädern und Achsen auf der Strecke liegen. Da ich aber dafür sorgte, daß bei jedem vierten Umspannen die Räder herausgenommen und gut geschmiert wurden, kamen wir glücklich über den Baramulapaß nach der gleichnamigen, am Jhelam gelegenen Stadt.

Im Frühling und Sommer mietet man sich von hier aus die in Kaschmir so vielfach verwendeten Hausboote, welche mehrere geräumige, gut eingerichtete Zimmer enthalten und von einer Fischerfamilie die vielfachen

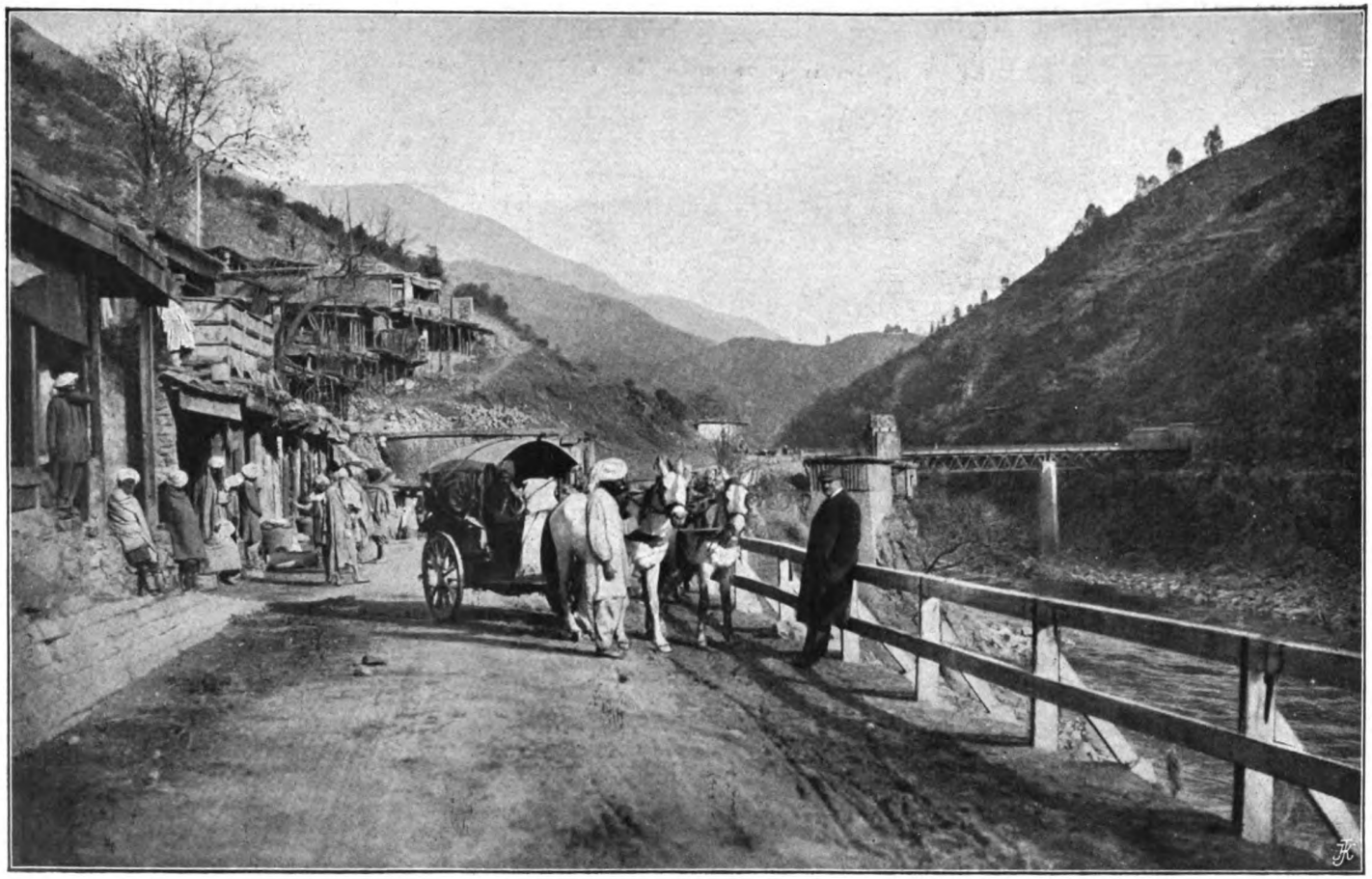


Abb. 74. Auf der Fahrt nach Kaſchmir.

Windungen des Jhelams hinunter nach Srinagar geführt werden. Diese Boote dienen auch als Wohnung und zu Ausflügen. Je nach der Geräumigkeit und der Einrichtung derselben hat man 150—300 Rupien monatlich Miete zu zahlen. Bei der Kälte, die hier im Tal herrschte, wäre es keine Freude gewesen, sich zu Schiff nach Srinagar zu begeben.

Auf der ganzen Strecke von Rawal Pindi bis Srinagar begegneten wir wiederholt Eingeborenen, welche in ihrer hohen zweiräderigen kleinen Ekka saßen oder Lebensmittel transportierten, ferner aber auch größeren Eselskarawanen, die Wolle, Teppiche usw. von Kaschmir aus nach der Bahnstation brachten. Die Bevölkerung, welche man auf der Fahrt nach Kaschmir zu sehen bekommt, zeichnet sich nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch eine außerordentliche Liebenswürdigkeit aus. Wird man doch überall von den Bewohnern gegrüßt, welche beim Vorbeifahren des Europäers stehen bleiben, teilweise auch noch die Hand vor die Augen halten und eine tiefe Verbeugung machen.

Man sieht fast ausschließlich Männer, die reckenhafte Gestalten haben und als Bekleidung außer ihren kurzen Hosen die in Kaschmir aus der Wolle der Fettsteißschafe gewebten Tücher togaartig um ihre Schultern gelegt haben. Auf ebener Straße gelangten wir von Baramula in vier Stunden nach Srinagar, vorbei an größeren Kasernen, kleineren Dörfern und Gehöften. Auf einer breiten, mit hohen Weiden und Pappeln bepflanzten Chaussee fährt man in die von großen Gärten umgebene Stadt ein und genießt im Hintergrund eine schöne Aussicht auf die Ausläufer der Himalajagruppe.

Bald hören die Gärten mit den Landhäusern auf und man befindet sich nun in der Stadt, welche kleine, bizarr gebaute Holzhäuser und enge, sehr schmutzige, schlecht gepflegte Straßen aufweist. Gleich am Anfang passierten wir eine aus Zedernholz gebaute Brücke und konnten von hier aus den sehr regen Verkehr auf dem Flusse beobachten. Jenseits der Brücke kamen wir wieder in breit angelegte, mit Steinhäusern versehene Stadtbezirke und bemerkten nun das dicht an der Stadt auf einem Felsen gebaute Fort von Srinagar, Hariparpad. Dieser Bezirk wies auch die großen Spielplätze für Fußball-, Tennis-, Golf- und Polospiel auf. Soll doch letzteres Spiel auf den großen Rasenflächen Kaschmirs bereits mehrere Jahrhunderte vor Christi von den Beherrschern des Landes gespielt worden sein und sich von dort dann allmählich über ganz Indien und neuerdings über die zivilisierte Welt ausgedehnt haben.

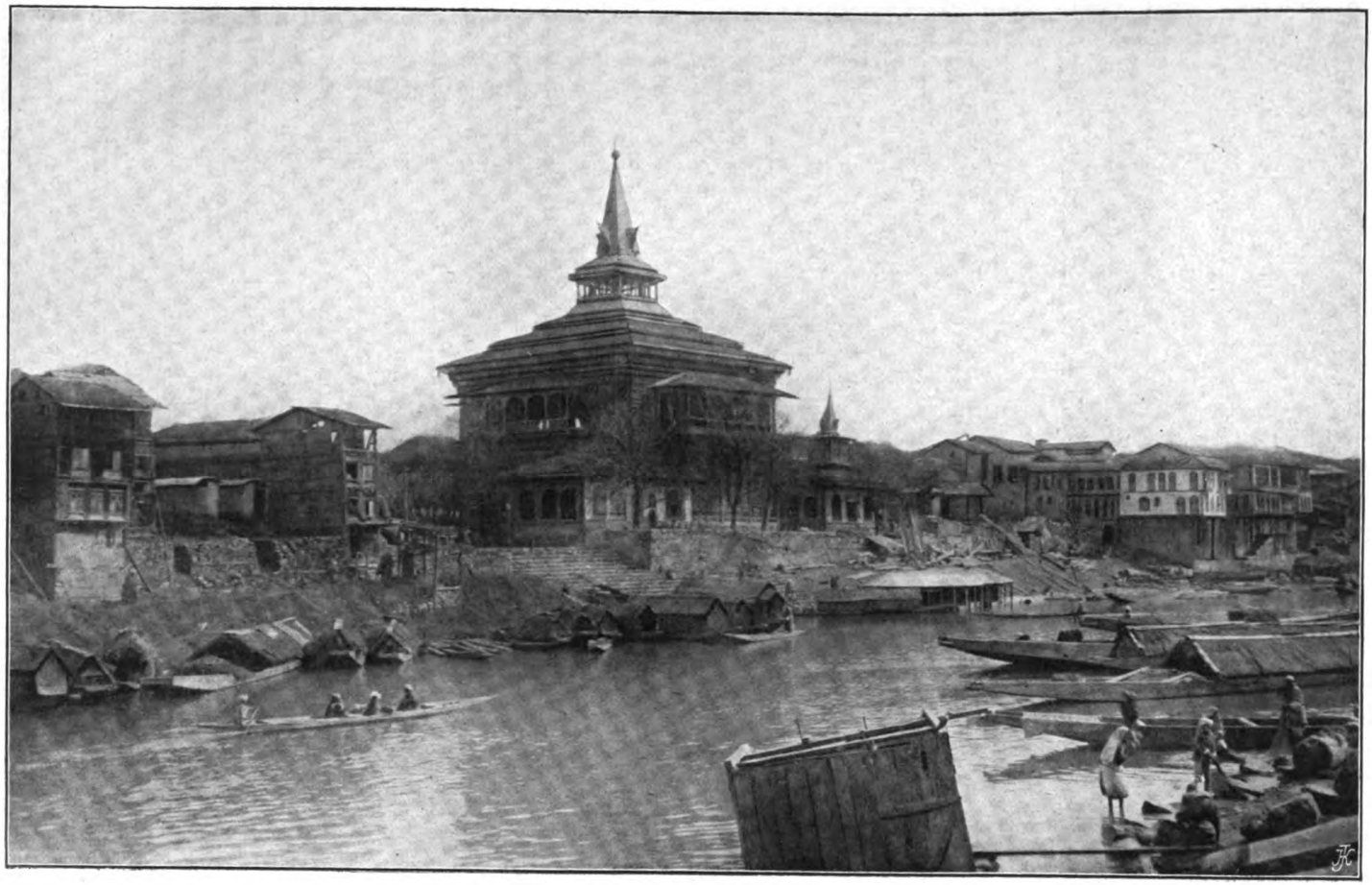


Abb. 75. Die Zedernmoschee in Srinagar.

Unser erster Eindruck von Srinagar, der heiligen Stadt im Tal der Glücklichen, 1600 m hoch gelegen, war ein überaus günstiger. Wir hatten noch nicht unsere Toilette in Nedous Hotel beendet, als ein Mohammedaner, welche ja 80 Prozent der Einwohner von Kaschmir ausmachen, während nur 20 Prozent Hindus sind, uns seine Aufwartung machte.

Samadshah, der Besitzer eines der besten und größten Shops in der Stadt begrüßte uns in fließendem Englisch als Freunde und versicherte uns, daß er alles aufbieten werde, um unseren Aufenthalt in Kaschmir möglichst angenehm zu gestalten.

Dadurch, daß der Jhelam die Stadt in zwei gleiche Hälften teilt und sie in Schlangenwindungen durchzieht, ist man überall in kurzer Zeit am Fluß. Samadshah führte uns zu seinem Privatboot, einem flachen, vorn und hinten spitz auslaufenden Fahrzeug, welches von acht und mehr Ruderern, die sich an der Spitze und am Hinterteil des Schiffes plazieren, geräuschlos und pfeilschnell mit kleinen schaufelförmigen Rudern fortbewegt wird.

Rasch lernten wir auf diese Weise das indische Venedig kennen, denn hier spielt sich das ganze Volksleben und der ganze Verkehr auf dem Wasser ab. Zahllos sind die Hausboote, welche man am oberen Flußlaufe zu sehen bekommt, teils einstöckige, teils zweistöckige mit einer Veranda versehene Holzkasten, je nach dem Reichtum des Besitzers einfach oder fürstlich ausgestattet. Im Sommer werden diese Veranden reich mit Blumen verziert, weshalb man die Boote als schwimmende Gärten bezeichnet hat. Je mehr man sich dem Mittelpunkt der Stadt und der aus Zedernholz gebauten Brücke nähert, desto reger ist der Verkehr von jenen schmalen, oben beschriebenen Holzbooten, in denen die Bevölkerung ihre Lebensmittel befördert, während die Reichen diese gondelartigen Fahrzeuge zum Spazierenfahren auf dem Fluß und dem dicht dabei gelegenen malerischen, von schroffen Bergklippen umgebenen Dal-See benutzen. Hier schlagen auch die zahlreichen Besucher von Kaschmir ihre Zelte am Ufer auf, in denen sie mit ihren Familien wohnen, während für Junggesellen etwas weiter abseits ein besonderes Gebiet für Zeltwohnungen offen gelassen ist. Zur Saison strömen nach Srinagar nicht nur von ganz Indien, sondern von der ganzen Welt Vergnügungsreisende, um teils im Tal der Glücklichen sich auszuruhen, teils Bergbesteigungen zu unternehmen, teils der sehr ausgiebigen Jagd auf den hier vorkommenden Kragenbär, auf Wölfe, Steinböcke, Tiger, Schneeleoparden, Irbis u. a. Wild zu unternehmen.

In der Mitte der Stadt fällt ein quadratisch gebauter, mächtiger Palast, der des Maharadja von Kaschmir auf, während auf der anderen Seite die viereckige, oben in eine Spitze auslaufende, aus Zedernholz gebaute und im Innern mit sehr hübschen Holzschnitzereien geschmückte Moschee weithin sichtbar ist. Hier kann man auch beobachten, daß ein großer Teil der Einwohner ihren Wohnsitz dauernd auf geräumigen breiten Holzkähnen genommen hat. An beiden Ufern des Flusses arbeiten die Eingeborenen, Männer und Frauen, letztere mit ihren schönen blauen Augen den Fremdling neugierig, wenn auch etwas schüchtern ansehend. Die Kleidung der Frauen, die sich durch ihren schönen, ebenmäßigen Wuchs, durch ihre rötlichgelbe frische Gesichtsfarbe und ihr langes, in Zöpfen zusammengelegtes dunkles Haar auszeichnen, besteht in weiten, bunten Hemden und einem ähnlichen Rock. Vielfach haben auch die Frauen in Vorderindien und namentlich in Kaschmir an Stelle des Rockes Hosen, oft aus Leder. Teilweise benutzen sie als Kopfbedeckung ein rotes Käppchen. Auch hier huldigt man dem Prinzip „Wasche auf Stein", denn überall sieht man Frauen Wäschestücke unbarmherzig auf Steinen klopfen.

Das Bild, welches man bei einer Flußfahrt gewinnt, ist ein sehr wechselreiches, denn die meisten der aus Holz gebauten, mit Schnitzwerken und Erkerchen versehenen Häuser, sind mit bunten, grellen Farben angestrichen. Sie sind nicht in regelmäßiger Reihe aufgebaut, sondern stehen bald dicht am Fluß, bald von den Ufern entfernt. Zahlreiche breite, große Treppen führen von den Straßen an den Rand des Flusses. Wiederholt haben wir Spazierfahrten auf dem Flusse gemacht, zumal man sich in den Straßen nur zu Pferd oder im Wagen fortbewegen kann.

Als wir am nächsten Morgen uns erhoben, empfingen uns im Frühstücksraum zirka 50 Kaufleute von Kaschmir, meist Mohammedaner. Sie umringten uns und forderten uns in freundlicher Weise mit dem bekannten „Come and see my shop" auf, bei ihnen Einkäufe zu machen.

Wir verließen uns aber durchaus auf unseren Freund Samadshah, der uns nun in seinen ausgedehnten Shop führte. Ein Hauptindustriezweig von Kaschmir ist die Herstellung handgewebter, in der Hausindustrie gefertigter Teppiche, zu deren Herstellung man die überaus feine Wolle des Kaschmirschafes verwendet. Berühmt sind ferner die aus derselben Wolle gearbeiteten überaus feinen Kaschmirschals, an deren Herstellung eine ganze Familie durchschnittlich ein Jahr zu arbeiten hat, und die dann gewöhnlich noch mit

schönen Handstickereien verziert sind. Letztere fassen die Ränder der Schals in schlangenartigen Windungen ein, wodurch der Kaschmiri den gewundenen Lauf des Jhelams nachahmen will. Hervorragend gute Stücke sind außerordentlich teuer, dafür aber auch ein herrliches Produkt der Handarbeit, so leicht und so fein, daß man selbst den größten Schal durch einen Fingerring hindurchziehen kann. Die herrlichen, handgeknüpften Teppiche mit altpersischen Mustern, die seidenen, handgestickten Decken aus Tibet, welche uns Samadshah vorlegte, erregten unsere Bewunderung durch die Feinheit ihrer Ausführung. Wir konnten daher nicht widerstehen, uns am nächsten Tage — denn ich machte prinzipiell größere Einkäufe nie sofort — einige dieser herrlichen Schöpfungen Kaschmirs für unser Heim als Erinnerungen mitzunehmen.

Unter der Führung von Samadshah besichtigten wir nun eine Reihe von Shops, in denen wir auch andere Industriezweige Kaschmirs kennen lernten. Da wird zunächst Leder, sehr kunstreich und elegant zu Sätteln, Gebrauchs- und Schmuckgegenständen verarbeitet. Berühmt sind ferner die aus Papiermaché hergestellten Schachteln, Tischchen, Schalen usw., wie auch das hier fabrizierte Büttenpapier. Hatten wir schon in Indien herrlich gearbeitete Silbergegenstände gesehen, so mußten wir dem in Kaschmir verarbeiteten, etwas vollwertigerem Silber unstreitig den Preis zuerteilen. Denn in außerordentlich feiner Arbeit werden hier alle möglichen Silbergeräte mit den feinsten Ziselierungen versehen und mit Ornamenten ausgeschmückt. Bei Habib Joo bestellten wir uns daher eine größere Anzahl derartiger silbernen Gegenstände, unter anderem eine Kanne mit einem silbernen Waschbecken. Aus der Kanne gießt man nach dem Essen mit Rosenöl parfümiertes Wasser über die Hände. Unser besonderes Gefallen erregte eine aus Silber gearbeitete Wasserpfeife, wie sie aus gewöhnlichem Holz, aus Messing, Bronze oder Silber in ganz Indien und Kaschmir von den Eingeborenen benutzt wird. Auch eine solche, hier „Hoppelpoppel" genannte Pfeife bestellten wir uns, und ebenso eine Nachbildung von den kleinen, aus Ton bestehenden und mit glühenden Holzkohlen gefüllten Körbchen, den „Kugaris", welche der Kaschmiri unter seinem Schal zum Schutz gegen die Kälte trägt. Habib Joo zeigte uns noch herrliche Teeservice, silberne Teller und außerordentlich fein geschnitzte Möbel, Wandschirme usw. Trotzdem er sich sofort bei uns dadurch eingeschmeichelt hatte, daß er uns ohne irgendwelche Anzahlung den weitgehendsten Kredit eröffnete, widerstanden wir doch der Versuchung, denn in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Hatten wir so Srinagar bei Tag kennen gelernt, so versäumte es unser Freund auch nicht, uns mit dem Nachtleben von Kaschmir vertraut zu machen. Nach dem Abendessen holte er uns mit seinem Boot ab und wir gelangten nach einer herrlichen Mondscheinfahrt, wobei wir wieder die selten schöne Lage der Stadt bewundern konnten, zu einem der Hausboote, auf denen sich in der Nacht die Vergnügungen in Kaschmir abspielen.

Der Bau eines derartigen Vergnügungsbootes ist recht interessant. An der Spitze des Bootes befindet sich ein flaches Deck, auf dem bequeme Sessel und Stühle stehen. Das promenadenartige Dach wird im Sommer in einen hübschen, mit den berühmten Kaschmir-Rosen ausgeschmückten Blumengarten verwandelt. Vom Deck aus kommt man in ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mit Goldpapier verziert sind. Den Fußboden bedecken Teppiche und Felle, während man als Sitzgelegenheit weiche Kissen benutzt. Jetzt um diese Zeit brannte im Kamin, über dem ein großer Spiegel aufgestellt war, ein Holzfeuer.

Eine Krone aus Kristall mit mehreren Wachskerzen versehen, dient zur Beleuchtung. Zu beiden Seiten des Raumes befinden sich kleine, mit sauberen Handstickereien verzierte Vorhänge, um die nach außen gehenden Fenster zu decken. Von diesem großen Salon aus kommt man in eine Reihe von kleineren Zimmern, welche je nach dem Preis des Bootes mit weniger oder mehr Luxus ausgestattet sind. Am Ende des Schiffes finden sich endlich die Wohnräume für den Eigentümer, die Küche und Waschräume. Samadshah hatte eine Kapelle engagiert, aus sechs Mann bestehend, welche auf drei Geigen, einer Flöte und zwei indischen Trommeln spielten und von denen jeder seine Wasserpfeife, die Nargileh, mitgebracht hatte. Ferner zeigte uns eine nach indischer Manier aufgeputzte Tänzerin ihre Kunst. Weniger die Reize ihres schon etwas ältlichen Körpers, wie die wundervollen, rhythmischen Drehungen beim Tanz und die ja neuerdings auch von unseren europäischen Tänzerinnen vielfach imitierten schlangenartigen Bewegungen der Hände, erregten unsere Bewunderung. Auch hier wurde wieder der Schleier beim Tanze benutzt. Während der Vorführung klatschten die Zuschauer in die Hände und die Musikkapelle begleitete die Tänze mit großer Geschicklichkeit.

In bequemen, mit Kissen beladenen Lehnstühlen sahen wir dem Schauspiel zu, während zwei ganz allerliebste, aufgeputzte Kaschmirmädchen uns Zigaretten, Kaschmirtee, Gebäck u. a. anboten. Sie waren mit reichen, goldgestickten Kleidern angetan und trugen auf dem Kopf ein Seidentuch.

Hände und Handgelenke, Füße, Ohren und Gesicht waren mit Ringen und Goldplatten aus dem in Asien so beliebten hellgelben, weichen 22karätigen Golde verziert. Im Haar hatten sie Blumen zur Dekoration angebracht. Ein Teil desselben war zu einem Knoten geschürzt, von dem aus je eine Haarsträhne auf die Backe gezogen wurde und hier als Locke festgeklebt war. An den Seiten hingen die Haare in langen Strähnen herunter. Herrlich gewachsen, repräsentierten sie den Frauentypus, den der Franzose als „La fausse maigre" so gut gekennzeichnet hat. Ihre Hautfarbe glich der der Italienerin und gab ihr an Zartheit nichts nach, während die hellblauen oder grüngrauen Augen und die roten, frischen Backen an die Kaukasierin erinnerten, mit denen ja ihre Rasse verwandt ist.

Bis tief in die Nacht hinein verlebten wir hier herrliche Stunden, wobei uns das überaus freundliche Wesen der Kaschmiri auffiel. Sie betrachteten es als eine besondere Ehre, daß wir an ihren Vergnügungen so große Freude hatten. Spät verließen wir das Boot, während die Kapelle selbst nach der Polizeivorschrift bis zum frühen Morgen auf dem Wasser bleiben mußte. Noch weit vom Boot entfernt hörten wir bei der Nachhausefahrt die Gesänge der Mädchen und die Musikklänge.

Am nächsten Tag wollten wir dem Maharadja in seinem Palais unsere Aufwartung machen; er war jedoch nicht anwesend. Die Engländer behandeln ihn sehr zuvorkommend, doch liegt jede wichtigere Entscheidung dem Beschluß des englischen Residenten ob.

Zum Abschied hatte Samadshah für uns ein echtes Kaschmirfrühstück arrangiert. Zunächst kam eine Schüssel mit weißem Reis, wie ihn das Kaschmirvolk als Hauptnahrung, Batha genannt, zu sich nimmt, dann Pulaw, mit reichlicher Kaschmirbutter, „Ghi", vermengt, und das Nationalgericht der Tamulen: Mutjam, eine süße Reisspeise. Nach diesem Entree wurde uns die Kaschmirsuppe serviert: Abgusht, eine Fleischsuppe, welche mit Milch und Butter sowie mit Gewürzen sehr schmackhaft gemacht ist. Es folgte Methai, in Stücke geschnittenes, stark gewürztes Hammelfleisch mit allerhand Gemüse vermischt, Katab, in lange schmale Scheiben geschnittene, gebratene Stücke von Hammelfleisch, Jakan, in Milch und Butter gekochtes Fleisch, Ristha, runde mit Butter gekochte und zuframrot gefärbte Fleischstücke. Zum Färben der Speisen wird auch die in Kaschmir gezogene Safranzwiebel benutzt. Dazu servierte man uns das ziemlich trockene, krustenartige, aber gut schmeckende Kaschmirbrot, und den von Lasa kommenden Tee.

Auch der in Kaſchmir gebaute Wein wurde uns vorgeſetzt und mundete herrlich.

So waren wir von unſerem Aufenthalt in Kaſchmir ſehr befriedigt. Der ſchöne, echt ariſche Menſchenſchlag und die wildromantiſche Lage der Stadt machen Srinagar zu einem der ſehenswerteſten Punkte der Erde. Allerdings konnte ich beobachten, daß zahlreiche Einwohner von Kaſchmir ſehr ausgedehnte Kröpfe mit ſich herumſchleppen, wie dies ja bei Gebirgsbewohnern recht häufig zu finden iſt.

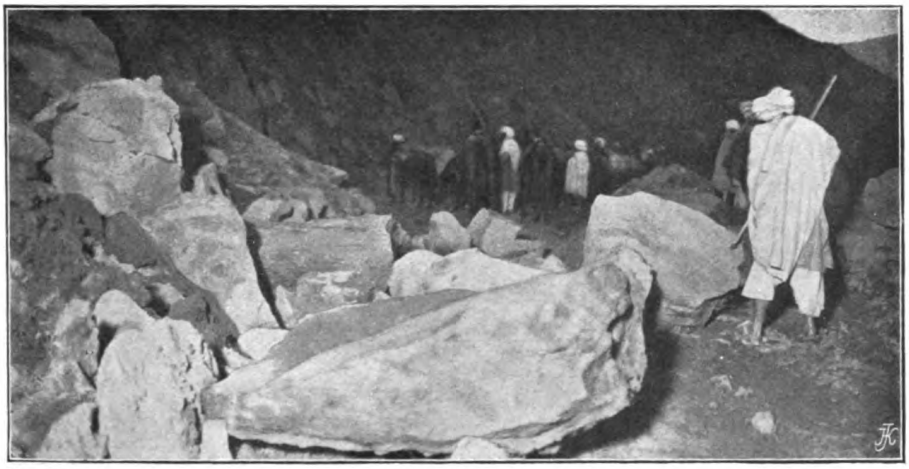


Abb. 76. Auf der Straße von Srinagar. — Beinahe verſchüttet. (Blitzlichtaufnahme.)

Wir hatten es uns vorgenommen, die 314 km von Srinagar bis Rawal Pindi in zwei Tagen zurückzulegen. Um in den Raſthäuſern keinen übermäßig langen Aufenthalt zu haben, verſahen wir uns daher mit einer mächtigen Hammelkeule und einer großen Flaſche Whisky und nun ging es in ſauſendem Galopp die Strecke zurück, wobei wir noch einmal die herrlichen, abwechſlungsreichen Landſchaftsbilder vor unſeren Augen paſſieren ließen. Um unſere Abſicht möglich zu machen, waren wir genötigt, bis in die Nacht hinein zu fahren und früh morgens bereits vor Sonnenaufgang die Weiterfahrt fortzuſetzen. Am zweiten Tage brachen wir daher um 5 Uhr früh mit unſerer Tonga vom Raſthaus auf. Das ganze Gebirge war noch in Nebel, und die Chauſſee in ein für uns undurchſichtiges Dunkel gehüllt. In der Nacht war ein wolkenbruchartiger Regen niedergegangen, aber trotzdem zahlreiche Steine auf dem Weg herumlagen, lenkte

unser Kaschmiri meisterhaft die Tonga über alle Klippen. Noch in der Dämmerung hörten wir ein furchtbares Getöse, wie von rollenden Felsblöcken, und einige Sekunden später riß unser Wagenführer die Pferde zusammen, welche sich hoch aufbäumten. Durch den Ruck waren wir aus unserem Gefährt geschleudert worden und konnten uns bald davon überzeugen, daß wir nur mit knapper Not der Verschüttung entronnen waren. Meterhohe, massive Felsblöcke waren kurz vorher vom Gebirgskamm den Bergabhang heruntergerollt und hatten die Straße verschüttet. Nun schien unser Plan, in zwei Tagen Rawal Pindi zu erreichen, unausführbar, denn wie hätten wir vier Menschen die mächtigen Felsblöcke beseitigen können. Doch kurze Zeit später nahte die Rettung. Eine von 50 Treibern geführte Eselskarawane kam uns von der anderen Seite entgegen und war ebenfalls an ihrem weiteren Vorgehen verhindert. Durch Stemmeisen, welche diese Karawanenführer stets bei sich haben — da solche Verschüttungen in Kaschmir an der Tagesordnung sind — rollten sie nun mit großer Geschwindigkeit die Hindernisse beiseite und machten rasch soviel Platz, daß wir unseren Wagen gerade noch über die Felsblöcke am Rand der Straße heben lassen konnten. Diesen braven, freundlichen Leuten haben wir ihre Mühen mit einem reichlichen Lohn vergolten.

Wir trieben jetzt unseren Wagenführer zu besonderer Eile an. Das scheinbar Unmögliche machten wir möglich, indem wir in wilder Fahrt am zweiten Tag abends gegen 5 Uhr am Bahnhof von Rawal Pindi eintrafen. Kurze Zeit darauf erschien unser Boy und begrüßte uns freudestrahlend. Er erzählte uns, daß der Khaiberpaß immer noch für Fremde geschlossen sei. Alles war in bester Ordnung. Unsere Koffer hatte er, um Lagergelder am Bahnhof zu sparen, bei einem Bekannten gelassen. Er hatte sich unterdessen in Pindi bei Freunden angenehm die Zeit vertrieben. Wir lohnten noch unsern Kutscher ab, welcher für den Wagen von Srinagar nach Rawal Pindi oder umgekehrt 150 Rupien erhält, nahmen das Diner am Hauptbahnhof ein und saßen eine Stunde später im Expreß, um uns über Lahore, Delhi nach Agra zu begeben.

Am übernächsten Tage erreichten wir die südöstlich von Delhi gelegene Stadt, welche mit letzterer in jeder Beziehung große Ähnlichkeit hat. Agra, das Lächeln Allahs genannt, liegt ebenfalls an der Jumna, die an dieser Stelle einen weiten Bogen macht. Man sieht eine Stadt mit einem Fort und zahlreichen Prachtbauten, welche alle aus Himalaja-

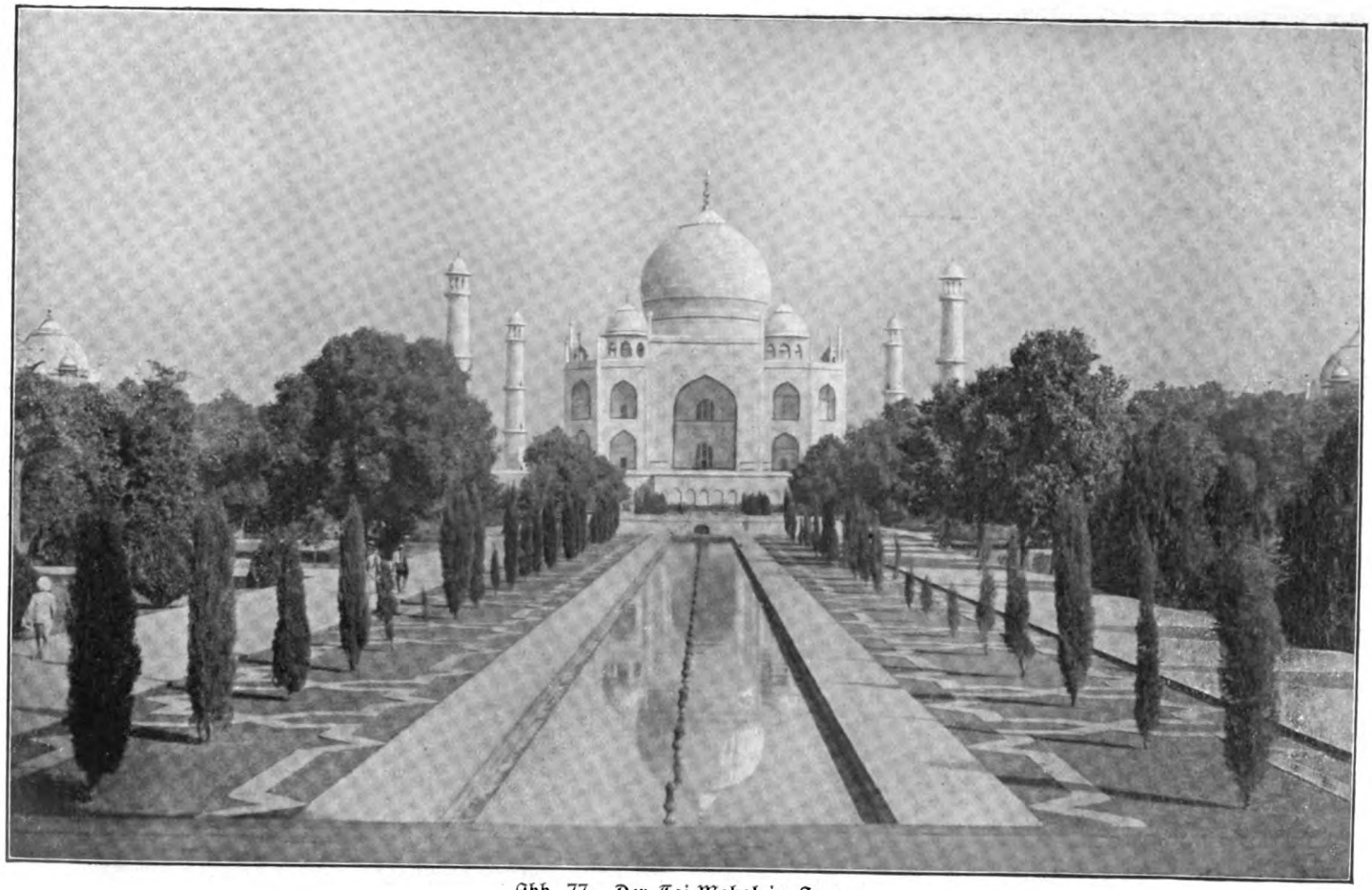


Abb. 77. Der Taj-Mahal in Agra.

Marmor bestehen und teils in maurischem, teils in venetianischem Stile gehalten sind. Agra zeichnet sich aber besonders dadurch vor Delhi aus, daß die Hauptsehenswürdigkeiten von herrlich gepflegten Parkanlagen umgeben sind. Ausgedehnte Rasenflächen, altehrwürdige Baumkronen, blühende Sträucher, wilde Rosen u. a. umsäumen die wohlgepflegten, mit gelbem Sand bestreuten, breiten Straßen, welche zum Parthenon Indiens, dem Taj-Mahal, führen.

Durch einen, aus rotem Sandstein gebauten, mit 26 kleinen Marmorkuppeln versehenen Torbogen tritt man in dieses Wunderwerk Indiens ein und ist von dem Gesamteindruck überwältigt, denn vor den Augen breitet sich ein zu beiden Seiten mit alten hohen Zypressenbäumen eingefaßtes Wasserbassin aus, aus dem zahlreiche Springbrunnen in die Luft steigen. Das Bassin ist mit spiegelklarem Wasser gefüllt, dabei so ausgedehnt und breit, daß sich der Taj in seiner ganzen Größe darin abspiegelt. Vom Eingangstor aus hat man nur in weiter Ferne das Ebenmaß in der Architektonik dieses „Traumes in Marmor" bewundern können, aber je mehr man sich nähert, um so mehr wächst das Staunen über dieses, vom Schah Jahan in der Mitte des 17. Jahrhunderts für seine Lieblingsgattin Mumtaz-I-Mahal erbaute Mausoleum.

Die vier himmelragenden, schlanken Minarets, die oben im Durchmesser 18 m betragende, mit dem Halbmond geschmückte, weithin sichtbare Marmorkuppel und endlich der kolossale, viereckige, in feinster Mosaikarbeit und durchbrochener Marmorarbeit gehaltene Kolossalbau, welcher auf einem zirka 10 m hohen, mit Marmorfliesen ausgelegten Fundament steht, ist meiner Meinung nach das herrlichste Bauwerk der Erde. Nicht weniger als 20 000 Arbeiter sollen über 20 Jahre nach den Plänen des venezianischen Baumeisters Austin von Bordeaux daran gearbeitet und die Baukosten sollen ungezählte Millionen verschlungen haben. Zum Dank dafür aber ließ der Schah, wie dies allerdings bei so vielen Kunstwerken der Architektur berichtet wird, dem Baumeister die Augen ausstechen, damit er nie mehr imstande sei, ein ähnliches Bauwerk zu vollbringen. Tritt man in das Innere dieses schloßartigen Mausoleums, so erblickt man die Kenotaphe des Schahs und seiner Lieblingsgemahlin, umgeben von einem Gitterwerk aus feinstem Marmor. Kostbar sind auch die Innenwände mit in Marmor eingelegten bunten Ornamenten, Tierfiguren und Blumen nach venezianischer Art ausgeschmückt.

Im Innern wird jeder Laut längere Zeit unter herrlichem Klang

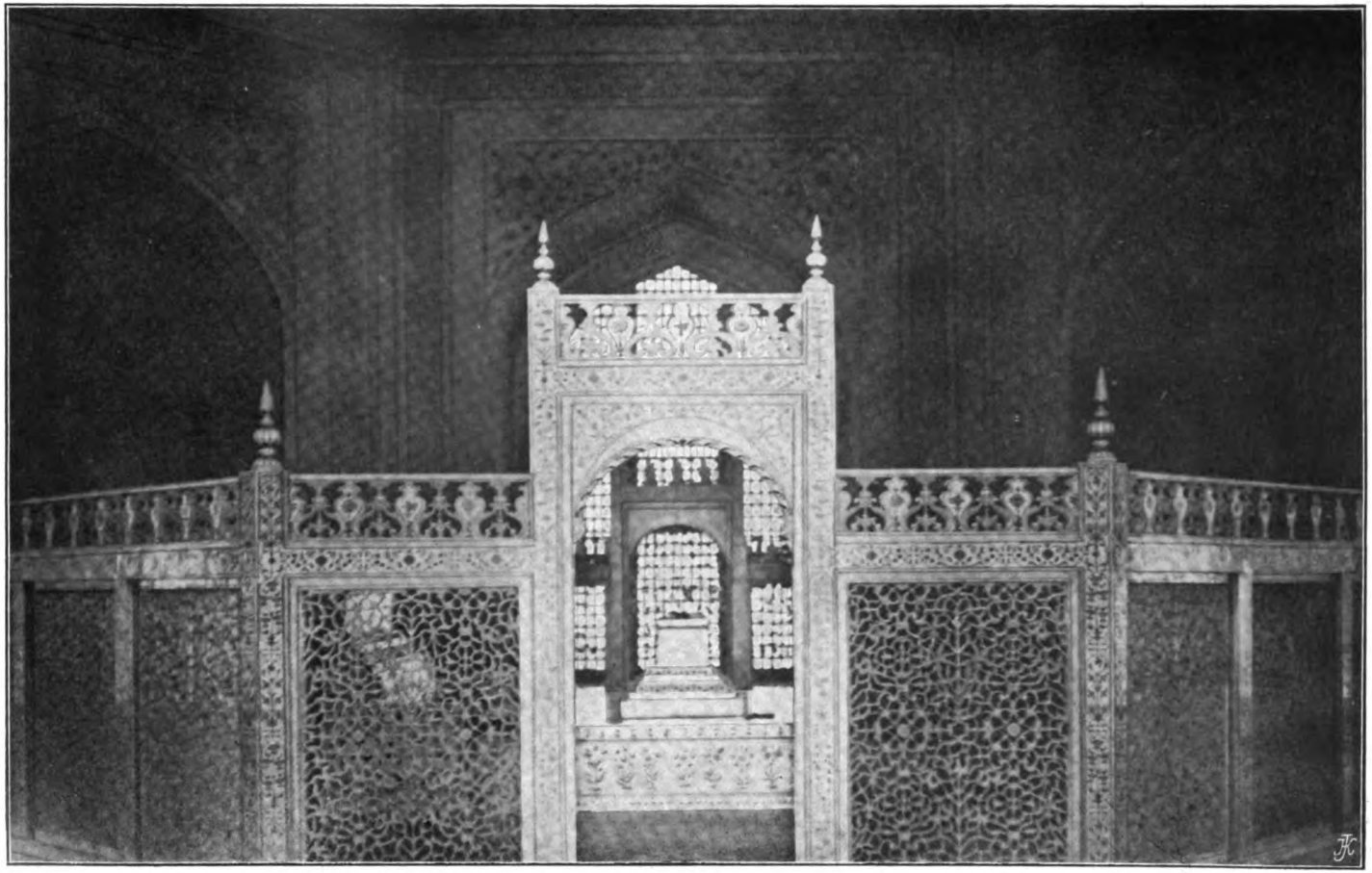


Abb. 78. Die Kenotaphe im Innern des Taj-Mahal.

im Echo der Kuppel wiedergegeben. An der hinteren Seite, gegenüber dem Eingang, rauscht die breite Jumna vorbei, während rechts und links zwei kleinere Tempel aus rotem Sandstein der ganzen Anlage einen überaus wirkungsvollen Abschluß geben. Der Anblick ist in der Tat so herrlich, daß man sich plötzlich in eine andere Welt versetzt glaubt. Kein Wunder, daß daher nicht nur aus ganz Indien, sondern aus der ganzen Welt Besucher hierherziehen und oft tagelang an diese Stätte wie gebannt sind. Besonders wirkungsvoll ist der Besuch des Prachtbaus bei Vollmond.

Nachdem wir uns stundenlang in den Gärten des Taj aufgehalten hatten, verspürten wir keine Lust mehr, uns am selben Tage noch andere Bauwerke anzusehen und begaben uns daher in die berühmte Teppichfabrik von O. Weylandt, deren Besitzer uns in der liebenswürdigsten Weise aufnahm. Ähnlich wie in Amritsar sahen wir hier eine große Reihe von Teppichen in Arbeit. Sie werden nach dem im Anschluß an die Wiener Ausstellung (1892) herausgegebenen Album des Museums für Kunst und Industrie angefertigt, das Aufzeichnungen der berühmtesten Muster jener alten Perserteppiche enthält, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden und zur Dekoration der prächtigen Marmorpaläste dienten. Die Teppiche werden ebenso wie in dem Gefängnis von Agra mit der Hand geknüpft, während die Wolle mit Naturfarben, dem blauen Indigo, dem roten Krapp und der Cochenille von den Eingeborenen gefärbt wird. Unter einem echten Teppich versteht man also einen, der mit der Hand geknüpft und dessen Wolle mit diesen Naturfarben imprägniert ist, doch werden letztere von der modernen Teppichindustrie umgangen, indem die Wolle mit Allizarin- und Anilinfarben gefärbt wird. Nie wird aber durch derartige Farben der Ton des Teppichs so zart, wie durch die auch viel dauerhafteren Naturfarben. Namentlich das Anilinrot behält für das Auge auch nach vieljährigem Gebrauch des Teppichs etwas Aufdringliches, ins Auge Stechendes, so daß man schon allein hieraus den falschen vom echten Teppich unterscheiden kann.

Wer sicher gehen will, ob seine Teppiche echt sind, braucht nur eine rote Wollfaser chemisch auf Kunstfarben untersuchen zu lassen. Ich führe dies hier an, weil Herr Weylandt uns erzählte, wie oft er schon gebeten worden sei, falsche Teppiche neueren Datums in alte zu verwandeln. Er teilte uns auch die vielfachen Kniffe mit, welche Teppichhändler zu diesem Zwecke benutzen. So werden die Teppiche auf die Straße

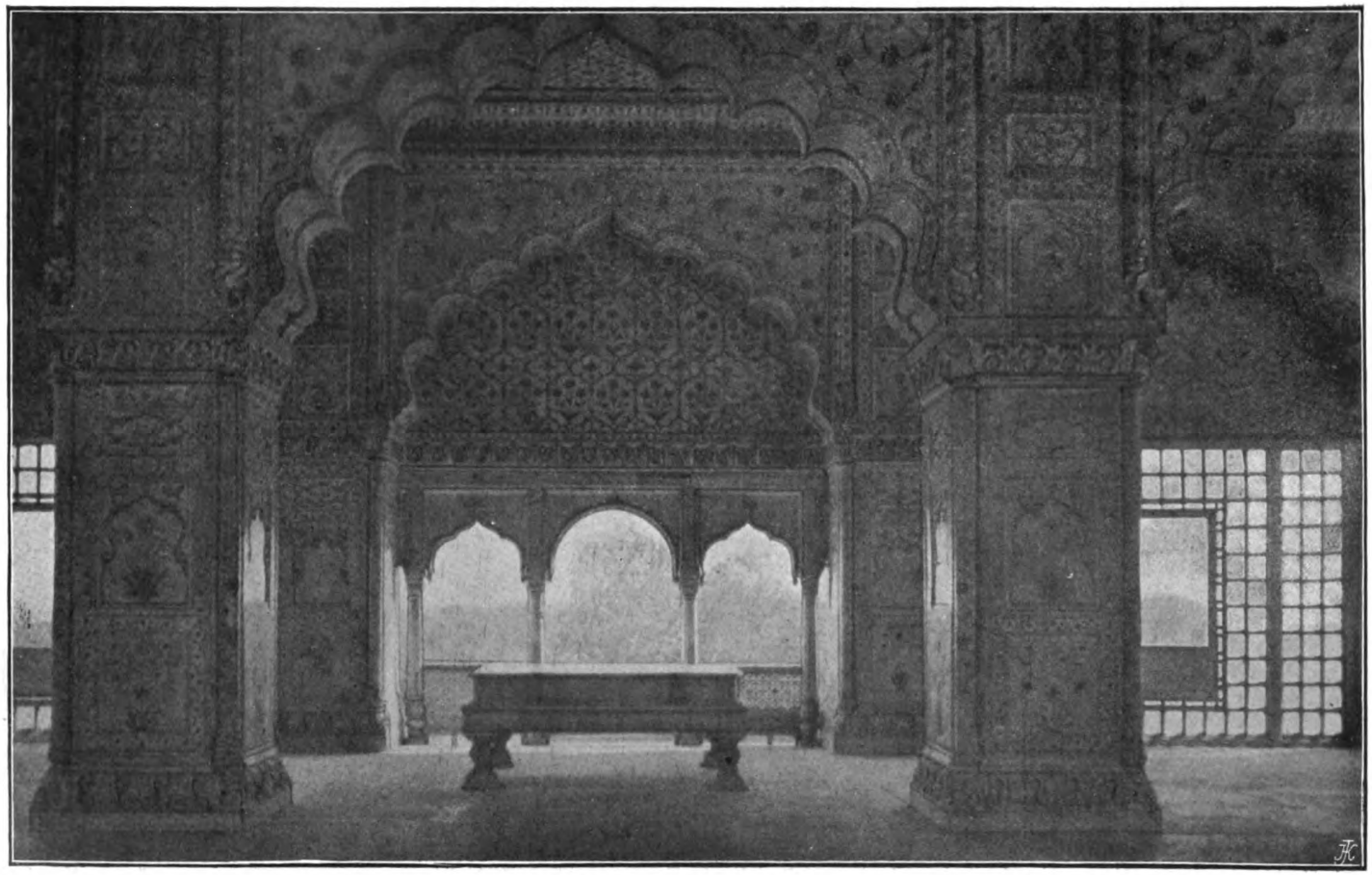


Abb. 79. Audienzhalle in Agra.

gelegt und man läßt Viehherden darüber laufen, andere hängen die Teppiche wochenlang in sumpfiges Wasser, schneiden ganze Stücke aus den Teppichen und flicken diese wieder zusammen, auch Lösungen von dünner Tinte oder Chlor gießt man darüber, um ihnen den milden Schein echter Teppiche zu verleihen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir hier einen Teppich nach einem alten persischen Muster anfertigen zu lassen, der jetzt mein japanisches Zimmer ziert und allgemeine Bewunderung erregt.

Noch ganz versunken in die Schönheit Agras und seiner Paläste, sollten wir als unsern nächsten Aufenthaltsort Benares, die den Indiern heiligste, am heiligen Flusse, dem Ganges, gelegene Stadt und ihr echt indisches Leben und Treiben kennen lernen. Unser erster Gang galt den Ufern des Ganges. Trotzdem wir früh am Morgen aufgebrochen waren, kamen uns eine große Menge von Hindus entgegen, welche sich bereits in dem heiligen Wasser gebadet hatten und wieder nach der Stadt zurückkehrten. Eine Reihe von breiten Treppen, „Ghat", führen in den Fluß hinein. An einzelnen dieser Ghats gilt dem Hindu das Wasser besonders heilig. An den Ufern des Ganges, der hier eine Breite von 800 m aufweist, herrscht ein überaus reges Treiben, denn zwischen den zerfallenen, bizarren Tempeln, welche mit der Zeit allmählich ins Wasser gerutscht sind, finden sich die Badeplätze der Hindus.

Sie haben sich zum Teil kleinere Häuschen hier gebaut oder suchen unter großen Schirmen Schutz vor der Sonne. Durch Holzbretter abgeteilt, hat jede Kaste ihren besonderen Badestand. Sehr interessant ist das Baden selbst. Männer, Frauen und Kinder sind oft auf einem kleinen Raum im Wasser zusammengedrängt, und doch ist nichts Anstößiges oder Unzüchtiges zu bemerken, denn jeder ist von dem Gedanken beseelt, daß er das seltene Glück hat, sich im Wasser des heiligen Ganges zu baden. Alle Brahmanen erstreben dies, und doch können sich nur die hier Ansässigen, also eine kleine Zahl, diesen Wunsch so oft erfüllen. Auch der Gedanke, daß er hier nach seinem Tode noch einmal mit dem Gangeswasser gewaschen, getränkt und dann an den Ufern des Ganges verbrannt wird, bringt ihn beim Baden in eine religiöse Verzückung.

Zahlreich sind die Sonnenanbeter, welche mit dem Antlitz nach der Sonne gerichtet beten.

Der auf einem haushohen Fundament gebaute Palast des Maharadja, der durch seine obszönen Holzschnitzereien berüchtigte Nepalestempel, die Hauptmoschee mit ihren zwei hohen Minarets, die Gangesbrücke und viele

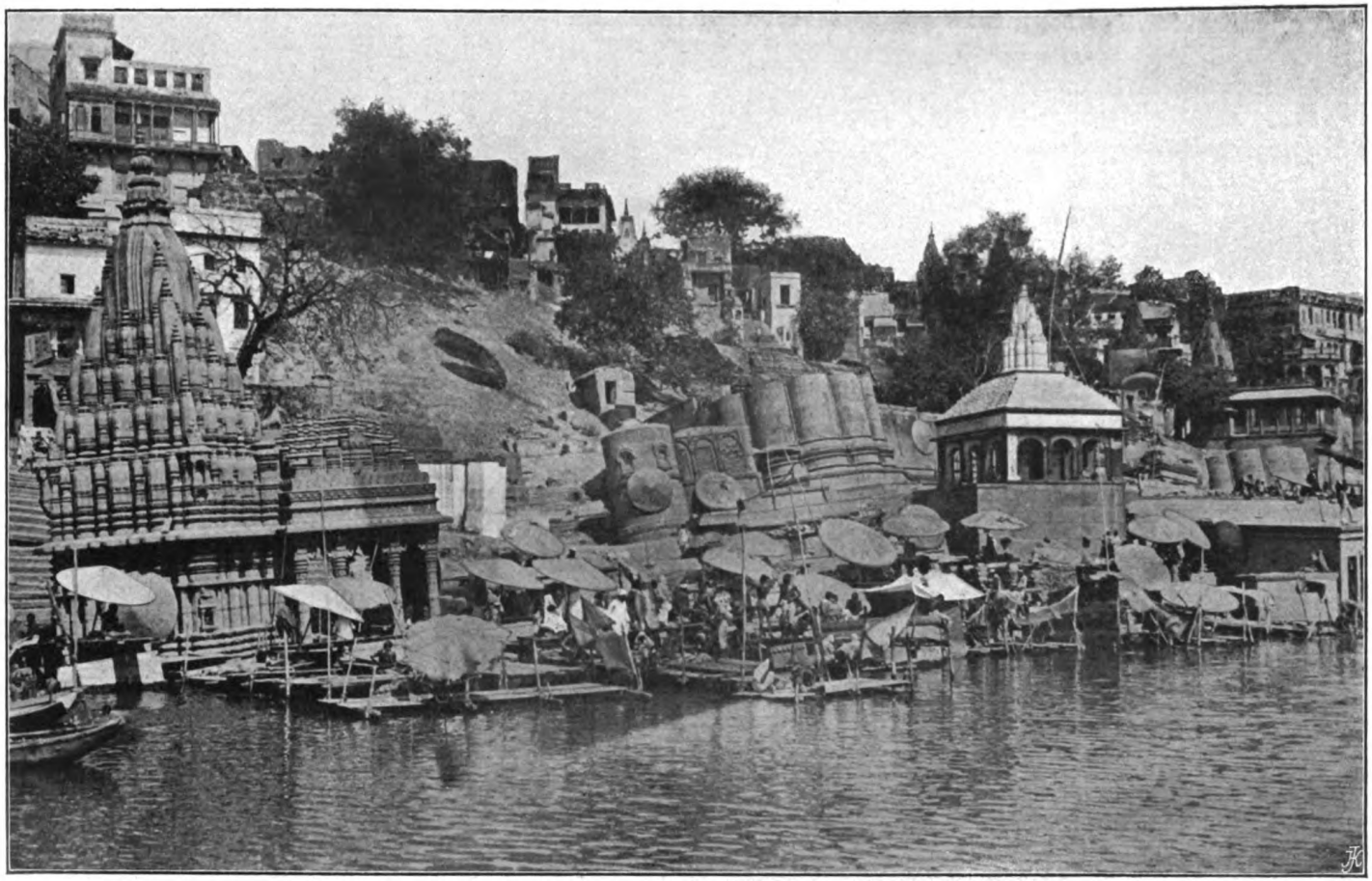


Abb. 80. Die Ufer des heiligen Ganges in Benares.

Hunderte von größeren und kleineren Tempeln und Heiligtümern zaubern hier ein bizarres Bild hervor, wie es in keiner andern Stadt der Welt zu sehen ist. So interessant die Ufer des Ganges sind, so abwechslungsreich ist das Leben im Innern der Stadt. In jeder Straße begegnet man indischen Gauklern, Schlangenbeschwörern, Märchenerzählern und den schmutzigen Fakiren, den mohammedanischen Bettelmönchen, um die stets eine große Menge indischen Volkes geschart ist.

Abb. 81. Indische Schlangenbeschwörer.

Die Tempel von Benares zeichnen sich weniger durch ihre Schönheit, als durch ihre Originalität aus, so z. B. der berühmte goldene Tempel, wo dem Lingam- oder Phalluskult gehuldigt wird. Hier werden auch im Tempel mehrere Stiere und Kühe als heilig verehrt und selbst der Mist derselben gilt als verehrungswürdig. Das meiste Amüsement hat man in dem außerhalb gelegenen, etwas verfallenen Affentempel, in dem sich diese possierlichen Tiere gern von Besuchern mit Zuckerbrot füttern lassen.

Viele reiche, vornehme Hindus ziehen sich in den letzten Jahren ihres Lebens nach der heiligen Stadt zurück, um an dem heiligen Flusse zu sterben und sich verbrennen zu lassen. Zahlreich sind die Hinduschulen und die Sanskritkollegien, in denen indische Wissenschaft gelehrt wird. Nicht weniger als 2000 Tempel der verschiedensten Religionen sind in dieser urindischen Stadt vorhanden.

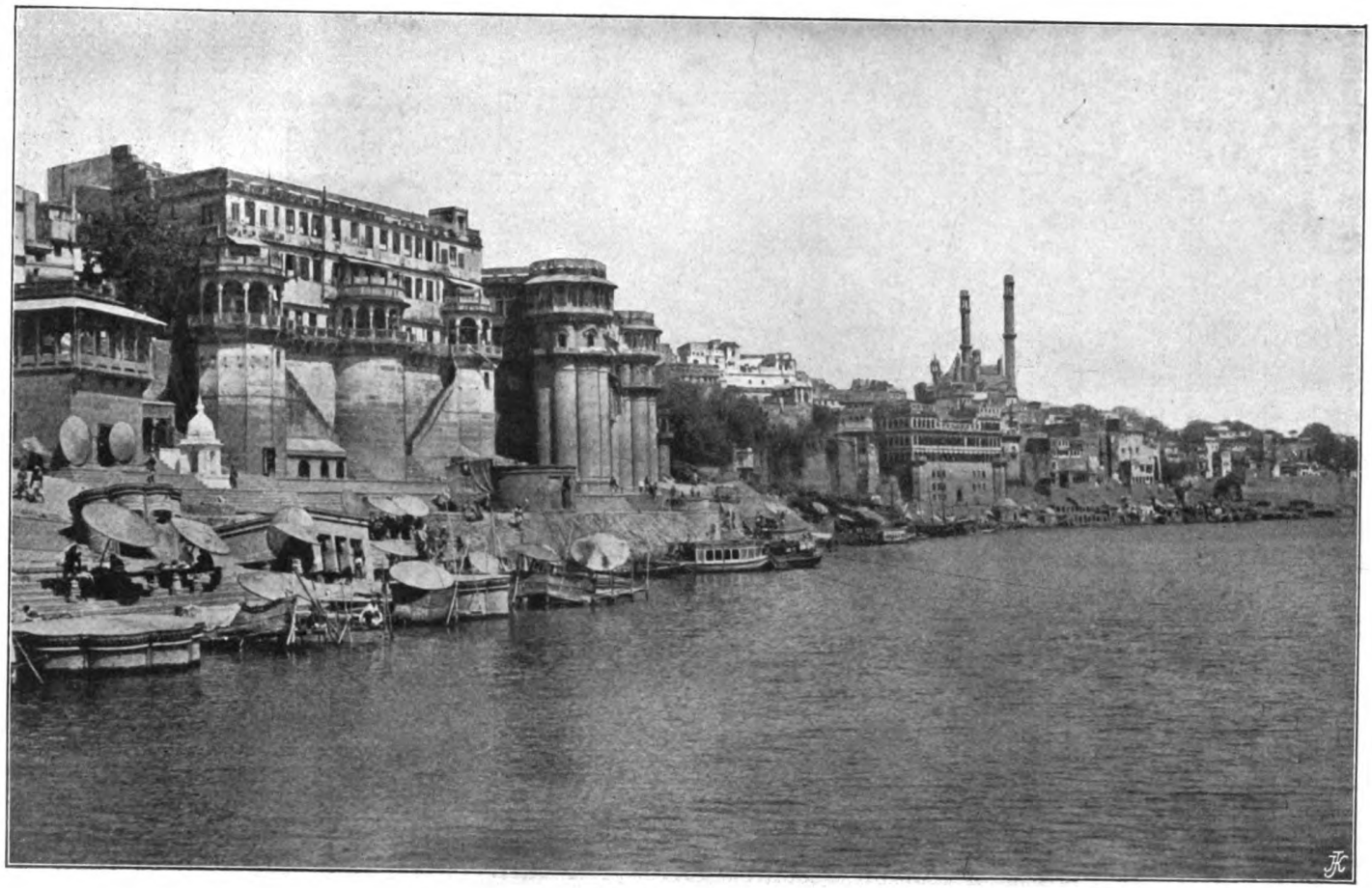


Abb. 82. Benares.

Kalkutta, die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches und der Provinz Bengalen, das indische London, die Stadt der Paläste, liegt an dem westlichsten der acht Hauptarme des Ganges, der im Himalaja entspringt und eine Länge von über 2000 km hat. Nach seiner Vereinigung mit dem Brahmaputra bildet er das größte Delta der Erde in einem Umfang von 44 000 qkm. Zwischen den acht Hauptarmen, welche durch zahlreiche Kanäle verbunden sind, ist das Land angebaut und ebenso wie Ägypten vom Nil,

Abb. 83. Im Affentempel zu Benares.

wird es hier periodisch vom Ganges überschwemmt, der zu dieser Zeit von Mai bis September oft über 1 km breit ist. Bei Kalkutta sind die Ufer des Ganges von einer überaus üppigen Vegetation bedeckt.

Eine große Berühmtheit hat der in der Nähe von Kalkutta gelegene botanische Garten erlangt, dessen Hauptsehenswürdigkeit ein großer Banyanbaum (Ficus indica) mit vielen hunderten von Luftwurzeln ist und der einen Umfang von 300 m erreicht hat. In der Tat glaubt man in einem kleinen Walde zu wandeln, wenn man zwischen den Luftwurzeln dieses größten Baumes der Welt spazieren geht. Kalkutta besitzt viel Ähnlichkeit mit Bombay, nur daß die Stadt als Sitz des Vizekönigs von Indien, und dementsprechend auch als Zentrale für ganz Indien und Birma noch eine besondere Bedeutung hat.

Fast eine Million Einwohner birgt die Stadt, welche eine Reihe großartiger Bankhäuser, den in einem schönen Park gelegenen fundamentalen Palast des Vizekönigs, Stadthaus, Gerichtshof, Postgebäude, das Imperial Indian Museum und eine Menge von Kirchen, darunter die St. Pauls-Kathedrale u. a. m. aufweist.

An der Peripherie der Stadt herrscht auf den ausgedehnten Spielplätzen, in den herrlichen Volksgärten und auf den breiten Korsostraßen

Abb. 84. Hinduverbrennungsstätte am Ganges in Benares.

ein reges Treiben. Um die Abendzeit strömt hier alles heraus, um sich bei den Klängen der vorzüglichen Kapelle der hier stationierten schottischen Hochländer von dem Staub und der Hitze des Tages zu erholen.

Auf dem Hoogly, dem westlichsten Seitenarme des Gangesdeltas, herrscht zu jeder Tageszeit lebhaftes Treiben. Ein Ferryboot verbindet beide Ufer. Zahllos sind die großen Flußdampfer, die Überseeboote, die Dampfbarkassen und endlich die Segelboote der Eingeborenen, welche hier verkehren. Ist doch Kalkutta gleichzeitig auch der größte Ausfuhrhafen Indiens und berühmt durch den Export von Jute, Opium, Tee, Reis, Gummi, Baumwolle, Indigo u. a. m. Sehr ausgedehnt ist auch die Eingeborenenstadt, welche zum größten

Teil aus gut gebauten Steinhäuſern beſteht, während nur an der Peripherie der Stadt die Eingeborenen in Lehmhütten oder Pfahlbauten wohnen. Wie in jeder Großſtadt, ſo hat ſich auch hier das Laſter unter den Eingeborenen breit gemacht, denn zahlreich ſind die Spielhöllen, in denen dem Spielteufel gefröhnt wird und noch zahlreicher die Spelunken, in denen ſich Eingeborene an Opium und Haſchiſch berauſchen. Auch die unzähligen Proſtituierten, von denen alle Nationalitäten, beſonders Japanerinnen, die man

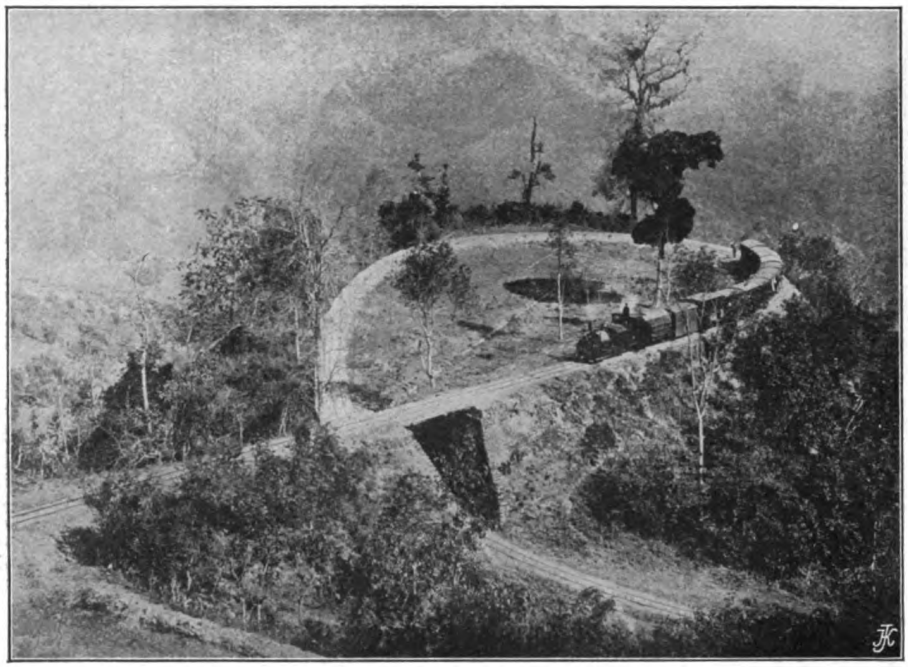


Abb. 85. Auf der Fahrt nach Darjeeling.

im ganzen Oſten von Aſien findet, vertreten ſind, tragen zur Laſterhaftigkeit der Stadt bei. Die vielen Theater, Konzerthallen und Bars ſind von Menſchen überfüllt, die in leichtſinniger Weiſe ihr Geld vergeuden.

Das Klima von Kalkutta iſt recht ungeſund, ſo daß die Engländer vielfach von hier aus nach dem weltberühmten Ausflugsort im Himalaja, Darjeeling, ihre Zuflucht nehmen, und auch wir brachen am 10. März nach dem Himalaja auf. Anfangs geht die Fahrt durch herrliche Palmenwaldungen, vorbei an der aus dem Burenkrieg bekannten Patronenfabrik Dumdum. Nach der Vereinigung des Ganges mit dem Brahmaputra wird der erſtere bei Damukdia mit einer Dampffähre überſchritten.

Unter steter Steigung passiert man in vielen Schlangenlinien, Kurven und Schleifen die herrlichen Waldpartien und kommt schließlich nach Siliguri. Hier setzt man sich in die Darjeeling-Himalaja-Railway, eine nur 60 cm spurbreite Gebirgsbahn, in der man nun in siebenstündiger Fahrt immer höher steigt. Die Aussicht, die man während der Bahnfahrt über Dschungeln und Urwald, wo der Tiger haust, über Palmenwälder, Plantagen und teilweise auch bebaute Felder, Gruppen von Feigenbäumen und Rhododendron-

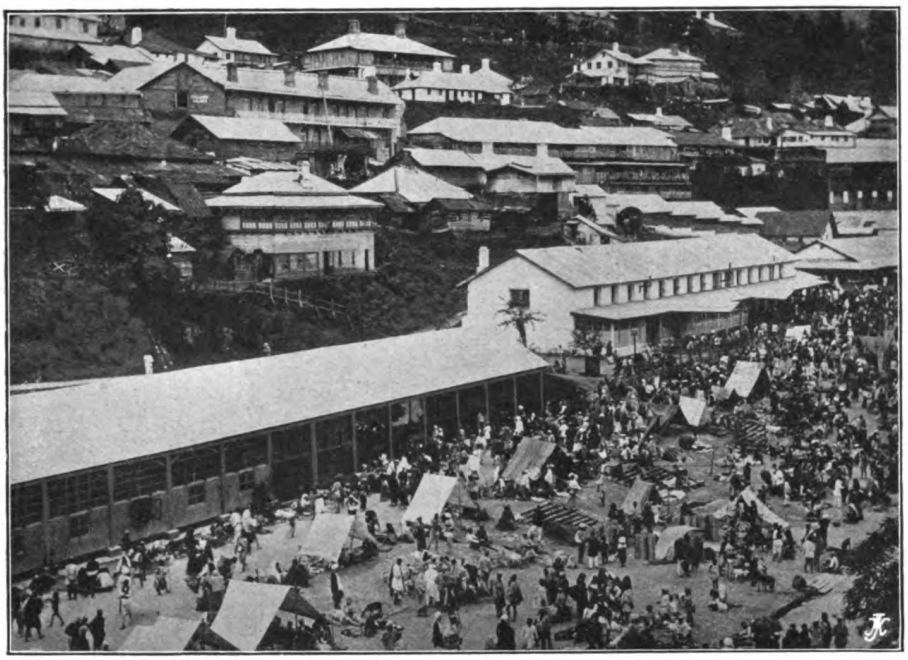


Abb. 86. Tibetanischer Markt in Darjeeling.

büschen hat, ist so herrlich und abwechslungsreich, daß man bis zum Ankunftsort keinerlei Langeweile verspürt. Auch Teeplantagen finden sich hier oben im Himalajagebirge. Nicht weniger als 2600 m Höhe hat die Bahn in Darjeeling erreicht. Der Ort selbst erinnert an einen modernen schweizer Höhenkurort, nur daß die bewaldeten Höhen durch Zedern und Zypressen abwechslungsreicher sind, und daß in einer Höhe von über 2000 m noch eine überaus üppige Vegetation vorkommt.

Imposant ist auch die Lage Darjeelings auf einer ziemlich begrenzten Berghöhe, während sich ringsherum schroffe Abhänge zeigen.

Die Stadt selbst ist äußerst sauber gehalten. An den Abhängen des Bergrückens sind von schönen Gärten umgebene Villen in abwechslungsreicher Reihenfolge aufgebaut. Mehrere größere Hotels, öffentliche Gebäude, Kirchen, Privathäuser, Magazine zieren das moderne Viertel,

Abb. 87. Eine tibetanische Witwe in Darjeeling.

während die untere Stadt die Verkaufsstellen und Häuser der Eingeborenen birgt. Einmal wöchentlich findet hier ein tibetanischer Markt statt, auf dem sich die Einwohner von Tibet, ferner Mongolen, Hindus, Parsen, Kabülen, Afghanen in ihren verschiedenen Trachten präsentieren und ein überaus malerisches, interessantes Bild bieten.

Hier erhält man türkisbesetzte Waffen, Kabuldolche, Bronzegefäße, tibetanische Gebetmühlen und Buddhastatuen, Sammlungen herrlicher Himalajaschmetterlinge, Schädel von Ehebrechern, die als Trommeln benutzt werden, Trompeten aus Menschenknochen sowie Felle von Tigern, Leoparden und Bären zu einem verhältnismäßig billigen Preise, wenn man nicht zur Zeit der Saison hier weilt. In dem tibetanischen Museum von Paul Möwis fanden wir alle diese Gegenstände vor und wählten uns aus seiner reichhaltigen Sammlung einige Andenken. Auch die hier wildwachsenden Orchideen kann man bei Möwis erstehen; doch ist ein Export derselben wenig empfehlenswert, da von 100 Exemplaren fast 80 die Reise nicht aushalten.

Auf dem Markte begegneten wir auch tibetanischen Frauen mit ihren häßlichen Mongolengesichtern und den charakteristischen Gewändern. Zahlreiche mit Türkisen besetzte Schmuckgegenstände hängen sie auf ihren Körper, vor allem bis auf die Schultern reichende Ohrringe. Auf der Brust tragen sie das auch in Indien bekannte Tali als Symbol ihrer Frauenwürde und die Witwen eine dem Tali ähnliche Brosche als Zeichen, daß sie sich wieder verheiraten möchten. Allerdings halten es die Tibetanerinnen mit der ehelichen Treue nicht allzu genau. Bei der Verheiratung nehmen Brüder und Onkel des Gatten an der Ehe teil, so daß die Kinder dann in der Tat mehrere Väter ihr eigen nennen. Einige dieser Frauen sollen sich auch damit noch nicht begnügen und sich einen männlichen Harem halten.

Wer Darjeeling besucht, wird es nicht unterlassen, einen Ausflug nach dem Tiger Hill zu unternehmen, der sich noch 500 m höher als Darjeeling und 10 km davon entfernt über der Stadt erhebt. Mit ausgezeichneten Pferden ausgerüstet, brachen wir in der Nacht des 12. März frühmorgens um 3 Uhr auf. Unsere Führer mußten den Weg, der noch in tiefes Dunkel gehüllt war, durch Laternen erleuchten. Wir waren keine 3 km weit geritten, als ein furchtbarer Sturm losbrach und unsere Pferde scheu machte. Sie hatten ja schon unzählige Mal den Weg zum Tiger Hill zurückgelegt und rasten jetzt Karriere die Bergwege hinauf, ohne daß wir sie zurückhalten konnten. Erst auf einem kleinen Hochplateau gelang es mir kurze Zeit darauf, die Gewalt über mein Roß zurückzubekommen und hier traf ich auch mit meinem Freund Pickenbach zusammen, dem es ähnlich ergangen war. Von jetzt ab war die Steigung stärker und wir erklommen langsam einen ziemlich senkrecht in die Höhe gehenden, nur noch mit geringer Vegetation versehenen Felsen. Kurz vor der Spitze mußten wir von unseren

Pferden steigen, für die der letzte Aufstieg zu schwierig war, und kletterten nun rasch zum Gipfel empor. Die Natur scheint den Tiger Hill just an dieser Stelle geschaffen zu haben, damit von ihm aus ihr großes Werk, diese herrliche Gebirgsschöpfung, in gebührender Weise bewundert werden kann. Hier oben hat man eine kleine Holzhütte errichtet, in der wir es uns nun bis zum Sonnenaufgang gemütlich machten.

Noch war alles rings um uns her von dichtem Nebel verhüllt, aber je mehr die Uhr fortschritt, desto rascher schwanden die Schleier und wir konnten zunächst erkennen, daß wir auf einem schroffen Gebirgskamm standen, von dem nach allen Seiten hin 1000 m tiefe Abgründe gähnten.

Vor uns hatte sich hoch am Himmel eine lange, durch dunkle Schatten markierte Gebirgskette bemerkbar gemacht, ohne daß wir die Schneefelder des Himalaja hätten sehen können. Schon war die Sonne über dem Horizont aufgetaucht und noch immer blieb die Gebirgskette unsichtbar. Da plötzlich teilte sich der Nebel und vor uns lagen in unendlicher Ausdehnung, von den Ostabhängen in Tibet bis zu den nordindischen Ausläufern, die schneebedeckten Bergriesen, deren weitausgedehnte Schneefelder uns durch die Sonnenstrahlen einen blendenden Reflex zuwarfen.

Von einer Orientierungskarte aus konnten wir die höchsten Gipfel dieser Bergkette gut erkennen, und auch die nordwestlich gelegene, zackige Spitze des 8840 m hohen Mount Everest lugte für einen Augenblick aus ihrem dichten Nebelkleide hervor.

Trotzdem man sich 2600 m hoch befindet, muß man, um die Himalajakette zu beobachten, seine Augen fast senkrecht nach oben richten und trotz der tiefen Abhänge, die zwischen dem Tiger Hill und der Himalajakette liegen, und der weiten Entfernung bis zu diesen Schneegebirgsriesen hat man doch den Eindruck, als wenn sie in den Himmel ragten. Ich konnte es begreifen, daß zwei Damen, Sommerfrischlerinnen von Darjeeling, ebenfalls an diesem Morgen den Tiger Hill erklommen hatten, denn ein majestätischerer Anblick ist nirgends mehr in der Welt zu finden.

Unwillkürlich erinnerte ich mich der Äußerung eines Bekannten, der mir den Himalaja so unendlich schön und großartig beschrieb. Scherzweise sagte er damals: „Wenn man den Himalaja vom Tiger Hill aus gesehen hat und mit einem Blick auf die Alpen in der Schweiz vergleicht, so sind letztere dem Himalaja gegenüber höchstens so groß, wie Kartoffeln."

Der Abstieg vom Tiger Hill brachte uns neue Überraschungen, denn jetzt

sahen wir, in welch schlangenartigen Windungen wir die Höhe erklommen hatten und daß nach allen Seiten hin tiefe Täler lagen. Im Nordwesten, zu unseren Füßen befand sich das weit ausgedehnte Darjeeling, kenntlich an der herrlichen, parkartigen Vegetation.

Nach Kalkutta zurückgekehrt, machten wir noch einige Besuche bei Freunden und verbrachten einen sehr vergnügten Abend bei meinem deutschen Kollegen Dr. F., der seit Jahren in Kalkutta ansässig ist, und sich daselbst eines großen Ansehens erfreut. Er erzählte mir, daß im allgemeinen für den deutschen Arzt in englischen Kolonien nur schwer Fuß zu fassen sei, da die Engländer natürlich ihre Ärzte bevorzugten und diese auch in ihren Kolonien mehr Seßhaftigkeit zeigten.

Leider war einer unserer Mitreisenden, ein Fabrikant aus dem Rheinland, in Kalkutta am Typhus erkrankt. Unvorsichtigerweise hatte er verschiedentlich Wasser getrunken und so ereilte ihn hier das Schicksal, er starb. Im Krematorium wurde er eingeäschert — denn hier haben die Europäer bereits die einzig hygienische Art der Bestattung eingeführt — und sein Sohn hatte die traurige Aufgabe, den Angehörigen die Asche nach der Heimat zu bringen.

Indien, das Land der Wunder mit seinen zauberhaft schönen Bauten und Tempeln, den Urwäldern, Dschungeln und herrlichen Natur-Parkanlagen, der hochinteressanten Bevölkerung, die so bunt und reich wie seine Flora ist, fordert durch sein mörderisches Klima jährlich zahllose Opfer. Was die Engländer aber hier in Indien in jeder Beziehung, in Verwaltung, in der Besserung hygienischer Verhältnisse, in der Abschaffung von Mißbräuchen und Voreingenommenheiten der Eingeborenen, in einer relativ kurzen Spanne Zeit geleistet haben, das kann nur der beurteilen, der Indien bereist hat; es muß uns alle mit der größten Bewunderung und Hochachtung erfüllen.

Hier in Kalkutta entließen wir unseren indischen Diener Abdul Sirdar, mit dem wir außerordentlich zufrieden gewesen waren. Von der Vornehmheit dieses Asiaten zeugte die Auswahl, die er aus meinen Koffern getroffen hatte, denn es fehlten meine Gummibadewanne und meine seidenen Strümpfe. Sei es, daß er der Meinung war, gewöhnliche Strümpfe seien auch gut genug für mich, sei es, daß er sich davon überzeugt hatte, daß in diesen die wenigsten Löcher waren; er hatte sie eben entführt! Ich habe es ihm bald verziehen, denn später, als wir unsere nach Hause gesandten Kisten mit den Einkäufen auspackten, kamen alle richtig an und kein Gegenstand fehlte.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuter Schönheit ist die Natur.

Abb. 89. Arbeitselefant in einem birmesischen Sägewerk.

VI. Kapitel.

Unterbirma und Oberbirma.

Von Kalkutta nach Rangoon. — Die Einfahrt in den Rangoonfluß. — Der Korso im Victoria-Dalhousie-Park. — Die schicken Birmesinnen. — Ich rauche eine Byrrhus-zigarre. — In der Shwe Dagon Pagode. — Eine birmesische Prozession. — Birmesische Klöster als Träger der Volksbildung. — Im Hinduzirkus. — Eine Vorstellung im Parsitheater. — Sitten und Gebräuche. — Birmesische Kunst. — Im General Jail von Rangoon, dem größten Zuchthaus der Welt. — Das General-Hospital of Birma. — Die Arbeitselefanten. — Besuch einer Reismühle. — Bei der Oil Compagnie von Birma. — Die Rubinenminen und andere Mineralien. — Ein Abstecher nach Oberbirma, Mandalay und seine Bauten. — An der Mitte des Weltalls. — Wie man hier Götzen macht. — Basarleben. — Weibliche Juweliere. — In einer birmesischen Eingeborenen-familie als Gast. — Eine Halfkastschönheit. — Bei einem deutschen Großkaufmann. — Vornehme Birmesen. — Die soziale Stellung der Frau. — Birmesische Hei-raten. — Ein Abend im Deutschen Klub. — Stellung junger Kaufleute in Ostasien. — Die Shops von Rangoon. — Abschiedsdiner beim Konsul.

Wer Euch sagt, daß Ihr anders reich werden
könnt als durch Arbeit und Sparsamkeit, der betrügt
Euch, der ist ein Schelm. Benjamin Franklin.

Der Dampfer „Bangala" hatte uns den Ganges abwärts nach dem offenen Meer gebracht. In wunderbarer Fahrt gelangten wir auf dem gut gehaltenen 4000 Tonnenschiff, dessen englischer Kapitän uns in liebens-

würdiger Weise über Birma Auskünfte erteilte, zwei Tage später an die Mündung des Rangoonflusses. Nach zweistündiger Fahrt den Fluß aufwärts rücken die Ufer näher und man sieht nun vereinzelt Hütten von Eingeborenen, Fabrikgebäude, Häuser mit Blechdächern, während dazwischen ausgedehnte Kokospalmenwälder ihre Schatten werfen.

Hier tummeln sich auch schon die für Birma charakteristischen sehr breiten und an der Spitze fast senkrecht in die Höhe steigenden Ruderboote der Birmesen. Da Birma seit 1852 zu England gehört, hatten wir bei der Ankunft keinen Zoll zu zahlen.

Nachdem wir am späten Nachmittag im Royal Hotel untergekommen waren und dabei die Beobachtung gemacht hatten, daß Rangoon als Hauptstadt von Birma mit einer viertel Million Einwohnern bezüglich Sauberkeit nicht annähernd mit indischen Städten verglichen werden kann, fuhren wir gleich nach dem schön angelegten Dalhousie-Park, wo wir auf dem Royal Lac zahlreiche Ruderboote mit Europäern besetzt trafen. Die Straßen, welche außerhalb der Stadt zu diesem Ausflugsort führen, sind breit und gut gepflegt, doch zeigt sich mit Ausnahme dieser Parkanlage die Umgebung ziemlich öde. Zahlreiche elegante Gespanne von Europäern und reichen Birmesen begegneten uns. Weithin sichtbar, die Stadt überragend sieht man vom Viktoriapark aus die berühmte Shwe-Dagon-Pagode, an deren goldener Kuppel sich gerade die Strahlen der untergehenden Sonne brachen.

So wenig uns die Natur in Birma reizte, so sehr waren wir von der Bevölkerung gefesselt. Trotz ihrer mongolischen Abstammung haben die Birmesen und Birmesinnen regelmäßige Gesichtszüge, wunderbar weiche, samtartige, hellbraune und hellgelbe Haut, während sie an Gestalt zwar klein aber sehr proportioniert gebaut sind. Die dunklen, blitzenden Augen verraten eine Intelligenz, wie man sie bei indischen Völkern fast nie findet. In der Tat sind die Birmesen im Durchschnitt recht gebildet. Fast alle können ihre Sprache lesen und schreiben, wozu auch die vielen Missionsschulen beitragen. Auch die Frauen sind so klug und geschäftsgewandt, daß sie sich im Gegensatz zu ihren anderen asiatischen Schwestern auf eine sehr hohe, soziale Stellung emporgeschwungen haben.

Ist es doch hier häufig der Fall, daß die Frau das ganze Geschäft selbständig leitet, und der Mann nur zu gehorchen hat. Stets freundlich gegen den Fremden, staunen sie denselben weder an, noch verbergen sie ihre Blicke vor ihm. Auch in der Kleidung verrät die Birmesin Chick und Eleganz.

Sie führt ihren Sonnenſchirm ſo gewandt und rafft beim Gehen die Falten ihres um die Beine geſchlungenen, ſeidenen Tuches ſo geſchickt, daß man glauben könnte, ſie hätte in Paris Modekunſt ſtudiert. Das herrliche, pechſchwarze, glänzende Haar iſt zu einem einfachen Knoten auf dem Kopf zuſammengeſteckt und mit Blumen verziert.

Da Männlein und Weiblein ſich im Geſicht überaus ähnlich ſehen,

Abb. 90. Vornehme Birmeſin mit Byrrhuszigarre.

hat ein kluger Herrſcher Birmas einſt das Gebot aufgeſtellt, daß ſich die Birmeſin immer à la Directoire zu kleiden habe, d. h. daß ihr um die Hüften geſchlungenes Rocktuch auf einer Seite die Wade mindeſtens bis zum Knie zeigen müſſe. Dadurch ſollte auch die Männerwelt mehr auf die weibliche Schöpfung aufmerkſam gemacht und Verwechſlungen der Geſchlechter vermieden werden. Den Männern wurden kurze Hoſen verliehen, welche man bei den Eingeborenen im Innern in Form von ausgedehnten mit einer Miſchung von Rindergalle und Farbſtoff ausgeführten Tätowierungen auf den Oberſchenkeln erſetzt findet. Zur Bedeckung des Ober-

Abb. 91. Eingang der Shwe Dagon-Pagode — Rangoon.

körpers dient der Birmesin ein kurzes buntkarriertes Kattun- oder Seidenjäckchen, welches sie entweder offen oder auf einer Seite zugeknöpft trägt. Stets aber hat sie unter diesem Jäckchen ein Brusttuch, mit dem sie von frühester Jugend bis in das späte Alter hinein ihre Büste hochschnürt. In der Tat kann man nirgends, selbst bei alten Frauen noch nach häufigeren Geburten so schöne Büsten sehen, wie in Birma. Auch in der Anlegung des Schmuckes hat die Birmesin einen vornehmen Geschmack. Nur selten trägt sie Ringe um die Fußgelenke und ihre Hände sind nicht mit Spangen und Ringen überladen. Dagegen umschlingt sie den Hals mit ein- oder zweireihigen Perlen- oder Korallenketten. Viele Frauen und Mädchen sind weißgelb geschminkt, wozu sie ein Holz auf einem Stein zerreiben und sich damit bestreichen. Unentbehrlich ist ihnen, ebenso wie der männlichen Bevölkerung, die Byrrhuszigarre, eine aus grobgehacktem Tabak und feingeschnittenem Holz bestehende, mit grünen Blättern zusammengerollte, sehr dicke, lange Zigarre. Der Versuch, eine derartige Zigarre zu rauchen, sollte mir schlecht bekommen, denn trotz der wenigen Züge, die ich daraus tat, zog ich mir eine tagelange Magenverstimmung zu.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Rangoon ist die Shwe-Dagon-Pagode in der gegen Nachmittag ein äußerst reges Leben herrscht. Angeblich 600 Jahre vor Christi gebaut, gilt sie als der heiligste buddhistische Tempel in ganz Hinterindien. Schon am Eingang der Pagode kann man die birmesische Baukunst bewundern, welche von der indischen so ganz und gar verschieden ist.

Benutzen doch die Birmesen zu ihren Tempeln und Prachtbauten das Holz des in Birma häufig vorkommenden Teakbaumes, aus dem sie überaus feine und gefällige Schnitzarbeiten herstellen. So findet man die Dächer aller birmesischen Prachtbauten in spitze, mit fünf Galerien versehene Türme aus Holz auslaufend, während zahlreiche kleine Spitzen die Galerien zieren. Auch Kolossalfiguren von Tieren werden in Holz geschnitzt. Gleich am Eingange der großen Pagode finden sich an den Wänden der offenen Halle Bilder, welche in Holzschnitzereien Szenen aus dem Leben Buddhas darstellen. Auf Stufen steigt man dann allmählich zur Pagode empor und trifft auf dem ganzen Weg Birmesinnen mit ihren Kindern neben zahlreichen Verkaufsbuden mit Lebensmitteln und Gegenständen wie Fähnchen, Wachskerzen, Schirmchen, Puppen, Glocken, Gongs, welche im Tempel geopfert werden sollen. Allmählich kommt man dann auf eine Plattform, auf der sich

Abb. 92. Birmesische Tempel in der Shwe Dagon-Pagode — Rangoon.

die große Pagode erhebt. Denn bei dem ausgeprägten Schönheitssinn der Birmesen sind die Pagoden stets auf einer mit herrlicher Umgebung versehenen Anhöhe gebaut.

Die Shwe-Dagon-Pagode hat einen Umfang von über 400 m und ist 98 m hoch. Im Gegensatz zu den indischen Pagoden erhebt sie sich nicht platt und rund von der Unterlage, sondern in unten größeren und oben allmählich kleiner werdenden Terrassen. Am Fuß der Pagode sind diese Terrassen wieder durch zahlreiche kleine Pagoden mit Ornamenten und Tierfiguren reich verziert.

Die Ausstattung der Pagode zeugt von der eminenten Opferfreudigkeit der birmesischen Buddhisten, denn während die unteren Partien mit Goldplättchen verziert sind, ist die obere Hälfte mit schweren Goldplatten bedeckt. Die Spitze besteht aus dem für die birmesischen Heiligtümer so charakteristischen „Ti", einem goldenen schirmartigen Gestell, das mit Edelsteinen, besonders den prächtigen birmesischen Rubinen übersäet ist und an dem ringsherum kleine, wohlklingende, silberne Glöckchen untergebracht sind. Namentlich wird zur Mittagszeit, wenn die Sonne das Heiligtum bescheint, eine Pracht entfaltet, die in der Tat märchenhaft ist. Das Heiligtum birgt in seinem Innern acht Haupthaare von Buddha und ist daher das Ziel aller Gläubigen. Nicht genug damit, sind rings um die Pagode herum noch Hunderte von herrlich geschnitzten und reich verzierten Pagoden aufgestellt, welche durch Kerzenlicht beleuchtet und mit reichem Steinschmuck versehene Buddhas in verschiedenen Stellungen bergen und zwischen denen der heilige Bobaum und die Palmyrapalme wächst. Häufig sind die Buddhas mit Goldmasken versehen. Ungeniert kann man sich diesen Heiligtümern nähern; denn der Buddhist ist gegen jeden Andersdenkenden tolerant. Priester, Bettler, die in Birma berühmten Wahrsager, Frauen mit ihren Kindern, kurz die halbe Stadt ist hier gegen Abend auf der Terrasse versammelt und fast vor jedem Tempelchen sieht man fromme Gläubige in hockender Stellung ihre Gebete verrichten und Buddha Blumenopfer darbieten. Auf der Rückfahrt begegneten wir einer der zahlreichen Prozessionen, wie sie in Birma täglich zu sehen sind und bei denen sich die Gläubigen ihre Gesichter mit violetter Farbe beschmieren. In wilden Sprüngen, unter den Klängen einer Musikkapelle verfolgen sie ihren Weg zum Heiligtum.

Am großartigsten geht es zu, wenn ein birmesischer, hoher Priester verstorben ist, denn dann finden wochenlang Prozessionen statt, während

denen sein Leichnam in Honig konserviert ausgestellt ist, bis die nötigen Geldmittel zur pomphaften Beerdigung aufgebracht sind. Dann wird ein hohes Holzgerüst, bisweilen auch eine kolossale Tierfigur, z. B. ein Elefant aus Holz, gebaut, mit Goldplättchen verklebt, die Leiche oben aufgebahrt und das Ganze angezündet. Nur die Priester werden bei den Birmesen verbrannt, alle übrigen beerdigt.

Es gehört hier zur guten Sitte, daß man wenigstens einen Tag in seinem Leben in einem Kloster zugebracht hat. Im Alter von 12 bis 16 Jahren werden die reichen jungen Birmesen von ihren Angehörigen unter großen Feierlichkeiten nach einem der vielen, im ganzen Land verstreuten, birmesischen Klöster gebracht, um dort, wenn auch nur für kurze Zeit, ein Klosterleben zu führen. Groß ist aber auch die Zahl derjenigen, welche dauernd im Kloster bleiben, sich Sprach- und Literaturstudien hingeben und durch die Verbreitung von Sprache und Schrift unter den Eingeborenen großen Nutzen stiften. Auch zur Einquartierung von Militär und Reisenden sind diese Klöster bereit.

Die Mönche, Pungis genannt, sind ähnlich wie in Ceylon in hellgelbe, togaartige Gewänder gehüllt, kahl geschoren und tragen einen Palmenwedelfächer in der Hand. So ziehen sie mit großen Futterkörben von Haus zu Haus und holen sich ihre Nahrung. Dies wird aber nicht etwa als Betteln aufgefaßt, sondern der Schenker rechnet es sich zur Ehre an, wenn der Pungi ihm etwas abnimmt; doch hat er dadurch auch ein gutes Werk vollbracht. Im Innern dieser Klöster sieht es manchmal wie in einem großen Warenhause aus, da die Pungis jetzt auch andere Geschenke als Eßwaren annehmen und nun diese Güter aufstapeln. Ich fand in einem Kloster neben vielen Gebrauchsgegenständen auch die Bilder der meisten europäischen Souveräne, darunter auch dasjenige unseres Kaisers. Frauen findet man sehr selten in Klöstern und dann nur alte und häßliche.

Religiöse Feste werden beim Vollmondschein gefeiert und außerdem wird noch jede Woche ein Tag als Festtag von der Regierung bestimmt. Trotz diesem Hang zur Frömmigkeit neigt das birmesische Volk gar sehr zur Vergnügungssucht. Zu Hause spielt man vielerlei Kartenspiele und Schach. Wettrennen, Bootsregatten und Fußballspiele sind beliebt. Letztere, Chinlon genannt, werden mit einem aus Korbgeflecht bestehenden hohlen Ball außerordentlich geschickt gespielt. Aber auch abends ist für die Unterhaltung der Birmesen gesorgt. So besuchten wir am Abend einen

Hinduzirkus, in dem Asiaten ihre Künste als Pferdedresseure, Clowns, Akrobaten, Seiltänzer und Dompteure von Tigern und Löwen vorführten. Vielfach haben die Eingeborenen den Mut, mit dem Dompteur in den Käfig zu gehen. Allabendlich ist der Zirkus mit Eingeborenen überfüllt, deren Abgestumpftsein selbst vorzüglichen Leistungen gegenüber man auch daraus erkennen kann, daß sie nur selten applaudieren und gewöhnlich nur mit einem erhabenen Lächeln die Vorstellung kritisieren. Die Plätze der Europäer sind in allen diesen Vergnügungslokalen von denen der Eingeborenen getrennt. Wir verbrachten im Zirkus des Professors Krishnaraos, wie sich der Besitzer auf seinem pomphaften Programm nannte, einige vergnügte Stunden.

Am nächsten Abend sollten wir ein Parsitheater kennen lernen, dessen Musikkapelle aus einer Orgel, einer Trommel und dem in Birma sehr viel gespielten Xylophon bestand. Wir fanden ein geräumiges, gut eingerichtetes Theater, ungefähr nach der Art des Berliner Thalia Theaters. Teils wurden theatralische Aufführungen im Dornröschenstile, teils Episoden aus der Göttersage gespielt. Die Künstler verfügten über eine ganz ausgezeichnete Mimik und beherrschten auch die Technik des Schminkens und des Perrückentragens vollständig. Sie traten in überaus reich verzierten, goldgestickten Gewändern auf. Auch hier findet in den einzelnen Szenen und Akten ein Kulissenwechsel statt. Auf die Dauer wirken allerdings die mit Fistelstimme vorgetragenen Lieder und Deklamationen, sowie die eintönige Musik ermüdend. Der von zierlichen Birmesinnen ausgeführte Tanz ist ziemlich bewegungslos und steht weit hinter den Leistungen indischer Tänzerinnen zurück.

Auch nach dem spät endenden Theater noch bis tief in die Nacht hinein kann man auf den Hauptverkehrsstraßen des Eingeborenen-Viertels Birmesen und Birmesinnen vor ihren Häusern sitzend antreffen, die sich die Zeit durch Spiel und Naschen von Obst und Süßigkeiten vertreiben, welche zahlreiche fliegende Händler ausbieten. Überall hört man auch die Klänge des Grammophons. Kein Wunder, daß der Birmese sich kein Vermögen erwirbt, da er alles, was er einnimmt, sofort wieder vergeudet.

Zahlreich sind daher auch die Geldverleiher, welche mit 10 Prozent ihre Geschäfte abschließen, damit auch gefeiert werden kann, wenn einmal kein Geld mehr vorhanden ist.

Diese leichte Charakterveranlagung macht sich auch in der Industrie geltend insofern, als nur wenige Birmesen eine regelmäßige Arbeit aushalten.

Abgesehen von dem in den Reismühlen, Ölfabriken und anderen großen Betrieben beschäftigten Vertreter der niedrigen Klassen arbeitet der gewöhnliche Handwerker nur so lange, bis er wieder für einige Zeit Geld zum Lebensunterhalt hat, dann aber feiert er monatelang. Allerdings sind die Arbeiten, die man hier in Birma an Holzschnitzereien und namentlich an Silberhandarbeit findet, noch viel feiner und eleganter ausgeführt, als in Indien. Aus Silber machen die Birmesen Bowls, auf denen sie in feinster Handarbeit ganze Prozessionen in monatelanger Arbeit darstellen. Bei einem der berühmtesten Gold- und Silberschmiede Rangoons, Md. Po. Khin, bestellten wir uns nach der Angabe eines uns befreundeten Großkaufmanns einen handgearbeiteten Tafelaufsatz, birmesische Figuren als Menuhalter, Bowls als Fingerschalen und erhielten ein Jahr später wahre Prachtstücke der Silberkunst. Auch aus Gold werden hier allerlei hübsche Arbeiten verfertigt. Neben den Silberarbeiten sind namentlich die Holzschnitzereien von Birma berühmt. Große Holzfiguren als Gongträger und Tänzerinnen, Tische, Schränke und Stühle werden aus hellbraunem Holz hergestellt und mit zahlreichen Verzierungen versehen. Teilweise haben sich schon Europäer dieses Industriezweiges bemächtigt, so daß man sich bei P. Klier & Co. von Eingeborenen geschnitzte Zimmereinrichtungen anfertigen lassen kann.

Auch Seide wird zu sehr schönen Decken und Gewändern verarbeitet, während der Export sich auf Teakholz, Öl, Reis, Baumwolle, Zuckerrohr und aus Stroh geflochtene Matten beschränkt. Ebenso wird Sesam ausgeführt, dessen öliger Samen zu Süßigkeiten, z. B. dem türkischen Honig verwendet wird. Birma ist auch deswegen so interessant, weil sich hier sozusagen das westliche Asien mit dem östlichen berührt, und man daher nicht nur Völkerschaften aus Indien, Nordindien und Tibet findet, sondern auch Malaien, Chinesen und Japaner. Ja, es gibt bereits in Rangoon eine sehr ausgedehnte Chinesenstadt, in der man die bezopften Söhne des Reiches der Mitte stets bei fleißiger Arbeit antrifft. Dabei ist das Klima in Birma ganz unerträglich heiß. Gewöhnlich tritt selbst in der Nacht keine Abkühlung ein; schweißgebadet und erschöpft wacht man am Morgen auf und mehrmals am Tage muß man seine Tropenanzüge wechseln.

Unser Konsul, der Besitzer einer der größten Reismühlen, hatte uns an einem Abend in seine außerhalb der Stadt gelegene, von einem herrlichen Park umgebene Villa gebeten, in der wir durch die liebenswürdige

Bewirtung seiner Gemahlin rasch die Strapazen des Tages vergaßen. Ihm und einem in Birma seit vielen Jahren ansässigen Großkaufmann, Herrn O., hatten wir es zu verdanken, daß wir noch eine Reihe von Sehenswürdigkeiten Birmas rasch und ausgiebig kennen lernten.

Mit Empfehlungen ausgerüstet, suchten wir zunächst das Generalgefängnis (Central-Jail) auf, welches vor der Stadt liegt. Der Direktor, der wie in allen größeren Zentralgefängnissen Arzt sein muß, nahm mich als Kollegen sehr liebenswürdig auf, und weihte mich in die Geheimnisse eines derartigen Gefängnisses ein. Neben seiner Stellung als Gefängnisdirektor übt er auch Praxis aus. In seinem Gefängnis sind über 2500 männliche Sträflinge untergebracht, während für Frauen eine besondere Anstalt existiert. Im allgemeinen findet man aber Frauen sehr selten in birmesischen Strafanstalten (ca. 1%). Die ganze Einrichtung macht einen vorzüglichen Eindruck. Vor allem zeichnen sich alle Räume durch peinliche Sauberkeit aus.

Zuerst führte uns der Direktor an den Zellen der zum Tode verurteilten Sträflinge vorbei, die an Händen und Füßen gekettet und in Einzelzellen gesperrt sind. Es sind größtenteils Mörder, für die schwere Strafen nötig sind. Beim Eintritt des Direktors hocken sich alle auf den Boden und heben die Hände wie zum Gebet hoch, als Zeichen der Begrüßung. Von den Abteilungen für Schwerverbrecher, die stumpfsinnig in ihren Zellen sitzen und täglich ein bestimmtes Quantum von Nüssen in einer Mahlmaschine verarbeiten müssen, gelangten wir in einen Hof, wo widerspenstige Verbrecher geprügelt oder an einer Wassertretmühle stundenlang zum Wasserschöpfen angestellt werden. Im selben Hofe findet sich auch der Galgen, an dem zu gleicher Zeit drei Verbrecher vom Leben zum Tode befördert werden können. Nachdem ihnen der Strick um den Hals gelegt ist, wird der Boden, auf dem sie stehen, weggezogen; sie stürzen nun in eine mehrere Meter tiefe Grube und den Zuschauern bleibt der häßliche Anblick des Todeskampfes erspart. Durch den Fall wird den Verbrechern die Wirbelsäule gebrochen, so daß sie nicht ersticken, sondern durch den Druck des gebrochenen Knochens auf das Rückenmark zugrunde gehen. Nach den Aussagen des Direktors ist diese Hinrichtungsart die sicherste und die humanste.

Auch über die Prügelstrafe, vor der der Eingeborene eine große Angst hat und die ihm bei Faulheit, Widerstand usw. zuerteilt wird, äußerte sich der Direktor. Seiner Meinung nach ist sie zur Aufrechterhaltung der

Disziplin vielleicht geeignet, zur Besserung eines Menschen aber vollständig wertlos. Denn trotz seiner großen Erfahrungen konnte er keinen Fall nennen, in dem aus einem Geprügelten später ein anständiger Mensch wurde. Zeitlebens erkennt man den Verbrecher an dicken, sich oft in Knollengeschwülste (Keloide) umwandelnden Narben, die teils von den Wunden nach der Prügelstrafe, teils von denjenigen, welche zur Brandmarkung der Verbrecher mit dem Glüheisen gesetzt wurden, herrühren. Eine große

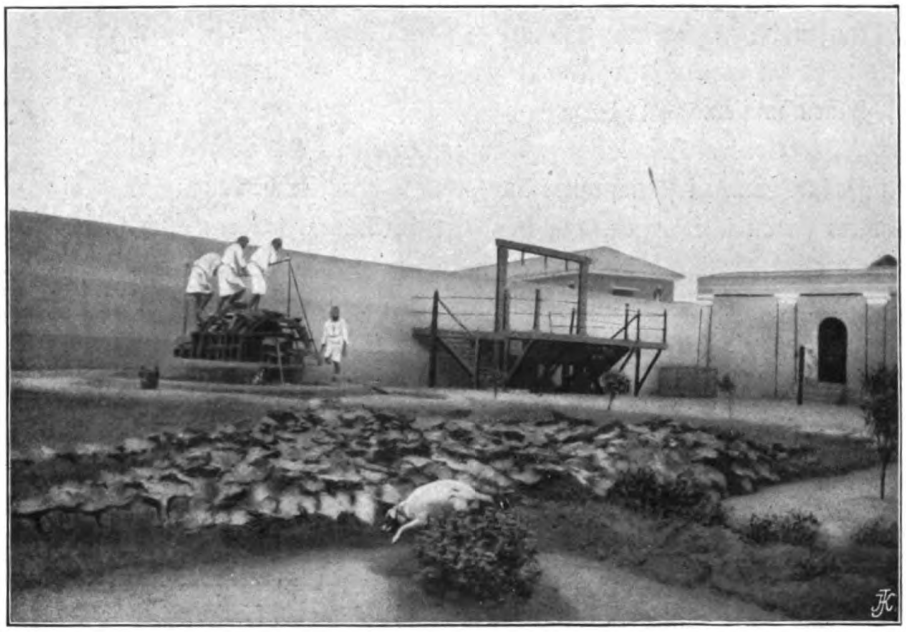


Abb. 93. Wassertretmühle und Galgen im Zentralgefängnis zu Rangoon.

Zahl von Verbrechern sind auch wegen Diebstahls, auf dem eine Strafe von 10 bis 15 Jahre Haft steht, gefangen gehalten. Viele von ihnen ziehen daher eine Deportation nach den Birma benachbarten Andamaneninseln vor, da sie dort Land zur eigenen Bestellung bekommen und sich auch Frauen zum Heiraten nachkommen lassen dürfen. Da der Birmese großes Heimweh nach seinem Lande hat, ereignen sich Selbstmorde und Fluchtversuche häufig. Diese Inselgruppe ist auch deshalb interessant, weil im Innern ein afrikanisches Zwergvolk wohnt und die Fische nicht gefangen, sondern mit Pfeil und Bogen erlegt werden.

Die leichteren Verbrecher werden im Gefängnis mit der Herstellung

von Möbeln, Holzschnitzereien, Rohrgeflechten und der Bestellung der zum Gefängnis gehörenden Gemüsegärten beschäftigt. Auch die Küche machte einen ausgezeichneten Eindruck. In großen Dampftöpfen wurde die Hauptnahrung der birmesischen Bevölkerung, das Reisgericht, gekocht.

Europäische Sträflinge sind selbstverständlich von den Eingeborenen überall getrennt. Bevor ein Verbrecher ins Gefängnis kommt, hat er erst 10 Tage lang auf der Quarantänestation zu bleiben. Im Hospital fanden wir eine Anzahl von Leprakranken, während die Lungentuberkulose beim Birmesen im allgemeinen und bei den Sträflingen im besonderen in Blüte steht, zumal letztere durch das Mahlen an den Handmühlen dauernd Staub schlucken müssen.

Im General-Hospital von Rangoon, welches ich nach dem Gefängnis aufsuchte, konnte ich mich unter der Führung des leitenden englischen Militärarztes davon überzeugen, daß nicht nur in Indien, sondern auch in Birma die großen Krankenhäuser mit allen modernen Einrichtungen versehen sind.

Interessant war mir die Mitteilung, daß man neuerdings auch ein Mittel kennt, um die häßlichen Narben bei Blatternerkrankungen zu vermeiden. Namentlich im Norden von Hinterindien in den Schanstaaten, von denen jährlich zahlreiche Einwanderungen stattfinden, sind die Blattern an der Tagesordnung und werden von hier nach Birma verschleppt. Die Blatternpusteln werden mit einer dicken Ölschicht eingeschmiert, welche den Juckreiz nimmt und eine Eintrocknung der Pustel hervorruft. Dadurch vermeidet man die nach Blatternerkrankung so entstellenden, grubenförmigen Narben.

Auch auf wissenschaftlichem Gebiete ist man hier weit voran. Da sich im Anschluß an Verletzungen, welche sich die Eingeborenen bei Streitigkeiten mit dem von den Birmesen stets mitgeführten kleinen Stock beibringen, sehr häufig Wundstarrkrampf bildet, spritzt man hier bereits prophylaktisch bei allen Verletzungen Wundstarrkrampf-Heilserum ein, wodurch die Zahl der Erkrankungen (Tetanus) bedeutend gemindert ist. Ich fand auch hier die Tatsache bestätigt, daß die Wundheilung im tropischen und subtropischen Klima rascher und einfacher vor sich geht, wie bei uns. So heilen selbst große Wunden, ohne daß man sie mit irgendetwas bedeckt, in wenigen Tagen, was nicht nur auf die trockene Hitze, sondern meiner Meinung nach auch auf die konstante, intensive Lichteinwirkung zurückzuführen ist. Letzterem Umstande schreibe ich es auch zu, daß in Birma und anderen tropischen Ländern, die in den Reismühlen beschäftigten Ein-

geborenen zwar an Lungentuberkuloſe leiden, aber eine Hauttuberkuloſe, der „Lupus“, hier zu den größten Seltenheiten gehört.

Auch Operationen werden von den Aſiaten, ſofern ihr Nervenſyſtem nicht durch das Rauchen von Opium und Haſchiſch gelitten hat, gut ausgehalten, zumal viele von ihnen, ſo die Mohammedaner, keine Alkoholiker ſind. Größere Wunden bedecken die Eingeborenen vielfach mit ausgeglühten Bananenſchalen oder mit beſtimmten Farnkräutern, von denen das Penghawar-Djambi wegen ſeiner blutſtillenden Wirkung ja auch bei uns bekannt wurde.

Einer der wichtigſten Ausfuhrartikel Birmas iſt das Teakholz. Der Teakbaum (Tectona grandis) wird wegen ſeines ſehr haltbaren, braunen, ſchweren Holzes zum Schiffbau benutzt und wird dem Eichenholz deshalb vorgezogen, weil er ein harziges Öl enthält und darum vom Waſſer nicht angegriffen werden kann. Das Alter dieſer Bäume beträgt oft mehrere hundert Jahre. Die vielſpaltigen Blüten werden ebenſo, wie die haſelnußartige Frucht von den Eingeborenen als Medizin verwandt, während mit den langen ovalen Blättern Seiden- und Baumwollſtoffe purpurrot gefärbt werden. Sämtliche Holzſäulen, die man in Birma, Siam, China und Japan antrifft, ſind aus dieſem wertvollen Holze hergeſtellt. In den vor der Stadt gelegenen zahlreichen Sägewerken ſieht man die mächtigen Stämme aufgeſtapelt, zu deren Transport nach dem Schiff Arbeitselefanten benutzt werden. Dieſes fleißige und intelligente Tier hebt die oft 60 Zentner ſchweren Balken wie ein Streichholz in die Höhe und bringt ſie an den Ort, den der Führer wünſcht. Meiſt ſind mehrere Elefanten in einem Sägewerk angeſtellt. 50 Träger wären nicht imſtande, einen ſolchen Balken zu transportieren, mit dem ein Elefant gewiſſermaßen nur ſpielt. Der Wert eines dreſſierten Elefanten wird auf 2000 Rupien geſchätzt. In Birma arbeiten zirka 3000 Elefanten, teils in der Umgebung von Rangoon, teils im Innern des Landes, vor allem aber in dem an der Küſte gelegenen Hauptausfuhrort des Teakholzes, in Mulmein.

Intereſſant iſt es, einer Fütterung dieſer Tiere zuzuſehen, die nicht weniger als 500 mannshohe Pack Gras täglich verzehren. Während die Jagd auf Bären, Büffel, Tiger, Leoparde, Hirſche, Wildſchweine, die ſehr häufig vorkommenden Nashörner und die Gibbons (eine hier immer ſeltener werdende Affenart) erlaubt iſt, iſt die Jagd auf Elefanten hier verboten. Auch zum Antrieb von Maſchinen werden dieſe Tiere benutzt, von

denen das weibliche Geschlecht wegen seines ruhigeren Temperamentes besser arbeiten soll. Auch als Reittiere dienen sie, z. B. auf der Strecke zwischen Rangoon und der Hauptstadt von Siam, Bangkok. Anfangs hatte ich die Absicht, auf diese Art Bangkok zu erreichen, doch hätte ich für die Vorbereitungen, so z. B. zum Einholen einer Erlaubnis des Vizekönigs in Kalkutta, allzuviel Zeit versäumt, abgesehen davon, daß man auch durch sehr sumpfige Fiebergegenden kommt.

Endlich gelten einige dieser Tiere auch als heilig und werden sogar von frommen birmesischen Frauen an der Brust genährt. Leider sind diese wertvollen Tiere im Innern des Landes häufig Milzbrandepidemien ausgesetzt. Man fängt die wilden Elefanten ebenso wie in Siam mit Hilfe der gezähmten, die dann auch zur Dressur der gefangenen Tiere verwendet werden.

Ein weiterer Industriezweig Birmas ist die Ausfuhr von Reis. Wild nur in Nordamerika vorkommend, findet man ihn in fast allen Ländern Asiens z. B. in China schon 3000 Jahre vor Christi angebaut, den Asiaten ein Hauptnahrungsmittel. Mit einer Empfehlung vom deutschen Konsul suchten wir eine der vielen in Rangoon und seiner Umgebung vorhandenen Reismühlen auf. Der rohe Reis oder Paddy wächst in Ober-Birma, wird einmal im Jahr geerntet und dann den kleinen Bauern abgekauft. Er kommt mittels Holzbooten auf dem größten Flusse Birmas, dem Irawaddy, nach Rangoon zur Verarbeitung in die Reismühlen und wird daselbst zu verschieden guter Qualität gemahlen. Da die Reisernte so außerordentlichen Schwankungen unterworfen ist, wird mit Reisspekulationen an den Börsen von Bremen und Hamburg viel Geld gewonnen und verloren. In der Mühle sahen wir 500 eingeborene Arbeiter beschäftigt. Zehn Monate lang wird hier Tag und Nacht gearbeitet, während zwei Monate zur Reinigung der Maschinen dienen. Mit Schüttelmaschinen wird der Paddy, den man nach Gewicht bezahlt, gereinigt, dann in Mahlmaschinen gemahlen und zuletzt in Säcke verladen. Die Qualität des Reises richtet sich nach der Größe der Reiskörner und nach dem Prozentgehalt an Bruchreis. Ist einmal eine Ernte zu gut ausgefallen, so wird der Reis mit älterem schlechterem vermischt, damit die Abnehmer nicht zu sehr verwöhnt werden. Der Mühlenbetrieb mit seinen vielen Maschinen ist trotzdem nicht kostspielig, da die Feueröfen mit Reisabfällen geheizt werden.

Nachdem wir uns zirka eine Stunde in der Mühle aufgehalten hatten und

vom Parterre bis zum fünften Stocke des Holzgebäudes geklettert waren, um die allmähliche Reinigung des Reises verfolgen zu können, waren wir derartig in Staub gehüllt, daß wir es vorzogen, unser Hotel aufzusuchen.

Die Ausfuhr von Reis aus Birma soll jährlich eine Million Tonnen betragen. Das Reisstroh findet bei der Papierfabrikation Verwendung, ferner werden Sandalen, Matten, Besen usw. daraus hergestellt und auch als Viehfutter dient es.

Am nächsten Morgen hatten wir einen Ausflug nach den Ölwerken geplant. Am Pier holte uns frühmorgens die Dampflounch der Ölkompagnie ab. Wir fuhren den Irawaddy aufwärts und hatten einen herrlichen Blick auf die Tempel, „Phras" und die stufenförmig aufsteigenden, zahlreichen Pagoden von Rangoon, während wir später die dichten Palmenwälder und zwischen ihnen die aus Lehm gebauten, auf Bambus stehenden Hütten der Eingeborenen vor unseren Augen passieren lassen konnten.

Ungefähr nach einer Stunde merkten wir an dem penetranten Geruch und sahen an der ölhaltigen Beschaffenheit des Wassers, daß die Ölwerke in der Nähe sein mußten. Noch ein kleines Stück vorwärts und vor uns lag, auf einer weiten Fläche gebaut, eine mit vielen Gebäuden und Fabrikschornsteinen versehene Anlage. An der Landungsbrücke erwartete uns einer der vielen englischen Ingenieure und Chemiker, Mr. O., der uns nun in diesem sehr großen Betrieb herumführte. Nur von einer Gesellschaft in Borneo wird dieser an Größe übertroffen. Nicht weniger als 5000 Kulis aller Nationen arbeiten hier unter Aufsicht von 50 Engländern, unter denen 15 Chemiker sind. Auf einem kleinen Wagen, der auf Schienen lief und von Kulis in rasendem Tempo weiter befördert wurde, gelangten wir zu den großen Tanks, wo das Petroleum, von Ober-Birma mit Schiffen ankommend, aufgestapelt wird. Dann gelangt man zu den ausgedehnten Kesselanlagen, in denen man es einer Reinigung unterzieht und dadurch die verschiedenartigsten Öle, helles, gelbes, grünes, braunes, sowie Paraffin und vielerlei Wachsarten gewinnt.

Die Dampfkraft ist in dieser Anlage fast überall schon durch die Elektrizität ersetzt. Mr. O. hielt mich, da er meinen Namen mit einem ähnlich klingenden verwechselte, für einen Professor, der ein Buch über Petroleumdestillation geschrieben hatte, erklärte mir daher alles ebenso ausgezeichnet wie gründlich und ich hatte große Mühe, ihm seine Fragen nur einigermaßen zu beantworten. Als ich ihm dann schließlich mitteilte, daß ich Professor der Chirurgie sei, wunderte er sich zwar sehr über mein

Interesse für die Ölfabrikation, aber er behielt die große Liebenswürdigkeit, wie sie dem Engländer charakteristisch ist, bei, und lud uns am Ende der Besichtigung zu einem Frühstück in das Klubhaus ein, das auf einer Anhöhe liegt, mit weitem Blick über den Irawaddy.

Nicht weniger als 12 Millionen Liter (ca. 3 Millionen Gallonen) Petroleum werden hier pro Woche hergestellt und nach Indien importiert, während Paraffine und Wachskerzen nach New-York und Hamburg zum Versand kommen. Das Borneoöl ist schlechter als das Birmaöl, dagegen ist das amerikanische Öl letzterem vorzuziehen, weil es beim Brennen weniger raucht. Russisches Öl ist dem birmesischen ähnlich, welches ebenfalls, wie in Baku, durch Bohrtürme gewonnen wird. Hier geschah es auch das erste Mal, daß ich einem offiziell angeschlagenen Verbot begegnete, denn an verschiedenen Stellen der Anlage konnte man die Worte lesen „No smoking". Dies ist aber auch das einzige Mal auf meiner ganzen Asienreise gewesen, daß mir ein öffentlich angeschlagenes Verbot zu Gesicht kam. Denn hier in Asien ist alles erlaubt, wofür in Deutschland das Losungswort „verboten" ausgegeben ist.

Sehr interessant ist die Wachskerzenfabrikation. Zuerst sieht man das weiche Wachs, welches in Formen geleitet wird, in deren Mitte sich je ein Lichtdocht befindet. Dann wird das Wachs mit Kühlwasser zum Erstarren gebracht und man schneidet durch eine Hebelvorrichtung 300 Kerzen auf einmal aus der Wachsmasse. Zum Schlusse überreichte uns noch unser Führer ein Paket mit Wachskerzen, welches wir auf unserer Weiterreise gut gebrauchen konnten.

Auch Gold, welches im Flußsande gefunden wird, Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Zinn und Steinkohlen sind in Birma vorhanden.

Berühmt sind endlich neben den Marmorgruben und den Bernsteinfeldern die Rubinminen in Ober-Birma, wo sich Rubine, Spinell, Amethyst, Saphir, Lapis Lazuli, Bergkristall, Mondstein und Jadestein finden. Vielfach arbeiten hier Europäer aus den südafrikanischen Diamantenminen. Der bis 30 Fuß tiefe, rubinhaltige Kies wird gehoben und teils mit der Hand, teils mit Maschinen gewaschen. Seit Jahrhunderten sind diese Minen schon von den Königen Birmas ausgebeutet worden, wo zur Zeit des Königs Thibaos ein Rubin im Wert von einer halben Million Mark gefunden wurde.

Zahlt man doch für fünf Karat Diamant nur 7000 Mark, während ein Rubin vom selben Gewicht 60 000 Mark, wenn er schön geschliffen ist und seine Farbe dem Taubenblut ähnelt, noch viel mehr kostet.

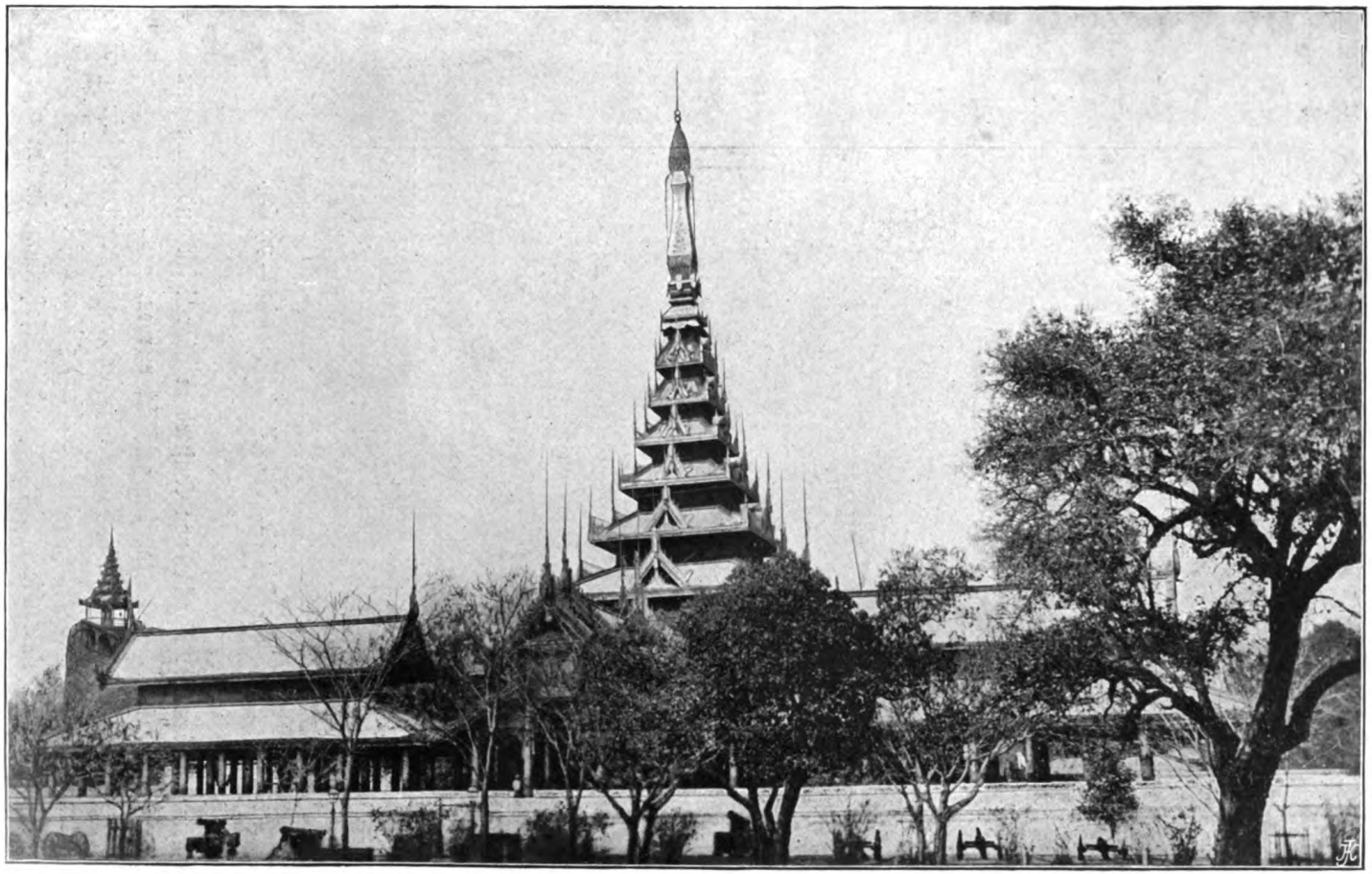


Abb. 94. Mitte des Weltalls — Alter Palaſt in Mandalay.

Früher ſchliff man dieſe Rubine und andere Steine in der Hausinduſtrie, während heutzutage die wirklich guten Steine ſofort nach London

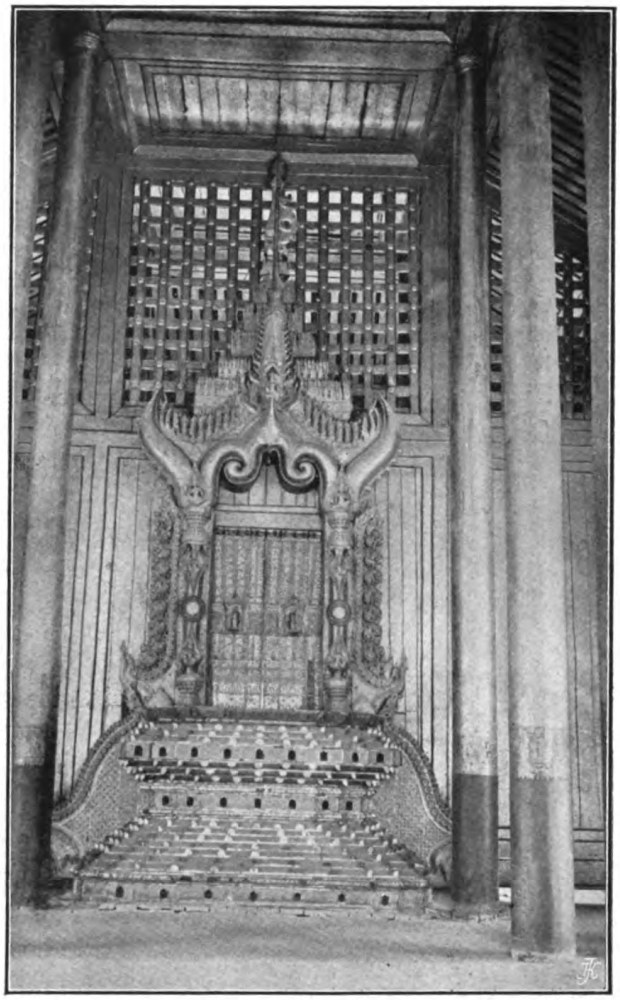


Abb. 95. Der birmeſiſche Königsthron in Mandalay.

kommen, den Schleifereien von Amſterdam überwieſen und dann zum Verkauf nach Europas Metropolen geſchickt werden.

Die aus kleinen Rubinſplittern zuſammengeſchmolzenen ſehr großen intenſiv roten Steine (rekonſtruierte Rubine) zeigen auf der Durchſicht runde Blaſen, wie bei einer Glasmaſſe, während die Hohlräume in den echten Ru-

Abb. 96. Arrakanpagode — Stadtmauer von Mandalay.

binen dadurch, daß sie von Kristallflächen gebildet werden, eine eckige Gestalt annehmen.

Wer echt birmesisches Volksleben kennen lernen will, darf die Fahrt nach Oberbirma, die, falls man nicht eine längere Tour den Irawaddy aufwärts plant, als Eisenbahnfahrt (18 Stunden) allerdings wenig anregend ist, nach der Hauptstadt des früheren Königreiches Mandalay nicht unterlassen. Denn in Mandalay kann man die alten, wunderbaren holzgeschnitzten Tempel und Paläste sehen, vor allem den alten Palast mit seinem siebendachigen

Abb. 97. Birmesisches Kloster mit abgebranntem Tempel. Mandalay.

Turm, mit dem reich geschnitzten, goldplatierten Königsthron im Innern. Vor dem Palast, der nach der birmesischen Sage auf der Mitte des Weltalls errichtet ist, finden sich viele Kanonen aus Bronze aufgestellt; man verarbeitet Bronze seit vielen Jahren zu Geschützen, allerlei Gefäßen, Tamtams, Gongs usw.

Zahlreich sind die Türmchen, welche die von einem Wasserkanal umgebene, grellweißgetünchte Stadtmauer verzieren. Geben die Bauten des Palastes von der einstigen Macht birmesischer Könige ein Bild, so zeigen die zahlreichen Tempel mit ihren vielen Pagoden und die birmesischen Klöster, daß man hier seit langer Zeit dem Kultus des Buddha huldigt. Ebenso wie die Pagoden staffelförmig zum Himmel ragen, hat man auch

Abb. 98. Tempel der 450 Pagoden in Mandalay.

den birmesischen Buddhas einen ähnlichen Kopfschmuck gegeben. Noch heutzutage werden für die vielen Verehrer Buddhas zahlreiche Statuen aus

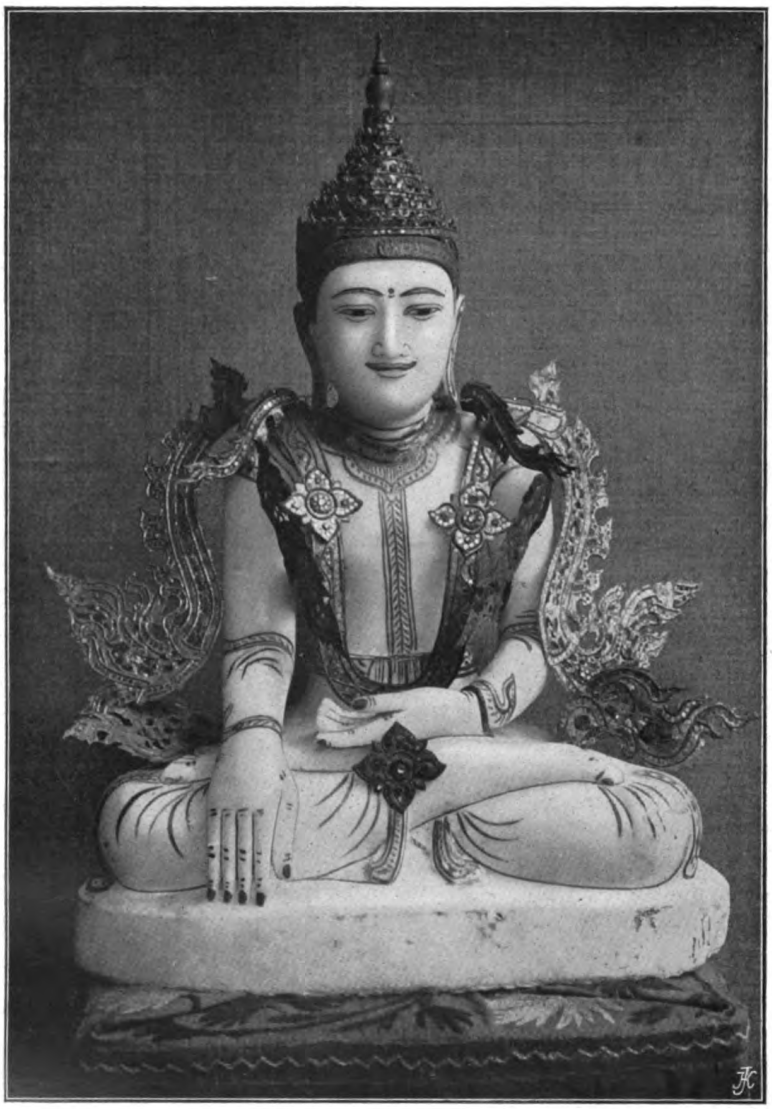


Abb. 99. Birmesischer Buddha im Festschmuck (i. Privatbesitz d. Verf.).

Alabaster in den Götzenwerkstätten hergestellt, welche in vollem Schmuck dann von reichen Birmesen teils den Tempeln geschenkt, teils in ihren Privathäusern zur Anbetung aufgestellt werden.

Die Stadt ist sehr weit gebaut, die Straßen sind breit, jedoch sehr staubig, und lediglich Holzhäuser als Wohnungen der Eingeborenen und der Kaufleute zu sehen. Nur der Basar ist ein massives Steingebäude. In ihm kann man so recht das birmesische Volkstreiben und den Charakter von Männlein und Weiblein kennen lernen, denn er wird nicht nur zu Einkäufen, sondern auch zum Flirten benutzt. Da Birma mit Recht die Obstkammer Asiens genannt wird,

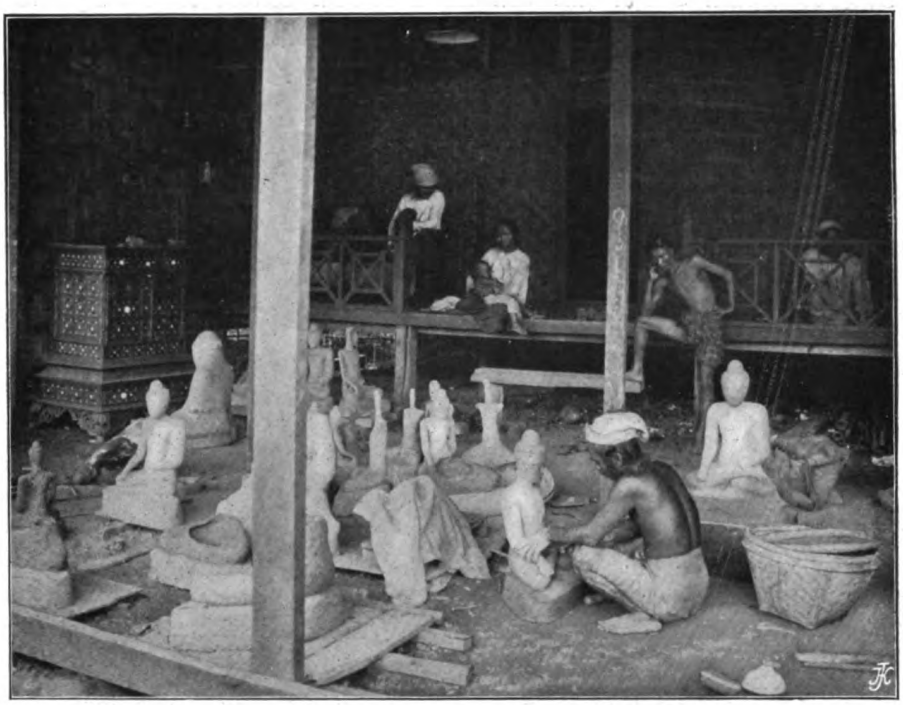


Abb. 100. Birmesische Götterwerkstatt in Mandalay.

findet man hier von niedlichen jungen Birmesinnen Bananen, Ananas, Mango, Orangen, Feigen, Kokosnüsse, Trauben, Birnen u. a. ausgeboten. An einer anderen Stelle werden die vorzüglichen Fische des Irawaddy verkauft. Dort sieht man auch zahlreiche Gemüsearten, z. B. die Artischocke. Aber nicht nur zum Verkauf von Lebensmitteln dient der Basar, sondern es werden auch alle Erzeugnisse birmesischer Industrie feilgeboten. So findet man zahlreiche weibliche Juweliere, die stets mit der Byrrhuszigarre versehen sind und sie scheinbar nicht entbehren können. Sie preisen aus hellgelbem, weichem Gold in schöner Arbeit verfertigte Ringe, Armbänder usw.,

die Steine des Landes und auch Perlen — letztere von wenig guter Qualität — an. Stundenlang kann man sich mit diesen kokett gekleideten Birmesinnen die Zeit vertreiben, da viele von ihnen schon etwas Englisch verstehen.

Für den Abend hatte uns unser Führer eine Einladung in das Haus einer birmesischen eingeborenen Familie verschafft. Die aus Holz gebauten, ein- bis zweistöckigen, mit dem charakteristischen, Tempelbauten nachgeahmten Dach versehenen Häuser sind von einem kleinen Garten rings umgeben. In den Parterreräumen befinden sich die Werkstätten oder die Geschäfts-

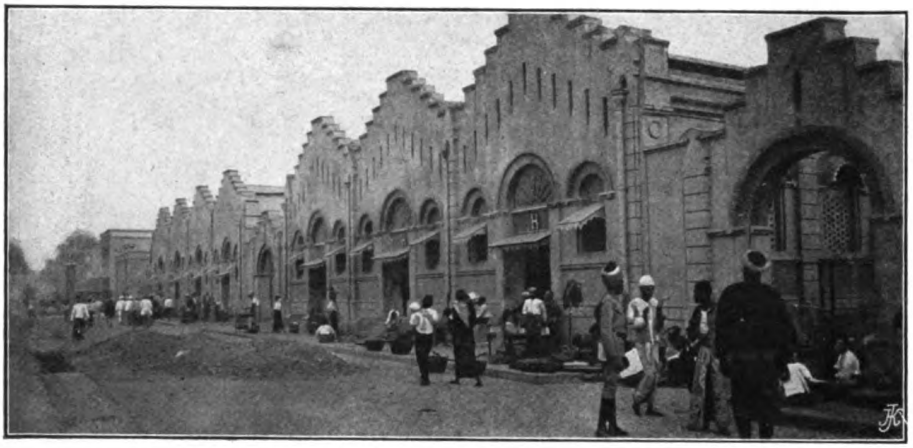


Abb. 101. Birmesische Verkaufshallen in Mandalay.

räume und die Wohnräume der männlichen Familienmitglieder, während im 1. Stock die holde Weiblichkeit haust. Hier sieht man auch die für Birma charakteristische Kochkiste, einen transportablen Feuerherd, auf dem die Hauptnahrungsmittel der Birmesen, Reis, Fische, Thee als Gemüse zubereitet und Süßigkeiten hergerichtet werden. Außer der Küche ist im ersten Stock ein in der Mitte des Hauses gelegener Empfangsraum eingerichtet, von dem aus dann kleinere, als Schlafzimmer benutzte Räume abgehen. Die Innendekoration eines derartigen Hauses beschränkt sich natürlich nur auf das Notwendigste. Trotzdem verlebten wir hier mit der Mutter und ihren zwei niedlichen Töchtern einige vergnügte Stunden, wobei wir die Birmesinnen im Zigarettenrauchen und anderen Scherzchen unterwiesen, während die Mutter ruhig ihre Byrrhuszigarre rauchte und ihren Betel weiter kaute.

Auf der Rückkehr sollten wir in Rangoon auch mit vornehmen Birmesen

bekannt werden. Dank dem erwähnten Reichtum Birmas findet man in der jetzigen Hauptstadt eine große Anzahl vornehmer, ganz europäisch ausgebildeter Eingeborener. So ist es kein Wunder, daß Europäer vornehme Birmesinnen heiraten, aus deren Ehe dann jene bekannten Halfkasts hervorgehen, von deren Schönheit und Bildung wir uns bei einer Einladung überzeugen konnten. Die liebenswürdige Wirtin, bei der wir an einem Abend speisten, war die Tochter eines Deutschen und einer vornehmen Birmesin. Im Hause ihres Gatten, das in einem wohlgepflegten Park lag und innen im modernsten europäischen Stil eingerichtet war, sollten wir einige der schönsten Stunden unserer ganzen Asienreise verleben. Man wußte nicht, ob man die Schönheit dieser Frau oder ihre allseitige Bildung und ihren Charme mehr bewundern sollte, denn fließend beherrschte sie die deutsche, englische, französische, spanische und italienische Sprache, während sie außerdem noch ihre Muttersprache und viele andere birmesische Dialekte kannte. Auch von ihrer musikalischen Begabung konnten wir uns überzeugen, indem sie uns nicht nur bekannte Berliner Lieder aus dem Metropoltheater vorsang, sondern auch klassische Musikstücke von Brahms, Tschaikowski u. a. aus dem Gedächtnis vorspielte. In der Tat lassen vornehme Birmesen ihren Kindern eine überaus gute Erziehung angedeihen, so daß man gegen derartige Mischehen durchaus nichts einwenden kann. Die Birmesin selbst zieht den fleißigen Europäer und von Asiaten eventuell noch den intelligenten, zuverlässigen Chinesen ihrem faulen Landsmann als Gatten vor.

Die Hindufrau und auch die übrigen Asiatinnen stehen also auf einer weit tieferen Stufe wie die Birmesin, deren soziale Stellung europäische Verhältnisse beinahe übertrifft. Daher macht man auch die Beobachtung, daß eine Ehe zwischen Europäern und Hindufrauen nur eine wenig brauchbare Rasse liefert.

Der liebenswürdigen Aufforderung unseres Konsuls folgend, suchten wir auch an einem Abend den vor der Stadt in einem herrlichen Park gelegenen deutschen Klub auf. Die Klubhäuser, welche man hier im Osten, wie in jeder größeren Stadt findet, sind sehr komfortabel eingerichtet und bestehen aus großen Gesellschaftsräumen, in denen Theateraufführungen veranstaltet werden, sowie Billards-, Speise-, Lesezimmern und vielfach auch in Wohnräumen für die Klubmitglieder. In vielen Städten Asiens ist der Klub so ziemlich das einzige, was dem Europäer für seine Abende übrig bleibt. Man ist daher auch in allen diesen Klubs außerordentlich gut aufgehoben und wird

überall freundlichst als Landsmann begrüßt. Auch die internationalen Klubs und namentlich die englischen Klubs bewirten Fremde gern in ihren Räumen.

Hier erfuhren wir auch etwas über das Los der nach Birma ziehenden jungen deutschen Kaufleute. Die Mehrzahl derselben ist in den Reismühlen der Bremer Großfirmen angestellt. Anfangs mit einem Gehalt von 250 Rupien monatlich, steigt dieses von Jahr zu Jahr, während die jungen Kaufleute sogar später am Gewinn des Betriebes beteiligt werden. Es ist dies eine sehr gute Einrichtung, da ihr Geschäftsinteresse dadurch nur angeregt wird. Im allgemeinen kann sich ein tüchtiger fleißiger Kaufmann in 20 Jahren so viel erwerben, daß er nunmehr als Privatier leben kann. Trotzdem ist die Zahl derer, welche dieses erstrebenswerte Ziel erreichen, eine verhältnismäßig kleine, da nur die wenigsten die dazu nötige Energie besitzen. Sowohl das heiße Klima, wie schlechte Gesellschaft beeinflussen hier vielfach die jungen Leute, so daß sie sich teils in pekuniäre Schwierigkeiten verwickeln, teils auch in ihrer Gesundheit geschädigt, ohne den gewünschten Erfolg die Heimat wieder aufsuchen müssen. Die jungen Leute leben hier einfach zu zweien oder zu dreien in einem gemeinsam gemieteten Hause, wo sie auch gemeinschaftlich Küche (Messe) führen. Sie halten sich Dienerschaft und vielfach auch Wagen und Pferde. Ja, in den Städten an der Ostküste Chinas, wie in Shanghai und Hongkong, gibt es viele, welche sich trotz ihres geringen Gehaltes einen Rennstall leisten. Auch durch Hazardspiele und Wetten ruinieren sich manche.

Man lebt hier vielfach mit Birmesinnen zusammen, welche aus dem Innern des Landes kommen und den Eltern abgekauft werden. Der Mann ist dabei gesetzlich verpflichtet, für seine Kinder zu sorgen und beim Verlassen des Landes der Birmesin eine Entschädigung auszuzahlen.

Die Losung des letzten Tages in Rangoon war „shopping", eine Beschäftigung, die man rasch bei einer derartigen Reise lernt und lieb gewinnt. Denn auch beim Besuch der Magazine kann man die Industriegegenstände des Landes kennen lernen. Hier in Birma geht es schon sehr international her. Hat doch z. B. Goonamal Parasram nicht nur in der Merchant Street Rangoons, sondern auch als Parsi in Bombay, ferner in Kalkutta und in Yokohama Niederlagen seines sehr sehenswerten Geschäftes, in dem er teils birmesische Kuriositäten, Silber und Goldarbeiten, Holz- und Elfenbeinschnitzereien ausbietet, teils Seidenstoffe verkauft, teils auch als Juwelier Geschäfte abschließt. Als letzterer schickt er sogar Rubine, Perlen und andere

Steine auf Beſtellung nach Europa, wo ſie zur Beſichtigung in einer Bank deponiert werden.

Um uns den Abſchied von dieſem ebenſo herrlichen, wie intereſſanten Lande leichter zu machen, hatte uns die charmante Gattin unſeres Konſuls zu einem Abſchiedsdiner in ihre ſchöne Villa eingeladen. Hier ließen wir noch einmal unſere Geſamteindrücke über Birma Revue paſſieren und ſprachen unſer lebhaftes Bedauern darüber aus, daß es uns nicht vergönnt war, noch länger im gaſtfreien Birma zu verweilen, denn ſchon wartete der Dampfer auf uns, welcher uns nach einem neuen Lande Aſiens bringen ſollte.

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy. (Shakespeare.)

Abb. 102. Der Palaſt des Sultans von Johore.

VII. Kapitel.

Straits Settlements und die Smaragdinſel Java.

An Bord der Palitana. — Wie ein amerikaniſcher Krösus reiſt. — Ich philoſophiere mit Mr. R. — Auf der Jagd nach Kakerlaken. — Einfahrt in die Straße von Malaka. — Chineſiſche Rikſcha-Kulis in Penang. — Das Villenviertel in Penang. — Der botaniſche Garten. — Ich erſtehe einen Papagei. — Sonnenuntergang in der Straße von Malaka. — Ein Malaie ſagt mir ungünſtige Nachrichten von Hauſe voraus. — Die Reede von Singapore. — Abſchiedsfeier auf einem heimreiſenden Lloyddampfer. — Die malaiiſche Bevölkerung. — Der Handel von Singapore. — Im Chineſenviertel. — Wie es in den Tropen regnet. — Der Korſo vor dem Europehotel. — Im Palaſt des Sultans von Johore. — Muſchelverkäufer und Taucher. — Dicht vor der Verhaftung. — Auf einem holländiſchen Dampfer. — Frauen, die über den Handſchuh getraut ſind. — Because you are a german Professor. — Ein Sternenhimmel am Äquator. — Auf der Reede von Batavia. — Weltewreden. — Ein javaniſches Frühſtück. — In den Zelten von Weltewreden. — Das Muſeum. — Im Innern der Smaragdinſel. — Der Reisbau in Java. — Die tropiſche Vegetation. — Die Holländer als Koloniſatoren. — Garoet. — In einem malaiiſchen Dorf. — Ein Ritt durch den Urwald. — Auf dem Krater Papandajan. — Amokläufer. — Über den Ponjakpaß nach Buitenzorg. — In einer javaniſchen Bergkammer. — Javaniſche Schattenſpiele. — Die Neißerſche Expedition. — Rückreiſe. — Wir feiern meine IV. Äquatorpaſſage.

This life what w'are leaving in
Is very hart to beat,
You get a thorn with every rose
What an't the roses sweat?

Schon lag die „Palitana" am Pier zur Abfahrt bereit, um uns von Rangoon weiter ſüdlich nach den Straits Settlements zu tragen. Ziemlich langſam ging die Einſchiffung der Paſſagiere vor ſich, da viele Reiſende

von Birma dorthin ihre Wege lenkten und das Schiff auch große Ladungen einzunehmen hatte.

Auch wir hatten, abgesehen von unserem stets mitgeführten Gepäck, unsere verschiedenen, in Kisten gepackten Einkäufe zu verladen, da wir dieselben in Penang einem heimreisenden Lloyddampfer zur Beförderung übergeben wollten. Mit Mühe und Not hatten wir meinen teuer erstandenen Alabasterbuddha aus Mandalay in eine schwere Kiste eingepackt. Aber als ob er uns einen Streich spielen und sich die Entführung nicht gefallen lassen wollte, platzte beim Umladen das Seil an der Winde, und die Kiste sauste von oben herab in einen großen Korb Eier, weniger zum Schaden meines Buddhas, wie zu dem der Besitzerin des Korbes. Auch alte Bekannte von der Ausreise fanden sich an Bord ein, so ein amerikanischer Krösus, der, obwohl er die Siebziger schon längst überschritten hatte, trotzdem noch mit seinen zwei liebreizenden Töchtern eine Reise um die Welt unternahm, was ihm auch scheinbar sehr gut bekam.

Auf der ganzen Reise konnten wir beobachten, daß ein hohes Alter bei einem derartigen Unternehmen durchaus nicht hinderlich ist, wenn Geld dabei keine Rolle spielt, wie es bei ihm der Fall war. Abgesehen von seinem Diener und einer Kammerzofe führte er auch seinen Leibarzt mit, welcher gleichzeitig als Reisemarschall figurierte, während er sich überall da, wo nicht gerade eben Eisenbahnanschluß war, einen Extrazug leistete. Vielfach sieht man ja auch Engländer, Amerikaner und Franzosen mit ihren herrlich eingerichteten, großen Dampfjachten eine derartige Reise ausführen, einen Luxus, den man sich in Deutschland bisher noch nicht gestattet.

Da wir mehrere Tage auf See waren, suchten wir uns mit unseren Mitreisenden bekannt zu machen, teils um neue Gedanken auszutauschen, teils um uns für die Weiterreise brauchbare Winke zu verschaffen. Nicht unerwähnt will ich dabei einen Engländer lassen, Mr. E. W. R., der mit seiner Gemahlin seit Jahren die ganze Welt bereist und sich dadurch ein außerordentliches allgemeines Wissen angeeignet hat. Durch rastlose Arbeit in Australien in kurzer Zeit zum wohlhabenden Mann geworden, beschäftigte er sich jetzt ausschließlich mit Philosophie. Stundenlang unterhielten wir uns bei der herrlichen, durch keine Bewegung beeinträchtigten Seefahrt über Darwin, Nietzsche, Spencer und andere berühmte Philosophen. Eine große Anzahl freundschaftlicher Ratschläge und Winke für die Reise sowohl, wie fürs Leben verdanken wir ihm. Auch der englische Kapitän, welcher

durch sein vornehmes, freundliches und sicheres Auftreten bald aller Herzen gewann, trug dazu bei, uns die Reise möglichst angenehm zu machen. Da sich noch mehrere Deutsche und Österreicher auf dem Schiff befanden, so hatten wir bald einen kleinen Klub, welcher sich am Tag mit allerhand Erzählungen und abends bei einem Spielchen die Zeit vertrieb.

Weniger angenehm war der Aufenthalt nachts in den Kabinen, denn abgesehen von den Ameisen, welche aus allen Spalten der Holzwände herauskrochen und sich nun an das Zerstören alles Greifbaren heranmachten, mußten wir vorm Schlafengehen erst eine Jagd auf Kakerlaken machen, von denen es im Zimmer wimmelte. Diese Tropen-Schwaben sind dreimal so groß als ihre europäischen Abkömmlinge und kriechen genau so wie diese am Fußboden, an Wänden und Decken herum. Auch im Bett blieb uns leider ein neuer Jagdausflug nicht erspart, den wir jedoch mit einer Büchse Insektenpulver rasch und erfolgreich zu Ende führten. Da die Moskitos auch auf der Seefahrt das Schiff nicht verlassen, so sind die Betten mit Moskitonetzen versehen. Mir haben diese gefährlichen, die Malaria bringenden Stechmücken auf der ganzen Reise und auch auf der früheren Afrikareise nie etwas getan, sei es, daß ihnen mein Blut zu sauer ist, sei es, daß ein Hautcrême (coldcream), mit dem ich mir Gesicht, Hände und Füße einreibe, sie verjagt. Man tut auch gut daran, im Schlafanzug die Nächte zu verbringen und Hände und Füße mit sackartigen Überzügen zu versehen. Schlimm erging es meinem Reisebegleiter. Er sah oft am Morgen aus, als ob er die Beulenpest hätte, und kein Mittel konnte die Moskitos von ihm verscheuchen.

Bei spiegelglatter See und bei herrlichem Wetter hatten wir uns unterdessen Penang genähert. Trotzdem unser Schiff nur eine Schraube besaß und starke Meeresströmungen vor der Einfahrt in die Straße von Malaka die Schiffe oft zurücktreiben, hatte es unser Kapitän mit sicherer Hand ohne Verspätung auf die Reede von Penang geleitet. Anfangs mußten wir draußen liegen bleiben, bis der Arzt an Bord gekommen war. Diesmal sollten wir aber nicht so rasch von der Quarantäne frei werden, wie es bisher der Fall war. Denn in Birma hatte man im letzten Augenblick noch einen Franzosen mit hochgradigem Fieber einsteigen lassen, welcher während der Fahrt unter typhusähnlichen Erscheinungen erkrankte. Erst nach langer Untersuchung stellte es sich heraus, daß er keinen echten Typhus, sondern nur eine weniger gefährliche typhusähnliche Erkrankung hatte. Nun war

unser Schiff von Quarantäne frei. Daß wir darüber hoch erfreut waren, ist einleuchtend, wenn man bedenkt, daß durch eine mehrtägige Quarantäne das ganze Reiseprogramm umgestoßen werden kann und sich die Reise dadurch leicht um mehrere Wochen verzögert.

Unterdessen war unser Dampfer von der Reede Penangs dem Hafen näher gekommen, und wir konnten jetzt eine Einfahrt erleben, wie sie der in die Straße von Messina recht ähnlich ist. Man sieht mächtige, am Kai entlang angelegte Gebäude. Hier haben die großen Firmen ihre Geschäftsstelle, z. B. auch der Norddeutsche Lloyd. Zwei Kirchen überragen die kleine, aber modern gebaute Hafenstadt. Dicht daneben reichen herrliche Palmenwälder bis an das Meer heran. Auch gegenüber der Insel Penang ist das Festland mit dichten Palmenwäldern besetzt, welche, trotzdem sie alte Bekannte von uns waren, ihren Eindruck auf uns nicht verfehlten.

Hier lag auch inmitten dieser Wälder eine Fabrik, in der Zinn für den Export hergerichtet wird. Im Hafen boten mehrere große Ozeandampfer, kleinere Handelsschiffe, die Jacht eines englischen Earls, der hier Tiefseeforschungen machte, kleine Segelboote, die Daus und die flachen Holzboote den Malaien ein abwechslungsreiches Bild. Diese, „Sambas" genannten Boote sind ähnlich den birmesischen flach gebaut und vorn spitz auslaufend, während sie in ein breites Hinterteil übergehen. Von einem Malaien, der in der Mitte des Bootes stehend die Ruder führt, werden sie schnell und geschickt vorwärts bewegt.

Bevor wir an Land fuhren, hatten wir von einem der zahlreichen Geldwechsler, welche an Bord gekommen waren, unsere indischen Rupien in mexikanische Dollar umgewechselt. Der Kurs des Dollar mex, wie man ihn kurz hier benennt, ist großen Schwankungen unterworfen, so daß man ihn bald zum Werte von 1,70 Mark, bald auch von dem zu 2,50 Mark kaufen muß. In ganz Ostasien als Geschäftsmünze benutzt, werden durch die Kursschwankungen enorme Summen gewonnen und verloren.

Nachdem wir unserem Bootführer für die Überfahrt 5 Cents — die übliche Taxe — entrichtet hatten, sahen wir uns, am Land angekommen, von zahlreichen chinesischen Rikscha-Kulis umringt. Freundlich grinsend boten sie uns ihre Dienste an. Von kräftiger, gedrungener Gestalt und außerordentlich gut entwickelter Muskulatur sind sie imstande, selbst Zentnerlasten kilometerweit mit der Geschwindigkeit eines Zweispänners fortzubewegen. Sie sind mit kurzen pumphosenartigen Beinkleidern versehen, tragen eine schwarze,

dickgefütterte Jacke, während ihr Haar bis zum Wirbel wegrasiert ist und von dort ab als Zopf herunterhängt. Vielfach werden diese Zöpfe dadurch künstlich verlängert, daß sie sich schwarzes Garn hineinflechten, denn auch der gewöhnliche Rikschah-Kuli hat den Stolz, einen möglichst langen Zopf zu tragen. Zum Schutz gegen die Sonne dienen ihnen große, oben spitz zulaufende Strohhüte, welche hier aus Reisstrohabfällen hergestellt werden.

Mit der Rikscha ging es nun durch die europäische Geschäftsstadt, welch letztere allmählich in die Chinesenstadt übergeht, in der man zahlreiche kleine Häuser mit den großen Aushängeschildern chinesischer Kaufleute sieht. Denn die Chinesen überwiegen die malaische Bevölkerung vollständig, zumal sich der Chinese überall, wo er hinkommt, sehr stark vermehrt und bald die Urbevölkerung verdrängt. So wurden wir also hier zum erstenmal auf die gelbe Gefahr aufmerksam gemacht. Dabei sind die Chinesen überaus fleißige, zuverlässige Arbeiter, welche gleich von Anfang an auf mich einen äußerst günstigen Eindruck machten.

Von dem Geschäftsviertel kommt man allmählich auf breiten, mit herrlichen Baumalleen besetzten Straßen nach dem Villenviertel. Kleine, weiß getünchte, ein- oder zweistöckige Häuschen, rings von wohlgepflegtem englischen Rasen umgeben, liegen hier inmitten prächtiger Palmen aller Art, Bäumen und Sträuchern, deren bald rote, bald violette, bald gelbliche Blüten dem Ganzen ein überaus wohltuendes, farbenprächtiges Bild verleihen. Ein angenehmer Jasmingeruch und der Gesang zahlloser Vögel vervollkommnen das schöne Naturbild. In den Gärten sieht man vornehme Chinesen auf den Rasenplätzen ihre kleinen Pferde tummeln oder sich dem Tennisspiel hingeben. Eleganten ein- oder zweispännigen Wagen begegnet man in allen Vierteln dieser Villenstadt. Inmitten derselben liegt eine kleine portugiesische Kirche, welche an die ersten Kolonisatoren der Welt, die Portugiesen, erinnert.

Eine Sehenswürdigkeit von Penang ist der am Ende des Villenviertels gelegene Botanische Garten, der, wenn auch klein, doch ein Schmuckstückchen allerersten Ranges darstellt. In einem von hohen Felsen umgebenen Tal gelegen, bedeckt er eine dreieckige Fläche, auf der man nicht nur die Mehrzahl der in den Tropen vorkommenden Bäume findet, sondern auch vielfarbige Palmen, Orchideen, Gewächshäuser mit allen nur möglichen Kaktusarten, Schling- und Zierpflanzen sieht. An der Spitze dieser dreieckigen Fläche schickt ein Wasserfall sein kristallklares Naß in die Tiefe. Hier im Botanischen Garten sieht man die vornehme Welt von Penang, teils in

eleganten Gespannen, teils auch schon in Automobilen. In der Mitte des Parkes fließt ein kleiner, vielgewundener Bach, vorbei an mächtigen Gummi- und Indigobäumen. Auch die Jugend Penangs vertreibt sich hier die Zeit.

Auf der Rückfahrt wurden uns im Chinesenviertel zwei herrliche Papageien angeboten, die wir zu unseren Reisebegleitern wählten. Neben dem bunt gefiederten, überaus farbenprächtigen kleineren Papagei kommt hier auch Cacatua alba galerita mit seinem schönen weißen Gefieder und dem herrlichen gelben Schopfe vor.

Der erste Eindruck, den wir von den Straits-Settlements gewonnen hatten, war ein überaus günstiger. Doch schon hatte unser Schiff die genügende Menge Kohlen geladen und ließ nun sein dreimaliges Signal mit der Dampfpfeife ertönen, ein Zeichen, daß wir uns an Bord begeben mußten. Leider konnten wir der berühmten Durianfrucht nicht habhaft werden, die wie Zwiebel und Knoblauch riecht, aber herrlich im Geschmack sein soll. Dagegen hatten wir uns mit den ebenfalls hier vorkommenden orangeähnlichen, jedoch viel größeren Früchten (Grape-fruit) versehen, die einen äußerst angenehm bitteren, erfrischenden Geschmack haben.

Die Fahrt, welche man nun entlang der Küste von Malaka zurücklegt, führt an vielen oft gerade noch aus dem Wasser hervorsehenden Korallenriffen und auch vulkanischen Erdgebilden vorbei. Der Verkehr in dieser Straße an großen, wie kleinen Booten ist ein sehr ausgedehnter. Bald merkt man, daß man sich in der äquatorialen Zone befindet, aber trotz der Hitze war die Fahrt bis zur Reede von Singapore eine durchaus angenehme. Ein herrlicher Sonnenuntergang in der Straße von Malaka wird mir unvergeßlich bleiben. Beobachtet man die Sonne kurz vor ihrem Untertauchen am Horizont, so sieht man, daß die rote Feuerkugel in diesem äquatorialen Gebiet gelbgrüne Strahlen über die Meeresfläche sendet, die dadurch den herrlichen Anblick einer fluoreszierenden Wasserfläche bietet.

Daß sich auch hier unter den Malaien gute Wahrsager finden, sollte ich leider am eigenen Leibe erfahren. Aus meiner rechten Hand sagte er mir, entsprechend den in der Handfläche ziemlich regelmäßig vorkommenden, stärker ausgeprägten Handfurchen, die Zukunft voraus. Abgesehen von dem üblichen Gerede, wie langes Leben, guter Verstand, Sehnsucht nach einer geliebten Frau, gab er mir den Rat, möglichst bald nach

Hause zurückzukehren, da meine Angehörigen auf mich warteten. Je früher ich zurück wäre, desto besser sei es für mich. Außerdem erwarteten mich in Singapore Nachrichten, welche für mein weiteres Reiseprogramm maßgebend sein würden. Da ich bisher nur in Bombay Briefe von Hause erhalten hatte, so wurde ich durch diese, so bestimmt gemachten Angaben des Malaien stutzig, und in der Tat erhielt ich in Singapore einen Brief, daß mein Vater schwer erkrankt sei und ich dadurch vor die Frage gestellt war, ob ich ostwärts oder westwärts die Reise fortsetzen sollte.

Wir waren in den größten, natürlichen Hafen der Welt, Singapore, eingefahren und hatten einen herrlichen, übersichtlichen Blick über diesen wichtigen, militärischen Stützpunkt der englischen Vorherrschaft in Asien. Während sich die Stadt längs der Küste auf einem schmalen Landstriche ausdehnt, ist der Hafen rings von Gebirgen und hochaufragenden Inseln umgeben, welche so stark befestigt sind, daß Singapore als uneinnehmbar gilt. Gleichzeitig haben die Engländer hier ihre großen Docks (auch schwimmende) angelegt, in denen die englischen Kriegsschiffe und die Handelsflotte jeder Zeit wieder seetüchtig gemacht werden können. Aber auch wir sollten mit berechtigtem Stolz erfüllt werden, als wir nicht weniger als 30 teils größere, teils kleinere Schiffe des Bremer Lloyd in dem Hafen von Singapore fanden. Für den Lloyd ist Singapore der asiatische Knotenpunkt, indem von hier aus Zweiglinien nach Borneo, nach den Molukken, nach Siam und nach Neu-Guinea abgehen, ganz abgesehen von den großen Linien nach Ostasien und Australien.

Unterdessen hatte unser Dampfer dicht neben dem noch etwas größeren „Prinz Ludwig" derselben Linie am Kai angelegt. Kurz und sachgemäß wurde die ärztliche Visite von Seiten des englischen Arztes erledigt, doch wurden sämtliche Passagiere, die an Land blieben, für die nächsten Tage zu einer weiteren Kontrolle nach der Health-Office (Gesundheitsamt) bestellt. Da der „Prinz Ludwig" auf der Heimreise war, so hatte sich am Kai eine große Menge Europäer eingefunden, welche den Nachhausereisenden den letzten Abschied gaben, der im modern eingerichteten Rauchzimmer dieses Dampfers bei Faßbier gefeiert wurde.

Wir hatten den „Prinz Ludwig" aufgesucht, um dem Gepäckmeister unsere zwei Papageien zur Nachhausebeförderung zu übergeben, da diese zwei Vögel sich sehr bald durch ihr entsetzliches Geschrei unbeliebt gemacht hatten. Um 12 Uhr wurde das Signal zur Abfahrt des Dampfers ge-

Abb. 103. Im Hafen von Singapore.

geben und es war eine interessante Szene, als sich der Koloß allmählich unter den Klängen der Musik in Bewegung setzte. Die Passagiere standen an der Reeling und winkten der dichtgedrängten Menschenmenge am Kai ihre letzten Grüße zu. Bald war das Riesenschiff unsern Blicken entschwunden.

Singapore, nur wenige Kilometer nördlich vom Äquator an der Südspitze von Malaka gelegen, ist wohl die wichtigste Handelsstadt Ostasiens, denn hier berührt sich der Handel Ostasiens mit dem westasiatischen und dem australischen.

Die 250 000 Einwohner setzen sich aus allen möglichen Nationen zusammen. Drei Viertel davon sind Chinesen, ein Achtel noch Ureinwohner (Malaien), ein Teil besteht aus Europäern und dazwischen mengen sich Araber, Birmesen, Siamesen, Parsen, Juden und Indier. Zuckerrohr, Reis, Pfeffer, Tapioka, Lack, Patschuli werden neben dem auf Malaka vorkommenden Zinn ausgeführt. Daher herrscht auch in Singapore ein überaus reger Geschäftsverkehr. Stets ist der ganze Hafen, an dem sich große Kohlenlager und Warenschuppen neben vielstöckigen Geschäftshäusern befinden, von einer Unmenge jener breiten Transportkähne belebt, welche die Ausfuhrware den großen Dampfern überbringen und von Chinesen und Malaien mit langen Ruderstangen fortbewegt werden. Ebenso lebhaft ist das Treiben auf dem Singaporefluß, welcher das moderne, von einer europäischen Großstadt nicht zu unterscheidende Viertel von der Chinesen- und Malaienstadt trennt.

Der Malaie als Ureinwohner von Malaka ist auch hier bereits zum größten Teil von der chinesischen Bevölkerung verdrängt, so daß die mongolische Rasse über die malaiische das Übergewicht bekommen hat. Letztere ist heutzutage nur noch auf Malaka, die Sundainseln, Australien und den zugehörigen Inselarchipel beschränkt. Der malaiische Menschenschlag ist hübscher als der mongolische. Die Hautfarbe ist gelblichbraun und ihre von schönem, glattem, schwarzem Haar umrahmten Gesichtszüge sind nicht so sehr durch zu stark vorstehende Backenknochen und exzessive Schlitzaugen verunziert.

Die Malaien sind im allgemeinen klein, selten wird einer über 1,60 m lang. Ihrem Glaubensbekenntnis nach sind sie Mohammedaner und bedienen sich auch der arabischen Schrift. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Anfertigung von Schmuckgegenständen, Kriegswaffen, Stoffen aus Seide und Wolle, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, während ein Teil von ihnen

beim Schiffbau tätig ist, auf Schiffen arbeitet oder auch, namentlich auf den kleineren Inseln, dem Seeraub obliegt.

Wer sich in Singapore befindet, wird es nicht versäumen, den Markt am Raffelskai aufzusuchen, wo die Bevölkerung ebenso verschiedenartig ist, wie die hier ausgebotene Ware. Abgesehen von Früchten aller Art, Ananas,

Abb. 104. Ein deutscher Kürassier und ein malaischer Zwerg.

Zuckerrohr, Erzeugnissen des Brotfruchtbaumes, Mango und vielen anderen, treffen wir hier außer den gewöhnlichen Seefischen auch viele seltsame, nur hier bei Singapore vorkommende Fischarten an, während auch allerhand Seetiere feilgehalten werden. Die Europäerstadt ist reich an schönen Bauten. Es sind die Regierungsgebäude, die Post, die Telegraphenstation, das Haus des Gouverneurs, wie auch die Häuser der Großkaufleute zu nennen. Außerdem liegen Warenhäuser im europäischen Viertel zerstreut.

Nicht nur im Europäerviertel am Kai entlang findet man breite, wohlgepflegte Straßen, sondern auch im Chinesen- und Malaienviertel zeugt alles von einer gewissen Wohlhabenheit der Bevölkerung. Denn hier sieht man die Eingeborenen nicht mehr in Hütten wohnen. Selbst die gewöhnliche Arbeiterklasse Hinterindiens, die Kulis, wohnen in einem Steinhaus, welches gewöhnlich noch mit einem kleinen Garten umgeben ist. Die Chinesen nennen meist ein- bis zweistöckige Häuser ihr eigen, in deren unteren Räumen sie ihre Werkstätten etablieren, während durch große, fahnenartig ausgehängte Schilder der Vorübergehende auf das Geschäft aufmerksam gemacht wird. Da zeigen sie nun oft nicht nur ihr Gewerbe an, sondern auch die Stadt, aus der sie kommen. Vielfach liest man einen chinesischen Namen und dahinter: Wäscher aus Shanghai, denn diese Wäscher sind in ganz Ostasien berühmt, und in der Tat ist meine Wäsche nie so gut behandelt worden, wie von chinesischen Waschleuten. Daß man hier auch ein Museum errichtet hat, ist ja natürlich. Die überaus reichhaltige, ethnographische und naturhistorische Sammlung, durch deren Studium wir dem malaiischen Volksstamm näher gebracht werden, findet sich etwas abseits vom Kai gelegen auf dem Weg zum Botanischen Garten, inmitten großer parkartiger Anlagen. Man sieht in dem an der Orchard Road gelegenen Raffles Museum sämtliche Tierklassen, welche hier vorkommen, geordnet, darunter z. B. jene Riesenmuschel striduca gigas oder Giant-Clam, welche den Eingeborenen beim Baden oft so gefährlich wird. Kommt nämlich ein Badender mit seinem Fuß in eine geöffnete Muschel, so schließt sie ihre fast meterlangen Schalen und schlägt dabei mit dem scharfkantigen zackigen Rand derselben das Bein ab. Ähnliches kommt auch, wie ich auf meiner Afrikareise erfuhr, in Mozambique vor.

Vom Museum aus fährt man weiter an herrlichen Villen vorbei nach dem Botanischen Garten, der zwar nicht so romantisch gelegen ist wie der in Penang, sich aber durch größere Ausdehnung und noch reichhaltigeren Inhalt auszeichnet. Hier sieht man alle Palmenarten vertreten, darunter die von Madagaskar stammende Wanderpalme, Sagopalmen, Muskatnußbäume, spanisches Rohr (Calamus Rodang), während in Treibhäusern alle Arten von Orchideen aufgezogen werden. Auf der ganzen Strecke bis zum Garten und im Garten selbst findet gegen Abend ein sehr reger Korso statt, denn jeder Europäer hält sich hier ein Pferd oder einen Wagen, um sich von der tagsüber oft mörderischen Hitze zu erholen. Allerdings

ist das Klima von Singapore insofern günstig, als Regenniederschläge hier an der Tagesordnung sind. Das sollten auch wir erfahren. Innerhalb weniger Sekunden verdüstert sich der Himmel und was dann kommt ist nicht Regen zu nennen, denn eimerweise stürzt das Wasser vom Himmel; nur eine Minute braucht man unter freiem Himmel zu sein, um so naß zu werden, daß man am selben Tage überhaupt nicht mehr trocknet. Alles flüchtet unter die vor den meisten Häusern befindlichen Arkaden.

Die Straßen außerhalb des Geschäftsviertels sind, ähnlich wie in Colombo, aus rotbrauner Steinerde hergestellt, die in der Umgebung der Stadt aus Steinbrüchen gewonnen wird. Die Erde ist so fest gewalzt, daß man glaubt auf Asphaltboden zu fahren.

Um Singapore und seine Bevölkerung richtig kennen zu lernen, muß man zur Abendzeit von der Terrasse des Europehotel, dem sich hier abspielenden Korso zusehen. Gleich vor dem Hotel erstreckt sich eine für zirka reichlich sechs Gespanne breite Fahrstraße, während man dahinter die großen Spielplätze für Tennis, Krocket und Fußball vor sich hat und dann noch weiter vorwärts auf den Hafen ausblickt. Auf dieser Straße nun spielt sich ein Korso ab, wie er abwechslungsreicher meiner Meinung nach in keiner Stadt der Welt zu sehen ist. Moderne Equipagen mit großen Karossiers bespannt und vier Dienern besetzt, rollen vorüber; ihre Insassen sind gewöhnlich reiche Chinesen. Da sieht man einen Chinesen in der so sehr kleidsamen Tracht seines Volkes, ganz in Seide, mit Monokel, schnell und geschickt sein Tandem lenken. Sehr ausgedehnt ist hier der Automobilverkehr. Engländerinnen sieht man gewöhnlich eigenhändig ihr Gespann führen, die Australierin erkennt man daran, daß sie sich beim Wagenfahren ein viereckiges Monokel einklemmt. Noch prächtiger wird der Anblick des Korsos, wenn nach Untergang der Sonne die vielen Gespanne und Beförderungsmittel mit hell leuchtenden Laternen durch die Straßen sausen, und die zahllosen, im Hafen befindlichen kleineren Ruder- und Segelboote, die Transportboote und endlich die Ozeandampfer ihre Lichter aufgezogen haben. Selbst der Rikscha-Kuli ist modern geworden, denn an Stelle des Kerzenlichtes brennt er auf seinem Gefährt Azetylengas.

Ein Diner im Europehotel am Abend gehört mit zu dem Großartigsten, was man erleben kann. Der weite, in Marmor gebaute Speisesaal vereinigt hier Repräsentanten aller europäischen Nationen unter den Klängen einer ausgezeichneten Musikkapelle, welche unter der Leitung eines

Musikprofessors bekannte Weisen aus aller Herren Länder vorträgt. Mit Freuden konnten wir konstatieren, daß auch die einschmeichelnden Lieder Paul Linckes hier ihre Triumphe feierten.

Der Aufenthalt im Hotel ist auch deshalb so interessant, weil man gewöhnlich Bekannte trifft, welche die Reise von Osten nach Westen angetreten haben und sich hier von den überstandenen Strapazen einige Tage erholen. Mit Recht trägt also diese Stadt ihren Namen „Sing-gah-pura", was nichts anderes als Raststadt bedeutet.

Nach dem Diner ist für zahlreiche Vergnügungen gesorgt. Sowohl chinesische, wie malaiische Theater führen ihre Volksstücke auf, während die modernen Japaner zur Belustigung des Volkes Kinematographentheater errichtet haben. Auch zahlreiche schöne Japanerinnen, diese Blumen der Nacht, sieht man noch bis spät in die Nacht hinein in ihren Rikschas spazieren fahren und dem Fremden kokette Blicke zuwerfen.

In dem äußerst komfortabel eingerichteten deutschen Klub kann man den Abend ebenfalls angenehm zubringen. Die Bedienung wird hier allgemein durch Chinesen gehandhabt, welche zwar langsam, aber äußerst gewissenhaft ihren Dienst versehen. Vorausgesetzt, daß man diese liebenswürdigen Leute gut zu behandeln versteht, kann man keinen besseren Diener auf der Welt finden. Nur darf man nie einen Chinesen zur Eile antreiben, in Gegenwart anderer beschimpfen oder gar schlagen.

Wer Zeit hat wird die Insel Singapore nicht verlassen, ohne auch dem Festland der Malaka-Halbinsel einen Besuch abgestattet zu haben. Dazu wählt man am besten einen Ausflug nach dem Reiche des Sultans von Johore. Mit der Eisenbahn fährt man am frühen Morgen vom Villenviertel der Stadt aus, vorbei an zahlreichen Malaiendörfern, dichten Palmenwäldern und ausgedehnten Ananasfeldern nach dem Norden der kleinen Insel Singapore. Dort erwartet der Dampfer den Reisenden, um ihn in halbstündiger Fahrt in das Sultanat von Johore zu bringen. Schon von ferne sieht man den prächtigen, mit fünf großen Türmen versehenen Palast des Sultans, in einem Palmengarten gelegen, während sich am Fuße des Hügels eine kleine Stadt ausdehnt. Neben dem Palast befindet sich auch eine Moschee. Auf dem See, der ringsum mit bewaldeten Ufern umgrenzt ist, hält sich der Sultan eine Jacht und Segelboote, mit denen er die auf dem See stattfindenden Regatten beschickt. Ebenso besitzt er eigenes Militär. Berühmt ist die Waffensammlung im Innern des Palastes und der herr-

liche, gut gepflegte tropiſche Park. In der Stadt ſind weder die Shops noch der Markt ſehenswert; dagegen bieten die Spielhallen, in der chineſiſche Bankhalter beim Fantamſpiel Unſummen für die Spielbank gewinnen, inter=

Abb. 105. Spielhölle in Johore.

eſſante Bilder. In dieſen Höllen iſt gleichzeitig eine Reſtauration unter=gebracht, während kleinere Räume als Chambres ſéparées für Opium=raucher dienen.

Als wir wieder nach Singapore zurückgekommen waren, fanden wir

durch Plakate angeschlagen, daß in einem der größten japanischen Shops bei Kuhn & Komor wegen Geschäftsaufgabe eine Versteigerung stattfinden sollte. Wir begaben uns daher am Nachmittag in die ausgedehnten Geschäftsräume und lernten daselbst die ersten japanischen Kunstgegenstände kennen. Trotz des billigen Preises enthielten wir uns doch des Kaufes, da wir an der Quelle unsere Einkäufe erledigen wollten. Später sahen wir, daß wir darin sehr weise verfahren waren.

Auf den Terrassen des Hotels hat man den ganzen Tag Gelegenheit, mit Fischern über den Einkauf der hier zahlreich vorkommenden Muscheln, Korallen, Seeschwämme usw. zu verhandeln. Auch wir versahen uns mit einer großen Sammlung dieser niedlichen Gegenstände, welche jetzt zur Ausschmückung unserer Dielen beitragen. Am Hafen kann man vielfach beobachten, wie Malaien ihre Taucherkünste produzieren und sowohl Muscheln fangen, als auch von kleinen, kanoëartigen, selbstgeruderten Booten aus mit einem Kopfsprung einem Geldstück nachstürzen, welches man eben ins Wasser geworfen hat; sie erhaschen es stets rasch und sammeln es in ihren Maultaschen an. Hier bietet sich auch Gelegenheit, der Lieben zu Haus zu gedenken, und sie mit den Erzeugnissen der Tropen bekannt zu machen, denn die in Ananasplantagen gewonnenen, so herrlich schmeckenden Früchte werden in Blechbüchsen zur Verpackung bereitgehalten und von hier aus nach der ganzen Welt versendet.

Mit einem fließend englisch sprechenden Chinesen, den uns ein Großkaufmann für unsere Einkäufe zur Verfügung stellte, suchten wir noch mehrere Shops auf, wo Seidenstoffe, Juwelen, Korbwaren u. a. m. ausgeboten wurden. Man findet hier auch ganz in europäischem Stil gehaltene, große Warenhäuser, darunter einige von deutschen Firmen. Ich hatte mich hier ebenfalls in dem großen, vor der Stadt gelegenen, ausgedehnten Gärten eingefaßten Hospital umgesehen und erfuhr von meinen englischen Kollegen, daß das Klima hier sehr gut sei, und Singapore im allgemeinen von den Seuchen der Tropen frei bleibe. Nur unter den chinesischen und malaiischen Kulis grassieren Epidemien und spezifische tropische Erkrankungen. Daher sind die Ärzte hier weniger beschäftigt und vielfach auf den spekulativen Gedanken gekommen, sich nebenbei als Apothekenbesitzer ihr Geld zu verdienen, wie denn überhaupt in ganz Asien die Ärzte gewöhnlich ihre Sprechstunden in den Apotheken abhalten. Da man also hier sehr gesund lebt und ein freies, sehr ungebundenes Leben bei gutem Verdienst führen kann, ist die Zahl der

jungen deutschen Kaufleute, welche sich hier seßhaft gemacht haben, sehr groß; man hört vielfach von ihnen, daß sie die Absicht haben, Singapore nicht mehr zu verlassen.

Da wir die schöne Hafenstadt auch mit unserem Photographen verewigen wollten, begaben wir uns auf die Colonial Secretary, wo wir uns eine Erlaubnis zum Photographieren einholten. Man versah uns mit einer Karte, welche uns Aufnahmen gestattete, sofern nicht die Befestigungen von Singapore auf den Bildern zu sehen seien. Ich kann nur jedem, der sich in Singapore aufhält, den dringenden Rat geben, sich mit einer solchen Erlaubnis zu versehen, was folgender Vorfall, den ich hier kurz erzählen will, beweist:

Ich war gerade damit beschäftigt, mein Stativ zum Photographieren der Hafenanlage aufzustellen und im Begriff, eine Aufnahme zu machen, als plötzlich von hinten sich eine Hand auf meine Schulter legte mit den Worten: „Sie sind verhaftet". Da ich seit meiner Heidelberger Studentenzeit, also seit sehr lange, nicht mehr einer derartigen Situation ausgesetzt war, geriet ich in einen gelinden Schrecken, zumal wir einige Stunden später unsere Abreise angesetzt hatten. Sobald ich dem Konstabler jedoch meinen Erlaubnisschein zeigte, bat er höflich um Entschuldigung und war mir dann sogar bei der Aufnahme eines kinematographischen Bildes behilflich.

Zu meiner Freude hatte ich unterdessen von zu Hause die telegraphische Nachricht erhalten, daß sich das Befinden meines Vaters wieder gebessert hätte, und so konnte ich die Frage, soll ich von hier westwärts oder ostwärts nach Hause reisen in letzterem Sinne entscheiden.

Mit dem Dampfer „Reael" der Koninklijken Paketvaart Maatschappij traten wir die Reise nach Java an, nachdem wir vorher unsere englischen Pfunde in holländische Silbergulden umgewechselt hatten. Das kleine Dreitausendtonnenschiff durchfuhr mit 10 Knoten Geschwindigkeit die spiegelglatte See. Hier reisten wir ausschließlich mit Holländern zusammen, welche sich nach ihren Kolonien begaben. Auch eine Anzahl junger Frauen, die über den Handschuh getraut waren, befanden sich auf dem Schiff. Geht nämlich eine Unverheiratete nach den Kolonien, um ihren Bräutigam zu ehelichen, so macht sie vor ihrer Ausreise in der Heimat eine Scheintrauung durch, indem sie einem Freund der Familie über den Handschuh angetraut und dann von jedermann als Frau angesehen wird.

Die Fahrt bis Batavia ist deshalb so interessant, weil man nicht nur an zahlreichen Inseln vorbeikommt, so an der Zinninsel Banka, sondern auch eine Zeit lang die Küste von Sumatra dicht neben sich hat und nun neben Palmenwäldern und dem Urwald auch die Hütten der Eingeborenen, ihr Leben und Treiben beobachten kann. Auf dem Schiff traf ich mit einem Landsmann zusammen — ich glaube, es war der 15., den ich bisher traf — welcher als Nationalökonom eine Studienreise nach Java machte und sich daselbst länger aufhalten wollte.

Unterdessen waren wir dem Äquator immer näher gekommen und dementsprechend machte sich die tropische Hitze unangenehm bemerkbar. Doch bald lernten wir hier von den Holländern und Holländerinnen, daß man sich in den Tropen nicht geniert. Denn die Männer liefen nur mit einer weißen Hose und einer weißen Jacke bekleidet umher, während die Frauen sich um die Hüften ein langes loses Tuch geschlungen hatten, mit nackten Füßen umherwanderten und auch zur Bedeckung des Oberkörpers nur eine kurze Frisierjacke trugen. Daß der Anblick nicht immer gerade ergötzlich war, wird man mir wohl ohne weiteres glauben. Leider hatte man von der üblichen Festlichkeit, die bei der Äquatorpassage vom Kapitän arrangiert wird, abgesehen. Ich erinnere mich noch deutlich meiner Afrikareisen, wo die ganze Schiffsmannschaft sich phantastisch verkleidet hatte, ein Umzug veranstaltet, und man schließlich zur Taufe meuchlings in einen großen Bottich mit Wasser geworfen wurde. Damals feierte das ganze Schiff äußerlich mit Wasser, innerlich mit Alkohol, während wir jetzt so ziemlich die einzigen waren, die diesen erhabenen Moment mit einer Flasche Sekt begossen.

An Bord hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Schlafkrankheit ausgebrochen sei, und als wir uns dafür näher interessierten, zeigte man uns einen jung verheirateten Ehemann, der neben seiner bildhübschen jungen Frau den ganzen Tag über schlafend saß.

Da fällt mir übrigens noch eine scherzhafte Episode ein, über die wir auf der ganzen Reise viel gelacht haben.

In Singapore hatte ich mir bei einem Mohammedaner mehrere seidene Schlafanzüge gekauft, die man hier äußerst preiswert erhält. Der Mohammedaner erkannte an meinen Schmissen den ehemaligen Studenten und sagte mir, daß er selbst in Kairo die Universität besucht hätte. Als ich ihm dann erzählte, daß ich Professor an der Berliner Universität sei, legte er

mir vor Hochachtung und Freude noch einen Schlafanzug bei, den er mir zwei Dollar billiger lassen wollte. Mit Pathos betonte er noch „Because you are a german Professor". Als mich eines schönen Morgens mein Reisebegleiter aufweckte, fand er mich halb nackt; ein Bein vom Schlafanzug in der einen und einen Ärmel in der anderen Ecke, überhaupt hing der ganze Anzug nur noch in Fetzen an meinem Leibe. Sein erster Ausruf war: „Because you are a german Professor !"

In der Nähe des Äquators ist der Sternenhimmel besonders schön. Stundenlang beobachteten wir vom Deck aus die scharf markierte Milchstraße und den südlichen Himmel, kenntlich an dem hier sehr deutlich und hell leuchtenden Südlichen Kreuz.

Am anderen Morgen war der Hafen von Batavia in Sicht. Allem voran war zuerst der mächtige; weißgetünchte Leuchtturm an der Hafeneinfahrt sichtbar. Der kleine, gut geschützte, tiefe Hafen ermöglicht es, daß die Dampfer am Kai anlegen. Neben zahlreichen Segelbooten, kleineren und größeren Dampfern fanden wir auch drei japanische Kriegsschiffe hier. Die sich weit im Hintergrund ausdehnenden Reisfelder, deren saftiges Grün dem Auge so wohltut und die man über die ganze Insel verbreitet sieht, haben ihr mit Recht den Namen „Smaragdinsel" eingetragen.

Wenn auch Java die kleinste der Sundainseln ist, so ist sie doch die reichste und stark bevölkertste Kolonie des Kronlandes. Ihre Einwohner, die Malaien, sind kleine aber sehr fleißige intelligente Leute. Man sieht sie hier viel urwüchsiger, als auf den Straits, wo ihre Rasse durch Mischehen schon verdorben ist. Ihr Gesicht ist wegen der flachen Nase und der vorstehenden Backenknochen häßlich; namentlich fällt dies bei den Frauen auf. Hier findet man die Völker noch leichter bekleidet, als in Indien. Teils laufen sie im Innern vollständig nackt herum, teils sind sie nur mit kleinen Lendenschürzen versehen, stets aber trägt der Javaner einen großen Strohhut von solcher Dimension, daß er bei den häufig vorkommenden Niederschlägen zugleich als Regenschirm dient. Die Tücher, welche sie zur Bekleidung tragen, sind aus Kattunstoff, der in sehr origineller geschickter Weise farbig angemalt wird. Diese als Sarongs bezeichneten Tücher werden namentlich in Djögjokarta angefertigt und haben je nach der Feinheit der Arbeit oft einen hohen Wert. Unter dem Strohhut trägt der Malaie ein Kopftuch, welches er so herumschlingt, daß die zwei Zipfel am Hinterkopf herunterhängen. Leute aber, welche lesen und schreiben können, binden sich als Zeichen ihrer Gelehrsamkeit einen Zipfel über die

Stirn. Auch hier haben die Jesuiten eine überaus segensreiche Tätigkeit entfaltet, da sie in ihren Schulen den Eingeborenen Sprache und Schrift beibringen.

In der Hauptstadt von Niederländisch-Ostindien, Batavia, sind von den 120 000 Einwohnern fast die Hälfte Chinesen, während zirka 10 000 Europäer hier ihren Beschäftigungen nachgehen. Man trennt die Geschäftsstadt, in der große Speicher, Agenturen, Warenschuppen, Kaufhäuser usw. zu sehen sind, von dem neuen Stadtviertel Weltewreden (wohlzufrieden), welches wir in einem kleinen dos à dos-Wagen, der mit drei niedlichen Ponnys bespannt war, in halbstündiger Fahrt erreichten.

Auf dem Weg dahin beobachteten wir, daß die Holländer es verstanden haben, hier in den Tropen dem Kronland den Charakter des Mutterlandes zu verleihen, denn überall sahen wir die kleinen, ähnlich wie in holländischen Dörfern aufgebauten Häuser mit ihren großen Fenstern. Durch das ganze Stadtviertel hindurch ziehen sich Kanalanlagen, auf denen ein reger Schiffsverkehr stattfindet, und an deren Ufer sich die Malaien mit dem Reinigen ihrer Wäsche beschäftigen. Auch nehmen sie hier ihr Bad.

Hatte der zuerst besehene Teil der Stadt im ganzen einen wenig hauptstädtischen Eindruck gemacht, so waren wir von der großartigen Anlage des modernen Viertels überrascht, denn neben den offiziellen Regierungsgebäuden, dem Palast des Gouverneurs waren auch alle übrigen Häuser im Villenstil gehalten und von ausgedehnten, sehr schön und sauber angelegten Gärten umgeben. Rings um die weißgetünchten römischen Häuser laufen Veranden, auf denen die Holländer ihre Mußestunden verbringen. Schon an den Gartenanlagen kann man beobachten, daß man sich im äquatorialen Gebiete befindet, denn hier bietet sich ein Blütenreichtum und eine derartige Farbenpracht der Blüten, wie wir sie zuvor noch nicht gesehen hatten.

Im Hotel der Niederlanden in Weltewreden fanden wir bei Herrn Mertens, einem Berliner, sehr liebenswürdige Aufnahme. Er zeigte uns sofort seine wirklich sehr interessante Waffensammlung und die kostbare Sammlung von chinesischen Kunstwerken, namentlich von altem, chinesischen Porzellan. Die Holländer als erste Kolonisatoren in Asien hatten unglaublich viel Kunstschätze von China in Java aufgestapelt, weshalb man auch heute noch das wertvollste chinesische Porzellan in Holland findet. Das Hotel ist musterhaft eingerichtet, die Zimmer befinden sich alle zu ebener Erde in mehreren Pavillons, während jedes Zimmer eine Veranda und vor dieser noch einen kleinen Garten

hat. In dem großen, mit Marmor getäfelten und allem Komfort versehenen Speisesaal sollten wir zum erstenmal javanisch frühstücken. Stets wird hier das javanische Reisfrühstück serviert, bestehend aus Reis, in den gebackene Fische, gebratenes Fleisch, Gewürze, Klöschen, Curry, hartgesottene Eier und fein gewalztes, sehr gut schmeckendes Brot gemischt werden.

Auch im Speisesaal machen es sich die Europäerinnen recht bequem. Ihre Füße sind nur mit Sandalen bedeckt, während sie als Rock wieder den Sarong tragen und sonst nur mit einer kurzen weißen Jacke bekleidet sind. Ich kann nicht gerade sagen, daß der Anblick der vielen nackten Beine mein besonderes Gefallen erregt hätte. Nach der Mahlzeit, gegen 1 Uhr, ist die Temperatur so hoch gestiegen, daß man sich in sein Zimmer zurückzieht und nicht einmal lesen kann. Sich um diese Zeit ins Freie zu begeben, ist für den Europäer lebensgefährlich. Wir konnten also erst gegen 5 Uhr unsere Neugierde befriedigen und auch den übrigen Teil der modernen Stadt kennen lernen. Im Wagen fuhren wir das ganze, gleichmäßig schön angelegte Villenviertel ab und kamen bald nach dem Mittelpunkt der Stadt, wo sich die Jugend von Batavia auf großen, wohlgepflegten Rasenplätzen dem Sport hingab, während in einem Musikpavillon eine holländische Kapelle europäische und einheimische Weisen spielte. Auf den rings die Spielplätze umgebenden breiten Straßen wogte ein reger Korso.

Hier findet sich auch das Waterloo-Denkmal mit dem Löwen, ein Siegesdenkmal und Denkmäler von einem holländischen General sowie von Jan Pieterzoon Coen, dem Begründer der Stadt. Dicht an diesen Spielplätzen, vor einem Kanal liegen auch drei große Gartenrestaurants, welche im Aussehen wie im ganzen Betrieb an die Zelten in Berlin erinnern; beim Klange der Musik tanzen hier im Innern des Hauses Europäerinnen und die noch schöneren Halfcastweiber mit Holländern, deren gesunde Gesichtsfarbe sofort auffällt, jedoch wohl mehr auf den reichlichen Genuß des bekannten Bataviarums, als auf das Klima zurückzuführen ist.

Man erhält ferner eisgekühlte Bardrinks, Portwein u. a. m., selbst im Kaffee und Tee ist ein Tröpfchen Alkohol. Stundenlang kann man sich hier in diesen eleganten Vergnügungsetablissements die Zeit vertreiben und dabei die Bevölkerung von Batavia und schließlich auch ganz Java studieren.

Die einzelnen Stadtteile von Batavia und Weltewreden sind durch eine Straßenbahn miteinander verbunden. Im Museum der Stadt ist eine erschöpfende Sammlung ethnographischer Gegenstände von Java vorhanden.

So sieht man u. a. die aus Leder geschnittenen und bunt angemalten Puppen, welche für das javanische Schattenspiel Wajang verwendet werden. Originell sind die Musikinstrumente der Eingeborenen, die Gamelongs, welche aus Bambusröhren bestehen, die wie die Orgelpfeifen nebeneinander angeordnet, je einen Akkord von sich geben. Auch Sarongs sieht man, mit Menschen- und Tierfiguren kunstvoll ausgearbeitet. Viele Ausgrabungen von den jahrtausendealten monumentalen Bauwerken Javas finden sich hier. In einer besonderen Kammer sind die früher üblichen Folterwerkzeuge aufgebaut und die verschiedenen Arten der Hinrichtung dargestellt.

Besonders sehenswert ist die Schatzkammer des Museums, in der zahlreiche, mit edlen Steinen besetzte Waffen, vor allem der javanische Kris ausgestellt sind. Letzterer ist ein in einer Holzscheide befindlicher Dolch, seine Klinge ist schlangenförmig gewunden und mit dem heiligen Feuerstein geschmiedet. Trotz seiner außerordentlichen Widerstandsfähigkeit ist er weich und biegsam wie Stahl von Damaskus oder Toledo. Der Griff dieses Kris besteht aus einer geschnitzten Vogelfigur, doch findet man im Museum auch zahlreiche dieser Waffen mit massivem Goldgriff. Ein goldener Thron erinnert noch an die geschwundene Macht einstiger javanischer Könige.

Im Museum haben die Holländer eine Münzenkollektion zusammengetragen, welche fast lückenlos sämtliche Geldstücke Javas vorführt und namentlich durch die reichhaltige Goldmünzensammlung einen immensen Wert repräsentiert. Auch eine Bibliothek, in der die Literatur der Malaien und die zahlreichen Sagen und Märchen aufgestapelt sind, welche dieses Wunderland umweben, liegt hier zur Einsicht vor. So interessierte mich vor allem eine malaiische Sage über die Entstehungsgeschichte des Menschen. Der Malaie nimmt nicht etwa an, daß der Mensch vom Affen stamme, was ja auch bisher durch nichts bewiesen ist, sondern, daß die Affen früher Menschen gewesen sind, welche degenerierten. Daher auch die Bezeichnung Orang-Utan oder Waldmensch, der allerdings heute nur noch in Borneo und Sumatra vorkommt.

Durch die neueren Forschungen hat diese Vorstellung der Eingeborenen sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit, zumal an Affenskeletten Degenerationen vorkommen, welche auf eine Deszendenz vom Menschen hinweisen. Allerdings schreibt der Malaie dem Orang-Utan eine besondere Klugheit zu, denn „er habe sich nur deshalb zurückgezogen, um aller Sorgen bar zu sein, und spreche nur deshalb nicht, damit er keine Steuern zu zahlen habe".

Von Batavia aus setzten wir bald unsere Reise in das Innere von Java fort. Die holländischen Eisenbahnzüge sind bequem eingerichtet und mit Speisewagen versehen, verkehren jedoch wegen der häufigen Erdbeben, die durch die zahlreichen Vulkane verursacht werden, nur bei Tag, so daß man von einem Ende Javas bis zum andern eine Dreitagereise nötig hat. Kurz nach Weltewreden öffnete sich bereits eine weite, herrliche Landschaft, wie wir sie auf unserer ganzen Reise nie zuvor gesehen hatten. Zahlreiche Reisfelder mit terrassenförmiger Wasserdrainage sind dem Auge überaus wohltuend durch ihr saftiges Grün, an dem man sich nicht genug sattsehen kann. Bei weitem der größte Teil Javas ist mit Reis bebaut. Reicht doch der Reisbau Jahrtausende zurück. Während man früher nach der Aussaat in schlammigem Boden das Wachstum sich selbst überließ, bebaut man jetzt überall die Reisfelder ähnlich wie unsere Rübenfelder. Mit großer Sorgfalt werden quadratisch abgegrenzte Beete für die Saat vorbereitet und in diesen dann die jungen Reispflanzen nebeneinander aufgezogen. Erst nach einem Monat, wenn die Pflanzlinge zirka 20 cm erreicht haben, werden sie auf die unter Wasser gesetzten Reisfelder in Gruppen zusammengeordnet und mit gleichmäßigen Abständen voneinander eingepflanzt. Aber auch nachher erfordert der sachgemäße Reisbau noch eine große Sorgfalt von seiten des Pflanzers.

Bis zur Erntezeit müssen die Reisfelder regelmäßig von allem Unkraut gereinigt, dauernd bewässert und gedüngt werden, bis der Strohhalm anfängt, sich gelb zu färben. Zur Ernte werden die Halme abgeschnitten und auf Steinen geschlagen, wodurch die Körner von der gelben Hülse befreit werden. Die Körner kommen nun in Säcke und werden als Paddy verschifft. Dieser Paddy wird dann in den Reismühlen, wie wir sie in ganz Asien, besonders aber in Birma schon kennen gelernt haben, zu dem uns bekannten polierten Reis verarbeitet. Aus den Abfällen der Körner macht man das Reismehl, welches sehr ölhaltig ist und daher von den Eingeborenen zum Mästen des Viehes benutzt wird. Der beim Mahlen zurückbleibende Bruchreis oder Reisgries dient den Brauereien vielfach als Malzersatz bei der Herstellung heller Biere.

Auch Reisstärke wird aus den Reiskörnern gewonnen, indem dieselben in Lauge eingeweicht, allmählich in einen Brei umgesetzt werden, der sich dann wieder durch verschiedene Methoden in die trockene Stärke verwandelt. Daß der Reis in ganz Asien das Hauptnahrungsmittel bildet und auch in den

romanischen Ländern vielfach die Hauptmahlzeit der arbeitenden Klasse ausmacht, ist ja allgemein bekannt. Kein Wunder also, daß sich um Saat und Ernte vielerlei Sagen und Märchen sowie Gebräuche gesponnen haben, vor allem in Java und bei den malaiischen Völkern überhaupt. Der Saatreis wird mit Zitronensaft und Kokoswasser besprengt und in einem frischen Tuche nach dem Feld gebracht, während der Bebauer und seine Arbeiter Gebete flüstern, die in dem Segensspruch endigen: „Es gibt keinen Gott außer Gott". Auch bei der Aussaat gehen die Zeremonien weiter, Gebete werden gesprochen und die Saat der Erde und dem Himmel anempfohlen. Von den Ur-Malaien wird der Segen Wishnus und seiner Gattin Sri angerufen. Später muß man die bösen Geister durch Zaubersprüche, die in der Dämmerstunde über das Feld gesprochen werden, zu bannen suchen, denn einer jener bösen Schnitter sitzt in der untergehenden Sonne, während gleich darauf der andere im Monde erscheint.

Großartig sind die Feierlichkeiten, wenn die Ernte zur Reife gekommen ist und befriedigend ausfällt. Der Erntehymnus klingt in den von Musik begleiteten Lauten aus „la ilaha illa -llahi Muhammad rasulu- llah". Es ist kein Gott außer Gott, Mohammed ist der Gesandte Gottes.

Vielfach findet man auch noch auf den Erntegeräten die Soastika, jenes Hakenkreuz, dessen vier Arme am Ende im rechten Winkel umgebogen sind. Gilt doch dieses Zeichen, welches man bei allen Urvölkern auf ihren Gebrauchsgegenständen, ihren Häusern, Tempeln und Teppichen findet, als Glücksbringer, denn „Soast" heißt im Sanskritbuch Glück.

Auf der Fahrt durch Java ist nicht nur die Üppigkeit in der Vegetation, sondern auch die große Abwechslung auffallend. Man sieht baumhohe Sträucher mit herrlichen, buntfarbenen Blüten, dort tauchen wieder die zierlichen, turmhohen Bambusrohrwälder auf, während die Dörfer der Eingeborenen inmitten der üppigsten Palmenvegetation liegen. Jahrhunderte alte Bäume mitten in den Reisfeldern, dienen den Eingeborenen zum Schutz gegen die mörderische Glut der äquatorialen Sonne. Zahllos sind die Dörfer, die man auf der Bahnfahrt passiert und in denen man überall auf den Feldern die malaiische Bevölkerung fleißig ihrer Arbeit nachgehen sieht. Hat doch Java nicht weniger wie 28 Millionen Einwohner zu ernähren, von denen sich die meisten eines gewissen Wohlstandes erfreuen, während viele Europäer sich große Reichtümer erworben haben.

Das niederländisch-indische Kolonialreich, welches in seiner Gesamtheit

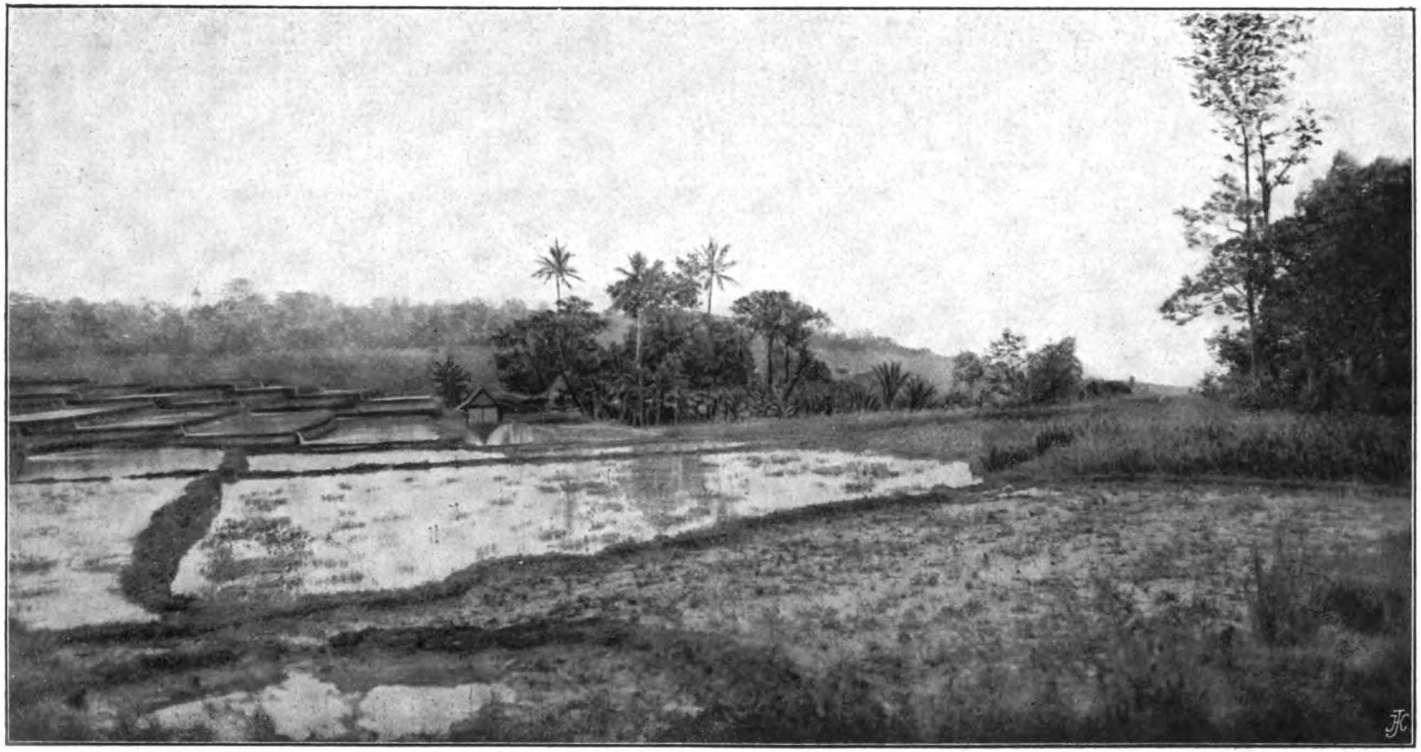


Abb. 106. Reisplantagen in Java.

über dreimal so groß ist, als Deutschland, hat schon ungezählte Millionen nach dem Mutterlande abgeführt. Java wird von einem in Batavia und Buitenzorg residierenden Generalgouverneur regiert, dem der Rat von Indien beigegeben ist. Man hat Java in 23 Residentschaften eingeteilt, von denen jeder der Residenten (stets ein Niederländer) mit außerordentlichen Vollmachten versehen wird. Die Eingeborenen haben vor ihnen die devotesten Ehrenbezeugungen zu vollführen und selbst vor dem Wagen und dem Schirm des Gouverneurs müssen die Natives zur Erde fallen. Aber auch vor jedem Europäer hockt sich der eingeborene Malaie schon in großer Entfernung zu Boden und wagt weder aufzustehen, noch den Blick zu erheben, wenn der weiße Mann an ihm vorbeigeht. In den Dörfern findet man überall diese Sitte, ebenso von der weiblichen Bevölkerung ausgeübt, und kein Malaie wird es wagen aufzustehen, ohne daß er dazu durch einen Anruf aufgefordert ist.

Im allgemeinen verfolgen die Holländer das Prinzip, den Native auf seiner niedrigen Stufe zu lassen. Zwar werden die Eingeborenen in Schulen in Schrift und Sprache unterwiesen, doch hält man sie von wichtigeren Posten, wie dies z. B. von den Engländern in Indien gemacht wird, vollständig fern. Allerdings besteht weder Schulzwang, noch sucht man die Eingeborenen zur christlichen Religion zu bekehren.

Der Eingeborene kann sich hier nie zu einem, dem Europäer gleichkommenden Wesen emporschwingen, auch wenn er nach seiner Abstammung und nach seinem Reichtum noch so angesehen ist. Dazu trägt noch die Bestimmung bei, daß der Boden Eigentum der einzelnen Residentschaften ist und jährlich neu verteilt wird. Der jeweilige Grundbesitzer hat für seinen Boden eine Grundsteuer zu zahlen und der Regierung Frohndienste zu tun. Man kann über diese Art der Kolonisation denken wie man will, jedenfalls hält Holland die beinahe 40 Millionen Einwohner ihrer indisch-asiatischen Kolonien in außerordentlicher Disziplin und schöpft jahraus, jahrein unermeßliche Reichtümer aus diesem Wunderland.

Heutzutage ist bereits jedes Fleckchen in Java auf irgendeine Weise ausgenutzt. Vom Urwald hat man nur so viel stehen lassen, als zur Erzielung von Niederschlägen unbedingt nötig ist und gibt ihn daher zur Bebauung nirgends mehr frei. Im Osten der Insel bringen hauptsächlich die Zuckerplantagen großen Gewinn. Hier finden sich Fabriken, in denen das Zuckerrohr, welches viel zuckerhaltiger ist als unsere Rüben, gemahlen wird.

Abb. 107. Javanisches Schulhaus in Garoet.

Weniger eingeschlagen ist der Kaffeebau. Zwischen den Reisfeldern hat man Gummibäume anzubauen versucht, — es dauert allerdings zirka sechs Jahre, bis man den Gummibaum anzapfen kann. Stets schwebt über dem Gummibauer als Damoklesschwert die Furcht, daß von einer chemischen Fabrik ein Ersatzpräparat für den Gummi über kurz oder lang entdeckt wird. Die hiesigen Teeplantagen sind nicht so einträglich wie diejenigen von Ceylon, dagegen wird Chinin, zu dessen Verarbeitung in ganz Java nur eine Fabrik vorhanden ist, in großen Mengen nach Europa exportiert. Zahlreiche Gewürze, so Vanille, Zimmet, ferner Indigo, wachsen hier so reichlich und mühelos, wie es eben nur in äquatorialen Gebieten vorkommen kann.

Der Tabakbau tritt in Java im allgemeinen zurück, zumal die Holländer in Sumatra eine der reichsten Tabakplantagen der Welt besitzen. Daher lohnt sich auch von Singapore ein Abstecher nach dem Hauptsitz Deli. Der Tierreichtum ist in Java geschwunden im Gegensatz zu Sumatra, wo Tiger, Rhinozeros, Panter, Wildschweine, singende Affen, Büffel und Elefant in den ausgedehnten Urwäldern noch reichlich vertreten sind. Dagegen ist der Reichtum an Vögeln aller Art, wilden Pfauen, Nashornvögeln, außerordentlich groß. Ebenso zahlreich sind die Schlangen- und Eidechsenarten, sowie die Gattungen von Käfern und Schmetterlingen, die hier durch ihre kolossale Größe, wie durch ihre Farbenpracht auffallen und mit denen nur noch die südamerikanischen konkurrieren können.

An Mineralien ist Java arm, denn abgesehen von Eisen und Schwefel sind die übrigen Metalle kaum zu verwerten. Dagegen findet sich in Sumatra eine sehr ausgiebige Goldader.

Unterdessen waren wir mit der Bahn über das 800 m hoch gelegene Tschibatoe nach Garöt gekommen. Garöt ist ein kleiner Kurort, in der Preanger Residentschaft gelegen und wegen seines gesunden Klimas nicht nur von den Holländern, sondern auch von andern Europäern aus allen Teilen Asiens besucht. Daher findet man hier ausgezeichnete Hotels und Pensionen. Die villenartigen Häuser sind von wohlgepflegten Rasenanlagen umgeben, auf denen sich zahme Rehe mit der Dorfjugend zusammen im Schatten riesiger Bäume tummeln.

Auch die Umgebung von Garöt ist außerordentlich abwechslungsreich. Mit einem Zweispänner fuhren wir am Nachmittag, vorbei an vielen Ortschaften und größeren Dörfern, nach einem kleinen, nur aus zehn Hütten

Abb. 108. Dorf im Innern von Java.

bestehenden malaiischen Dorf, dessen Bewohner uns mit devoter Verbeugung empfingen und mit einer Gamelongkapelle begrüßten. Von hier aus wird man in langen Kanoes über einen See nach einem Hügel gerudert, auf dem sich die herrlichste Tropenvegetation ausbreitet, während die benachbarten Bergabhänge mit dichtem Urwald bedeckt sind. Dem Blick wird dadurch noch ein besonderer Reiz verliehen, daß nicht weniger wie sieben kegelförmig zulaufende Vulkane den See umgeben. Die Berghöhe, auf der man steht, ist mit üppigen Blumen übersät, und stundenlang kann man sich hier ganz dem Liebreiz der Natur hingeben, ohne daß ein Laut die Stimmung stört. Wie nie zuvor sahen wir die erhabene Schönheit der jungfräulichen Tropenwelt.

Auf der Rückkehr suchte ich mich durch einige malaiische Worte — die Sprache ist leicht zu erlernen — mit der Dorfjugend, welche uns Blumen brachte, zu unterhalten. Wir kamen später an mehreren heißen Schwefelquellen vorbei, um die an vielen Stellen von Java Bäder errichtet wurden. Eingeborene und Europäer suchen zur Saison von Mai bis September hier Heilung. Während der Fahrt begann ein immer mehr zunehmender Regen, wie er gewöhnlich in der Regenzeit, die uns leider hier in Java überraschte, gegen 3 Uhr mittags einsetzt, allerdings nicht etwa ununterbrochen andauert, sondern nur einige Stunden am Nachmittag anhält.

Man ist aber hier gegen derartige Zufälle gerüstet, denn von unseren eingeborenen Dienern wurde der Wagen so dicht mit Ledervorhängen geschlossen, daß auch nicht ein Tropfen in das Innere eindrang. Die Eingeborenen sind an diese unfreiwillige Benässung gewöhnt, denn man sieht sie, trotzdem wahrhafte Sturzbäche vom Himmel herunterkommen, ruhig ihre Arbeit weiter verrichten, während sie nur durch ihre sehr umfangreichen Strohhüte vor dem nassen Element geschützt sind.

Am andern Tag brachen wir bereits früh am Morgen, um 4 Uhr, mit einem Dreigespann auf und erreichten nach dreistündiger Fahrt Tjiseroepan, bereits 1200 m hoch gelegen. Von hier aus suchten wir den 2600 m hohen feuerspeienden Papandajan zu erklimmen. Anfangs an Kaktuspflanzen, Azaleenbäumen und Datturahecken vorbei, dringt man allmählich in den dichten Urwald ein, durch den nur noch schmale, gerade noch für ein Pferd passierbare, viel gewundene Wege führen. Hier sieht man dann zwischen uralten Bäumen riesige Farrensträucher, Palmen, Panazeen, Brotfruchtbäume, Rotangpalmen und haushohe Schlingpflanzen, zwischen denen Sturzbäche von der Berghöhe herabfallen, welche an ihrem Ende kleine

Abb. 109. Schwierige Paſſage im javaniſchen Urwald.

Wasserbassins bilden, den Eingeborenen Erfrischung durch kühle Bäder bietend.

Dann kommt man wieder durch Chinin- und Vanilleplantagen, die Gegend wird eintöniger und man ist nur noch von über mannshohen Gräsern umgeben. Teilweise ist die Passage über kleinere Bäche recht schwierig, so daß man vom Pferd steigen muß und dasselbe durch reißende Gebirgsbäche hindurchzuführen hat, während der Fußgänger den Übergang auf einem oft halbmorschen Baumstamme unternimmt. Je höher man steigt, desto mehr verliert die Vegetation von ihrem Charakter und wir finden die Waldeshöhen, ähnlich der Alpenflora, mit Moosflächen besät und kleinem Strauch- und Buschwerk bewachsen.

Noch eine kurze Strecke weiter und die Vegetation hat mit einem Schlage vollständig aufgehört, denn wir befinden uns jetzt nicht mehr allzuweit von dem Krater Papandajan, dessen Nähe sich schon durch zischende Geräusche und intensiven Schwefelgeruch verrät. Zwischen Stein und Geröll klettert man nun mühsam zu Fuß zur Höhe des Kraters. Ringsum hat sich das kristallklare Wasser der Tropenbäche in eine schmutziggelbe, stinkende, heiße Wassermenge verwandelt, welche das ganze Gestein grau gebrannt und schwefelgelb gefärbt hat. Allmählich sieht man den Krater nähergerückt, doch verschleiern himmelhoch aufsteigende Rauchwolken den Ausblick.

Jetzt gilt es den Krater an einer Stelle zu erreichen, wohin der Wind keine Schwefeldämpfe bringt; doch schlägt er ab und zu um und man wird sich der ganzen Gefährlichkeit dieses Unternehmens bewußt. Denn im Moment ist die Lunge mit Schwefeldämpfen überschwemmt und ein starker Hustenreiz erschwert die Atmung. Man flüchtet über das Steingeröll in wilder Hast nach einer geschützten Partie des Bergrückens.

Auf der schlüpfrigen Lava klettert man weiter zum Krater, von dem ein breites Bett ausgetrockneter Lava hinunter in das sogenannte Totental führt. Da der Windgott mit uns Einsicht hatte, konnten wir bis dicht an die einzelnen Löcher des Kraters herantreten und es bot sich uns ein eigenartiges Bild. Auf heißer Lava stehend zischten um uns aus neun Feuerschlünden Schwefeldämpfe aus der Erde. Rings um die Löcher waren kleine Berge von hellgelbem Schwefel aufgetürmt und weit im Umkreis alles Gestein mit Schwefel imprägniert. Warf man in ein größeres Loch Steine, so wurden sie von dem aufbrausenden Strom der Schwefeldämpfe sofort wieder herausbefördert. Das größte Loch war so breit, daß bequem vier Mann

Abb. 110. In den Tropen von Java.

darin Platz gehabt hätten. Ein unaufhörliches Brausen und Zischen, sowie das in den umgebenden Berghöhen widerhallende lärmende Geräusch der herausgeschleuderten Steinmassen machte den Aufenthalt recht unheimlich. Trotzdem war dieser Anblick so überwältigend, daß wir lange Zeit den Krater beobachteten, denn nirgends in der Welt kann man Vulkane aus solcher Nähe betrachten, wie in Java. Hier sahen wir auch den Ursprung jener Quellen und

Abb. 111. Auf dem feuerspeienden Papandajan.

Bäche, welche ihr heißes, schwefelhaltiges Wasser zum Wohl der Menschheit talwärts senden.

Der Abstieg vom Krater um die Mittagszeit war eine der größten Strapazen, die wir auf der ganzen Reise durchzumachen hatten. Trotzdem kamen wir wohlbehalten, wenn auch etwas später, zum Frühstück in Garoet an, wo ich einen Frankfurter Bekannten, Herrn K., traf, der seit Jahren als Großkaufmann in Java beschäftigt ist.

Am Nachmittag sahen wir uns Garoet mit seinen kleinen Shops und den Häusern der Eingeborenen an, während wir gegen Abend, mit Lampions bewaffnet, mit einigen niedlichen Javanerinnen in der Umgebung lust-

wandelten, da wir den koketten Blicken dieser hübschen Insulanerinnen nicht widerstehen konnten.

Wer Zeit hat, sollte es nicht versäumen, die alten javanischen Bauwerke aufzusuchen, so vor allem den berühmten Tempel von Boro-Boedoer, das großartigste Tempelgebäude der Buddhisten auf Java aus dem achten Jahrhundert, das in herrlicher Umgebung aufgebaut ist. Der quadratische Bau trägt viele Terrassen, auf denen sich zahlreiche steinerne Götter und Tiere befinden zum Teil in kolossaler Größe.

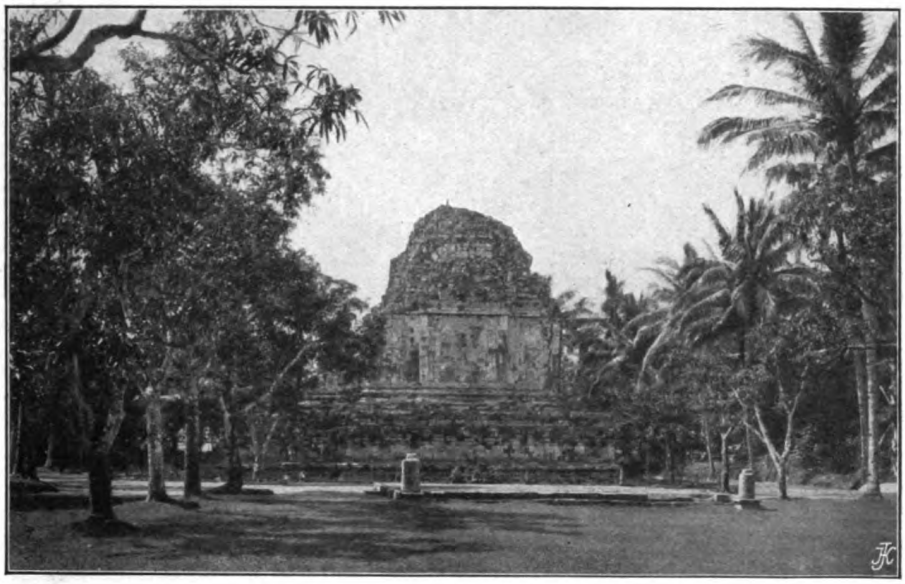


Abb. 112. Tempel von Boro-Boedoer.

Im Innern Javas begegnet man häufig den berüchtigten Amokläufern, welche sich mit Haschisch, dem indischen Hanf berauscht haben und dadurch ihrer Sinne nicht mehr mächtig sind. Das Kraut dieser Pflanze wird zu Pulver gestoßen, mit Gummi und Zucker vermischt, stark gewürzt und als Speise verzehrt oder zur Herstellung berauschender Getränke benutzt. In ganz Asien wird der indische Hanf auch als Tabak zubereitet, und namentlich die Malaien geben sich einem allzustarken, Betäubung verursachenden Haschischgenuß hin. Das ist auch die Erklärung dafür, daß Eingeborene plötzlich von einer Raserei befallen werden, die sich im Hinmorden ihrer ganzen Umgebung ausdrückt. Wie tolle Hunde rasen sie durch die Straßen und

Abb. 113. Steinfigur beim Tempel von Boro-Boedoer.

ſtechen mit ihrem Kris oder ihrem Klemong alles nieder, was ihnen in den Weg tritt. Es bleibt nichts anderes übrig, als dieſe armen Irrſinnigen niederzuſchießen. Bei dem Rufe Amok ſucht man in einem Hauſe Deckung, zumal nur diejenigen gefährdet ſind, welche ſich den ſtets geradeauslaufenden Amokläufern in den Weg ſtellen.

Von Garoet aus ſetzten wir unſere Fahrt nach Tſchipatö und Tjiandjoer fort. Wir unternahmen von hier aus mit vierſpännigen, kleinen Wagen

Abb. 114. Javanisches Restaurant in Tjiandjoer.

eine Fahrt ins Gebirge nach dem 1000 m hoch gelegenen Ort Sindanglaja. Unterwegs hatten wir Herrn Oberleutnant von M. mit seiner liebenswürdigen Gemahlin getroffen, welche sich so ungefähr dasselbe Reiseziel wie wir gesteckt hatten. So ging es nun bei angenehmer Unterhaltung die langsam ansteigende Bergstraße hinauf, vorbei am Sommerschloß des General-Gouverneurs von Java, Tipanas, nach Sindanglaja, wo wir in einem herrlich gelegenen Hotel ausgezeichnete Aufnahme fanden und von der Terrasse desselben abends wieder das imposante Naturschauspiel eines Gewitters in äquatorialem Gebiet hatten. Das vielfache mächtige Echo des Donners, welches die umgebenden Berghöhen zurückwarfen, wird mir zeitlebens in Erinnerung bleiben.

Dicht bei Sindanglaja liegt auch der botanische Berggarten Tjibodas, in dem Zedern, Riesenfarren, Bäume aller Art sowie ein Urwald, wie Herr von M. erzählte, ein wildromantisches Bild abgeben sollen. Riesenlianen schlingen sich um hohe Bäume, in denen sich Affen wiegen, während die Äste die als Delikatesse bekannten Vogelnester bergen. Diese von indischen Schwalben (Collocalia escuenta) gebauten Nester nehmen beim Kochen eine gallertartige Beschaffenheit an und gelten namentlich den Chinesen als große Delikatesse.

Von Sindanglaja aus fährt man über den Poentjak-Paß nach Buitenzorg (Ohne Sorge), welches ebenso durch seine herrliche Lage wie durch seinen botanischen Garten berühmt geworden ist. Kann man doch hier von den sogenannten Bergkammern im Hotel aus eine herrliche Aussicht auf den in der Tiefe vorbeiströmenden Fluß genießen, zu dessen beiden Seiten, mitten in der herrlichsten Tropenvegetation Eingeborene ihre Hütten errichtet haben, während im Hindergrund der mächtige Vulkan Salak dem ganzen Bild einen würdigen Abschluß gibt.

Der botanische Garten von Buitenzorg ist der schönste Tropengarten der Welt, denn hier am Äquator fehlt keine tropische Pflanze. Meisterhaft hat es der Direktor des Gartens, mit Hilfe zahlreicher Botaniker aus aller Herren Länder, welche hier wissenschaftlich arbeiten, verstanden, der ganzen wilden Vegetation eine wissenschaftliche Einteilung aufzuprägen. So ist der Garten ein einzig dastehendes Prachtstück seiner Art. Kanarienbaumalleen, Riesenorchideen mit über 3000 Blüten, die größte Liane der Welt, Auracarien, Mangroven, der Papyros aus Ägypten mischen sich hier mit vielen anderen Bäumen und Sträuchern, deren Aufzählung und Beschreibung ich

Abb. 115. Vulkan Sálak — Landſchaft bei Buitenzorg.

einem Sachverständigen überlassen muß. In der Mitte des Gartens erblickt man auf einem kleinen Teich Lotosblumen und die Victoria regia von beinahe 2 m Durchmesser.

Von Buitenzorg fuhren wir nach Batavia zurück. Herr Mertens erzählte uns noch viel von der Neißerschen Expedition, welche durch ihre mühevollen Untersuchungen die Wissenschaft so sehr förderte.

Abends ergötzt man sich hier an den von Eingeborenen sehr geschickt

Abb. 116. Der botanische Garten in Buitenzorg.

mit Lederpuppen ausgeführten Schattenspielen, von denen man zweierlei Arten kennt, die eine mit wirklichen Puppen, die andere mit flachen, aus Leder gearbeiteten Marionetten. Letztere Spiele sind eine Spezialität von Batavia.

Beim Abschied überreichte uns Herr Mertens einen Käfig mit javanischen Reisvögeln, niedlichen, kleinen, graugefiederten Tierchen mit rotem Schnabel, die hier in derselben Anzahl vorkommen, wie bei uns die Sperlinge.

So herrlich die Naturbilder in Java sind, so wenig angenehm ist der Aufenthalt, da die mörderische Hitze den Körper überaus schwächt und man am Abend durch unzählige Moskitos und Mücken geplagt wird. Zur Regenzeit wimmelt es Nachts im Zimmer von Käfern und Insekten, ja selbst von Schlangen, welche sich hier der Feuchtigkeit zu entziehen

suchen, während ein schimmliger, modriger Geruch den Wänden entströmt. War doch Batavia vor zirka 30 Jahren noch so gefährlich und ungesund, daß fast ein jeder Europäer starb. Durch die Bebauung des Landes und durch die moderne Einrichtung der Städte ist es den verdienstvollen Bemühungen der Holländer gelungen, den Aufenthalt im Land jetzt weniger gefährlich zu machen. Ja, man hört sogar von Vielen, daß sie sich sehr gern in diesem, allerdings dem fleißigen Kaufmann auch hohen Gewinn bringenden Lande aufhalten. Jedem aber, der sich für die Tropen interessiert, dem sei Java, das Paradies in den Tropen für eine Reise dringend empfohlen.

Am 11. April morgens 7 Uhr verließen wir mit dem holländischen Dampfer „Carpentier" welcher zahlreiche Holländer nach ihrem Heimatlande zurückbringen sollte, Batavia. Wieder genossen wir eine herrliche Seefahrt bei unbewegtem Wasser und feierten am nächsten Tage mit unseren Freunden meine vierte Passage des Äquators. Am folgenden Tage waren wir wieder in Singapore angekommen, von wo aus wir die Reise nach Siam antreten wollten.

„Wer all' und jeder Fessel frei
Gleich mir die Welt durchmißt
Und sagt, daß er nicht glücklich sei,
Verdient nicht, daß er's ist."

Otto E. Ehlers (1894).

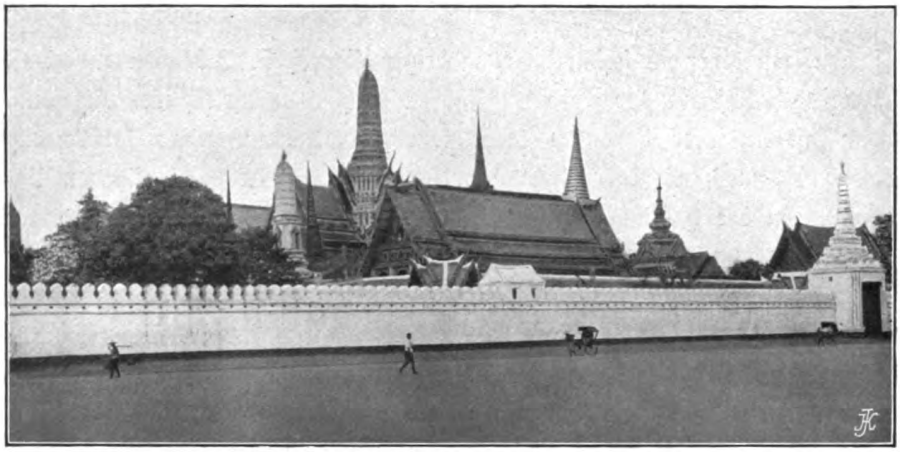


Abb. 117. Der Palaſt des Königs von Siam.

VIII. Kapitel.

Im Lande des weißen Elefanten — Siam.

Mit der „Deli“ von Singapore nach Bangkok. — Wie man ſich an Bord die Zeit vertreibt. — Ein Yankee. — Oſterſonntag an Bord. — Einfahrt in den Menamfluß. — Siameſiſche Pfahlbauten. — Der Reichtum Siams. — Die ſiameſiſche Bevölkerung. — Verkehr auf dem Menam. — Die Tempel oder ſiameſiſchen Wats. — Bangkok, das aſiatiſche Venedig. — In den Straßen von Bangkok. — Das Wat Poh. — Beim Leibarzt des Königs. — Im Palaſt des Königs. — Der Tempel Wat Pra Keo mit dem Smaragdbuddha. — Die weißen Elefanten des Königs. — Im königlichen Muſeum. — Eine Theatervorſtellung bei einem ſiameſiſchen Prinzen. — Die Vergnügungsſucht der Siameſen. — Siameſiſche Feſte. — Totenkult und Hinrichtungen. — Die Ausgrabungen in Ayuthia. — Elefantenfang. — In den Shops von Bangkok. — Die Fauna von Siam. — Siameſiſches Geld. — Wohltätigkeit des Königs. — Spekulationen in Siam. — Den Dampfer verpaßt. — Wir holen unſern Dampfer mit einem kleinen Schlepper ein. — Auf der Toteninſel. — Mit der „Thildar“ nach Hongkong. — Ich werde ſeekrank. — Fliegende Fiſche. — Der Leuchtturm von Hongkong in Sicht.

Ça ira!
's wird ſchon gehen.
Benjamin Franklin.

Wir hatten es wieder einmal gut getroffen, denn von Singapore nach Bangkok ſollte uns die „Deli“ des Norddeutſchen Lloyd bringen. Wenn dieſes Schiff auch nur einen kleineren Tonnengehalt hat, ſo iſt es doch trotzdem ein Schmuckkäſtchen der Schiffsbaukunſt. Nur wenige Paſſagiere traten mit uns die Reiſe von Singapore an, welches wir am Abend des 16. April verließen, nicht ohne noch einmal einen herrlichen Blick auf den Hafen und die im Hintergrund liegende Stadt genoſſen zu haben. Wir

konnten es uns in den großen, peinlich sauber gehaltenen Kabinen recht bequem machen. Meisterhaft verstand es Kapitän Leush, den wir bald ins Herz geschlossen hatten, mit Geschick und Takt die einzelnen Passagiere bekannt zu machen, so daß wir bald eine große Familie bildeten und unsere gegenseitigen Erfahrungen austauschten. Da auch die Küche in jeder Beziehung erstklassig war, verfehlten wir nicht, dem Keller alle Ehre anzutun. Wieder ging die Fahrt bei glatter, ruhiger See dahin, so daß wir ein Dolcefarniente führen konnten.

Mit Bordspielen und Kartenkunststücken, mit Skat und Bridge, vertrieben wir uns die Zeit am Tage, während am Abend ein Amerikaner gewöhnlich ein kleines Jeu proponierte, was auch, da wir nur zum Zeitvertreib und mit niedrigen Sätzen spielten, allgemeinen Beifall fand. Ostersonntag, den wir hier auf dem südchinesischen Meer verlebten, wurde durch einen Gottesdienst und dann durch ein Festmahl gefeiert. Mit einem Amerikaner, Mr. E., schlossen wir besondere Freundschaft, denn was man auf dem Lande in Monaten nicht erreicht, das bringt man auf dem Schiff oft in wenigen Tagen zustande. Hier zeigt sich jeder, wie er ist, ohne Schminke und ohne Maske, so daß man bald seine Mitreisenden gründlich studieren kann. Mr. E. war in Deutschland erzogen und rühmte unsere klassische Schulbildung, der wir im Leben so viel Erfolge zu verdanken hätten, und die den Deutschen ein so großes Übergewicht gegenüber allen anderen Nationen verleihe.

Er war wirklich ein sehr origineller Mensch, wie ihn nur das Yankeeland hervorbringen kann. In Amerika hatte er schon die verschiedensten Unternehmungen mit Ausdauer und Geschick zu Ende geführt, wobei er uns sein Geschäftsprinzip verriet, möglichst rasch und häufig einen Geschäftsumsatz zu erzielen und sich dabei mit einem kleineren Gewinn zu begnügen, als vielleicht ein Jahr auf einen größeren Gewinn zu warten. Wie reisebeweglich diese Amerikaner sind, zeigten seine Erzählungen, was er alles bereits von der Welt gesehen hatte. So war er einmal von San Francisco ohne Aufenthalt nach Berlin gefahren, nur um das dort viel gerühmte Café Bauer kennen zu lernen, von dem er allerdings nicht gerade sehr schwärmte. Dagegen hatte Berlin als Stadt einen außerordentlich guten Eindruck auf ihn gemacht. Ab und zu vertrieben wir uns auch die Zeit mit philosophieren, zumal er die deutsche Literatur, wie man dies bei Ausländern häufig findet, fast vollständig beherrschte und auch tat-

sächlich richtig verdaut hatte. In sehr scherzhafter Weise rechnete er uns vor, wie er sein Leben zu verlängern suche, denn, indem er seit vielen Jahren nur fünf Stunden nachts schlafe und sich den Mittagsschlaf entweder durch eine lange Zigarre oder durch das Legen von Patiencespielen vertreibe, lebe er durchschnittlich im Jahre 60 Tage länger als andere und habe in 12 Jahren bereits einen Vorsprung von zwei Jahren. Dafür könne er dann ruhig ein Jahr früher sterben. Jedenfalls konnte man von ihm sagen „mens sana in corpore sano", ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.

Unterdessen hatten wir uns bei unseren neuen Reisegefährten über siamesische Verhältnisse und den Aufenthalt in dem Lande der Freien „Muang Thaï" genauestens orientiert. Die meisten traten die Reise hierher aus geschäftlichen Rücksichten an, während im allgemeinen Vergnügungsreisende das klimatisch in schlechtem Ruf stehende Bangkok meiden.

Immer mehr näherten wir uns unserem Reiseziel und kamen an verschiedenen kleineren Inseln vorbei, von denen, wie uns der Kapitän mitteilte, die besten siamesischen Vogelnester exportiert werden.

War die Fahrt durch das südchinesische Meer noch recht erträglich, so sollten wir im Golf von Siam einen der berüchtigsten Kochkessel der Welt kennen lernen. Die Hitze war geradezu lähmend, so daß man sich ganz und gar dem Nichtstun hingab.

Drei Tage nach unserer Abreise hatten wir gegen Abend zu beiden Seiten Land. Wir waren bereits an der Mündung des Menamflusses angekommen, konnten aber wegen des niederen Wasserstandes die Barre, welche der Mündung vorliegt, nicht passieren.

Nachdem wir die Nacht vor der Barre verbracht und eine leidliche Ruhe auf Deck in einer Hängematte gefunden hatten, wurden um 5 Uhr früh die Anker gelichtet. Mit Sonnenaufgang brachte uns der Lotse über die Barre und wir fuhren jetzt den Menam aufwärts, dessen schmutziges Bett die Deli rasch durcheilte. Durch Baggermaschinen wird dieser anfangs breite Fluß bis an seine Ufer so tief gehalten, daß sogar große Seeschiffe bis Bangkok fahren und daselbst am Kai anlegen können.

In vielfachen Windungen und Biegungen zieht sich der Menam bis Bangkok hin, welches man von der Barre aus in zirka drei Stunden erreicht. Schon jetzt bot die Fahrt einen interessanten Ausblick auf die Ufer

des Menam, denn zwiſchen Palmenhainen gebaut, tauchten die Pfahlhäuſer der Eingeborenen, Orangenwälder, Schiffswerften auf, während der ganze Fluß mit Segel- und Ruderbooten belebt war. Ein großer Teil der Siameſen betreibt den Fiſchfang teils als Gewerbe, teils auch zum Vergnügen; ſie ſperren am Flußufer einen Teil des Waſſers ab und fangen nun die Fiſche nicht mit Netzen, ſondern dadurch, daß ſie ein giftiges Kraut in das Waſſer

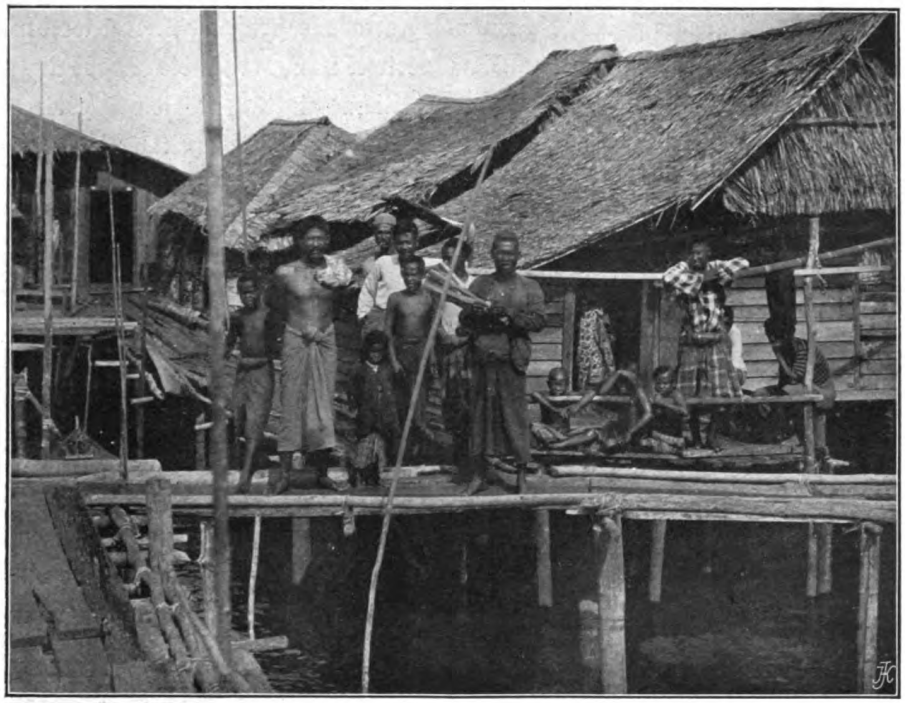


Abb. 118. Siameſiſche Pfahlbauten.

ſtreuen, was die Fiſche betäubt, ſo daß ſie ſich dann leicht mit der Hand fangen laſſen. Männer und Frauen, alt und jung, ſelbſt Kinder geben ſich dieſem Sport hin. Faſt in regelmäßigen Abſtänden ſieht man nun vom Menam bis Bangkok, aber auch noch weit den Fluß aufwärts Kanäle abbiegen, welche in ſyſtematiſcher Anordnung beinahe den größten Teil des Landes durchſchneiden. Dadurch ſind für den in Siam ſo ausgedehnten Reisbau die günſtigſten Verhältniſſe geſchaffen. Dienen doch dieſe Kanäle nicht nur zur Bewäſſerung, ſondern der ſiameſiſche Reisbauer befördert auch auf ihnen ſeinen Paddy mit breiten Holzbooten nach der Aus-

fuhrstation Bangkok, wo dann der Europäer oder der Chinese den weiteren Vertrieb übernimmt.

Gegenüber diesem Reisbau, der manchen Europäer zu Spekulationen verführt, tritt der Bau von Zuckerrohr, Hanf, Tabak und Baumwolle in den Hintergrund. Ähnlich wie in Birma und Java ist der größte Teil des Landes mit Plantagen besetzt, während nur im Norden nach den Schanstaaten und nach der chinesischen Provinz Jünnan sich mit Elefantengras bewachsene Distrikte finden, die nur von Karawanenstraßen gekreuzt werden.

Auch Zinngruben sind in Siam vertreten, nur daß die Ausbeutung von Bergwerken in diesem ungesunden Klima mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Gehen doch vielfach die angeworbenen Kulis innerhalb kurzer Zeit am Sumpffieber, welches epidemieartig auftritt, zugrunde, abgesehen von den vielen anderen Krankheiten, wie Malaria, Ruhr, Typhus usw.

Allerdings findet sich die beste Qualität dieses schon seit alters her bekannten Metalls, welches in oxydiertem Zustand als Zinnstein gefunden und dann erst durch oft recht komplizierte Prozesse aus diesem herausgeschmolzen wird, auf der schon erwähnten Insel Banka und auf Malaka vor.

Trotzdem würde sich auch hier eine reichlichere Ausbeutung lohnen, zumal man dieses Metall — allerdings jetzt weniger — jedoch immer noch sehr viel zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen, zum Verzinnen, zur Fabrikation des Staniols, das dünn gewalztes Zinnblech darstellt und als Zinnamalgam zum Belegen von Spiegeln verwertet. Ähnlich wie in Birma wird auch Teakholz, sofern es nicht zum Bau der zahlreichen Tempel und Paläste benutzt wird, von hier exportiert, ebenso Elfenbein, Zucker und Kautschuk. Überhaupt ist das Land mit seinen 600000 qkm und 6 Millionen Einwohnern zwar weniger seines Klimas als seiner Fruchtbarkeit wegen ausgezeichnet, die durch periodische Überschwemmungen des Menam, erinnernd an die des Nils in Ägypten, noch gehoben wird. In der Regenzeit, von Mai bis Oktober, tritt der Menam aus seinen Ufern und ergießt sich ins Land, wodurch der Reisbau sehr gefördert wird, da dieser besonders in feuchtem Acker gedeiht.

Die Ureinwohner des Landes, die Siamesen, sind durch die eingewanderten Chinesen, durch die Nachbarvölker von Birma und Anam ziemlich verdrängt worden. Der Rasse nach gehören die Siamesen zu den Mongolen oder Hochasiaten, von denen die eine Gruppe mehrsilbige und die andere

einſilbige Sprachen hat. Zur zweiten Gruppe gehören die Siameſen, Birmeſen, Anamiten, Tibetaner und auch die Chineſen, während die Türken, Samojeden, Tunguſen, Koreaner und Japaner zur erſten Gruppe gezählt werden.

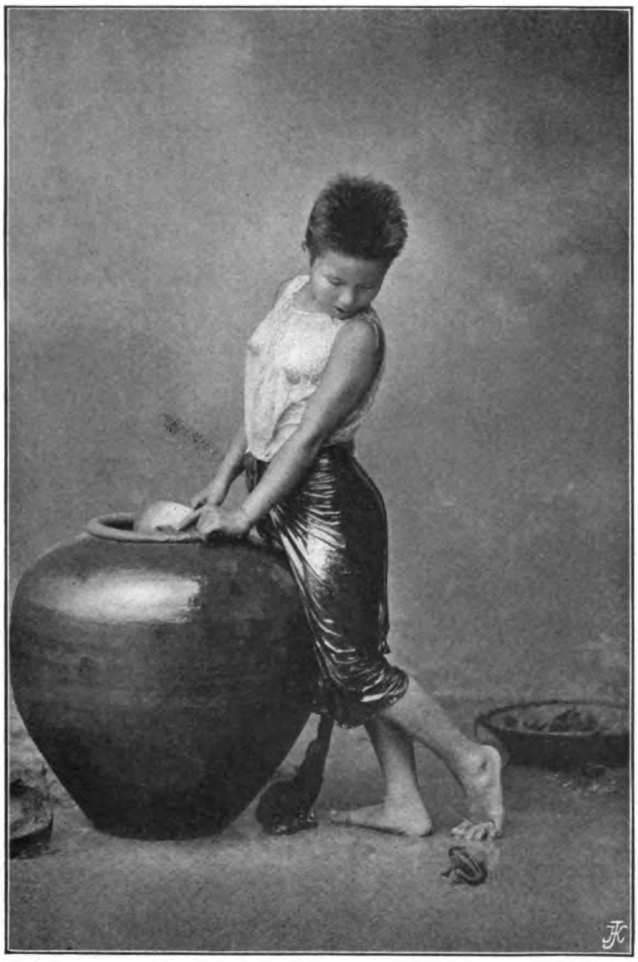


Abb. 119. Siameſin.

So prägt ſich auch der Mongolentypus in den kupferbraunen Geſichtern der Siameſen aus. Die männliche Bevölkerung hat kleine, gedrungene Geſtalten und ebenſo wie ſie tragen auch die Frauen, welche im Geſicht recht häßlich ſind, kurz geſchnittenes Haar, ſind mit Hoſen bekleidet und außerordentlich kräftig entwickelt, zumal ſie faſt ausſchließlich die

Arbeit verrichten. Die Männer sieht man als Faulenzer sich dandyhaft anziehen, während sie sich die Zeit bei den in Siam noch häufiger als in Birma gehaltenen Festen durch Geldwetten, Hahnenkämpfe, Musik und Theaterbesuche vertreiben. Auch hier wird nur dann gearbeitet, wenn es unbedingt nötig ist. Gegenüber dem siamesischen Großstädter ist allerdings

Abb. 120. Siamesische Bummler — Naklengs.

der in den Reisplantagen angestellte Arbeiter genau so fleißig, wie alle übrigen Asiaten.

Die Macht des Königs von Siam, des einzigen Königs der hinterindischen Halbinsel, ist neuerdings wieder geschmälert worden, zumal der derzeitige König Chulalongkorn, ein bei uns in Deutschland durch seine häufigen

Abb. 121. Siameſiſches Flußleben — Wat Tſcheng-Tempel in Bangkok.

Besuche bekannter, äußerst gebildeter Herrscher aus alter siamesischer Dynastie, drei seiner Provinzen, Kedah, Kelantan und Trengana, an England hat abtreten müssen. Immerhin ist sein Königreich noch zweimal so groß wie Preußen.

Unterdessen waren wir der Stadt Bangkok selbst näher gekommen. Mattenüberdeckte Hausboote, kleine Ruderboote, in deren Mitte zum Schutz gegen die Sonne ein Schirm aufgespannt ist, breite, mit Paddy beladene Holzkähne, Dampfbarkassen und schon zahlreiche Motorboote belebten in der Umgebung der Stadt den hier bereits enger werdenden Fluß. Auf der ganzen Strecke bis Bangkok sahen wir Handelsschiffe fast aller Nationen, vom deutschen und norwegischen Lloyd usw., teils an der Reede liegen, teils am Kai entlang festgemacht; auch siamesische Kanonenboote, kenntlich an der Flagge, die in rotem Feld einen weißen Elefanten darstellt, waren im Fluß verankert.

Die Pfahlbauten haben sich jetzt in größere, am Fluß gelegene Holzhäuser umgewandelt, während vielfach auch mit Dächern versehene, wenn auch niedrige Steinhäuser zu Gesicht kommen. Hier bei der Einfahrt sieht man häufig Badende, die sich an einem Bambusrohr über Wasser halten, während man den im Wasser herumplätschernden Kindern Bambusrohrgürtel umgehängt hat. Die mehrstöckigen, großen Gebäude von europäischen Firmen, Schiffsagenturen, Hotels und Landhäuser, umgeben von den bekannten siamesischen schönen Gärten, machen einen bezaubernden Eindruck. Ist schon der Blick vom Fluß auf die Stadt interessant und eigenartig, so wirken die himmelhohen, zahlreichen Tempel, hier „Wat" genannt, verblüffend.

In steilem Winkel steigen diese Heiligtümer noch aus dem 6. Jahrhundert in die Luft, rings auf ihren Terrassen mit schönen Skulpturen versehen, während sie oben in eine maisrübenähnliche Spitze auslaufen. Zahlreich sind auch hervorragende Ziegelbauten, welche man dem einst so mächtigen Volke Hinterindiens, den Khmer, zuschreibt, und die sich als runde Stufenpyramiden präsentieren, leider aber teilweise schon im Verfall begriffen sind.

Vom Hauptfluß fährt man nun auf kleinen Booten durch dieses asiatische Venedig, das man mit dem europäischen nur durch die Wasserkanäle vergleichen kann. Überall herrscht hier eine stinkende Luft, da diese Kanäle zum Teil austrocknen, und nur noch eine große, schlecht ausdünstende

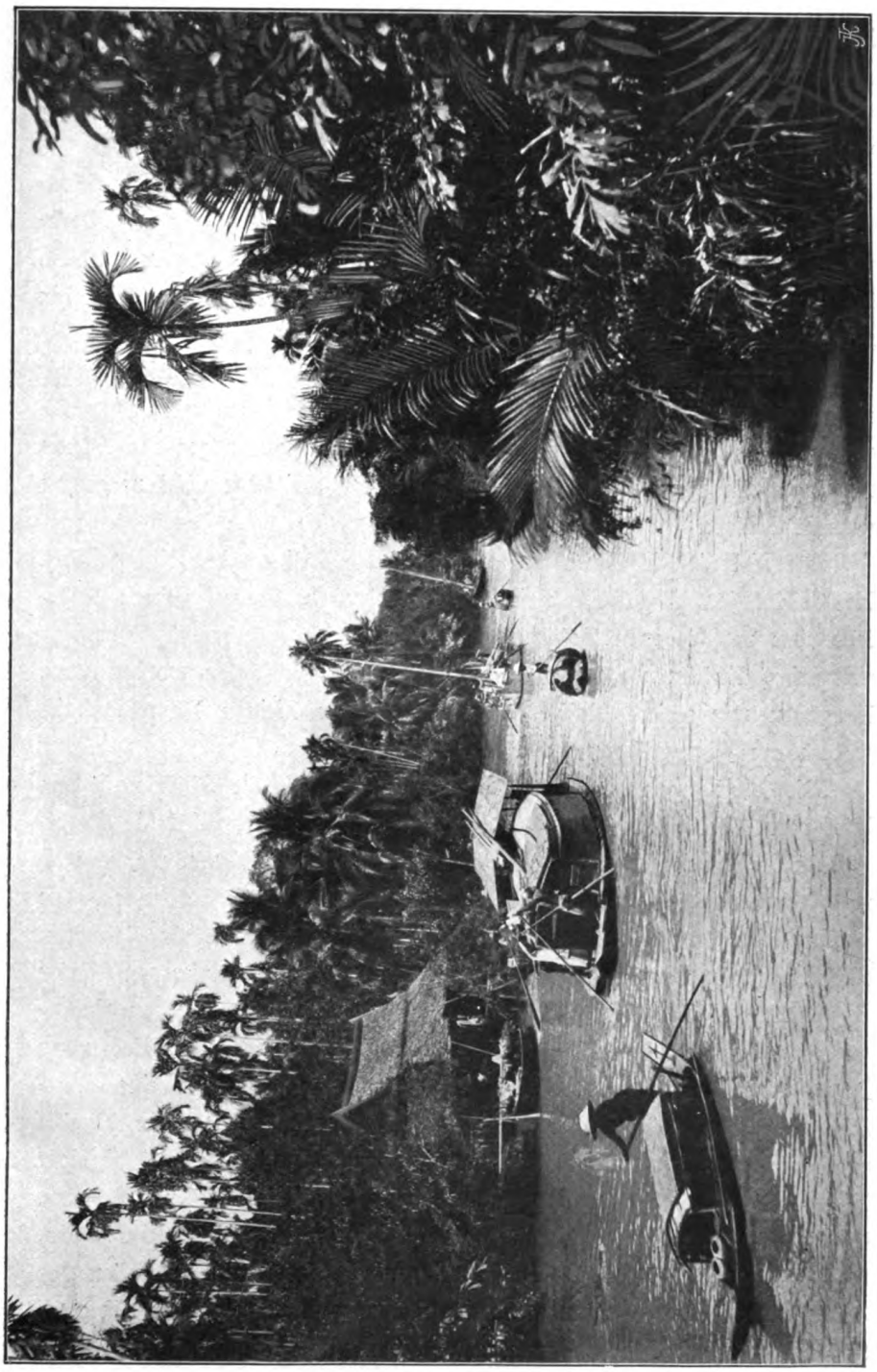


Abb. 122. Kanal mit siamesischen Gärten.

Schlammmasse übrig lassen. Auch hier findet ein reger Verkehr statt, indem nicht nur die armen Eingeborenen, namentlich die Chinesen, in großen Hausbooten wohnen, sondern auch der ganze Handelsverkehr für Gebrauchsgegenstände und Eßwaren sich abspielt.

An diesen Kanälen sieht man ein- oder zweistöckige, massive Steingebäude, in denen die Arbeiter am Morgen und am Abend in den Werkstätten ihrem Handwerke nachgehen. Überall hat man auch auf diesen, sich vom Hauptfluß abzweigenden Kanälen nach irgend einer Seite hin den Blick auf ein siamesisches Wat.

Wenn man uns auch vor Siam gewarnt hatte und es teilweise als Birma ähnlich und nicht so sehenswert bezeichnete, so sahen wir doch gleich von Anfang an, daß wir hier viel Originelles, Eigenartiges und Neues kennen lernen würden, so daß wir also unsern Abstecher nicht vergebens gemacht hatten.

Mit viel Geschick hatte unser Kapitän die Deli an den Kai geführt. Die Zollrevision ging rasch von statten, und bald darauf kamen Angestellte der verschiedenen Hotels, um unser Gepäck abzuholen. Dem Boy des Orientalhotels, welches uns als das Beste empfohlen worden war, übergaben wir unsere Koffer, die er mit einer kleinen Dampfbarkasse zu dem am Fluß gelegenen Hotel beförderte.

Wir selbst zogen eine Wanderung zu Fuß durch die Stadt nach dem Hotel vor. Gleich hinter dem Kai, dem Menam entlang, führt die Hauptgeschäftsstraße von Bangkok, die von einer elektrischen Bahn, welche auch nach den verschiedenen anderen Straßen abzweigt, durchquert wird. Die Häuser dieser Straße sind meist ein- oder zweistöckig, unten als Geschäftslokale, oben als Wohnungen eingerichtet. Letztere jedoch sind nur von Asiaten bewohnt. Nur die Besitzer der zahlreichen, hier in Bangkok zu findenden Bars, in denen überall, ähnlich wie in Transvaal weibliche Bedienung ist, wohnen in diesem Viertel. Ab und zu sieht man auch eine chinesische Spielhölle, während man die die Hauptstraße kreuzenden Kanäle auf kleinen Brücken passiert, und dann jedesmal eine Nase voll stinkiger Luft einzuatmen hat. Überhaupt starrt dieses Geschäftsviertel vor Schmutz. In den Straßen ist man erstaunt über die Menge der chinesischen Shops, die sich in ununterbrochener Reihe, namentlich in dem im Südosten der Stadt gelegenen Basar, Sampeng genannt, hier zusammendrängen. In einer offenen Markthalle bieten Siamesinnen Fleisch, Fische, Gemüse, Obst, Süßig-

Abb. 123. Kanalstraße in Bangkok.

keiten u. a. m. zum Verkauf an. Abgesehen von der üppigen Büste der Siamesinnen haben sie mit ihren kurz geschorenen Haaren nichts von der Schönheit und der Eleganz ihrer birmesischen Halbschwestern. Ja, dadurch, daß sie, wie schon erwähnt, Hosen tragen, hält man sie anfangs für Männer.

Der Busen ist mit einem Tuch nur gerade bedeckt, während die Hosen bis zum Knie reichen, die Beine also nackt sind. Bei den Männern ist der Oberkörper meist ganz unbekleidet. Sandalen decken die Fußsohlen der Bevölkerung. Vornehme Kasten der Siamesen tragen schwarze Schuhe, weiße Strümpfe und seidene Beinkleider. Die gebildeten Siamesen kleiden sich jedoch europäisch, sofern sie sich nicht in der Nähe des Königs aufzuhalten haben, denn in seiner Umgebung muß jeder Siamese die erwähnte Tracht der Vornehmen anlegen.

Nachdem wir uns im Hotel überzeugt hatten, daß wir bisher noch nirgends so schlecht und schmutzig aufgehoben waren wie hier bei Madame Toni, die früher Europa und die Seebäder unsicher gemacht haben soll, fuhren wir zum Konsulat, das abseits von der Geschäftsstadt, in dem Villenviertel der Europäer liegt. Der Verkehr in den Straßen ist kein allzu reger, trotzdem Bangkok 500000 Einwohner hat, da sich ja hier alles auf dem Fluß abspielt. Während die Europäer Wagen oder Automobile benutzen, sieht man die bemittelten Chinesen und Eingeborenen in den Rikschas.

Bei einem in Bangkok seit vielen Jahren ansässigen Großkaufmann, Herrn Konsul L., fanden wir eine überaus liebenswürdige Aufnahme. Er schlug uns sofort einen Spaziergang nach dem schön angelegten Palastviertel vor, damit wir auch einmal einen günstigen Eindruck von Bangkok erhielten. Jetzt kamen wir durch sauber gehaltene, breite Straßen mit zweistöckigen Steinhäusern, in deren Arkaden sich eine Anzahl europäischer Geschäfte etabliert hatte. Am Ende einer dieser Straßen machte uns Herr L. auf ein großes ca. 15 m hohes Holzgerüst aufmerksam, an dem sich bei dem berühmten siamesischen Schaukelfest Männlein und Weiblein diesem Vergnügen hingeben.

Über eine Brücke gelangt man an den mit sehr breiten, wohlgepflegten Straßen versehenen und von einer weißen Mauer umgebenen Palast des Königs von Siam; doch mußten wir zur Besichtigung der Gebäude erst eine Erlaubnis einholen. Wir durchwanderten daher zunächst

die ausgedehnten Gartenanlagen, welche sich außerhalb des Palastes ausdehnen und in den Dusitpark übergehen. Hier in diesem Paradiespark spielt an einigen Tagen der Woche die Musik, hier werden die siamesischen Feste gefeiert, und hier kann man am Abend die Bevölkerung von Bangkok lustwandeln sehen. Vorbei an Rasenplätzen für Golf, Tennis und Fußballspiel, das wie in Birma mit dem hohlen, rohrgeflochtenen Ball gespielt wird, gelangten wir nach dem innerhalb des Parkes gelegenen Hause des

Abb. 124. Straße in Bangkok.

königlichen Leibarztes, einem Deutschen, Professor B., welcher sich über unser Kommen sehr freute.

Da der König leider seit längerer Zeit wieder krank war, war Professor B. Tag und Nacht in Anspruch genommen. Dadurch erhielten wir ebenso wie noch zwei andere Deutsche, auch die erhoffte Audienz nicht, welche wir alle auf Grund unsrer Empfehlungsschreiben sonst sicher erlangt hätten. Denn der hochgebildete König bereitet allen mit Einführungsschreiben versehenen Europäern das Vergnügen eines Empfanges.

Unter Führung von Herrn L. suchten wir sodann den nahe dem Königspalast befindlichen Wat Poh auf. In dieser sehr ausgedehnten Tempelanlage fanden wir ein seltenes Heiligtum, eine Buddhagestalt von 49 m Länge in liegender Stellung. Diese Statue ist reich mit echtem Gold verkleidet, während an den Füßen durch Perlmuttereinlagen 64 Zeichen der

Schönheit dargestellt sind. In der Umgebung des Tempels fielen uns kolossale, aus Stein gehauene Figuren von Menschen und Tieren in fratzenhafter Ausführung auf, darunter zwei, welche holländische Kapitäne mit Pfeife und Zylinderhut zeigten.

Im Innern der verschiedenen Tempel sahen wir überall Buddhastatuen, welche mit hohen, in eine lange Spitze auslaufenden, ähnlich wie in Birma, reich vergoldeten und mit Steinen besetzten helmartigen Kopfbedeckungen geschmückt sind, während vielfach noch ein vergoldeter Schirm über ihren Köpfen angebracht ist.

Die Staatsreligion ist in Siam der Buddhismus. Man sieht daher in den Tempeln denselben Gottesdienst, wie ich ihn schon früher erwähnt habe. Die verschiedensten Gegenstände, darunter auch europäische Gebrauchsgegenstände, werden Buddha hier im Tempel zum Opfer gebracht, während die Gläubigen in die vor den Götterbildern brennenden Wachskerzen Geldstücke als Opfer hineinstecken. In den Tempeln tragen die Priester, Stellen aus der auf Palmblättern niedergeschriebenen Bibel vor. Durch die Liebenswürdigkeit eines Bekannten konnte ich eine derartige interessante siamesisch-buddhistische Bibel meiner Sammlung einverleiben.

Die vielen Wats, welche man über die ganze Stadt verteilt sieht, sind weiß getünchte Backsteinbauten, deren Spitze stets stark vergoldet ist.

Gegen Abend machten wir noch einen Spaziergang durch die Hauptstraße, in der jetzt ein sehr reger Verkehr herrschte, und sahen in den zahlreichen Bars die Einwohner von Bangkok sich dem Spiel und Trunk hingeben. In der Hauptstraße befindet sich auch eine nach der Straße zu offene, gedeckte Halle, welche als Polizeirevier dient. Vor ihr standen siamesische, mit Seitengewehr versehene Soldaten in Kakianzügen. In lässigem Schritt trotteten sie hin und her, um die in Holzkäfigen hier eingesperrten und meist wegen Diebstahl verurteilten Eingeborenen zu bewachen. Nach dem Diner verbrachten wir mit unseren neuen Freunden in dem elektrisch erleuchteten, am Menam gelegenen Garten des Hotels einige gemütliche Stunden und erholten uns von der mörderischen Hitze des Tages.

Professor B. erzählte, wie ungesund hier das Klima sei, und wie die Tropenkrankheiten dadurch so sehr grassierten, daß die Eingeborenen das schmutzige Kanalwasser ungekocht als Getränk benutzen. Denn eine Wasser-

leitung gibt es noch nicht in Siam, doch soll der König jetzt mit aller Energie den Bau einer solchen betreiben.

Hier kommen auch vielfach Blasenerkrankungen vor, so namentlich Steinbildungen in der Blase. Diese Erkrankung, welche man auch in China und Japan, besonders bei den entlang den großen Flußläufen wohnenden Eingeborenen findet, ist auf ähnliche Parasiten zurückzuführen (Schistosomum japanicum Orth), wie sie die Bilharziakrankheit in Ägypten erzeugen. Viele Eingeborene erliegen dieser Krankheit.

Am andern Morgen begaben wir uns, mit einem Empfehlungsschreiben des Konsuls ausgerüstet, nach dem Palast des Königs von Siam. Schon äußerlich macht dieser gewaltige Häuserkomplex, der sich inmitten herrlicher Baumgruppen in abwechslungsreicher Anordnung erstreckt, einen sehr imposanten Eindruck. Am Eingangstor wurden wir von einem vornehmen siamesischen Edelmann empfangen. Die Mauer, welche den Palast umgibt, hat eine Ausdehnung von 1½ km. Die Anlage besteht aus einer Unzahl von Verwaltungsgebäuden, Empfangshallen, Tempeln und schließlich auch Wohnräumen, in denen der König von Siam, unnahbar für jedermann innerhalb dieses Raumes, mit seinen 60 Frauen und seiner großen Anzahl von Kindern wohnt. Frauen königlicher Abstammung besitzt der König nur zwei, und nur deren Söhne sind berechtigt, den Thron nach ihm zu besteigen; die älteste der beiden Frauen führt den Königinnentitel.

Die Palastwege sind überall mit Steinfliesen ausgelegt. Das Haus des Königs selbst ist ein großes, mehrstöckiges, fast europäisch modern aussehendes Gebäude, und erinnert nur darin an siamesischen Baustil, daß es mit dem dreifachgiebeligen für Siam charakteristischen Dache versehen ist, während an den Spitzen der Dächer vogelschnabelähnliche Holzzacken gen Himmel ragen. Findet man doch diese dreigiebeligen Dächer nur bei den siamesischen Bauten, bei diesen aber auch stets angebracht, einerlei, ob es sich um Tempel, Paläste, Empfangshallen oder Wohnhäuser handelt. In einer großen, offenen Halle finden die feierlichen Empfänge der Vertreter auswärtiger Nationen und die Audienzen des Königs statt. Zum eigentlichen Aufenthalt aber benutzt der König ein hinter dem Palast liegendes Haus, zu dem der Eintritt jedermann bei Todesstrafe verboten ist.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten im Palastviertel ist der Tempel Wat Phra Käo. Vorbei an einer Menge kleinerer Hallen und Tempelchen, deren pyramidenförmige Dächer größtenteils mit bunter Majolika besetzt, da-

durch chineſiſchen Einfluß verraten, vorbei an einer Unzahl phantaſtiſcher Tier- und Menſchenfiguren aus Stein gelangt man zu dem Tempel. Unter dieſen Steingebilden ſieht man auch den meiſtens aus Bronze ge-

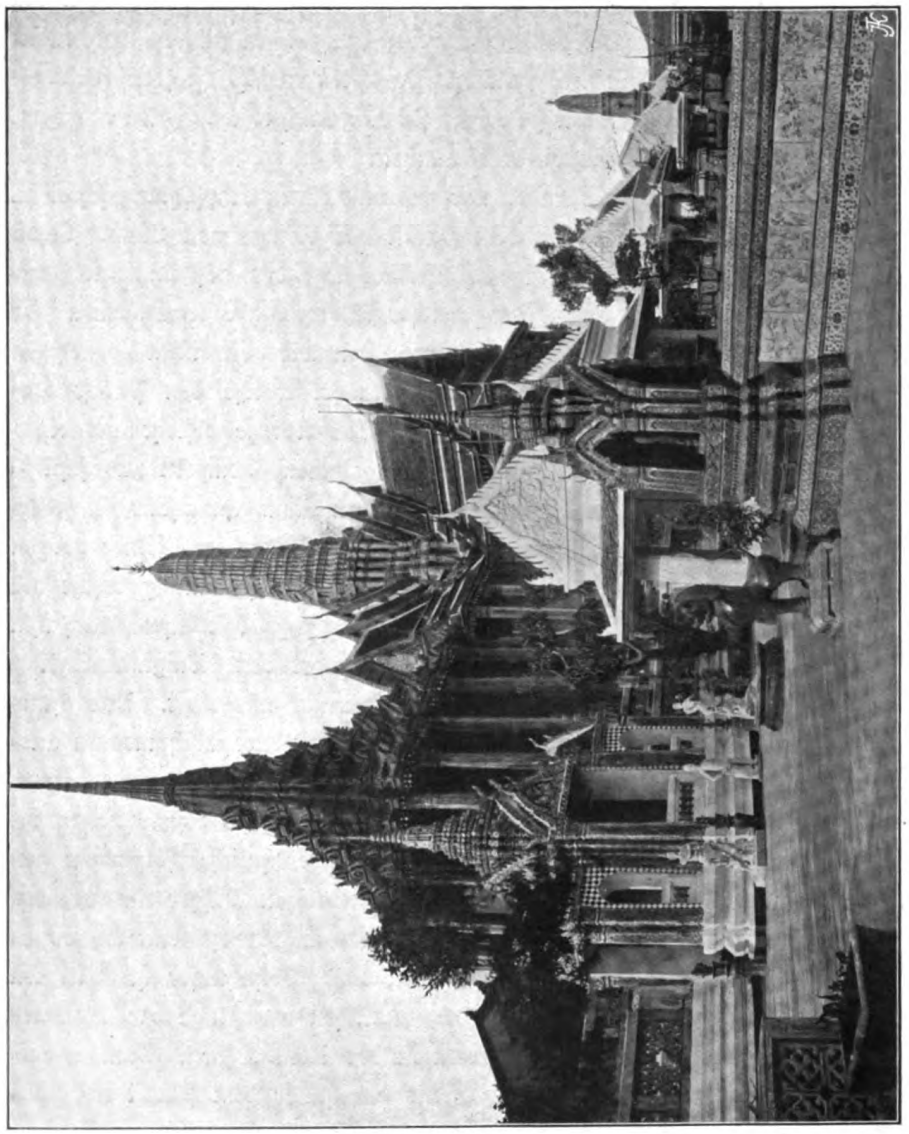


Abb. 125. Der Wat Phra Käo-Tempel im Königspalaſt zu Bangkok.

formten Vogelmenſchen Khrut, den man nur in Siam findet, ſowie eine Reihe von Tempeldächern, die von lebensgroßen, aus Stein gehauenen Elefanten getragen werden. Trotz dieſer ſehr bizarren, wunderlichen Archi-

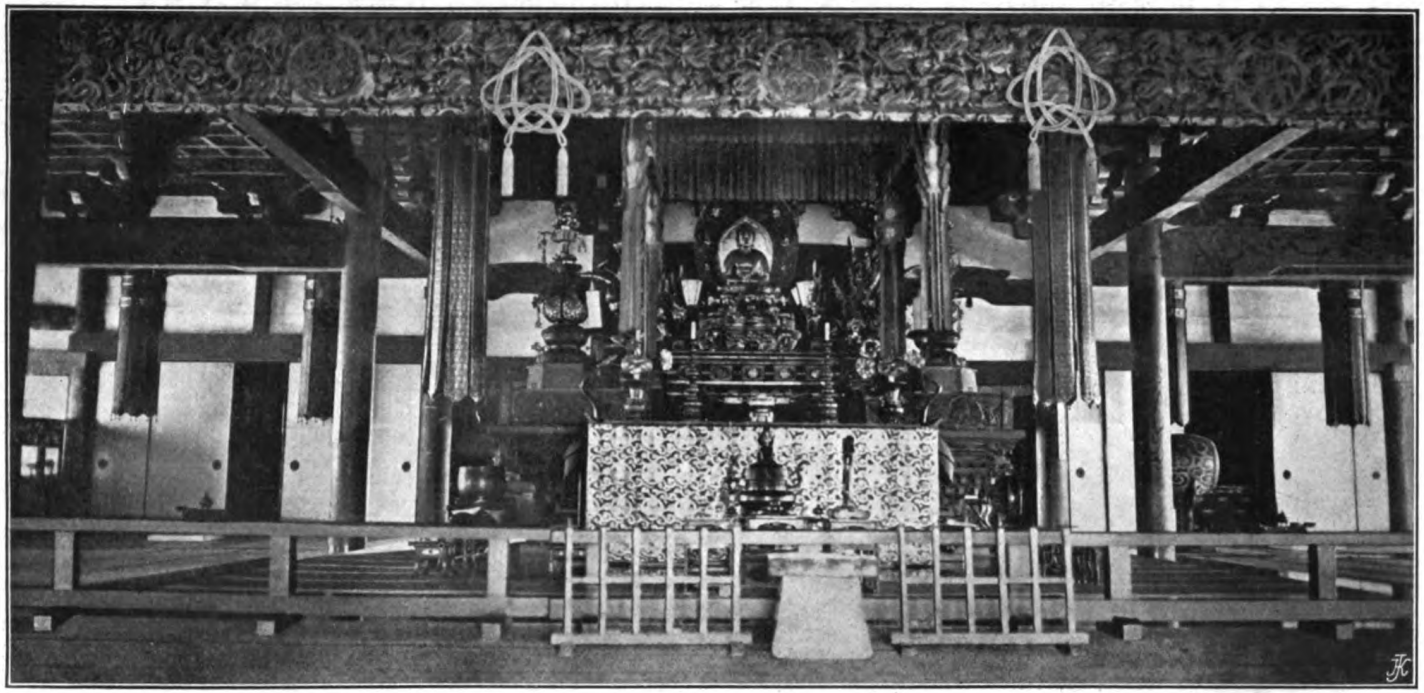


Abb. 126. Im Innern des ſiameſiſchen Tempels Phra Uboſat — Smaragdbuddha.

tektonik und trotz der phantastischen Ausschmückung der Innenwände dieser Tempel mit Freskengemälden aus der Geschichte Siams macht das Ganze einen sehr würdigen, erhabenen Eindruck. Zum Haupttempel steigt man auf breiten Stufen empor und kann jetzt die reiche Goldverzierung des Baues bewundern, dessen Dachziegel sogar vergoldet sind. Im Innern des Tempels strotzt alles von Gold und blinkendem Gestein. Der Fußboden ist aus verschiedenen Sorten von Marmor, die Wände sind mit buntscheckigen Fresken bemalt, der Hauptaltar, um den mehrere schwer vergoldete Buddhastatuen stehen, ist reich mit den aus dem Norden Siams, aus Tschantabun kommenden Rubinen, den aus Pailin stammenden Saphiren und namentlich auch mit Smaragden besetzt.

Auf der Spitze des Altars thront ein Buddha mit Kopfputz und Schirm, dessen Haupt aus einem einzigen Smaragd bestehen soll. Da aber Smaragden von Menschenkopfgröße nicht existieren und andrerseits die Siamesen von einem gläsernen Buddha sprechen, so dürfte wohl dieser grüne Kopf von Glas sein, während die übrige Gestalt aus Jadestein, einer Nephritart, besteht. Hier sieht man auch zum ersten Male an den Türen herrliche Verzierungen mit Perlmuttereinlagen, die ebenfalls auf chinesischen Einfluß hindeuten.

Stundenlang kann man sich an dieser Stätte aufhalten, um die wunderbaren Kunstwerke zu studieren.

Bevor wir den Palast verließen, statteten wir den Lieblingen des Königs von Siam, den weißen Elefanten, in ihrem Stall einen Besuch ab. Jene in Siam heiligen Tiere kommen in großer Menge vor und werden von zahmen Elefantenweibchen eingefangen. Der König sucht sich davon die schönsten Exemplare für seinen Stall aus und sie stellten sich uns jetzt in Gestalt wahrer Riesenexemplare vor.

Allerdings sahen wir nicht jene weiße Farbe, wie sie im Wappen des Königreichs Siam angegeben ist, sondern das Fell war hellbraun gefärbt, während sich ab und zu hellgelbe Flecke an Kopf, Rüssel und Ohren zeigten. Wir reichten ihnen Zuckerrohr, wofür sie sich bedankten, indem sie sich mit dem Rüssel gegen die hohlklingende Stirn schlugen.

Ich übergehe die vielen anderen Tempel, welche sich sowohl in dem Palastviertel, als auch in ganz Bangkok finden. Nicht weniger als 5000 Priester halten sich in den zahlreichen Klöstern auf. Besonders der Hof

sieht auf große Frömmigkeit. Nachdem wir uns bei unserm siamesischen Edelmanne für die ebenso liebenswürdige, wie sachverständige Führung bedankt hatten, verließen wir den Palast, um uns nach dem königlichen Museum zu begeben. Die Ausschmückung der Innenräume dieses Museums, der Reichtum an Gold und edlem Gestein grenzt ans Märchenhafte, so daß man sich von dem Reichtum des Königs von Siam hier einigermaßen einen Begriff machen kann.

Da sieht man über 2 m hohe Elfenbeinzähne, welche in ihrer ganzen Ausdehnung mit überaus kunstvollen Schnitzereien bedeckt sind. Zahlreiche Bronzestatuen verraten, daß man in Siam ebenso wie in Birma auch Bronze zu verarbeiten imstande ist. So fällt besonders eine, mit einer zylinderähnlichen Kopfbedeckung versehene Kolossalfigur auf, deren Haupt von einem Gelehrten bei Ausgrabungen in den Dschungeln gefunden und nach Europa gebracht wurde. Auf Intervention der siamesischen Regierung mußte das Stück später wieder dem Land ausgeliefert werden, doch wurde dem Berliner Museum ein Abguß der Figur geschenkt.

Unserm charmanten amerikanischen Freunde Mr. E., der uns am Nachmittage zu einem Pferderennen, bei dem er selbst seine Pferde laufen ließ, eingeladen hatte, verdankten wir auch eine Aufforderung des früheren siamesischen Ackerbauministers, Prinz Phya Dewes Phra Nai Wai. Der Prinz hält sich neben seinem Harem — denn jeder Reiche treibt hier Vielweiberei — auch ein eigenes Theater, in dem er sich eine vollständige Schauspielertruppe allmählich herangebildet hat.

Um 9 Uhr abends fuhren wir zu dem ausgedehnten Palast, zu dem eine lange Reihe von Wagen und Automobilen heranrollte. Durch den mit Lampions erhellten Hof gelangten wir in einen Garderoberaum, wo wir gleich von dem Sohn des Prinzen in liebenswürdigster Weise in vollendeter englischer Sprache begrüßt wurden. Die Vorstellung fand zu Ehren eines seit vielen Jahren in Siam ansässigen Engländers statt, welcher das Land nun definitiv verlassen wollte. Die vornehmen Siamesen, welche wir hier fanden, waren mit weißseidenen Strümpfen, schwarzen Kniehosen und Schnallenschuhen bekleidet und trugen eine weißseidene Jacke ohne Kragen mit Goldknöpfen. Die Gesellschaft, welche sich hier versammelt hatte, bestand, abgesehen von einer Menge siamesischer Edelleute, meist aus Engländern.

Hier trafen wir auch mit einem deutschen Bekannten, Baron von B., zusammen, welcher zu einer geschäftlichen Unternehmung in Bangkok weilte.

Abb. 127. Museum in Bangkok.

Die Damen waren alle in Balltoilette erſchienen. Während die europäiſchen Gäſte und die vornehmen Siameſen gegenüber der ziemlich geräumigen Bühne Platz nahmen, gruppierten ſich rechts und links von der Szene die verſchiedenen Muſikkapellen, die außerordentlich zahlreiche Dienerſchaft und die Frauen des Prinzen mit ihren Kindern, letztere mit Jasminkränzen in ihrem knebelartig zuſammengedrehten Haar.

Abb. 128. Siameſiſches Schauſpielerpaar.

Für alle dieſe exiſtierte keine Sitzgelegenheit, ſondern ſie hörten der Aufführung in hockender Stellung zu. Zu der Vorſtellung war ein in engliſcher Sprache abgefaßtes Programm ausgegeben worden, aus dem man den Inhalt der Handlung erſah. Nachdem die verſchiedenen Muſikkapellen, darunter ein Xylophon-Orcheſter, mehrere Stücke vorgetragen hatten, traten 24 ſiameſiſche Schauſpieler auf die Bühne, welche höchſt phantaſtiſch in herrliche Gewänder aus Goldbrokat, mit bunten Steinen beſetzt, gekleidet waren. Wie mir unſer Freund Mr. E. ſagte, koſtet ein derartiges Schauſpielerkoſtüm weit über 1000 M.

Die Schauspieler trugen Masken vor dem Gesicht. Auf einer erhabenen Bank nahm der als König Fungierende, in kostbare Gewänder gehüllt, Platz, während nun der Vorerzähler, welcher unter dem Musikchor stand, die Handlung in klagender, näselnder Stimme vortrug. Dabei saßen die Schauspieler bald auf der Erde, bald machten sie Verbeugungen und Verdrehungen, bald tanzten sie herum. Interessant war die Schlachtenszene, welche in der Mitte der Handlung aufgeführt wurde. Zunächst stellte sich nacheinander jede durch besondere Kostüme markierte Partei auf der Bühne den Zuschauern vor, schickte Gebete zu ihren Göttern und begann dann den Schlachtentanz. Dann ging es zur Schlacht selber. Auf ein bestimmtes Zeichen fielen die Teilnehmer der einen Partei wie automatisch tot zu Boden, womit ausgedrückt werden sollte, daß die Gegner gesiegt hatten.

Die Vorstellung hatte sich bis nach 2 Uhr nachts hingezogen. Am Schlusse derselben wurde eine große Apotheose à la Metropoltheater gestellt. In der Mitte der Bühne war der Königsthron aufgebaut und um den siegreichen Herrscher gruppierten sich nun seine Vasallen. Der Glanzpunkt des Schlußaktes war die Vorführung eines aus Holz hergestellten lebensgroßen Elefanten, vor dem alle, als vor dem heiligen Tier, zu Boden fielen. Unter sinnbetäubender Musik fiel dann der Vorhang.

Während der Vorstellung wurden unter die Damen der Gesellschaft Blumenketten aus stark duftenden Tuberosen und Jasminblüten herumgereicht. Man erhielt Fächer und Getränke, während die siamesischen Gastgeber sich der Reihe nach mit jedem einzelnen Gaste unterhielten. In den Nebenräumen war ein sehr reichhaltiges kaltes Büfett aufgestellt, damit man sich während der lange dauernden, ermüdenden Vorstellung erfrischen konnte. Gleichzeitig benutzte man diese Gelegenheit, die Räume des Palastes zu besichtigen, in denen sich namentlich eine berühmte Sammlung alten, siamesischen Porzellans befand.

Die Räume des Palastes gingen alle auf einen herrlich angelegten Garten hinaus. Nach der Hälfte der Vorstellung wurde für die Damen ein Souper serviert, während sich die Herren an dem kalten Büfett erfrischten. Auf Mr. H., dem zu Ehren das Fest stattfand, brachte man einen Toast aus, den er sofort erwiderte. Dann stimmten alle im Stehen das Lied an: „He is a nice fellow" und am Schluß brüllte alles „Hipp, hipp, hurra."

Wie schon erwähnt, sind die Siamesen überaus vergnügungssüchtig und vertreiben sich nicht nur durch Spiele, Fußball, Ringkämpfe, Schaukeln, Geldspiele die Zeit, sondern sie arrangieren auch sehr häufig Theatervorstellungen. Gewöhnlich beginnt die Aufführung in den übrigen, jedermann zugänglichen zirkusartig gebauten Theatern um 7 Uhr abends und dauert bis morgens um 2 Uhr. Man spielt sieben Abende vor und sieben Abende nach dem Vollmond. Die Ausgänge der Bühne sind mit schweren Teppichen verhängt und im Hintergrund ist auf einer Leinwand die Szenerie aufgemalt. Das Orchester besteht aus Flöten, Trommeln, Pauken, Gongs und Xylophonen. Während ein Mitglied des Orchesters die Aufgabe hat, die Handlung vor zu erzählen, begleiten die Schauspieler mit stummen Gesten dieselbe. Die Preise der Plätze schwanken von ½ Mark bis zu 5 Mark. Die als Ballettdamen figurierenden Schauspielerinnen sind bis auf Hände und Füße vollständig bekleidet, und machen bei ihren Tänzen unglaubliche Verbiegungen und Verdrehungen mit dem Körper, namentlich mit den Beinen.

Die größten Theatervorstellungen finden bei dem Hauptfeste „Kathin" (Besuch der Tempel) statt, welches in den Monat Oktober fällt. Teils zu Wagen, teils zu Fuß, teils auf einem goldenen Tragstuhl, durch einen großen goldenen Schirm an langem silbernem Stock vor den Sonnenstrahlen geschützt, durchzieht der König unter Entfaltung von großem Pomp die festlich geschmückte Stadt, begrüßt von der bunt aufgeputzten Volksmenge. Feierlich ist auch der Aufzug des Königs in einer 50 m langen Galeere, die von singenden Ruderern bewegt wird. Hinter der goldgeschmückten Barke des Königs folgen eine Unmenge reichverzierter kostbarer Schiffe der Prinzen, des Hofstaates und vieler reicher Siamesen. Denn hier gehört es zum guten Ton, sich ein größeres Schiff zu halten. Die Ruderboote sind jetzt vielfach durch Dampfschiffe und Motorboote ersetzt. Bei den nun folgenden Volksfesten finden außer den Theatervorstellungen feierliche Umzüge in der Stadt, Feuerwerke auf dem Menam und Illuminationen des Palastviertels statt.

Ebenso festlich begangen wird die Verbrennung der Leichen von Mitgliedern des königlichen Hauses. Gewöhnlich sammelt man mehrere Leichen, die man bis zur Verbrennung konserviert, dann aber wird monatelang unter dem größten Pomp gefeiert, wozu Unsummen nötig sind. Die vornehmen Siamesen lassen sich verbrennen, während die ärmeren Klassen ver-

scharrt oder aber ihre Knochen verbrannt werden, nachdem das Fleisch vorher von Geiern und Pariahunden abgefressen wurde.

Der Verbrennungsplatz der Armen in Bangkok hat den Namen „Wald des ewigen Friedens" und besteht aus einem mit Asche und Knochen bedeckten freien Platze, den rings Baumanlagen umgeben.

Auch der Geburtstag und der Krönungstag des Königs im November gelten als große Festtage. Hier findet dann im Krönungstempel Putaprang Phrasat, in dem der König beim Beginn seiner Regierung den Eid schwört, vor einer 2 m hohen, ganz mit Edelsteinen besetzten Buddhafigur ein Gottesdienst statt; wie in anderen Tempeln sieht man in großer Anzahl Ylang-Ylang als Tempelblume.

Wie hier in Siam alles mit pomphaften Feierlichkeiten verknüpft ist, so werden auch bei den Hinrichtungen von den Scharfrichtern phantastische Tänze ausgeführt. Bevor der Betreffende mit dem kurzen Handschwert geköpft wird, reicht man ihm berauschende Getränke, vor allem Opium, und schmiert ihm Lehm in die Ohren. Der Scharfrichter bittet den Verbrecher um Verzeihung, daß er die Enthauptung an ihm vollziehen muß. Die Stelle am Genick, wo der Kopf vom Rumpf getrennt werden soll, wird durch einen Kreidestrich bezeichnet, dann tanzt der Henker um den gefesselten Verbrecher herum und am Schlusse des Tanzes schlägt er ihm mit einem Streich den Kopf ab, der auf einen Bambuspfahl zur Warnung aufgepflanzt wird.

Wer Gelegenheit hat, sich länger in Bangkok aufzuhalten, sollte einen Besuch der alten siamesischen Hauptstadt Ayuthia nicht unterlassen. Man erreicht diese 70 km nördlich gelegene Stadt mit der Eisenbahn in vier Stunden, mit dem Dampfschiff auf einer recht interessanten Fahrt in 16 Stunden. Hier befindet sich auch der Elefantenkraal, ein mit mächtigen Teakholzstämmen umzäunter weiter Platz, in dem die wilden Elefanten aus den Dschungeln von weiblichen Elefanten herangelockt, und dann unter dem Geschrei der Treiber durch Fackellicht und Schüsse in die Umzäunung getrieben werden. Die schönsten dieser Exemplare, bei deren Einfangen der König oft zugegen ist, kommen in den schon erwähnten königlichen Marstall. Die früher auch zu Kriegszwecken benutzten Elefanten werden jetzt, ebenso wie in Birma, als Arbeitselefanten, so z. B. auch bei dem Bahnbau benutzt. Daher ist auch die Jagd auf diese Tiere verboten, und eine Übertretung wird mit 4000 Mk. Geldstrafe und Gefängnis be-

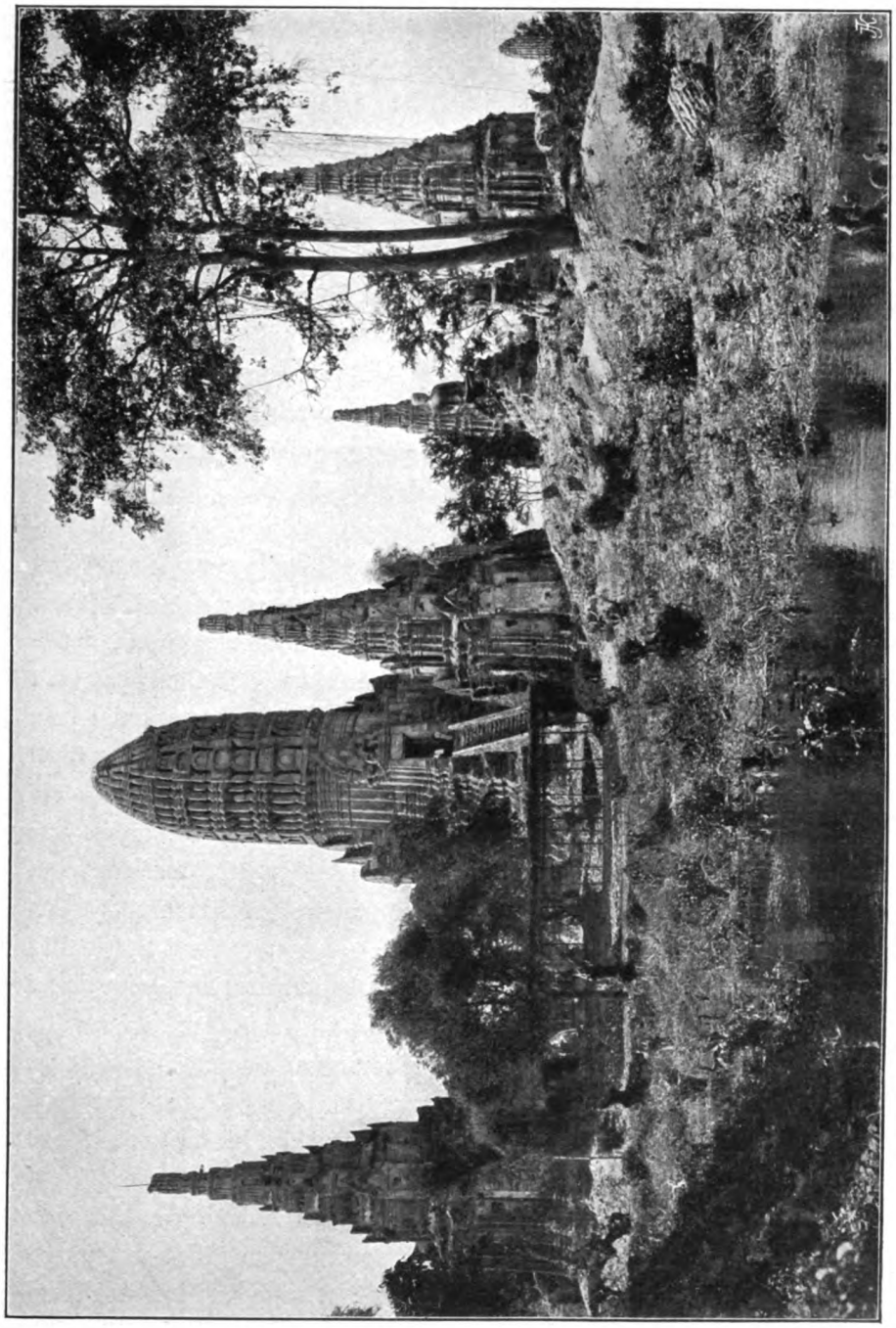


Abb. 129. Der alte Palast und die Tempel in Ayuthia.

straft. Nur durch die Hilfe derselben war es möglich, die Bahn in Siam zu bauen, da in jenen ungesunden Landstrichen häufig Massenepidemien von Sumpffieber ausbrachen, so daß bei dieser Bahnlinie pro Meter ungefähr ein Toter zu beklagen war.

Die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Ruinen der früheren Hauptstadt zeigen noch Überreste des alten Palastes und vieler Tempel, ähnlich, wie wir sie im Palastviertel zu Bangkok wiederfinden. Hier hatten auch die Niederländer Handelsfaktoreien errichtet, ebenso wie die Portugiesen, ferner wirkten französische Jesuiten, welche eine Zeitlang eine sehr einflußreiche Stellung innehatten.

Vor unserer Abreise suchten wir noch die Shops von Bangkok auf, um uns über siamesische Erzeugnisse zu orientieren. Vereinzelt findet man noch gute Stücke des fayenceähnlichen, buntfarbigen, altsiamesischen Porzellans, das zum größten Teil chinesischen Einfluß aufweist und daher blau-weiß gemalt ist.

Auch die Aquarelle, welche Bilder aus der Göttersage und siamesisches Leben und Treiben darstellen und von Eingeborenen angefertigt werden, deuten auf chinesische Kunst. Aus Korat kommen seidengewebte, buntfarbige Tücher, aus den im Norden gelegenen, an China angrenzenden Laosstaaten kleine Gebrauchsgegenstände, welche aus Lack angefertigt sind, also auch hier wieder unter chinesischem Einfluß stehen. Fast in jedem Shop bekommt man Tiger- und Leopardenfelle, die renntierartigen Geweihe des siamesischen Hirsches, Büffelhörner von 2 m Spannweite, wie ich sie nur noch in Transvaal gefunden habe, Häute vom Rhinozeros und Nashorn, Riesenschildkröten, Riesenschlangen, Schuppentiere und über mannshohe Elefantenzähne.

Ist doch die Jagd in Siam ebenso mannigfaltig wie ausgiebig, wenn auch etwas beschwerlich. Die berühmten siamesischen Katzen zeichnen sich durch ihre blauen Augen und ihr hellgelbes Fell aus, während Füße, Schwanz und Nase schwarz gefärbt sein müssen. Sie sind auch hier recht teuer und eine Mitnahme ist nicht empfehlenswert, da sie die Reise schlecht vertragen und leicht als geschätztes Gut gestohlen werden.

In den Shops sieht man auch die siamesischen Kampffische. Sie werden gesondert, je in einen Glasbehälter aufgestellt, und gehen nun gegeneinander los, indem sie wütend gegen die Gläser losfahren; ihre ursprünglich mattgrüne Farbe wird durch die Kampfeswut in eine blaue, violette

und rote verwandelt. Ebenso originell sind die Schießfische, welche Wasser aus ihrem Maule ausspeien und auf diese Weise kleine Insekten von Grashalmen herunterschnellen können.

Die Kakerlaken, deren Bekanntschaft wir auf der ganzen Reise immer wieder gemacht haben, finden sich hier in Riesenexemplaren vertreten, und werden, ähnlich wie bei uns in einem Flohzirkus, im Kampf gezeigt. Man setzt sie auf eine Schüssel und läßt sie nun aufeinander losgehen.

Von den vielen Früchten, welche in den einzelnen Verkaufsstellen ausgeboten werden, ist die Lukfalafrucht wegen ihres schönen Geschmackes sehr beliebt. In einer harten, roten, stacheligen Schale findet sich ein weicher, bräunlicher Kern von säuerlichem Geschmack. Auch die Luknyo, welche einer kleinen Kastanie gleicht, wird wegen ihres feinen Aromas begehrt, ebenso wie die Luk Patim, die wie eine Orange schmeckt.

Bei Gaehlert & Co. bestellten wir uns eine Reihe von Andenken, darunter die als Knöpfe verarbeiteten silbernen und goldenen siamesischen Tikals. Es sind dies kleine Silber- oder Goldklumpen, welche nicht geprägt sind, sondern mit einem Handbeil von dem Barren abgehauen werden; dann versieht man sie mit dem Stempel. Der Wert eines Silbertikales ist ungefähr 2 1/2 Mark. Neuerdings prägt man auch Münzen, welche auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern den heiligen Elefanten zeigen. Der Tikal teilt sich in 4 Salung, welcher wieder in 2 Fuang à 2 Songpai, à 2 Pai, à 2 Att, à 2 Lott zerfällt.

Auch kleine in Bronze ausgearbeitete Pferde, Hunde, Elefanten, Hähne, Löwen und Enten, die sechs siamesischen Glückstiere, nahmen wir uns zum Andenken mit.

Sehr schön sind die fein geschnitzten und bunt angemalten Holzfiguren, welche Episoden aus der Göttersage darstellen, so z. B. die Figur des Blitz- und Donnergottes. Der Sage nach schleudert die Göttin des Blitzes dem Donner Feuer ins Gesicht, so daß er geblendet wird und vor Schmerz zu brüllen anfängt. Beide verfolgen sich dann in wilder Hast, bis sie in den Wolken verschwunden sind.

Auch ein altes, siamesisches Richtschwert mit armdickem Elfenbeingriff und reich verziertem Silberknauf erstand ich mir hier.

So war also der Aufenthalt in Bangkok äußerst interessant. Fraglos steht dem Land noch eine große Zukunft bevor, und sicher wird Siam durch

seine immer weiter emporblühende Industrie im Welthandel an Bedeutung gewinnen.

Bekannt ist ja der fabelhafte Reichtum des Königs, den er aber vielfach zu gemeinnützigen Zwecken, so z. B. für die Errichtung eines Waisenhauses benutzt hat. Auch die vornehmen Siamesen erfreuen sich sowohl durch ihren Grundbesitz, als auch durch ihre Beamtengehälter, großen Reichtums, während allerdings die kleineren Beamten recht kläglich ihr Dasein fristen müssen, da sie bezüglich ihres Gehaltes von den über ihnen Stehenden abhängig sind. In neuerer Zeit ist auch die Seidenweberei sehr in Blüte. Die Ausfuhr ist innerhalb der letzten 15 Jahre von 8000 Mk. auf 600000 Mark gestiegen. Sicherlich bietet sich auch den Terrainspekulanten hier eine gute Gelegenheit, denn nimmt man nur die Reisspekulationen heraus, so kann man leicht eine Dividende von 50% mit seinem Kapital herauswirtschaften, da die Reisfelder leicht zu bestellen sind, die Ernten regelmäßig gut ausfallen, die Qualität des Reises eine vorzügliche ist und derselbe in ganz Asien wie Europa stets gebraucht wird. Im Jahre 1907 wurde für 170 Millionen Mk. Reis ausgeführt. Auch Kupfer, Eisen und Zinn läßt sich hier noch industriell ausbeuten.

Um 3 Uhr nachmittags sollte unser Dampfer von Bangkok nach Hongkong abgehen. Ich hatte diese Route deshalb vorgezogen, weil eine Reise nach Singapore zurück zu zeitraubend gewesen wäre. Als wir mit dem Motorboot unseres Hotels den norwegischen Dampfer „Thildar", der vom Lloyd für die Küstenfahrt Bangkok—Hongkong gechartert ist, zu erreichen suchten, konnten wir, trotzdem wir den Fluß weit abwärts fuhren, den Dampfer nicht ausfindig machen und erfuhren kurze Zeit darauf von dem zurückkehrenden Lotsen, daß er bereits abgedampft sei.

Ich rechnete nun aus, daß der große Dampfer voraussichtlich erst nach Mitternacht die Barre passieren würde, und daß wir ihn daher selbst mit einem kleinen Schleppdampfer erreichen mußten. Wir verproviantierten uns erst mit den nötigen Speisen und Getränken und erwischten dann nach langem Suchen einen kleinen Schlepper, „Undine", vom Lloyd, der ein Frachtboot den Menam hinunterführen sollte. Bald hatten wir uns auf dem Deck dieses kleinen Dampfers gemütlich eingerichtet und verzehrten mit dem Kapitän zusammen unsere Einkäufe. Eine der schönsten Nächte unter herrlichem Sternenhimmel verbrachten wir hier auf dem Schiff, wo wir uns auf den stets mitgeführten Longchairs ausgestreckt hatten.

Am andern Morgen, um 6 Uhr früh, hatten wir die 40 km vor der Menammündung liegende Felseninsel „Kohsichang", welche einst dem König von Siam als Sommerresidenz diente, vor uns. Hier im Hafen fanden wir neben anderen Schiffen auch unsere „Thildar" und begaben uns daher sofort an Bord. Der Kapitän, ein Norweger, empfing uns sehr liebenswürdig und erklärte uns sofort, daß er selbstverständlich auf uns gewartet hätte, wenn man uns von der Agentur aus bei ihm als Passagiere

Abb. 130. Schädelausgrabungen auf der Toteninsel bei Kohsichang.

angemeldet hätte. Er stellte uns sofort seine Wohnung zur Verfügung, in der wir es uns recht bequem machten.

Bereits in Bangkok hatte ich viel von der bei Kohsichang liegenden Toteninsel „Deadmens Island" gehört, wo hunderte von Skeletten und Schädeln verstreut liegen sollen, da die Chinesen hier ihre in Holzsärgen untergebrachten Leichen am Strande der Insel aufstellen. Das reizte natürlich meine Neugierde und nebenbei wollte ich möglichst viel Material zu anthropologischen Studien sammeln. Gerade die Schädelmessungen sind ja zum Studium der Völkerrassen von nicht zu unterschätzender Bedeutung, und so hatte ich auch schon den Leibarzt des Königs von Siam, Prof. B., dafür gewonnen, durch Sammlung von siamesischen Schädeln unser Völkerkundemuseum zu bereichern, und bei der Verarbeitung dieses Materials Näheres

über die siamesische Rasse zu erforschen. Der Kapitän stellte uns ein Ruderboot mit 2 Chinesen zur Verfügung. Nach ca. einstündiger Fahrt konnten wir eine Stelle ausfindig machen, wo man mit dem Boote an Land gehen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß dasselbe von der starken Brandung an den hier zum Teil mannshohen Felsenblöcken zerschellt würde.

Die kleine Insel ist mit dornigem Gestrüpp bewachsen. Ein Teil ist von einer Düne bedeckt, der andere aber besteht aus hohen Felsen. Wir machten uns nun an die Suche, mußten aber bald erkennen, daß, wie so vieles, was man unterwegs erfährt, auch die Aussagen über die Toteninsel nicht zutrafen. Die Mehrzahl der hier aufgepflanzten, chinesischen Särge waren leer, und man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß die Knochen durch die hier herrschende Feuchtigkeit einfach verfault waren. Die offenstehenden Särge waren ganz und gar mit Sand und großen Steinen ausgefüllt, so daß man nur unter den größten Anstrengungen einzelne Knochenteile und ab und zu einmal einen Schädel ausgraben konnte. Zudem fanden sich auch Gräber, über denen Kreuze errichtet waren, die also voraussichtlich holländischen, portugiesischen und anderen europäischen Seefahrern angehörten. Auch Särge, welche erst seit kurzer Zeit von Chinesen aufgestellt waren, sahen wir, doch blieben diese Särge von uns unberührt, da wir gehört hatten, daß man dadurch nicht nur der Rache der in Kohsichang ansässigen Chinesen gewärtig sei, sondern auch eine Bestrafung von seiten der siamesischen Regierung zu erwarten habe. Wie uns der Kapitän erzählte, gehen auf jedem Transport von Hongkong nach Bangkok von 1000 chinesischen Kulis ca. fünf zugrunde, weil sie auf dem Schiffe kein Opium mehr zum Rauchen erhalten, und ihr Körper diesen plötzlichen Umschwung nicht aushalten kann.

Da der chinesische Kuli nicht das nötige Geld hat, seine Leiche im „Reich der Mitte" beerdigen zu lassen, was jeder Chinese erstrebt, so werden die Leichen dieser Kulis in Tücher gewickelt, mit einer Schrift am Kopfende versehen, auf ein Brett gebunden und ohne viel Zeremonie ins Wasser geworfen. Stets aber wirft man den Toten nach chinesischem Brauch einen Besen nach, auf dem sie dann ihre Fahrt ins Reich der Unsterblichkeit antreten.

Am ganzen Leibe zitternd, hatte mein chinesischer Kuli beobachtet, wie ich bei den Ausgrabungen beschäftigt war, und nur mit Widerwillen war er mir beim Säubern der ausgegrabenen Knochen behilflich. Ziemlich

enttäuscht ob des geringen Fundes kehrten wir an Bord zurück, wo unser Kapitän von seinem chinesischen Koch uns ein ausgezeichnetes Diner servieren ließ, bei dem wir uns von der ziemlich mühseligen Arbeit erholten. Kurze Zeit darauf setzte unser Dampfer die Fahrt nach Hongkong fort.

Auch auf diesem kleinen norwegischen Dampfer waren wir während unseres ganzen Aufenthaltes als die einzigen Passagiere sehr gut verpflegt, während die Abende mit Kartenspiel und einem Phonographenkonzert verbracht wurden.

Unser Dampfer legte 12 Knoten stündlich zurück, und da er ziemlich schwer geladen war, merkten wir trotz des hohen Seeganges kaum die Schwankungen des Schiffes. Die Mannschaft bestand, abgesehen von zwei norwegischen Offizieren und zwei Maschinisten, aus 40 Chinesen. Abends sieht man die Chinesen auf dem Deck ausgestreckt leidenschaftlich spielen, den ganzen Tag aber sind sie außerordentlich fleißig bei der Arbeit.

Während wir anfangs entlang der siamesischen Küste gefahren waren, passierten wir bald das Kap Kambodia und befanden uns jetzt dicht an der französischen Küste von Cochin-China, auch kamen wir an einer Reihe von Inseln vorbei, von denen zwei als die zwei Brüder bezeichnet sind. Ferner sahen wir mehrere Inseln gegenüber von Saigon, wohin die Franzosen ihre Verbrecher deportieren.

In dieser Gegend begrüßten wir uns auch mit einem Lloyddampfer und kurze Zeit später sahen wir ein französisches Kriegsschiff, von mehreren Torpedobooten begleitet. Als kleineres Schiff salutierten wir zuerst durch Auf- und Abziehen der am Hinterdeck über der Schraube befindlichen Flagge, und wurden dann in derselben Weise geehrt.

Die französische Küste zeigt hohe, bewaldete Felsenufer, welche von ausgedehnten, weißschimmernden Sandbänken unterbrochen sind. Zahlreich ist der Verkehr von Segelbarken und kleinen Segelbooten, welche hier dem Fischfang nachgehen. Wieder sieht man Delphine und eine Unzahl fliegender Fische, welch letztere durch ihre großen Flugflossen die Fähigkeit haben, sich längere Zeit in der Luft zu halten. Dadurch sind sie auch imstande, sich der Verfolgung von Raubfischen zu entziehen. Wiederholt kommt es vor, daß sie beim Emporschnellen über das Wasser auf das Verdeck kleinerer Schiffe fallen. Dabei fliegen sie immer geradeaus und gewöhnlich gegen den Wind; ihre Flossen sind weit ausgebreitet und man vernimmt beim Fliegen ein schwirrendes Geräusch.

Später galt es, die gefährlichen Korallenriffe auf den Paracelinseln zu vermeiden, nachdem wir vorher den Leuchtturm der Kam-Ranh Bay gesichtet hatten, in der sich die russische Flotte im japanischen Krieg mit Kohlen und Lebensmitteln verproviantierte. Da wir am folgenden Tage die Wellen gegen uns hatten, und der Kapitän die Fahrgeschwindigkeit auf acht Knoten herabgesetzt hatte, geriet das Schiff in derartige Schwankungen, daß es mir bald recht ungemütlich wurde. Ich enthielt mich daher jeder Nahrung und jeden Getränkes und legte mich in horizontaler Lage auf Deck. Nach wenigen Stunden war dieser Anflug von Seekrankheit geschwunden. Es war dies aber auch das einzige Mal, daß das Meer auf der langen Seereise einmal stärker bewegt war, während wir sonst tatsächlich immer wie auf einem Binnensee fuhren.

Noch am selben Abend erblickten wir gegen 9 Uhr den Leuchtturm am Eingang des Hongkonger Hafens, der mit seinen großen Scheinwerfern das Meer absucht und die Ankunft der Schiffe nach Hongkong meldet. Von hier aus hat das Schiff noch vier Stunden zurückzulegen, bis es sich im Hafen befindet.

Trotz dieser anregenden Abwechslung auf dem Meere war die mehrtägige Seefahrt ab und zu recht langweilig, und wir hatten reichlich Gelegenheit, unseren Gedanken nachzuhängen; so brach sich die Sehnsucht nach unseren Lieben in der Heimat ab und zu Bahn.

L'absence diminue les médiocres passions et augmente les grandes, comme le vent éteint les bougies et allume le feu.

Abb. 131. The Happy Valley (Friedhof) in Hongkong.

IX. Kapitel.

Das Reich der Mitte — Südchina.

Einfahrt in den Hafen von Hongkong. — Chinesinnen am Ruder. — Verkehr im Hongkonger Freihafen. — Was die Engländer aus Hongkong gemacht haben. — Die Queens road und ihre Shops. — Mit der Drahtseilbahn auf den Peak. — The Happy Valley. — Mit dem Dampfer nach Kanton. — Bekanntschaft mit einem reichen Chinesen. — Auf dem Kantonfluß. — Die Insel Shameen. — In der Chinesenstadt. — Die Kunstindustrie in Kanton. — Der Medizintempel. — Im Tempel der 500 Genien. — Chinesische Torturen im Tempel des Schreckens. — Auf der Richtstätte. — Die Ahnenhalle Chan Ka si. — Chinesische Totenhäuser. — Die älteste Uhr der Welt. — Auf einem Blumenboot. — Das fortschrittliche Kanton. — Der Reichtum Chinas. — Porzellanindustrie. — Seidenwebereien und Seidenstickereien. — Der chinesische Kaufmann. — Opiumgewinnung. — Opiumraucher. — Was aus einem Chinesenzopf gemacht wird. — Die Spielhöllen von Kanton. — Mein Spielsystem. — Bei einem chinesischen Diner. — Abschied von meinem Kollegen Dr. Reber. — Was man in der Formosastraße zu sehen bekommt. — Ich mache mich als Chiromant beliebt. — Die jesuitische Sternwarte in Zikawei. — Wir überschreiten den Wendekreis des Krebses. — Einfahrt in den Jangtsekiang. — Shanghai. — Das Iltisdenkmal. — The Mafous Race. — Zusammenkunft mit Prof. A. — Die deutsche Medizinschule in Shanghai. — Im chinesischen Theater. — Warum ich nicht den Jangtse aufwärts nach Hankou fuhr.

Tempi passati. „Vergangne Zeiten."
Kaiser Josef II.

Als wir am 1. Mai morgens um 7 Uhr auf das Promenadendeck unseres Dampfers stiegen, sahen wir uns im Hafen von Hongkong.

Eine Unzahl von Passagierdampfern, Flußbooten von englischen, französischen und japanischen Gesellschaften, welche den Verkehr nach Kanton

und Makao vermitteln, Dampfer des Norddeutschen Lloyds, der Mail Pacific, Kriegsschiffe, viele kleine Motorboote belebten schon zu dieser frühen Stunde die Bucht und ließen uns ahnen, welch reger Verkehr hier in dem größten Hafen Ostasiens herrscht. Ein Ferryboot verbindet Hongkong mit der gegenüberliegenden Seite, Kowloon genannt, wo sich ein Chinesenviertel ärmerer Klassen, Kohlenstationen und Werften befinden, während am Abend die hier zahlreich vorhandenen Opiumhöhlen und Fantamspielhöllen auch von Hongkong aus viel besucht werden. Chinesen und Europäer verlieren hier Unsummen von Geld. Besonders charakteristisch für den chinesischen Verkehr sind die Dschunken, jene primitiven Fahrzeuge, welche gewöhnlich drei Masten führen, während die Segel aus vielfach durchlöcherten Matten bestehen. Der ganze Schiffskörper ist äußerst plump, am Vorderteil und Hinterteil verbreitert er sich und steigt in die Höhe, während er in der Mitte niedriger gebaut ist. Charakteristisch sind zwei auf jeder Seite des Bugs gemalte Augen, welche nach dem Glauben der Chinesen bei Dunkelheit den Kurs auf dem Wasser finden. Kein Wunder, daß diese wenig seetüchtigen Boote, die man früher auch zu Kriegszwecken benutzt hat, bei nur einigermaßen schlechtem Wetter von den Wellen des Ozeans verschlungen werden. Neben diesem großen chinesischen Boot, welches zu Transportzwecken dient, sieht man Ruderboote in Sampanform, deren Vorderteil hoch ansteigt, während das Hinterteil sehr breit ist. An Stelle des Steuers befindet sich an diesem Holzboot ein langes Holzruder. Diese Fahrzeuge, welche bisweilen einen kleinen Holzaufbau haben, der den Besitzern als Wohnung dient, werden nun gewöhnlich von Chinesinnen folgendermaßen bewegt:

Eine Chinesin steht am Bug des Bootes und dirigiert es geschickt mit einer langen Stange an den zahlreichen übrigen Sampans und den größeren Schiffen vorbei, während eine andere am Ende des Bootes das Ruder in drehende Bewegung setzt, indem sie es mit der linken Hand von der Backbordseite nach der Steuerseite hin- und herbewegt, und mit der rechten Hand an einem Seile zieht, das sich am Ende des eingetauchten Ruderteils befindet. So schießen diese kleinen Kähne ziemlich rasch und geräuschlos und ohne viel Platz wegzunehmen durch das Wasser dahin. Kaum hatte unser Dampfer Anker geworfen und war von dem Hafenarzte frei gegeben worden, als auch schon eine Unmenge kleiner Sampans an die Seiten des Schiffes schossen. Die Chinesinnen, von kräftiger Musku-

latur mit hellgelben Mongolengesichtern, pechrabenschwarzem, schön glatt gekämmtem, glänzendem, in einem Knoten aufgeschürzten Haar, an den Füßen Sandalen und mit schwarzen Hosen und schwarzen Jacken bekleidet, legten die immer mitgeführte, oben mit einem Haken versehene Bambusstange an die Reeling und waren im Nu mit großer Geschicklichkeit an ihr in die Höhe geklettert. Jetzt liefen sie schreiend auf dem Deck herum und suchten unser Gepäck an sich zu reißen.

Andere aber stellten sich uns als Wäscherinnen vor. Sie alle machten mit ihren puppenartigen, weißgepuderten Gesichtern einen jugendlichen Eindruck. Wir waren vor den bekannten chinesischen Hafenräubern gewarnt worden und nahmen daher unser Gepäck in der Sampan mit, welche uns selbst ans Ufer bringen sollte. Ein herrlicher Blick auf den halbkreisförmig angelegten Hafen bot sich uns jetzt, denn ringsum steigen schroffe Felsen auf, welche den auf einer Insel gelegenen Hafen umgeben, während sich an dem aus Steinquadern modern angelegten Kai das Häusermeer von Hongkong dahinzieht. Nur an einer Seite des Hafens sind die Berghöhen bewachsen und hier hat man auch das bis zu dem Peak hinaufreichende Villenviertel für Europäer geschickt anzulegen verstanden.

Was die Engländer hier innerhalb 50 Jahren geleistet haben, kann nur derjenige beurteilen, welcher dies Wunderwerk selbst gesehen hat. Doch hat sich ihnen diese Mühe gelohnt, denn die Ein- und Ausfuhr im Hongkonger Hafen schätzt man neuerdings auf eine Milliarde, wodurch dieser Freihafen Hongkong an der Spitze aller Seehäfen steht. Wir gingen nun an Land und kamen zunächst in das Hafenviertel, nachdem wir die chinesischen Ruderinnen mit einem mexikanischen Dollar bezahlt hatten. Denn hier in Südchina gilt wieder der mexikanische Dollar, dessen Kurs täglich schwankt. Hängt er doch davon ab, wieviel Silber in Barren aus den chinesischen Bergwerken von den Engländern angekauft wird; je mehr Silber gekauft wird, desto niedriger ist der Kurs. Er wird täglich an der Hongkonger Börse bestimmt und kleine Zettelchen werden nach allen Bank- und Geschäftshäusern mit folgendem Inhalte gebracht: „Memorandum. Deutsch-Asiatische Bank. Hongkong, 1. Mai 1908. Rate for Sovereigns to-day $ (Dollar) 11." Da der Kurs zwischen Mk. 1.70 und Mk. 2.50 schwankt, der Dollar oft auch noch mehr wert ist, so kommen bei den rasch wechselnden Kursen große Differenzgeschäfte zustande und in der Tat werden bei diesem Börsenspiel à la Hausse und à la Baisse Unsummen in Speku-

lationen gewonnen und verloren. Das Geld der Hongkong-Shanghai-Bank, die ebenso wie die Deutsche Bank in der ganzen Welt ihre Filialen hat, ist am meisten im Umlauf, während man chinesisches Papiergeld nur in Kanton noch annimmt.

Wir schlenderten jetzt den Kai entlang, um gleich die Stadt näher kennen zu lernen. An der breiten Kaistraße finden sich große Lagerhäuser von Weltfirmen verschiedenster Nationen; daher herrscht ein überaus reger Verkehr. Tausende von chinesischen Kulis schleppen auf Bambusstangen die aufgehängten Waren vom Lagerplatz zu den Holzleichtern, die die Ware nach den großen Dampfern befördern.

Auch auf diesen Transportbooten sieht man überall Frauen beschäftigt. In den vom Kai abgehenden Nebenstraßen haben chinesische Verkäufer ihre fliegenden Läden aufgeschlagen und rufen nun ihre Ware aus. Da bekommt man rohe und gekochte Fische, Zuckerwerk aller Art, gebratene Vögel, z. B. Enten und Gänse, aber auch die Lieblingsspeise der Chinesen — in Reisfeldern gemästete Ratten — zu einem Spottgeld angeboten. Denn wenn der chinesische Kuli auch ein äußerst fleißiger Mensch ist und sich keiner Reichtümer erfreut, so ist in ihm doch stets ein Drang zum Wohlleben vorhanden; auch er will seine Delikatessen haben und nicht immer mit der allgemeinen Volksnahrung, der Reisspeise, vorlieb nehmen.

Vorbei an den großen Lagerhäusern und Schuppen kommt man bald nach dem Geschäftsviertel, welches sich ebenfalls am Kai entlangzieht. Zahlreiche chinesische Shops haben hier ihre fahnenartigen, schmalen, aber sehr langen Reklameschilder an den zwei- bis dreistöckigen Häusern ausgehängt. Am Kai selbst befinden sich die Anlegeplätze für die Flußdampfer nach Kanton. Noch ein paar Schritte weiter taucht das Europäerviertel auf mit seinen mächtigen Steinpalästen. Hier sind die Büros aller großen Firmen und Schiffsgesellschaften, die Bankhäuser, die Verwaltungsgebäude untergebracht. Zahlreiche, modern eingerichtete Läden bieten ihre europäische Ware aus, während sich hier nur vereinzelt ein chinesischer Shop mit Kuriositäten findet. Die Hauptverkehrsader ist die parallel dem Kai laufende Queens Road, an der auch das Postamt und die Zentralmarkthalle gelegen sind und die von elektrischen Straßenbahnen durchkreuzt wird. Nicht weit von ihr liegt auch das Hongkong-Hotel, in dem wir ganz europäisch aufgehoben waren und in den ausgedehnten Speisesälen Vertreter aller europäischen Nationen, überwiegend Engländer, fanden.

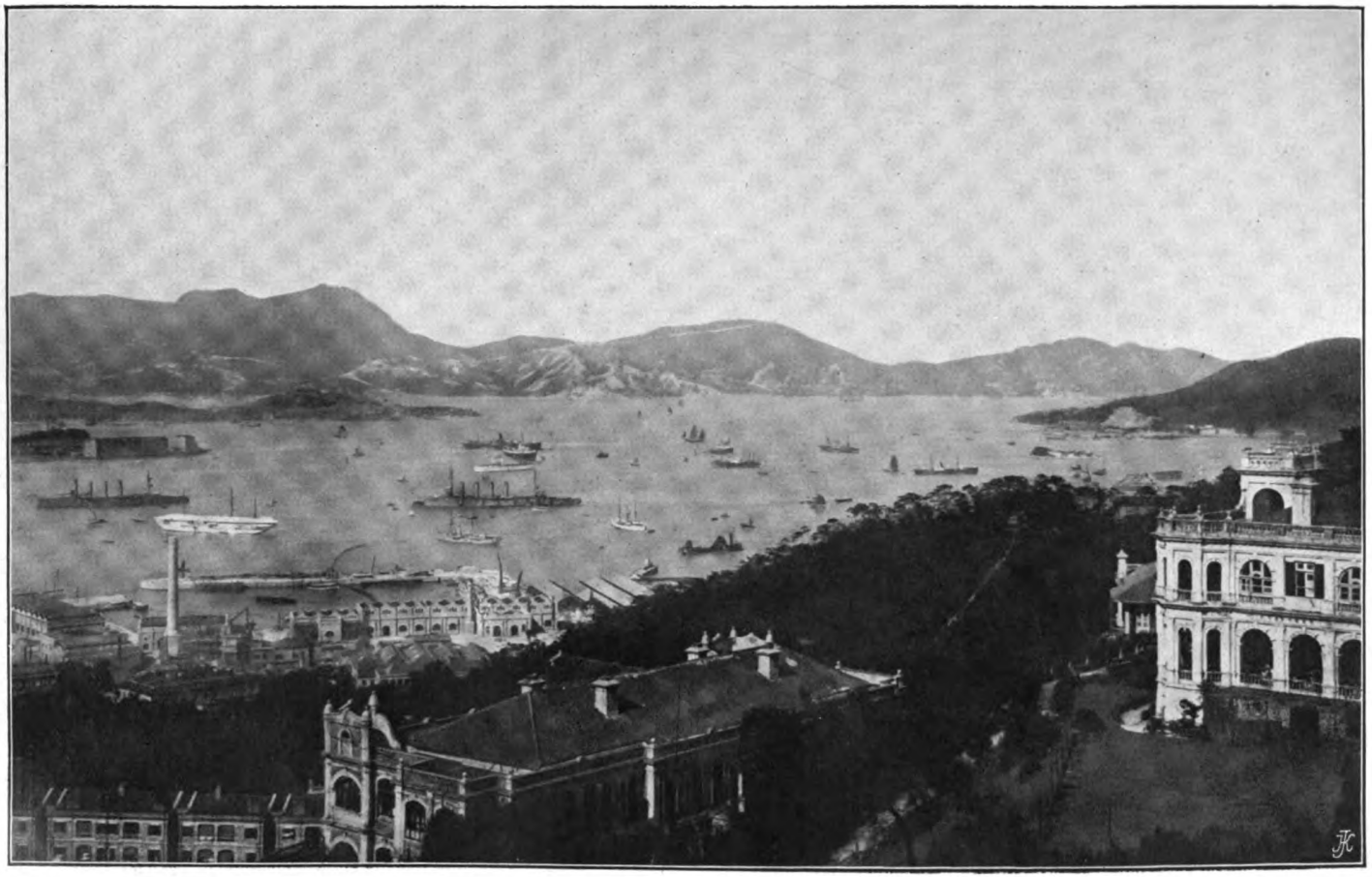


Abb. 132. Der Hafen von Hongkong.

Vom Hotel aus sieht man nun auch, wie das europäische Viertel an den schroffen Felsen aufgebaut ist. Ein Wunder der Architektonik, denn erst kürzlich mußte man die ganze Stadt von einem Gebirgskamm auf den anderen verlegen, da auf ersterem das Klima wegen der grassierenden Malaria zu ungesund war. Und schon ist wieder ein Villenviertel entstanden, umgeben von prächtigen Parkanlagen und Palmenwäldern, wie es sich mit dem großartigen Blick auf den belebten Hafen nirgends mehr in der Welt findet. Die Straßen sind mit Steinfliesen ausgelegt und steigen ziemlich steil an. Keinem Menschen fällt es daher ein, zu Fuß zu gehen, sondern man nimmt sich im Villenviertel eine Sänfte, von vier kräftigen Kulis getragen, und schnell und sicher wird man zu seinem Ziele gebracht, in unserm Falle zu der Wohnung unseres Konsuls Dr. F., der an einem der schönsten Punkte Hongkongs eine geräumige Villa hat. Von ihm und seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer Hamburgerin, — welche uns jedoch klagte, daß das Klima für Europäerinnen auch hier nicht allzu erträglich sei und man wie in einem goldenen Käfig sitze — wurden wir in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen.

Später bestiegen wir auf einer der vielen im Villenviertel gelegenen Stationen die Drahtseilbahn und begaben uns auf den 1800 Fuß hohen, Hongkong überragenden Gipfel, den Viktoriapeak. Von ihm aus übersieht man sowohl den Hafen, wie auch die ganze Stadt und hat namentlich bei Sonnenuntergang ein überaus malerisches Bild. Zwei Umstände nötigten mich indes, meine naturschwärmerischen Gelüste zu unterbrechen. Ein feiner tauartiger Regen schlug sich nieder, zwar noch in rücksichtsvoller Weise, doch brach außerdem die Dunkelheit herein. Auf der Rückfahrt in der Drahtseilbahn durchkostete ich noch einmal die ganzen Reize dieses wunderbaren Werkes, teils der Natur, teils der Menschenarbeit zu verdanken. Unten angekommen, wählte ich eine Sänfte, welche man jetzt mit einem Regendach versehen hatte, eine sogenannte geschlossene chinesische Droschke, die man sonst nur benutzt, wenn man bei einem hohen Vertreter der chinesischen Regierung einen Besuch macht. Gewöhnlich aber nimmt man sich hier im unteren Teile der Stadt eine Rickscha und wird von chinesischen Kulis rasch fortbewegt.

Auf der Fahrt zum Hotel sahen wir lebhaften Verkehr und einen Korso chinesischer Sänften, in denen sich sehr chicke Engländerinnen und Amerikanerinnen von ihren uniformierten Kulis spazieren tragen ließen. Zahl-

reiche chinesische Blumenverkäuferinnen drängten uns herrliche Rosen, Veilchen, Lilien und Nelken für ein Spottgeld auf. Wir hatten auch das Glück, die Frau des Gouverneurs in ihrem großen, stattlichen Tragsessel, umgeben von einem Dutzend Kulis in rotem Dreß, bewundern zu können.

Am nächsten Tag machten wir einen längeren Bummel durch die Geschäftsstraßen von Hongkong und erstanden auch mehrere Andenken, so die hübsch gearbeiteten, aus chinesischem Gold angefertigten Manschettenknöpfe mit chinesischen Schriftzeichen, die aus Nephrit oder Jadestone gearbeiteten Schmucksachen, welche durch ihre mattgrünliche, opalisierende Farbe ausgezeichnet sind und vielfach in China zur Herstellung von kostbar geschnitzten Gegenständen, z. B. von Szeptern, Verwendung finden. Berühmt sind die Gartenmöbel aus Flachs, Seegras oder Rotang, welche man hier zu billigen Preisen erstehen kann, und auf denen ich heute noch in meinem Heim die schönsten Mußestunden verbringe. Neben vielerlei anderen Sachen sind noch erwähnenswert die aus chinesischem Gras hergestellten, mit dem chinesischen Drachen oder mit chinesischen Schriftzeichen versehenen sehr widerstandsfähigen Decken, die aus chinesischem Hanf hergestellt und als Grasclothware verkauft werden. Zahlreich sind die japanischen Shops, denn ganz China ist ja bereits von Japanern überschwemmt.

Gegen Mittag begaben wir uns nach dem weltberühmten christlichen Friedhof von Hongkong, dem „Happy Valley". Man fährt zunächst am Hafen entlang und biegt dann in ein Seitental ein, in dem sich an einem hochbewaldeten Bergabhang der berühmte Kirchhof hinstreckt. Von Palmen, Azaleen, von Bambus und anderen tropischen Pflanzen heben sich die weißen Marmordenkmäler stimmungsvoll ab.

Der ganze Friedhof ist musterhaft gehalten, und man hat von seiner Höhe aus wieder einen herrlichen Blick über Stadt und Hafen. Noch fesselnder ist aber die Aussicht auf den Friedhof selbst, der im Gegensatz zu unseren modernen europäischen nicht regelmäßig angelegte Grabstätten, sondern nur einzeln über den Friedhof verstreute Marmordenkmäler aufzuweisen hat. Hier lugt ein weißes Kreuz unter einer Palme eben noch hervor, hier zeigt sich eine von Schlingpflanzen umrahmte Säule, dort stehen Urnen, von Kaktusbäumen bedeckt, auf saftigem Grase liegen Marmortafeln über den ganzen Friedhof verteilt.

Im Hotel stellten wir uns mehreren Herren vor, von denen wir gehört hatten, daß sie Deutsche seien. In meinem Dusel erwischte ich wieder einen

Landsmann aus Frankfurt, welcher schon längere Zeit hier ansässig ist und uns in liebenswürdiger Weise Ratschläge für unsere bevorstehende Reise nach Kanton gab. Auch versah er uns mit sehr wertvollen Empfehlungen.

Um 10 Uhr abends ging der Flußdampfer einer französischen Linie vom Pier nach Kanton ab. Die Kabinen erster Klasse waren sauber und modern eingerichtet und im großen Speisesaal fand man alles, was den Magen befriedigen konnte. Wir hatten nur wenige Passagiere 1. Klasse an Bord, da viele Kantonreisende den englischen Dampfer bevorzugen. Dagegen war die Zahl der Zwischendecker groß und bestand aus Männern, Frauen und Kindern aus dem Reich der Mitte. Hier sah man eine Gruppe Chinesen, die ihr mitgebrachtes Abendessen verzehrten, dort eine, die am Gamblen (Hazardspielen) war. Mehrere Chinesen waren dabei, sich durch einige Züge aus der stets mitgeführten Opiumpfeife einen sorgenerlösenden Schlaf zu verschaffen, während das laut vernehmbare Schnarchen anderer verriet, daß sie das ersehnte Ziel schon erreicht hatten.

Wir hatten in der ersten Klasse einen sehr vornehmen Chinesen als Mitreisenden, der einen Haushofmeister und ein großes Gefolge von Dienern besaß. Auch hatte er fast das halbe Schiff voll Gepäck. Auf eine Anfrage durch seinen Haushofmeister, ob wir uns ihm vorstellen dürften, ließ er uns sagen, daß es ihm eine große Ehre sei, Vertreter des mächtigen Deutschlands kennen zu lernen. Lange Zeit unterhielten wir uns mit ihm in englischer Sprache und mußten bewundern, wie überaus feinsinnig und gebildet ein vornehmer Chinese ist. Diese Leute verstehen in jeder Beziehung zu leben. Schon seine Kleidung war für europäische Begriffe recht kostspielig, denn von Kopf bis Fuß war er in schwere, mit reichen Goldstickereien versehene Seide gehüllt, während er eine prächtige Schlaguhr, Ringe mit Diamanten und Edelsteinen sein eigen nannte. Er bediente sich während des Gespräches fortgesetzt einer kleinen Wasserpfeife, welche aus Metall hergestellt wird, und in die man feinen, zu Staub gehackten Tabak hineinstopft, jedoch nur so viel, als man zu einem Zuge nötig hat. Dann wird die Pfeife ausgeklopft, von neuem gestopft, so daß man sich auf diese Weise stundenlang die Zeit vertreibt. Als echter Gentleman bot er mir dieselbe an, die ich natürlich nicht refüsieren konnte, ja ich muß sogar offen sagen, daß mir das Pfeifchen gut geschmeckt hat.

Jetzt erklang die Glocke auf der Kommandobrücke. Dreimaliges Tuten der Dampfpfeife, Kommandorufe des Kapitäns und der Offiziere, Geschrei

der am Land stehenden Kulis, Rasseln der Ankerkette, Pusten der Maschine verrieten die Weiterfahrt.

Gleichzeitig gingen auch die Schiffe verschiedener anderer Konkurrenzlinien mit dem Schlag 10 Uhr in See. Vor uns breiteten sich nun unzählige kleinere und größere Lichter der zahlreichen kleinen Flußboote und Dampfer im Hafen aus. Fast schien es, als ob hier für unsern großen Dampfer kein Ausweg zu finden sei, aber geschickt wußte der Kapitän sich durch die vielen Fahrzeuge hindurch zu schlängeln.

Herrlicher noch als seewärts war der Blick landwärts, denn hier sah man die zahllosen chinesischen Laternen der am Ufer gelegenen Shops. Aber auch die ganzen Felsen hinauf bis zum Peak waren in unabsehbarer Ausdehnung in ein Lichtmeer gehüllt. Ich habe Neapel, Lissabon, Konstantinopel, Stockholm bei Nacht vom Hafen aus gesehen, aber nie einen so schönen, fast augenblendenden Blick gehabt, wie an jenem Abend. Da, plötzlich ein helles Aufleuchten der Meeresfläche — der gewaltige Scheinwerfer von Hongkong hatte uns getroffen. Schiff für Schiff wurde so vom Leuchtturm aus erhellt. Kein Fahrzeug kann sich vor seinen Feuergarben verbergen, denn meilenweit noch würde es entdeckt werden.

Langsam war unterdessen unser Dampfer in den Kantonfluß eingebogen, der an seiner Mündung noch 30 km breit ist. An kleinen Inseln vorbei fuhren wir jetzt rasch stromaufwärts unserem Ziele zu. Gegen 7 Uhr morgens gelangten wir in den Hafen von Kanton. Auch hier ist der Fluß noch sehr breit und der Verkehr auf dem Wasser ein reger. Allerdings hat er einen durchaus chinesischen Charakter, mehr als im Hongkonger Hafen. Denn hier findet man nur Sampans und Dschunken, durch die sich der Dampfer mühsam Bahn brechen muß.

In der Ferne sieht man die Stadt von einer Mauer umgeben mit zahlreichen Türmen und Pagoden, während am Ufer des Flusses Speicher, Holzschuppen und Verkaufshallen aufgebaut sind.

Je mehr man sich Kanton nähert, desto lebhafter wird das Treiben auf dem Fluß, denn auch hier spielt sich der Handel vielfach auf dem Wasser ab. Außerdem aber ist Kanton die Stadt der Hausboote, und man sieht auch viele mit Matten überdachte Holzkähne, in denen die ärmste chinesische Bevölkerung dauernd ihren Wohnsitz genommen hat. Starrend vor Schmutz liegen sie nachts wie die Säcke nebeneinander.

Nicht weniger als 100 000 Menschen leben hier auf dem Wasser, wäh-

rend die Stadt selbst über 1 Million Einwohner zählt. Auch hier wurden wir wieder von Chinesinnen empfangen, von denen wir uns nach dem auf einer Insel gelegenen Europäerviertel — Shameen — rudern ließen.

Daselbst stehen die Häuser der Europäer, die Konsulate von England, Deutschland und andere moderne Bauten. Ich hoffte hier meinen Korpsbruder Konsul Dr. H. zu treffen, der sich, wie ich hörte, allgemeiner Beliebtheit erfreute und den Titel „Fürst von Shameen" bei seinen Bekannten führte; leider war er aber bereits nach Mukden versetzt.

Die Straßen in Shameen sind breit und mit Baumalleen bepflanzt. Hier lag auch das Hotel, in dem wir gute Aufnahme fanden. Neugierig, die chinesischste aller Städte möglichst bald kennen zu lernen, zogen wir mit unserm vom Konsul empfohlenen Führer John Ling sofort über eine der vielen Brücken, welche die Insel mit der Chinesenstadt verbinden, und an deren Toren chinesische Wachtposten aufgestellt sind. Denn ohne Begleitung von Europäern darf kein Chinese aus der Stadt die Europäerbrücke passieren. Auch auf den zahlreichen engen Kanälen, die vom Kantonriver ausgehen, sieht man eine Menge Hausboote, die teils zum Vertrieb von Gebrauchsmitteln, teils wieder als Wohnungen dienen. Zunächst setzten wir unsern Weg in die Chinesenstadt an den Ufern des Kanals entlang fort und waren schon dadurch befriedigt, daß wir hier in der Tat nur chinesische Shops und nur Chinesen antrafen, wie es in wenigen Städten Chinas der Fall ist. Der Verkehr ist hier ein äußerst reger. Kulis rennen in großer Anzahl mit Warenlasten einher, dazwischen hört man das Geschrei der Sänftenträger, welche für ihre Tragsänften Platz haben wollen. Der vornehme Chinese hat nicht nur eine Unzahl von Kulis um sich, welche seine oft aus herrlichem Holze bestehende und innen mit den schönsten Malereien geschmückte Sänfte an rotlackierten Stangen befördern, sondern außerdem auch noch eine große Zahl von Dienern, die für die Sänfte Platz machen, indem sie die hohe Würde ihres Herrn ausrufen.

Gleichzeitig aber hat der vornehme Chinese so ziemlich für jeden Gegenstand, den er mit sich herumträgt, z. B. für seine Pfeife, für die auf rotem Büttenpapier gedruckten, recht umfangreichen Visitenkarten, für das Zigarettenetui, kurz für alles einen besonderen Diener, denn er selbst kann ja mit seinen oft 10 cm langen Fingernägeln, wie sie bei Vizekönigen und Hochwürdenträgern Mode sind, nichts anfassen. Ja man sieht sogar zum Schutze dieser Nägel kleine, aus dünnem Gold hergestellte Hütchen als Bedeckung.

Von der Kaiſtraße aus geht nun ein Labyrinth von Gäßchen ab. Oft ſind ſie nur 2 m breit, ſo daß man ſich nur mit Führer und bei längerem Aufenthalt nur mit dem Kompaß zurechtfinden kann. Kanton zählt zu einer der reinlichſten chineſiſchen Städte, wenn auch nach unſern Begriffen

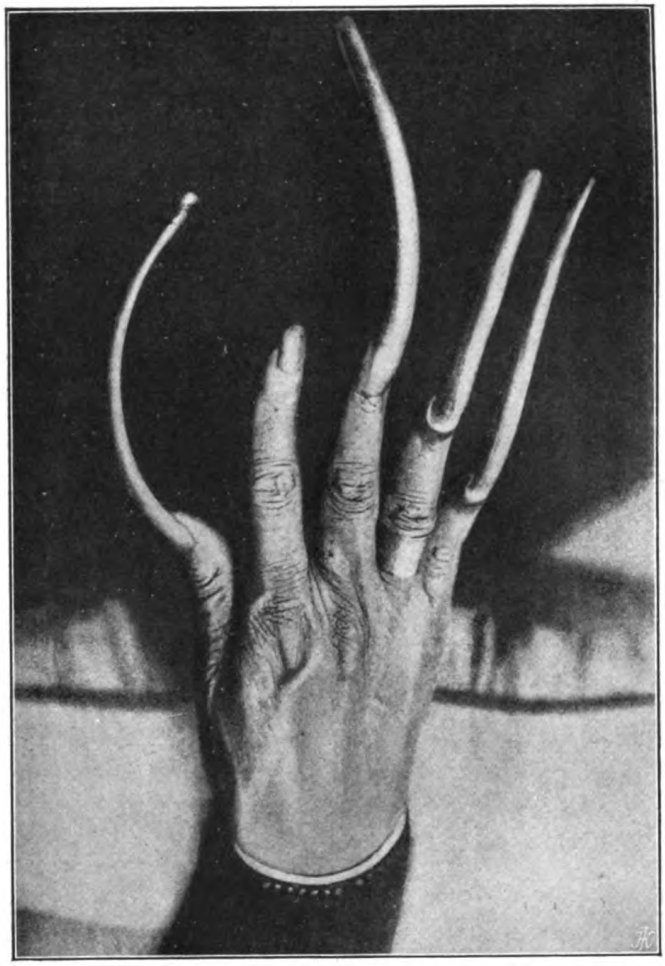


Abb. 133 Fingernägel eines chineſiſchen Hochwürdenträgers.

von Sauberkeit hier nichts zu ſehen iſt. Aber der Kantoneſe iſt ſtolz darauf, daß ſelbſt die kleinſten Gaſſen mit Steinflieſen ausgelegt ſind. Daß dabei dauernd Kulis in Eimern die Fäkalien durch die Straßen tragen, fällt ihm weiter nicht auf.

Die Häuſer der Stadt ſind aus Holz gebaut, teils ein- bis zweiſtöckig und

gewöhnlich nur für eine Familie bestimmt. Daher kommt es, daß Kanton mit einer Million Einwohner eine bei weitem größere Ausdehnung hat, als beispielsweise eine europäische Stadt. Vor dem Shop, der sich vor jedem Hause unten befindet, sieht man wieder die großen Aushängeschilder, in der Mitte der Straße die chinesischen Lampions, und darüber zum Schutz gegen die Sonne von einem Dach zum andern gespannte Matten. So macht das Ganze einen bunten, basarähnlichen Eindruck.

Trotz der großen Ausdehnung der Stadt bewegt sich in den Straßen eine so große Menschenmenge, daß man mit der Sänfte nur schwer durchkommt und oft, namentlich an Straßenecken, großen Aufenthalt hat. Denn nebenbei werden durch diese Straßen Viehherden getrieben, mächtige Baumstämme von Teak- und Kampferholz transportiert, geschlachtete, an Bambusstäben aufgehängte Ochsen vorbei getragen usw.

Der gewöhnliche chinesische Handwerker hat im unteren Teil seines Hauses einen nach der Straße hin geräumigen Verkaufsladen, wo er fleißig seine Arbeit verrichtet und sich auch durch das Vorbeigehen eines Europäers nicht weiter stören läßt.

Die vornehmen Geschäfte, besonders die der in Kanton so berühmten Seidenweber und Sticker, Elfenbeinschnitzer und Emaillearbeiter, sind wie unsere Läden mit Jalousien und Eingangstüren versehen. Im Innern findet man einen Ladentisch und die aus Blackwood gefertigten, viereckigen Stühle der Chinesen, welche zu je zweien an der Wand aufgestellt sind, während zwischen ihnen kleine viereckige Tischchen aus demselben rotbraunen widerstandsfähigen Holze stehen. In feinen Geschäften sind diese Möbel mit Marmorplatten, kleinem Gestein oder Perlmutter eingelegt.

Die ganze Stadt ist in verschiedene Geschäftsviertel eingeteilt. Dicht am Kai liegen die Geschäfte für Lebensmittel, wo tranchierte, gebratene Enten und Gänse, auch frisches Fleisch, Zuckerwerk, Gemüse aller Art und Früchte ausgeboten werden. Die Delikatessengeschäfte haben als Zeichen ihrer ausgesuchten Leckerbissen riesengroße, gemästete Ratten im Aushang. Die Bäcker sieht man den Teig mit einer Bambusstange kneten, auf deren Ende sie sitzen und herumwippen. An einer anderen Stelle haben die Kattunweber ihre Niederlagen. Dann ist wieder eine Straße ausschließlich von Elfenbeinschnitzern eingenommen. Im vornehmsten Viertel der Stadt in Steinhäusern, die mit ganz europäischen Läden versehen sind, findet man die Seidenweber, mehr im Innern der Stadt — der Tatarenstadt — die Möbel-

ſchnitzer und Möbelhändler, und ſo geht es nun in bunter Reihe fort, ſo daß man allein mit der Beſichtigung der Läden Wochen hier verbringen kann und doch jeden Tag etwas Neues zu ſehen bekommt. Zahlreich ſind auch die Verkaufsſtellen der hier in Kanton dominierenden Porzellanhändler. Der Gang durch die Stadt zu Fuß iſt außerordentlich ermüdend, denn häufig gleitet man auf den von Schmutz befeuchteten, ſchief ſtehenden Steinflieſen

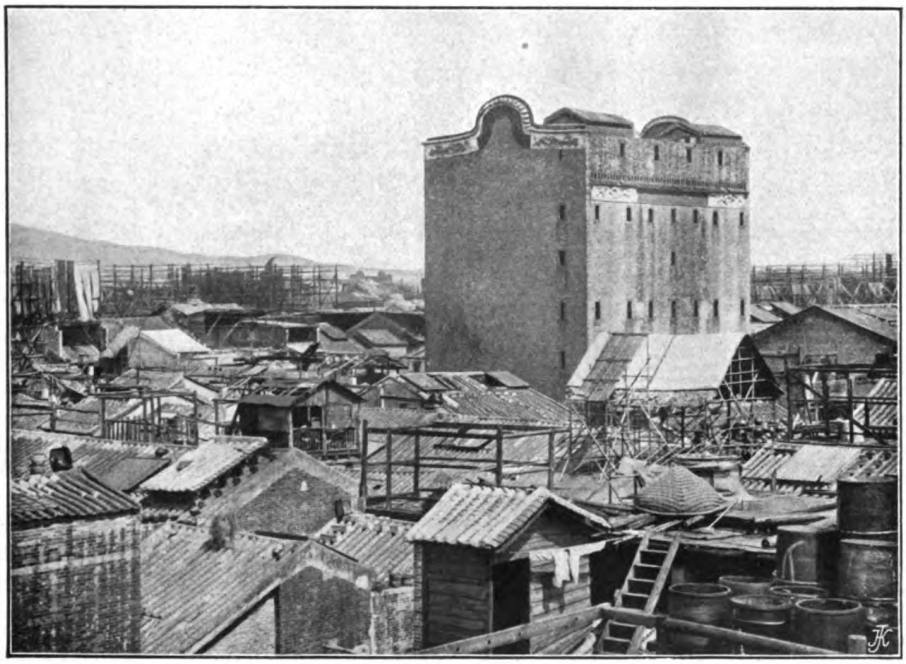


Abb. 134. Häuſer von Kanton — Chineſiſches Leihhaus.

aus, und oft wird man von den rückſichtslos dahineilenden Sänftenträgern der chineſiſchen Großen zur Seite gedrängt. Vielfach muß man kleine Holzbrücken paſſieren, von denen man nun einen Ausblick auf die oft nur aus Schlamm beſtehenden, ſchlecht ausdünſtenden Kanäle, ſowie auf die Rückſeiten der Wohnhäuſer armer Chineſen hat. Hier ſieht man auch, wie Chineſinnen ihre Wäſche auf Steinen reinigen.

Groß iſt endlich die Zahl der buddhiſtiſchen Tempel, welche man auf dem Gang durch die Stadt zu ſehen bekommt, und der mächtigen, aus Stein gebauten Leihhäuſer, die ſich weit über alle übrigen Bauten erheben.

An einem kleinen Platze waren wir vor dem berühmten Medizintempel

angelangt. Die Außenseite dieses Tempels ist, wie bei den meisten chinesischen Bauwerken, ziemlich nüchtern. Über dem Eingang befindet sich eine große, vergoldete Holzschnitzerei. Als innere Verzierung nimmt man zuerst den Altar mit einer großen sitzenden Buddhastatue wahr, die von zahlreichen Wachslichtern umgeben ist. Dicht daneben befindet sich eine Art Ladentisch, wo der Tempeldiener die Medizin verabfolgt, die man sich durch Losung von numerierten Stäbchen gezogen hat. Auch heilkräftiges Wasser wird verteilt, nur daß es nicht hilft, sondern eher Seuchen verbreitet. Selbstverständlich läßt sich der Diener seine Arznei recht gut bezahlen. Wie in China alles konservativ ist, so auch die Heilkunde. Namentlich auf dem Gebiet der Chirurgie steht man noch heutzutage auf der niedersten Stufe. Der chinesische Bader beschränkt sich auf Schröpfen, Aderlaß, den er gewöhnlich mittels einer Porzellanscherbe ausführt, und auf Umschläge. Allerdings behaupten die Chinesen, daß das Impfen gegen Pocken von dem chinesischen Arzt Tomei schon tausend Jahre nach Christi erfunden worden sei. Auch hier herrscht bei der Ausübung des Berufes die weitgehendste Gewerbefreiheit, so daß China mit Heilkünstlern überschwemmt ist, und das Volk häufig Betrügern und Charlatans in die Hände fällt. Die Zahn- und Augenärzte haben eine verhältnismäßig gute Ausbildung und sind auch technisch gewandter. So sieht man bei den Chinesen fast überall vergoldete Zähne und schön gearbeitete Gebisse, während die Augenärzte Staroperationen mit Geschick ausführen. Durch die überaus feinen Arbeiten, wie Sticken, Elfenbeinschnitzen, kommt es bei den Chinesen schon in frühester Jugend zur Entwicklung des Stars. Auch hier finden die Ordinationen in den Apotheken statt, teilweise sind auch die Ärzte Besitzer einer solchen.

Im Gegensatz zu der Chirurgie hat aber die innere Medizin recht wirksame Mittel zur Verfügung, indem teils animalische Arzneien, wie getrocknete Wanzen, Elefantengalle, Eidechsen, Haifischflossen — als Liebestrank — u. a. m. benutzt werden, teils vegetabilische, wie Rhabarber, Kampfer, Moschus usw. Es würde mich zu weit führen, die unzähligen Kräuter und Tränke aufzuführen, welche diese chinesischen Heilkünstler ihren Opfern verabreichen, und die man auch hier im Medizintempel findet.

Viel interessanter waren die Reliefs, welche wir an den Wänden der Tempel fanden. Bunt angemalt, hielten wir sie zuerst für Holzschnitzereien, sahen aber bei näherer Betrachtung, daß es sich um herrliche, reich verzierte farbige Porzellanstücke handelte. Sogar die Dächer waren mit Porzellan oder Fayenceziegeln bedeckt, — ein Zeichen für Chinas hohe Kultur.

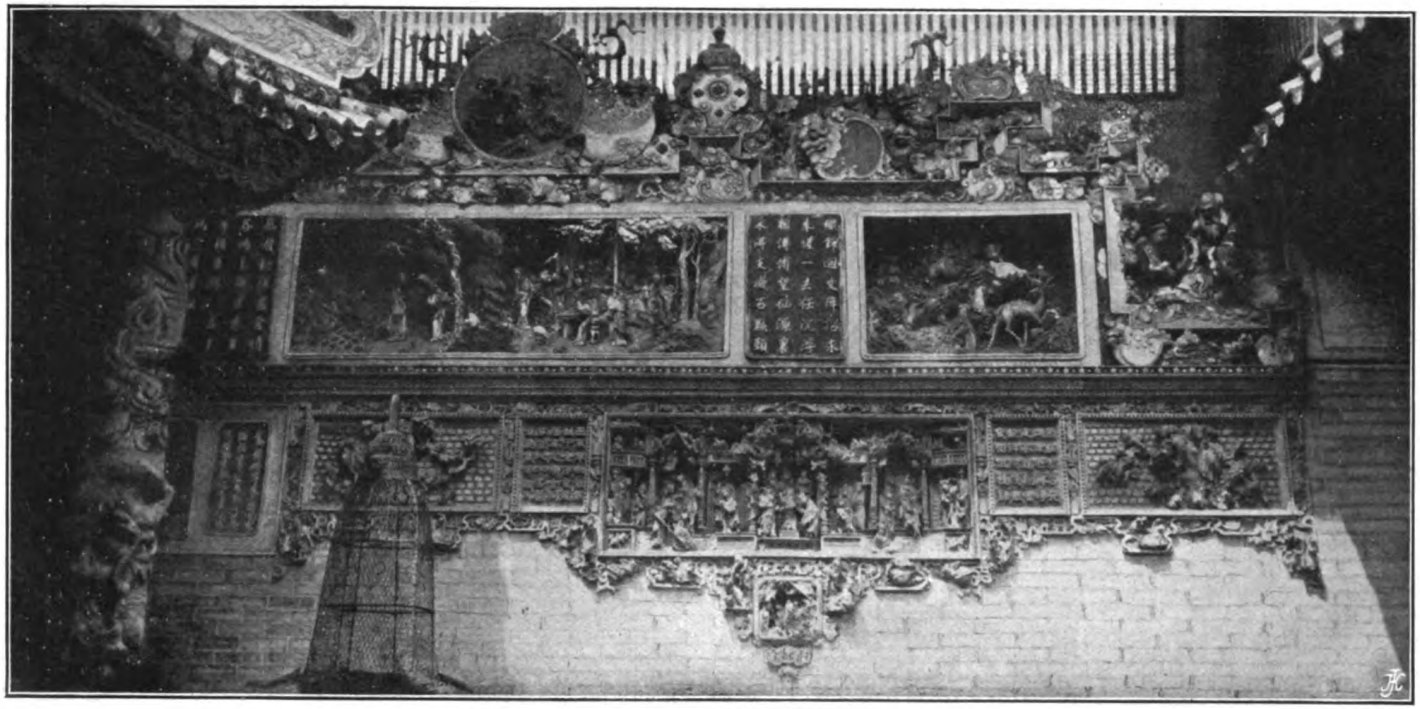


Abb. 135. Porzellanfries im Medizintempel zu Kanton.

Eine weitere Sehenswürdigkeit Kantons, der Tempel der 500 Genien (Walamtse), zeigt um den Altar herum in Kreuzgängen 500 grimassenschneidende, chinesische Götzen in sitzender Stellung. Der erste in nächster Nähe des Altars mit europäischer Kopfbedeckung soll der berühmte Weltreisende Marco Polo sein. Wir nahmen hier an einem buddhistischen Gottesdienste teil, der von vier Priestern, nämlich einem Oberpriester und drei Unterpriestern abgehalten wurde, welche abwechselnd Litaneien sangen, während Weihrauch, Kerzen und Schellengeläute an den katholischen Gottesdienst erinnerten. Den führenden Priestern oder Bonsen, gutmütig aussehenden, sehr freundlichen Leuten, lohnt man ihre Mühe mit einem Trinkgeld, wofür sie noch Blumen und den Segen mitgeben. Die übrigen Tempel, den der Langlebigkeit, des Konfuzius, der fünf Unsterblichen, welcher eine Fußspur Buddhas enthält, die Klöster der glänzenden Elternliebe, der reinen Vernunft, der sechs Bannanbäume und noch viele andere, in denen man vielfach die den Chinesen heilige große Schildkröte sieht, übergehe ich und führe meine Leser nur noch zu jenem Tempel, welchen man mit Recht als den des „Schreckens" bezeichnet hat.

Auch dieser liegt mitten in einer engen Gasse, wenig übersichtlich, sehr vernachlässigt und durch sein Äußeres nicht imponierend. Im Tempelhof sind zahlreiche Verkaufsstellen mit Lebensmitteln und anderen Bedarfsartikeln errichtet, so daß sich hier zahlreiche Chinesen, darunter leider auch viele Taschendiebe, herumtreiben. Auf beiden Seiten des Tempelhofes befinden sich nun hinter Gittern in kleinen Nischen die verschiedensten Arten der Tortur plastisch dargestellt. Die fast lebensgroßen Figuren, an denen die Torturen ersichtlich sind, machen trotz ihrer schlechten Erhaltung einen wahrhaft grauenerregenden Eindruck. Hier sieht man einen Verbrecher mit fahlbleichen, verzerrten Zügen, dessen Körper mit einer Säge langsam zerteilt wird, dort hockt ein Unglücklicher unter einer Glocke, unter der er langsam zu Tode geläutet werden soll, in einem Kessel brät Einer in heißem Öl und sobald er heraufkommt, stoßen ihn seine Henkersknechte mit eisernen Stangen in das glühende Naß. Ausreißen der Zunge, Ausstechen der Augen, Einstecken von glühendem Eisen in den Mund, Eintreiben von Nägeln in den Körper, Umlegen von zentnerschweren Holzrahmen, Daumenschrauben und Fußklemmen gelten noch als gelinde Strafen; die schwerste Strafe droht denen, die Verbrechen an ihren Familienangehörigen ausgeführt haben.

Man sieht sie mit den Händen in Holzrahmen gesperrt, dann zerbricht

der Richter ein Stäbchen zum Zeichen, daß die Tortur beginnt. Die Verbrecher werden nun an ein Holzkreuz gebunden und, namentlich Ehebrecher, langsam zerstückelt. Im Innern Chinas sollen Zerstückelungen noch heute an der Tagesordnung sein. Andere sind in eine Mühle gespannt und werden in derselben zu Brei zermalmt, wieder andere werden von einer Klopfmaschine wie Steine in Stücke gehauen. Bekannt ist die Behandlung nach dem dritten Grade, eine Tortur, wo durch überaus lange Verhöre der Verbrecher zum Geständnis gebracht werden soll. Hat diese Behandlung keinen Erfolg, so beginnt man mit der Prügelstrafe; mit Kricket ähnlichen, dreikantigen, langen Holzstangen werden 50 Schläge und mehr auf Rücken und Gesäß verabfolgt. Nach dieser Tortur ist der Verbrecher gewöhnlich schon halbtot. Aber auch im Ausdenken langsam wirkender Torturen sind die Chinesen Künstler. Sie hängen den Verbrecher mit dem Kopf in Gestelle, so daß nur noch die Fußspitzen die Erde berühren, oder sie lassen ihm dauernd Wassertropfen auf den Kopf fallen, bis er seine Besinnung verliert. Auch das Aufspannen über spitze Bambuspfähle ist eine langsam wirkende Folter.

Sehr sinnreich ist die Darstellung eines Verbrechers hier im Tempel, der vor den Qualen einer Klopfmaschine dadurch bewahrt wird, daß ihm sein Gott, dem er früher fleißig Opfer brachte, ein Gift von oben reicht. Bei allen diesen Torturen, bei deren Anblick einem Marquis de Sade das Herz sicher vor Freude gehüpft hätte, vor denen sich aber der Europäer mit Ekel abwendet, ist es erklärlich, daß Hinrichtungen unter den Verbrechern als gelinde Strafe gelten.

In einer Ecke des Tempels findet sich noch der Opiumgott, dem Frauen, deren Männer zu starke Opiumraucher sind, Opium um den Mund schmieren, daß er die Besessenen von ihrem verderbenbringenden Laster erlöse. Denn nicht nur die Gesundheit wird durch den Genuß ruiniert, so daß starke Opiumraucher schließlich bis zum Skelett abmagern und zu jeder geistigen und körperlichen Tätigkeit unfähig sind, sondern auch der Charakter. So findet man auch bei den Chinesen die widernatürlichsten Laster. Ist es doch ganz bekannt, daß man den niederen Chinesen zu jedem Verbrechen gewinnen kann, wenn man ihm nur das nötige Opium gibt. Daher sind auch die meisten Verbrechen in China Mord und Raubmord und ereignen sich täglich. In Kanton ist auch der Seeraub sehr ausgedehnt. Man sieht in den Straßen häufig, wie chinesische Polizisten ihre Landsleute am Schopf gefaßt abführen. Auch die Hinrichtungen, welche auf dem Töpfermarkt ausgeführt werden,

kommen faſt täglich vor. Der Scharfrichter, den wir auf dem Richtplatze aufſuchten, erläuterte uns, wie er mit ſeinem kurzen Handſchwert den Sträflingen den Kopf abſchlägt. Ringsherum lagen in Fäſſern noch die Köpfe der Delinquenten und ihre Kleider. Während der Hinrichtung ſind die Hände des Verbrechers auf dem Rücken gefeſſelt und mit den Beinen durch einen Strick ver-

Abb. 136. Folter eines chineſiſchen Verbrechers.

bunden, ſo daß er ſich in knieender Stellung befindet. Ein Gehilfe des Scharfrichters zieht dann an dem Zopf den Kopf nach vorne. Nach der Enthauptung werden die Schädel in kleinen Holzkäſten zur Warnung ausgeſtellt.

Auch in den Gefängniſſen geht es den Gefangenen recht ſchlecht, denn wer nicht von einem Bekannten oder von ſeiner Familie Nahrung zugeführt

bekommt, der muß hier einfach verhungern. Allerdings haben sich in neuerer Zeit die Zustände wenigstens etwas gebessert.

Die oberste Entscheidung über Leben und Tod steht in der Gewalt des Vizekönigs, während über die niederen Strafen ein Richterkollegium oft kurzerhand entscheidet.

In den nächsten Tagen sahen wir noch viel Interessantes in Kanton, so die Ahnenhalle der Familie Chan-Ka si, außerhalb der Stadt gelegen und wenigstens einigermaßen gut erhalten. Es ist dies ein vor zirka 30 Jahren von einer einflußreichen Familie gestiftetes Mausoleum, in dem sich nun zahlreiche Totentäfelchen mit Goldschrift in einer Halle aufgestellt finden. Nur die oberen Zehntausend können sich diesen Luxus erlauben, die Welt von ihrer Abberufung ins Jenseits zu unterrichten. Auch Tafeln von noch Lebenden sind bereits hier aufgestellt, jedoch weiß gehalten. 300 Dollar hat man dafür zu zahlen, um nach seinem Tode hier verewigt zu werden. Sobald einer der Vorgemerkten stirbt, findet in der als Speisesaal eingerichteten Vorhalle ein Totenschmaus statt, während auf einem mächtigen, massiven Holztische zahllose chinesische Leckereien aufgestapelt sind. Die Türen dieser Ahnenhalle sind aus Kampferholz und mit Schnitzwerk versehen. Die Außentüren der von einer Mauer umgebenen Halle sind mit bunt gemalten Kolossalfiguren geziert. Der Hof aber ist, wie bei vielen chinesischen Tempeln, mit Unkraut bewachsen und enthält kolossale Steinfiguren von Löwen, die im halbgeschlossenen Maul eine Steinkugel tragen. Auch hier sind wieder die Giebel des Daches aus Fayence. Vor dieser stimmungsvollen Halle finden sich zwei je 30 m hohe Flaggenmaste in fünf Abteilungen zur Anbringung von Flaggen, je nach dem Stand des Verstorbenen. Die unterste Etage ist die der niedersten Kaste usw. bis zur höchsten. In ähnlicher Weise ist der Ahnenkultus und der Kastengeist über ganz China verbreitet.

Von der Fünfstockpagode aus, einem kolossalen, mit fünf Dächern versehenen Holzbau, welcher unter dem ersten Mingkaiser im 13. Jahrhundert nach Chr. errichtet wurde, hat man einen herrlichen Überblick über das ausgedehnte Häusermeer Kantons, die Mauer, die Zitadelle, über Tempel und Klöster, sowie den Kaiserpalast, kenntlich an seinem gelben Ziegeldach; denn alle dem Kaiser gehörenden Gebäude sind in ganz China mit gelben Dächern versehen.

Nach einer Seite hin aber dehnt sich über weites, niedriges Hügelland die Gräberstadt aus. Sobald ein vornehmer Chinese gestorben ist,

werden vor dem Hause desselben große Holzgerüste aufgestellt, welche mit violettfarbenen Tüchern und violetten Lampions verziert sind. Der Tote wird dann einbalsamiert und kommt in eine Reihe von Särgen aus Kampfer- und anderen wohlriechenden Hölzern und, wenn er das nötige Kleingeld hat, sogar in einen Sarg von Ebenholz, der oft tausende von Dollars wert ist. Dann wird er in einem der vielen Totenhäuser ausgestellt. Wir sahen hier die Leiche eines Vizekönigs, welche schon 25 Jahre über der Erde stand und für die die Angehörigen noch auf 75 Jahre hinaus Miete gezahlt hatten. Jeder Sarg ist in einem besonderen Zimmer aufgestellt, in dem man nun dem Toten je nach seinem Stand neben Wasser, Reis und Brot auch seine Gebrauchsgegenstände aufbaut, während ein Diener Wache hält und für die Erneuerung der Nahrung zu sorgen hat. Frauen legt man ihre Schmuckgegenstände auf einen am Fuß des Sarges stehenden Tisch hin, nebst Spiegel, Schminken usw., Kindern gibt man ihre Spielsachen mit.

Erst wenn der Bonse (buddhistischer Priester) die Zeit der Beerdigung als günstig angibt, wird der Sarg aus dem Totenhause herausgetragen und dann gewöhnlich auf einem Hügel offen aufgestellt, damit der Tote, wie dies die Sitte verlangt, weit über das Land ausschauen kann. Auch bei den Chinesen der niederen Klassen werden die Särge ebenfalls nicht in die Erde eingelassen, sondern ein Erdhügel wird um dieselben aufgeschaufelt, so daß eine chinesische Totenstadt aus lauter kleinen, flachen Hügeln besteht.

In Kanton ist auch die älteste Uhr der Welt zu sehen. Es ist eine etwa im 13. Jahrhundert erbaute Wasseruhr. Aus drei übereinander aufgestellten Bronzegefäßen tropft das Wasser vom obersten in den untersten Kessel und man kann aus dem dadurch allmählich sich erhebenden Meßstab die Zeit bis auf die Minute erkennen.

Unterdessen hatten wir mit einem Kollegen von mir, Dr. Reber, und einem früheren deutschen Offizier, der sich längere Zeit schon in Kanton aufhielt, Freundschaft geschlossen und sollten jetzt neben den Sehenswürdigkeiten auch die Vergnügungen Kantons kennen lernen. Wie in jeder Großstadt spielen sich dieselben auch hier am Abend oder gar nachts ab. Man feiert Feste auf großen Booten, welche außen mit Blumen bekränzt, innen mit seidenen Tapeten, kristallenen Kronleuchtern, Teppichen, reichem Porzellan pompös ausgestattet sind. Auf diesen Booten, welche oft mehr als 100 Personen Platz bieten, laden reiche Chinesen ihre Freunde ein, sei es zu Festlichkeiten, sei es auch zu geschäft-

lichen Abschlüssen, und man vertreibt sich die Zeit beim Vertilgen einer Unmenge von Delikatessen, die hier serviert werden, während eine chinesische Musikkapelle und chinesische Singmädchen zur Erheiterung der Speisenden beitragen. Da letztere auch als „Blumen der Nacht" bezeichnet werden, so leiten andere die Bezeichnung Blumenboote von dieser holden Weiblichkeit ab.

Kanton hat eine außerordentliche Bedeutung für ganz Südchina, denn es ist der größte Platz für den chinesischen Export. Die Kantonesen sprechen einen besonderen Dialekt, der weit über Südchina verbreitet ist. Auch ein berühmter politischer Klub besteht hier, welcher Agitationen gegen die den Chinesen wie ein Reptil verhaßten Japaner bezweckt. Die neuerdings unter den Chinesinnen beginnende soziale Frauenbewegung hat in Kanton ihren Ausgang genommen, wo zuerst Restaurants von chinesischen Frauen errichtet worden sind, in denen sie ihre Versammlungen abhalten. Mädchenschulen richtet man jetzt überall ein, so daß also bald auch den Töchtern des Himmlischen Reichs eine neue Ära der Aufklärung bevorsteht.

Unsere Freunde erzählten uns, daß man in jeder Beziehung in China moderner geworden sei. So bauen die Chinesen schon seit längerer Zeit keine Tempel mehr. Vornehme Chinesen kleiden sich im Winter schon ganz europäisch. Die Vizekönige der einzelnen Provinzen sind bestrebt, sich die Errungenschaften des modernen Europas nutzbar zu machen, so daß die Produkte der verschiedensten Industriezweige neuerdings nach China eingeführt werden. Dies ist um so mehr zu begrüßen, als der Chinese bisher, bauend auf seine hohe Kultur, sich gegen fremden Einfluß vollständig abgeschlossen hat und nur seine in vieler Beziehung recht primitiven Erfindungen verwertete. Ist erst China, wie man dies in der Neuzeit beabsichtigt, von Eisenbahnen durchzogen, so wird die chinesische Industrie zu einer ungeahnten Höhe anwachsen. Kanton allein exportiert aus Südchina wertvolle Produkte, und ebenso lassen sich die dahinter liegenden Provinzen dem Handel zugängig machen, so daß schon dadurch dem Land immenser Reichtum zufließen muß. Man findet in China ausgedehnte Steinkohlengruben, z. B. die Kohlenfelder von Schansi, welche eine Ausdehnung von 33000 qkm haben. Ferner wird in den verschiedenen Provinzen Eisen gewonnen.

An den oberen Partien des Jangtsekiang, des Goldsandflusses, und ebenso am Amur finden sich sehr ertragsfähige Goldadern. In der nördlich

von Birma und Siam gelegenen Provinz Jynan wird Silber, Kupfer, Zinn, Quecksilber und Blei gewonnen. Auch die Mineralien sind als Amethyst, Bergkristall, Türkis, Marmor, Granit, Nephrit, Rosenquarz, Jadestein, Speckstein und Edelsteine in der Gestalt von Rubin und Saphir in vielen Provinzen vertreten.

Die vielen Erfindungen, welche man angeblich in China gemacht hat, z. B. die verschiedensten Farben, das Chinagrün, ferner chinesischen Hanf, chinesisches Wachs, chinesische Galläpfel, chinesische Tusche, chinesisches Papier, will ich übergehen und nur zweierlei erwähnen, was zur dauernden Erhaltung des Reichtums Chinas genügt. Da ist in erster Linie die berühmte Porzellanerde zu erwähnen. Wenn auch die neueren Forschungen gezeigt haben, daß viele Erfindungen der Chinesen erst nach Christi Geburt gemacht wurden und viele derselben nach unseren Begriffen recht primitiv sind, z. B. die auch heute noch auf Pflanzenstoffen basierende Papierfabrikation, ferner das recht wertlose Schießpulver usw., so stand doch die Porzellanindustrie seit Jahrhunderten in hoher Blüte. Allerdings ist auch dieses Gebiet nicht so alt, wie man vielleicht denkt, denn nachweislich hat man sich erst im 9. Jahrhundert n. Chr. mit der Herstellung von Porzellan beschäftigt. Namentlich in den südlichen Provinzen, aber auch in der Nähe von Peking findet man Porzellanerde, das Kaolin, eine Tonart, die sich zur Herstellung von Porzellan außerordentlich eignet. Dabei scheut der Chinese im Gegensatz zu den anderen Asiaten weder die dazu nötige Mühe, noch die Sorgfalt bei der Herstellung von wirklich erstklassigem Material. Die Porzellanindustrie erreichte namentlich vom 13. Jahrhundert ab unter der Mingdynastie (1368—1644) einen ungeahnten Aufschwung und ist für Europa fast bis heute maßgebend gewesen. Ist man doch noch nicht imstande, das feine chinesische, blauweiße Porzellan, welches im 14. Jahrhundert entstand, herzustellen. Ebensowenig gelingt es, wirklich gute Nachahmungen des von Kunstsammlern so begehrten, grünlichgrauen Porzellans, des Seladon oder des grün-rosa Porzellans (famille verte) aus der Mingdynastie zu verfertigen, und auch die Zusammensetzung des roten Porzellans, des Sang de Boeuf, ist sonst nicht bekannt. Auch in der Zusammensetzung zerbrochenen Porzellans besitzen die Chinesen eine unerreichte Fertigkeit, so daß man sich bei Einkäufen sehr vorsehen muß.

Neben der Porzellanindustrie ist die Seidenindustrie sehr verbreitet, welche gerade in Kanton ihren Hauptsitz hat. Daher kann man hier eine

große Anzahl von Seidenwebereien sehen. Die Webevorrichtungen sind die primitivsten, die man sich nur denken kann. Der Webstuhl wird von zwei Mann bedient; einer wirft die Schützen (Schiffchen aus Holz oder Metall, ähnlich wie bei einer Nähmaschine), die die Schußspule enthalten, der andere sorgt für die Aufrollung der Fäden, während z. B. bei uns in Europa durch einen sinnreich angelegten Fußbetrieb der ganze Webstuhl von einem Weber allein besorgt wird. Gleichzeitig sind Frauen mit dem Aufrollen der Seidenknollen zu Fäden — ein Seidenkokon hat ca. 60000 m Fäden — beschäftigt.

Der weiße Maulbeerbaum, welcher in China vielfach vorkommt, bietet den Seidenraupen die geeignete Nahrung, so daß die Seidenzüchterei seit Jahrhunderten in voller Blüte steht, und noch heute die reinste und beste Seide aus China exportiert wird.

An der Handwebemaschine werden pro Tag von einem Mann ca. vier Yard Seide gewebt, und man versieht diese Stoffe häufig mit den feinsten bunten Stickereien. Gerade in Kanton hat man Gelegenheit zu beobachten, wie Männer das in einen Holzrahmen eingespannte Seidenstück überaus geschickt abwechselnd mit der rechten und linken Hand besticken. Unerreicht ist ferner die Reliefstickerei der Chinesen, sowie die Bestickung von Seidenstoffen in der Art, daß auf beiden Seiten dieselbe Figur ganz gleich ausgeführt ist — der Stoff also keine rechte und linke Seite aufweist. Man sieht das z. B. bei Fahnen, auf welche Drachen und Figuren gearbeitet werden. Endlich ist ja die Goldstickerei weltberühmt geworden, die meistens bei Geschenken an Vizekönige oder den kaiserlichen Hof, ferner bei der Herstellung von Mandarinengewändern angewandt wird.

Der freundlichen Bemühung unseres Freundes, Dr. R., hatten wir es zu verdanken, daß wir einzelne recht seltene, kunstvolle Stickereien einkaufen konnten. Dabei kann man so recht den chinesischen Kaufmann beobachten. Eine prachtvolle Goldstickerei auf roter Damastseide, mehrere Meter breit und lang, erhielt ich erst nach einigen Tagen, nachdem ich mich mit dem Besitzer des Shops angefreundet und unterhalten hatte, so daß dieser die Überzeugung gewann, sein Kunstwerk käme in gute Hände. Der Chinese zeigt sich bei diesen Einkäufen als durchaus reeller Geschäftsmann. Nie würde er es über sich bringen, am nächsten Tage einen höheren Preis zu fordern.

Hier hat man auch Gelegenheit, das originelle Schaffen auf

den verschiedensten Gebieten des chinesischen Kunstgewerbes zu beobachten. Wirklich erstklassige Kunstwerke werden überhaupt nicht vervielfältigt, schon damit sie etwas Einzigartiges repräsentieren. Aber auch bei der Herstellung von kleineren Kunstgegenständen reproduziert der Chinese nicht mechanisch, wie z. B. der Japaner, sondern er wird immer eine zwar geringe, doch wahrnehmbare Änderung in den einzelnen Arbeiten anbringen. Daher sind auch die chinesischen Kunstwerke allen übrigen asiatischen, welche wir im Handel finden, weit an Wert überlegen, wenn sie vielleicht auch nicht immer in Vollendung und Geschmack in einer Weise hergestellt sind, wie wir es nach europäischen Begriffen verlangen.

Die Bronzeindustrie Chinas ist die älteste der Welt, sie soll bereits 2000 Jahre v. Chr. geblüht haben und fand später durch den mythenreichen Buddhismus dauernde Anregung.

Eine weitere Quelle des Reichtums für China ist die Landwirtschaft. Denn außer Korn, Weizen, Gerste, Reis, der für den Chinesen das Hauptnahrungsmittel bildet, steht namentlich der Mohnbau in hoher Blüte. Die Bebauung von Mohnfeldern erfordert die größte Sorgfalt von seiten des Bestellers; aber auch in der Landwirtschaft ist der Chinese ein Künstler, obwohl er nur recht primitive Mittel und Geräte kennt. Ob die Erfindung des Pfluges tatsächlich durch einen chinesischen Kaiser gemacht wurde, will ich dahingestellt sein lassen; aber manchen guten, praktischen Wink könnte der europäische Landwirt hier in China erhalten, wenn er die Arbeit der Chinesen beobachtet, sei es auf Reisfeldern, Teeplantagen oder Mohnfeldern. Gewöhnlich arbeitet eine ganze Familie an der Bestellung eines kleineren Mohnfeldes. Da bei trockener Witterung die Mohnkapsel schnell reift und dann sofort angeschnitten werden muß, ist eine außerordentlich exakte Beobachtung und Gewandtheit nötig. Durch Anschneiden der Mohnköpfe erhält man einen anfangs weißen, an der Luft braun werdenden Saft, das Opium. Allmählich geht dieser Saft in eine klebrige, dickflüssige Masse über, aus der man flache, betäubend riechende Opiumkugeln formt, die häufig in die Blätter der Mohnblume eingewickelt werden. Durch Einkochen dieses Opiumsaftes wird ein Extrakt gewonnen, welchen der Chinese zum Rauchen benutzt. Die zahlreichen Bestandteile des Opiums sind ca. zwei Wochen vor der Ernte am wirksamsten und finden vielfache Verwendung zu medizinischen Zwecken: ich nenne nur Morphium, Codein, Narkotin und Thebain.

Das Opium wirkt, wenn es in kleineren Mengen eingenommen wird, zuerst erregend, schließlich aber beruhigend und einschläfernd; in großen Mengen genossen, verursacht es einen tiefen, schweren Schlaf mit phantasiereichen Träumen. Bei zu starkem dauerndem Genusse aber ruft es durch seinen zerstörenden Einfluß auf das Nervensystem totale Abmagerung des Körpers und geistige Verblödung hervor. In der Tat habe ich als Mediziner fast bei keiner anderen Erkrankung solche Schreckensgestalten gesehen, wie in den Opiumhöhlen von Kalkutta und in denen, die man in jeder Stadt Chinas findet. Auf großen, niedrigen, sehr breiten Holzgestellen, welche mit Kissen ausgelegt sind, sitzen die Raucher mit ihren flötenähnlichen Pfeifen aus Holz, Bambus oder Elfenbein. Der Behälter für das Opium befindet sich nicht am Ende der Pfeife, sondern er ist kurz vor dem einen Ende derselben in Ton oder Metall eingearbeitet und enthält einen ganz engen Kanal, in den nur eine sehr feine Nadel eingeführt werden kann. Aus einer kleinen Flasche nimmt der Raucher ein Kügelchen Opium, erhitzt es so lange über einem kleinen Lämpchen, bis es anfängt zu schäumen und Blasen bildet. Nun steckt er diese schaumige Masse in die kleine Öffnung des Pfeifenkopfes und raucht die Pfeife über dem Lämpchen an. Dabei wird der Rauch gewöhnlich nicht eingeatmet, sondern meistens verschluckt, wodurch die Wirkung eine noch intensivere ist. So sieht man denn nach dem Rauchen einiger Pfeifen den Betreffenden langsam einduseln und schließlich auch in einen schweren bleiernen Schlaf verfallen, während starke Zuckungen den Körper erschüttern.

Nur wegen der geringen Arbeitslöhne in China und Indien ist der Opiumbau möglich. Doch steht sich der Kleinbauer recht gut, da er auf einem Acre (1¾ Morgen) ca. 150 Mk. bei einer guten Ernte verdient. Für ganz Asien sind die chinesischen Ackerbauer vorbildlich gewesen, da sie vor allem ausgezeichnet zu düngen und zu bewässern verstehen.

Indien ist schon seit dem 16. Jahrhundert monopolisiert, während das Opiumrauchen in China erst im 17. Jahrhundert in Mode kam. Vielfach wird das Opium aber auch von den Chinesen gegessen. Auch heute noch sind wir auf den Opiumexport von Indien und China angewiesen, da das in Europa gebaute Opium dem asiatischen zwar an Güte vorzuziehen ist, jedoch durch die hohen Arbeitslöhne sehr verteuert wird und dadurch nicht ausschließlich verwertet werden kann.

Im Innern von China, namentlich um die Stadt Hankau, finden sich

ausgedehnte Teeplantagen. Zur Zeit der Reife wird die Ernte von sogenannten Teeprobierern — chinesischen oder russischen Kaufleuten —, welche dafür außerordentlich hoch bezahlt werden, auf ihre Qualität untersucht.

Die erste Ernte soll die beste sein. Doch kommt dieser Tee überhaupt nicht in den Handel, sondern er bleibt in China. Wie mir ein seit Jahren in Hankau ansässiger Hamburger Kaufmann erzählte, werden von diesem besten Tee nur 1500 Ballen bei der Ernte gewonnen, von denen 500 an den kaiserlichen Hof nach Peking kommen, während die übrigen von den Besitzern der Teeplantagen als Geschenke ausgegeben werden. (Originell ist die Sitte der chinesischen Kaufleute, ihren europäischen Kunden sechs verschiedenartige Geschenke zu überreichen, von denen man sich dann eins auswählt.) Von Hankau stammt auch der sogenannte Karawanentee, welcher entlang dem Kaiserkanal mit Kamelen nach Peking, von da aus durch die Mongolei nach Sibirien transportiert wird und dann in den europäischen Handel kommt. Neuerdings beabsichtigt man auch, durch Automobilverkehr den Teetransport zu vereinfachen. — Der Chinese zieht den grünen, kräftigeren Tee dem schwarzen vor. Ersterer ist jedoch nicht immer in der Weise gewonnen, wie ich es beim Ceylontee erwähnt habe, sondern es wird der schwarze Tee nachträglich grün gefärbt. Auch werden die verschiedensten Mischungen von Teesorten zusammengestellt.

Die Holzindustrie ist sehr auf der Höhe, da in China eine große Anzahl von nutzbaren Bäumen zu finden ist. Ich erwähne nur den seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. zur Papierfabrikation verwerteten Papiermaulbeerbaum, den für medizinische Zwecke in Betracht kommenden Kampferbaum, Ingwer, die Teakbäume, welche zu Möbeln verarbeitet werden und das Bambusrohr, aus dem sich der Chinese alle möglichen Gebrauchsgegenstände für den Haushalt anfertigt.

Außerdem aber verstehen die Chinesen das Holz ganz ausgezeichnet zu trocknen, indem sie es jahrzehntelang in besonders hergerichtetes Wasser legen. Schlechtes Holz fault selbstverständlich im Wasser, während sich das alte fest zusammenzieht und sehr schwer wird. Daraus werden dann die berühmten chinesischen Stühle fabriziert, welche in der Tat unverwüstlich sind.

Andere Exportartikel Kantons sind die von den Chinesen zum Schreiben benutzte Tusche, chinesisches Wachs, Seidenpapier, Feuerwerk- und Schießpulver, Moschus, welches von dem männlichen Moschustier einer Bisamart gewonnen wird, ferner chinesischer Lack.

Bekanntlich trägt die männliche Bevölkerung einen Zopf, welchen die Mandschus in China eingeführt haben, während die Frauen das Haar in der Mitte scheiteln und in einen Knoten drehen. Beim Arbeiten trägt der Chinese den Zopf unter dem Hut und um den Kopf gewunden, oder er steckt das Zopfende in die Tasche; sofern er aber einem höher Stehenden eine Ehrenbezeugung schuldig ist, läßt er den Zopf herunterhängen. Anfangs wundert man sich über die Länge der Zöpfe, bei näherer Betrachtung aber sieht man, daß das eigentliche Haar bei vielen nur bis zum Nacken reicht, und daß dann als Fortsetzung schwarzes Garn oder Seide eingeflochten ist. Zur Trauer wird der Zopf durch weiße und bei Festlichkeiten durch rote Seide verlängert. Ein großer Teil unserer Damenzöpfe ist nichts anderes als Chinesenhaar, welches gerade von Kanton aus in großen Mengen exportiert wird, in Europa gespalten und gefärbt wird und dann zu Perücken Verwendung findet. Manche Dame wird vielleicht von dem Gedanken nicht angenehm berührt sein, daß sie als Zopf oder Locken das Haar eines enthaupteten chinesischen Verbrechers trägt. Nie darf man einen Chinesen, wenn auch nur scherzweise, am Zopfe nehmen. Es gilt hier als entehrende Beleidigung; dadurch würde ihm, wie er sich ausdrückt, „sein Gesicht verdorben". In Kanton sieht man übrigens auch Chinesen mit rotblondem Haar, welche von einigen als Nachkömmlinge von Semiten bezeichnet werden, nach der Meinung anderer aber von slawischen Völkern abstammen, die als Gefangene der Tataren nach China gebracht wurden.

Wiederholt ließen wir uns am Abend auf den Kanälen und auf dem Kantonfluß von Chinesinnen auf einer Sampang herumrudern, denn namentlich gegen Abend herrscht hier ein sehr reger Verkehr. Sehr viel Spaß hatten wir oft mit den kleinen Chinesenkindern, welche von ihren Müttern recht sorgsam behütet werden. Da diese beim Rudern nicht auf ihre Kinder achten können, so werden die niedlichen Kleinen mit ihren pechrabenschwarzen Haaren, die in Fransen nach der Stirn ausgekämmt sind, irgendwo auf dem Boote festgebunden oder es ist ihnen ein Bambusrohr am Rücken befestigt, das sie, wenn sie ins Wasser fallen sollten, an der Oberfläche hält. Noch vieles andere von großem Interesse bietet Kanton bei Abend und bei Nacht.

Fast in jeder Straße findet man eine Spielhölle, in der arm und reich dem Fantamspiel huldigt. Da sieht man die chinesischen Kulis in ihren Arbeitskitteln neben den in Seidengewändern gehüllten Reichen, erstere ihren

Käſch (ca. $^1/_5$ Pf.), letztere ihre 100 Dollarnote ſetzend. Denn nirgends iſt die Spielſucht bei allen Ständen derartig verbreitet, wie gerade in China. Der Arbeiter ſpielt dabei weniger aus Laſterhaftigkeit, als größtenteils aus Gewinnſucht, um ſein Geld raſch zu vermehren; leider natürlich genau ſo, wie in Europa, ohne Erfolg, da auch hier die Bank faſt immer der glückliche Erbe iſt.

An beiden Enden des Tiſches ſitzt ein Croupier, ihm zur Seite zwei Geldwechsler. In der Mitte des Tiſches liegt ein viereckiges Brett, deſſen

Abb. 137. Chineſen beim Fantamſpiel.

vier Seiten mit Nr. 1, 2, 3, 4 markiert ſind. Auf eine dieſer Nummern, oder aber auch auf zwei benachbarte Nummern kann man ſetzen, wobei man in erſterem Falle den Einſatz und dreifaches Geld, in letzterem Falle den Einſatz und zweifaches Geld erhält.

Das Spiel geht ſo vor ſich, daß der Croupier aus einem großen Haufen kleiner runder Porzellanklötzchen mehrere mit der Hand herausgreift, mit ſeinem langen, dünnen Stäbchen noch einige aus dem Haufen zulegt, und nun mit einer nervenkitzelnden, gleichgültigen Ruhe, wie ſie nur dem Chineſen eigen iſt, von dem vor ihm liegenden Haufen mittels des Stäbchens immer je vier Porzellanklötzchen abzählt. Schließlich bleiben 1, 2, 3 oder 4 Klötzchen übrig, und je nachdem hat die betreffende Nummer gewonnen. Die Gewinnchancen der Bank, welche nach dem hohen Gewinn, den man auf eine Nummer ausgezahlt bekommt, nicht ſo ſehr verlockend ausſehen, ſteigen jedoch dadurch, daß ebenſo wie in Europa ein begrenzter Einſatz beſteht.

Da wir uns dem Fantamspiel in Kanton leidenschaftlich hingegeben hatten, suchten wir auch ein Spielsystem aufzustellen, mit dem wir anfangs viel Erfolg hatten, später aber nicht mehr vorwärts kamen. In den meisten Spielhöllen ist 500 Dollar Limit, so daß der höchste Satz auf eine Nummer 150 Dollar beträgt. Um nun das Spiel möglichst in die Länge zu ziehen, rechneten wir uns nach unserm Prinzip aus, daß man am besten mit dem niedrigen Satz von 10 Cent beginnt, bei den sechs folgenden Spielen dann den Einsatz verdoppelt, also 20, 40, 80 Cent, 1½, 3 und 6 Dollar setzt, von da ab aber nur noch den Einsatz um 50% erhöht. Nach diesem Prinzip hat man erst beim 15. Einsatz den höchsten Satz erreicht. Selbstverständlich läßt man die Einsätze immer auf derselben Nummer stehen und kann nun stundenlang, gewöhnlich ohne großen Gewinn und ohne großen Verlust spielen. Kommt die Nummer schon nach wenigen Einsätzen, so gewinnt man selbstverständlich wenig, kommt die Nummer beim 12., 13. oder beim letzten Einsatz, so gewinnt man enorm viel. Bleibt die Nummer beim 15. Einsatz immer noch aus, so hat man eine Unsumme verloren. Nach diesem Prinzip spielten wir eine Zeit lang mit großem Erfolg. Trotzdem legten uns die schlauen Chinesen bald hinein. Einmal wurde die Uhr vorgerückt, und als wir gerade sehr hohe Einsätze hatten, erklärte man uns, daß es 2 Uhr sei — um 2 Uhr nachts müssen diese Lokale geschlossen sein — und unsere schönen Dollarnoten wurden in einem kleinen Körbchen nach dem ersten Stock hinaufgezogen, wo sich die Kasse der Bank befindet. Daß wir später mit unserm Prinzip keinen Erfolg mehr hatten, führe ich aber auf folgenden Umstand zurück: Ähnlich, wie man es bei russischen Zigarettenrauchern findet, welche imstande sind, aus einer großen Schachtel eine gewünschte Anzahl von Papyros mit einem Griff heraus zu nehmen, ist es sicherlich auch dem chinesischen Croupier möglich, mit seinen überaus nervenreichen Fingerspitzen eine bestimmte Anzahl Porzellanklötzchen auf einmal aus der Mitte zu fassen. Da er dieser ihm bekannten Menge noch so und so viel Klötzchen zulegen darf, ist es ihm ein Leichtes, die Zahl nun so zu erhöhen, daß bei der Abzählung diejenige Nummer umgangen wird, welche von den Spielenden am meisten gesetzt wurde. Leider begingen wir den Fehler, nicht in eine gemeinschaftliche Kasse zu spielen, sondern wir setzten jeder getrennt und dazu alle auf dieselbe Zahl. Bis nachts um 2 Uhr herrscht in diesen konzessionierten Spielhöllen ein reges Treiben. Man kann das chinesische Spiel nirgends so

gut beobachten wie hier. Ebenso sieht man vielfach auf den Straßen Männer und Frauen am Wasserroulette, beim Würfelspiel oder sonstwie ihr Glück versuchen.

Unsere Freunde hatten uns versprochen, ein echt chinesisches Diner für uns zu arrangieren. In einem der vielen Restaurants, wie sie sich in allen größeren chinesischen Städten finden, war in einem Extrazimmer eine derartige Veranstaltung getroffen worden. Wir waren nicht wenig überrascht,

Abb. 138. Ein chinesisches Diner in Kanton.

in einen großen Raum geführt zu werden, dessen Wände mit auf Seide gemalten, chinesischen Aquarellen verziert waren, und in dem man alte, chinesische Vasen neben den Kantonmöbeln fand. Auch für gute Beleuchtung war Sorge getragen. Der Gastgeber war ein reicher chinesischer Kaufmann, der es sich zur Ehre anrechnete, uns hier nach echt chinesischer Art zu bewirten.

Daher hatte er nicht nur seine chinesischen Freunde mitgebracht, sondern jeder von ihnen hatte, wie es die Sitte mit sich bringt, auch seine verschiedenen Frauen bei sich. Da die Chinesinnen sehr sorgsame Mütter sind und sich nicht von ihren Kindern trennen, waren sie mit diesen erschienen, so daß wir also eine große, bunt zusammengewürfelte Gesellschaft bildeten. Selbstverständlich fehlte auch nicht die Musikkapelle, welche

auf den mit Schlangenhaut überzogenen Trommeln und auf Zupfgeigen eine ziemlich ohrenzerreißende Musik ertönen ließen, die sehr zur Erheiterung des Festes beitrug. Auch zwei chinesische Sängerinnen trugen ab und zu, vom Musikkorps begleitet, Lieder vor. Für die Musik und die Sänger war in diesem Raum eine eigene kleine Bühne errichtet. Die Chinesen waren mit großer Eleganz gekleidet. Sie trugen schwarze Atlasschuhe, weißseidene Strümpfe, weite, schwarzseidene Hosen, welche unten mit einer seidenen Binde eng zusammengewickelt waren, und buntseidene, überaus kostbar gestickte Jacken, je nach den verschiedenen Rangstufen gefärbt. Der vornehme Chinese unterscheidet sich durch bunte Glaskugeln, welche er auf seiner Mandarinenmütze trägt, von den gewöhnlichen Chinesen. Die höchste Würde ist durch einen rosa Knopf bezeichnet, die folgende durch einen roten, dann kommt, je nach den tieferen Ämtern, hellblau, dunkelblau und milchweiß. Die gelbe Farbe sieht man nur beim Kaiser und den Prinzen des kaiserlichen Hauses, welche sich auch durch das Tragen einer gelbseidenen Jacke vor anderen hervortun. Heutzutage tragen die Chinesen auch vielerlei moderne Schmuckstücke, z. B. kostbare Ringe, goldene Zigarettenetuis u. a. m.

Auch die Chinesinnen und ihre Kinder waren in wertvolle seidene Gewänder gehüllt, das glänzend schwarze Haar glatt frisiert und mit duftenden Blumen geschmückt. Die Kleinen benahmen sich sehr possierlich und wohlgesittet.

Da die Einladung gegen 11 Uhr abends angesagt war, so hatten wir darauf gerechnet, recht bald unsern Magen mit chinesischen Leckerbissen füllen zu können. Bei den chinesischen Diners geht es mit einer bewundernswerten Ruhe und mit großer Pünktlichkeit zu. In den ersten zwei Stunden sahen wir auf dem in der Mitte des Zimmers aufgestellten runden Tisch nur Leckereien, welche unsere Magennerven kitzeln sollten, z. B. süße Kartoffeln, kandierte Früchte, allerlei Arten von Nüssen, Pfirsichkerne, und was der Chinese sonst als Vorspeise nascht. Dazwischen hatte man Gelegenheit, sich auf einem seitlich aufgestellten, sehr breiten Opiumbett durch ein Opiumpfeifchen die Zeit zu vertreiben. Die Frauen und vielfach auch schon die größeren Kinder hatten die bekannten chinesischen Wasserpfeifen mitgeführt und fingen nun an, ihren feingehackten Tabak zu qualmen. Aber auch für eine genügende Ventilation ist in diesen Räumen gesorgt, und ebenso werden zur Erfrischung während des ganzen Festes in heißes

Wasser getauchte Flanelltücher herumgereicht, mit denen man sich Gesicht und Handflächen abreibt. Zahllos ist die Dienerschaft, welche bei einem derartigen Diner zur Verfügung steht, und man kann sicher sein, daß man stets dasselbe Flanelltuch gereicht bekommt. Ich kann nur sagen, daß man durch diese heißen erfrischenden Abreibungen imstande ist, stundenlang ohne Abspannung einem solchen recht anstrengenden Feste beizuwohnen. Zu den Süßigkeiten wurde auch grüner Tee angeboten, welchen man in Schalen ohne Henkel, jedoch mit einem Deckel zugedeckt, auf einem Untersatz serviert. Auf dem Deckel wird mit chinesischer Tusche der Name des Gastes markiert.

Allmählich war die Zeit des eigentlichen Diners herangekommen, denn Punkt 1 Uhr wurden auf dem großen runden Tisch so viele kleine Porzellanschälchen aufgestellt, als männliche Gäste vorhanden waren. Neben dem Tellerchen standen noch zwei kleine Näpfchen mit einer süßen und einer sauren Sauce, um die vorgesetzten Speisen jeweilig benetzen zu können. Außerdem hat man einen kleinen Porzellanlöffel und lange, schmale Elfenbeinstäbchen als Eßgeräte, mit denen man die weichgekochten Gerichte in den Mund befördert. Unglaublich ist die Geschicklichkeit, welche die Chinesen dabei zutage legen, denn selbst ein einziges Reiskorn erfassen sie mit diesen Stäbchen und führen es sicher zum Mund. Unsere chinesischen Freunde mußten herzlich darüber lachen, wie ungeschickt wir uns beim Hantieren mit diesen Eßgeräten anstellten. Man hat aber reichlich Gelegenheit, sich bei einem derartigen chinesischen Diner Übung zu verschaffen, denn jetzt saßen wir nicht weniger als drei Stunden bei Tisch und bekamen durchschnittlich alle 5 Minuten eine große Schüssel auf die Tafel gestellt. Ich habe in sämtlichen Metropolen Europas gastronomischen Genüssen gehuldigt und recht gute Köche kennen gelernt, was man aber hier alles ißt, hat einen ebenso eigenartigen wie wunderbaren Geschmack. Selbst ein Escoffier könnte bei diesen chinesischen Kochkünstlern in die Lehre gehen. Grünliche Austern, gebackene Haifischflossen, Seeigelpastetchen, Muscheln, Schnecken und Regenwürmer, teilweise mit vorzüglichen Saucen zubereitet, eröffnen den Reigen. Der Gastgeber faßt mit einem Porzellanlöffel zuerst in die große Schüssel und teilt seinen Gästen je nach ihrem Rang die Speisen persönlich aus, wenn er sie besonders ehren will. Ab und zu sieht man auch, daß er mit seinen Stäbchen direkt dem Gaste einen Bissen in den Mund schiebt. Als besondere Delikatesse sind die Nester der indischen Schwalbe zubereitet und werden namentlich von den reichen Opiumrauchern als ausgesuchte Leckerbissen genossen. Nach gründlicher Reinigung

und Wässerung werden diese Nester in Zucker gekocht und geben dann eine geleeartige, weißgelbliche Masse, welche durch Gewürze noch besonders schmackhaft gemacht wird. Ebenso geschätzt sind Eier, gewöhnlich Enteneier, die man mit gelöschtem Kalk umgeben in besondere Tonerde vergräbt, und darin monatelang, oft jahrelang liegen läßt. Der Dotter wird mit der Zeit ganz blauschwarz und das Eiweiß bildet eine geleeartige Masse. Hier heißt es, je vornehmer die Gäste, desto älter die Eier. Die von uns als „faule Eier" bezeichnete Delikatesse kommt in Scheiben geschnitten auf den Tisch, ohne daß man durch ihren Geruch belästigt würde.

Was wir alles an diesem Abend hier zu essen bekamen, kann ich unmöglich beschreiben; es wechselten eine Menge Gemüse, Kohlarten, Karotten, Artischocken mit Suppen, unter ihnen das Nationalgericht, die Reissuppe, die mit gesalzenen Fischen vermischt wird. Verschiedene Flußfische, so vor allem Karpfen, geräucherte Fische, in kleine Stücke gehackte à la Wiener Backhuhn zubereitete Enten und Fasanen, Bambusschößlinge, Makkaroni und noch vieles andere lernten wir nach chinesischer Art zubereitet kennen. Dabei hält man beim Essen die Porzellannäpfchen dicht an den Mund heran und schlürft nun alle flüssigeren Speisen oder z. B. Makkaroni, aus dem Porzellannapf, während man mit den Stäbchen das Essen in den Mund hineinschaufelt. Auch die Getränke sind zahlreich, indem man nicht nur Tee vorgesetzt bekommt, sondern auch den chinesischen Reisschnaps Samchou, heißen Whisky und zwar ohne Wasser, heißen Sekt und englisches Bier. Was ein chinesischer Magen in kurzer Zeit zu sich nehmen kann, ist geradezu unglaublich. Trotzdem hielt ich bis zum letzten Gang aus und versuchte selbstverständlich alles, was man vorsetzte. Nur das Rülpsen der Chinesen, welches sie als Zeichen, daß sie zufrieden gestellt sind, dauernd von sich geben, machte ich anstandshalber nicht nach.

Die Frauen hatten sich während des ganzen Diners hinter uns aufgestellt, denn es ist ihnen verboten, am eigentlichen Diner teilzunehmen. Dagegen sind sie recht dankbar, wenn man ihnen ab und zu gezuckerte Nüsse und gesalzene Mandeln reicht oder ihnen etwas Tee verabfolgen läßt. Hier konnten wir uns überzeugen, daß die Chinesen auch sehr trinkfeste Leute sind, denn ähnlich wie auf unseren Studentenkneipen hatten sie bestimmte Spiele, welche sie teils mit der Hand, teils mit dem Würfelbecher ausführten, und wobei dann derjenige, welcher verloren hatte, sein Glas leertrinken mußte.

Ein Gang durch das Restaurant zeigte mir, daß hier über 100 Räume vorhanden waren, in denen sich überall vornehme Chinesen mit ihren zahlreichen Freunden und Frauen die Zeit vertrieben. Denn der Chinese heiratet mit dem 15. Jahr und nimmt dann seinem Reichtum entsprechend, jedes Jahr eine neue Frau. Bekannt ist, daß es als größte Schande und Entehrung gilt, wenn ein Chinese keine männlichen Erben in die Welt setzt, zumal nach dem Ahnenkultus der Sohn verpflichtet ist, an den Ahnentafeln seines Vaters Gebete zu verrichten und um dessen Übergang in die Unsterblichkeit zu bitten.

Wie ich von meinen europäischen Freunden erfuhr, sind die Ausgaben für ein derartiges chinesisches Diner weit höher als in unseren ersten Restaurants, so daß Unsummen dabei vergeudet werden. Doch muß man gestehen, daß der Chinese in dieser Beziehung die raffiniertesten Genüsse ersonnen hat. Auch für Opiumraucher finden sich in diesen Hotels besonders luxuriös eingerichtete Zimmer, wo sie sich ganz dem Genuß dieses Narkotikums hingeben können.

Am nächsten Tag wachte ich mit einem ziemlichen Jammer auf, zumal ich neben den gastronomischen Exzessen auch an das Opiumrauchen noch nicht gewöhnt war. Doch war ich bald wieder hergestellt, nachdem mich mein Diener sehr heiß gebadet und vorzüglich massiert hatte. Heute galt es, zum letztenmal die Stadt zu durchwandern, um das noch einmal Revue passieren zu lassen, was wir an den vorhergehenden Tagen kennen gelernt hatten. Nur schwer wird sich der Reisende von Kanton trennen, denn was man hier in kurzer Zeit alles zu sehen bekommt, läßt sich ebenso wenig wie die Studien chinesischer Sitten und Gebräuche in kurzem beschreiben. Ich möchte nur jedermann raten, Kanton, die chinesischste aller chinesischen Städte, eines längeren Aufenthaltes zu würdigen, um die vielseitige Abwechslung des Lebens und Treibens kennen zu lernen. Zum Abschied beschenkten uns unsere Freunde mit herrlichen, aus Elfenbein geschnitzten Schachfiguren und mit der nur in Kanton von einer bestimmten Familie hergestellten Elfenbeinkugel, die nicht weniger als 12 geschnitzte ineinanderliegende Kugeln enthält. Noch heute ist es ein Geheimnis, wie derartige Meisterwerke, welche allerdings im Mittelalter auch bei uns von Mönchen hergestellt wurden, aber nie so vollendet ausgeführt waren, entstehen.

Unsere ganzen Einkäufe und Geschenke brachten wir in den in Kanton erhältlichen Kampferkisten unter, welche auch die Gewebe vor Motten schützen.

Auch die Kaufleute, bei denen wir größere Einkäufe gemacht hatten, Shang Tai, Man Hing Shong, Junkie und einige andere gaben uns das Geleit zum Schiff. Gerne hätten wir noch einige Ausflüge nach den rings um Kanton liegenden, schön bewaldeten Gebirgshöhen gemacht, doch reichte die Zeit dazu ebensowenig aus, wie zum Besuche eines, in der Nähe von Kanton gelegenen Dorfes, in dem Leprakranke isoliert sind.

Diesmal machten wir die Fahrt von Kanton nach Hongkong bei Tag. Noch lange hatten wir einen schönen Blick auf die Stadt mit ihren Mauern, Türmen und Tempeln, auf die zahlreichen Flußboote und die fleißig arbeitende Bevölkerung. Allmählich aber entschwand uns dieses interessante Bild und wir kamen jetzt an dicht bewaldeten Inseln vorbei, bis sich der Fluß so verbreiterte, daß wir zuletzt von den Ufern überhaupt nichts mehr sahen. Abends waren wir wieder im Hongkonger Hafen eingelaufen. Einen beabsichtigten Ausflug nach Macao, der kleinen portugiesischen Kolonie bei Hongkong, konnten wir nicht mehr ausführen, da wir uns in Kanton zu lange aufgehalten hatten und der Lloyddampfer nach Shanghai bereits am nächsten Tag weiter ging.

Mit der hübsch eingerichteten „Bülow" traten wir die Weiterreise nach Norden an. Wir lernten auf dem Schiff Herrn Konsul Dr. G. aus Manilla und seine scharmante Gemahlin kennen, welchen wir viele wertvolle Ratschläge für die Weiterreise nach China und Japan verdankten und mit denen wir wiederholt herrliche Stunden verlebt haben, zumal wir viele gemeinschaftliche Bekannte hatten.

Auch sonst hatte sich eine recht gemütliche Gesellschaft, darunter zahlreiche Deutsche und Österreicher, an Bord zusammen gefunden, so daß die Fahrt bis Shanghai sehr rasch verging. Auch wenn man ganz allein ist, hat man bei einer Fahrt durch die Formosastraße nie Langeweile, denn wie an keiner anderen Stelle ist das chinesische Meer hier von Fahrzeugen belebt, und auch alle möglichen Bewohner des Wassers: Haie, fliegende Fische, Delphine, Möven und Seeschwalben erblickt man bei genauer Beobachtung. Noch interessanter ist es, mit ganz kleinen Dampfern eine Küstenfahrt anzutreten, bei der man Swatau, Amoy, Futschou und Ningpo anläuft.

Unterdessen hatte ich mir recht große Übung in der Chiromantie angeeignet, und so hielt ich jeden Mittag eine Séance ab, bei der ich unseren, stets auf die Zukunft neugierigen Damen so gut es eben ging, aus der Hand wahrsagte. Wenn man nur etwas Menschenkenntnis hat, geht das Weis-

sagen ganz ausgezeichnet und man findet immer Leute, die tatsächlich daran glauben, einerlei, was man ihnen aus der Hand vorausſagt.

Jetzt, zu dieſer Jahreszeit, im Mai, war die Formoſaſtraße zwar ſpiegelglatt, aber nur allzuhäufig iſt hier das Meer von Zyklonen, den Taifunen aufgewühlt, welche namentlich im September und Oktober, ähnlich wie die Monſune im indiſchen Ozean, Wirbelſtürme, Böen, Sturzſeen uſw. verurſachen und dabei eine Unmenge kleiner Boote zum Sinken bringen. Oft ſind dieſe Zyklone ſo ſtark, daß ſie auch am Land, entlang großer Flußläufe, noch Verwüſtungen anrichten. Mit bewundernswerter Genauigkeit beſtimmen die Jeſuiten in ihrem Obſervatorium bei Shanghai in Zikawei die Taifune und laſſen ihre ſo dankenswerten berühmten Warnungen von hier aus über ganz Aſien verbreiten. Bei Swatau hatten wir den Wendekreis des Krebſes überſchritten und waren damit aus dem tropiſchen nunmehr wieder in ſubtropiſches Klima gelangt.

Wir waren ſchon längſt in den bedeutendſten Fluß Chinas, den zirka 5000 km langen Jangtſekiang eingefahren und ſahen noch immer keine Ufer. Erſt nach einiger Zeit zeigte ſich nüchternes, wenig bewaldetes Land. Die zahlreichen Schiffe und Boote, welche uns jetzt entgegenkamen, ließen vermuten, daß wir bald in Shanghai ſelbſt ankommen würden. Unſer Dampfer blieb jedoch auf der Reede von Shanghai, während wir ſelbſt mit einer Dampfbarkaſſe die Fahrt fortſetzten. Dieſe überaus einflußreiche Hafenſtadt zieht ſich ſchmal gebaut am Jangtſekiang dahin, deſſen Ufer in einen modernen Kai verwandelt ſind. In dem Bund oder der Jangtſeſtraße finden ſich die großen Warenhäuſer und Agenturen europäiſcher Firmen, während ſich hinter der Straße das moderne europäiſche Viertel ausdehnt, von dem die weiter ſtromaufwärts liegende Chineſenſtadt mit ihren 160 000 Einwohnern getrennt iſt. Auf dem Bund oder der Jangtſeſtraße findet man auch den Deutſchen Klub, ein monumentales Koloſſalgebäude, das Aſtorhaushotel und das Deutſche Generalkonſulat, ebenfalls ein ſtattlicher Bau. Zahlreiche elektriſche Straßenbahnen, Wagen und Rikſchas beleben das Straßenbild. Auf dem Wege zum Hotel kommt man auch am Iltisdenkmal vorbei, welches zum Andenken an die Kataſtrophe des Kanonenbootes vor Kap Schantung im Jahre 1896 errichtet iſt. Die Hauptgeſchäftsſtraße iſt die Nankingroad, in der man ſehr ſchön gearbeitete Seidenſtoffe, ſowie Gold- und Silberbrokate angeboten findet.

Wir ſollten aber hier noch etwas ganz Beſonderes kennen lernen.

Hinter dem europäiſchen Viertel, in dem zahlreiche Engländer, Amerikaner, Franzoſen, Deutſche, Ruſſen und Portugieſen ihre Geſchäfte und Wohnungen aufgeſchlagen haben — zählt doch Shanghai nicht weniger als 500000 Einwohner — dehnen ſich parkähnliche Anlagen und Raſenplätze aus, auf denen man dem verſchiedenſten Sport, z. B. dem Poloſpiele, nachgeht, und außerdem iſt eine in jeder Beziehung europäiſch angelegte Rennbahn vorhanden. Da am Nachmittage Pferderennen ſtattfinden ſollten, begaben wir uns mit einigen Bekannten dorthin. Wie alle chineſiſchen Pferde,

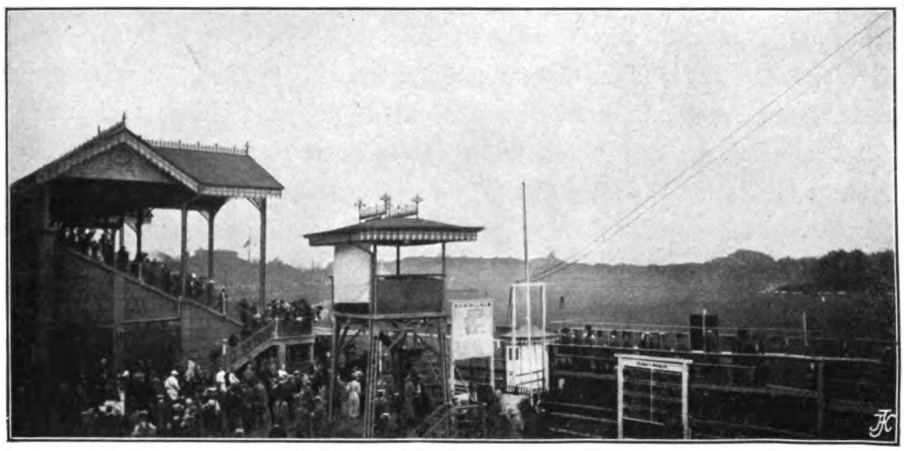


Abb. 139. Rennbahn in Shanghai.

ſo ſind auch die zum Rennen und Reiten benutzten Tiere klein und häßlich, aber überaus widerſtandsfähig. Zur Beſtellung der Felder dienen Waſſerbüffel und zum Reiſen ins Innere entweder die Sänfte oder der zweirädrige chineſiſche Holzkarren mit Maultieren beſpannt, ſo daß Pferde eigentlich nur in den größeren Städten zum Reiten, zu Vergnügungsfahrten oder zu den Rennen und dem Poloſpiel benutzt werden. Selbſt junge Leute mit geringem Gehalt leiſten ſich Rennpferde, deren Unterhaltung nicht gerade ſehr koſtſpielig iſt.

Nachdem wir uns einige Flach- und Hindernisrennen von Europäern, hauptſächlich Engländern, meiſterhaft geritten, angeſehen und beobachtet hatten, daß am Totaliſator ein überaus reger Verkehr herrſchte, war am Schluß ein Rennen von chineſiſchen Pferdeknechten, „The Mafous Race“, angeſetzt. Dieſe Reiter hatten ihre Zöpfe unter einer Mütze zuſammengerafft und begannen nun in wilder Karriere über die Rennbahn zu ſauſen.

Die Hindernisse nahmen sie sehr schlecht und verschiedene Male kam es vor, daß beim Sprung über die Hürde der Betreffende fast bis zu den Ohren des Pferdes hinaufrutschte. Aber stets wußten sie sich wieder in die richtige Lage zu bringen. Interessant war der Endspurt. Denn jetzt fingen sie an, mit der Peitsche geradezu furchtbar ihre Pferde zu bearbeiten, und sie kamen, was ich sonst eigentlich nie gesehen habe, alle fünf fast gleichzeitig durchs Ziel. Auf der Rennbahn hatte sich eine sehr elegante Gesellschaft und ein schöner Damenflor eingefunden, während auch auf den billigeren Plätzen zahlreiches Publikum, sowie außen um die Rennbahn eine große Schar von Zaungästen zu sehen war.

Am Abend traf ich mit einem Berliner Bekannten, Prof. A., zusammen, welcher an der deutschen Medizinschule in Shanghai als Lehrer angestellt ist. Er sagte mir, daß er von seiner Lehrtätigkeit hier außerordentlich befriedigt sei, da die Chinesen sehr fleißig und intelligent wären, an Verstand jedenfalls allen anderen Asiaten weit überlegen, und so lange arbeiten, bis sie den Lehrstoff vollkommen beherrschen. In der kurzen Zeit haben sie in der deutschen Sprache schon große Fortschritte gemacht. Eine derartige Medizinschule muß mit um so größerer Freude begrüßt werden, als im konservativen China noch ein großer Mangel an gut ausgebildeten Ärzten herrscht, und sicherlich ist diese, auf Veranlassung des verstorbenen Ministerialdirektors Dr. F. Althoff und des früheren Konsuls von K. ins Leben gerufene Schule dazu angetan, das Ansehen Deutschlands in China zu steigern. Mit besonderer Genugtuung muß man es empfinden, daß die Medizinschule in Shanghai von Deutschland errichtet wurde und aus deutschen Mitteln unterhalten wird. Bald wird Ostasien von hier aus mit den Ergebnissen deutscher Forschungen bekannt gemacht werden, so daß durch die praktische Verwertung derselben die deutsche medizinische Wissenschaft sich einen weiteren Platz erobert.

Am Abend führte uns Prof. A. in ein chinesisches Theater. Die Bühne ist nach drei Seiten hin offen, Kulissen und Dekorationen fehlen. Phantastisch gekleidete Schauspieler trugen mit Fistelstimme ihre Rollen vor, während ab und zu Tänzer und Tänzerinnen dem Publikum Gliederverrenkungen vorführten. Dabei ertönte eine ohrenbetäubende Musik, und die Luft war durch die Ausdünstung der zahlreichen chinesischen Besucher kaum einzuatmen. Die Europäer sehen dem Schauspiel von logenartig eingerichteten Plätzen aus zu, während man im Parkett die Chinesen mit Frauen

und Kindern sieht. Hier ist es Sitte, sich sein Abendessen mit ins Theater zu bringen. Auch das Rauchen ist gestattet. Die Innendekoration bestand aus bunten Fahnen, Tüchern usw. Ähnlich wie beim siamesischen Theater hat die ganze Handlung einen überaus schleppenden Gang, so daß sich das Stück stundenlang hinzieht. In den Pausen ist in einem kleinen, an das Theater angrenzenden Garten eine Restauration aufgeschlagen. Auch bei diesen Theatervorstellungen konnten wir wieder beobachten, wie konservativ und europäischen Einflüssen fast unzugängig der Chinese bis zum heutigen Tage noch in vieler Beziehung geblieben ist.

In Shanghai waren wir wieder an einem Wendepunkt angelangt. Wir hatten ursprünglich die Absicht, mit dem Flußdampfer bis Hankau und dann von hier aus entlang dem Kaiserkanal mit dem zwischen Hankau und Peking verkehrenden Expreßzug die Hauptstadt des Reiches der Mitte aufzusuchen. Doch da wir längere Zeit auf ein Schiff hätten warten müssen und die Fahrt ziemlich lang dauert, zogen wir es vor, uns mit einem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie von Shanghai aus zur See nach Peking zu begeben, zumal wir dadurch Gelegenheit hatten, unsere asiatische Kolonie Kiautschou aufzusuchen.

Durch Eintracht wachsen kleine Staaten,
und durch Zwietracht gehen große zugrunde.

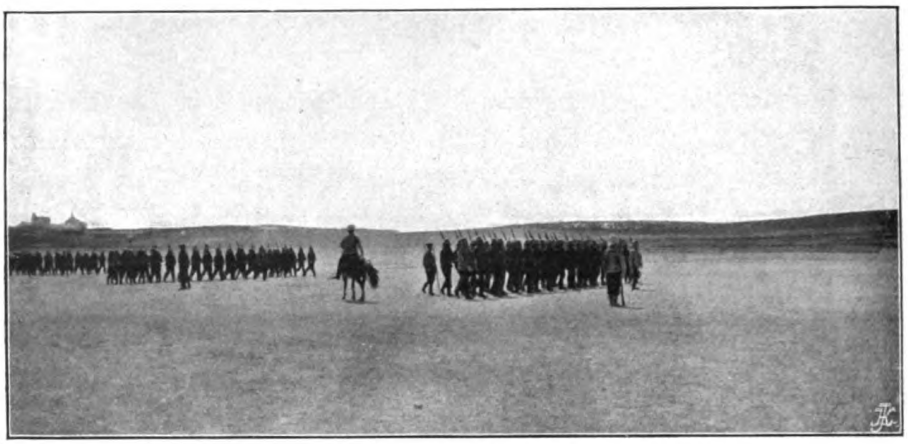


Abb. 140. Unser Militär in Kiautschou — Tsingtau.

X. Kapitel.

Kiautschou. — Nordchina und Korea.

Mit dem „Kapitän Jäschke" nach Kiautschou. — Der chinesische Küchengott. — Unsere asiatische Kolonie. — Anforstungen. — Am Badestrand. — Parademarsch unserer Truppen auf asiatischem Boden. — Chinesische Dörfer in unserer Kolonie. — Verkehr in Tsingtau. — Aussichten unseres Schutzgebietes. — Abschied. — Wir passieren die Stelle, wo der „Iltis" im Taifun unterging. — Tschifu und seine Industrie. — Vor den Takuforts. — Fahrt auf dem Peihofluß. — Über Tientsin nach Peking. — Im Hotel des Wagons-Lits. — In der Stadt der Städte. — Eine chinesische Garküche. — Die nordchinesische Rasse. — Die verkrüppelten Füße der Chinesinnen. — Mandarine. — Der Bettlerstaat von Peking. — Die Rote oder die Verbotene Stadt. — Der Kettelergedenkbogen. — Beim Gesandten Grafen v. Rex, einem alten Bekannten aus Teheran, zum Frühstück. — Verkehr auf der Kaiserstraße. — Der Tempel des Himmels. — Im Ackerbautempel. — In der Tatarenstadt. — Lamaismus. — Die mongolischen Völker. — Confucius. — Die Laster der Chinesen. — Die Beri-Beri-Krankheit. — Chinesische Ärzte. — Die Gelahrsamkeit in Peking. — In der Prüfungshalle. — Die Bronzeindustrie. — Seide und Lack. — In einer Cloisonnéwerkstatt. — Porzellanmanufaktur. — Chinesische Maler. — Aussicht vom Paukenturm auf Peking. — Der Sommerpalast. — Auf der Pekinger Stadtmauer. — Mandschufrauen. — Ritt nach der chinesischen Mauer bei Nankou. — Karawanenverkehr. — Die Zukunft Chinas. — Besuch der Minggräber. — Von Tientsin über Tschifu nach Port Arthur. — Quer durch die Straße von Petschili. — Einfahrt in den Hafen von Port Arthur. — Ich gewinne meine Wette. — Im Kriegsmuseum. — Die zerschossenen Stadtteile. — Mit der Südmandschurischen Bahn nach Mukden. — Ein ostasiatisches Babel. — In einem japanischen Hotel. — Die Kaisergräber der Mandschudynastie in Tschaoling. — Im Kaiserpalast. — Quer durch die Mandschurei. — Bekanntschaft mit englischen Offizieren. — Wir überschreiten den Yalufluß. — Ein Gentleman. — Der erste Eindruck von Korea. — Die koreanische Bevölkerung. — Kultur und Industrie. — In der Hauptstadt des früheren Kaiserreiches Söul. — Unser Konsul. — Leben und Treiben in Söul. — Die koreanische Frau. — Im Kaiserpalast. — S. M. der Kaiser von Korea. — Andere Sehenswürdigkeiten. — Von Söul nach Fusan. — Einfluß der Japaner auf Korea. — Nach dem „Reich der aufgehenden Sonne".

One stitch at time saves nine.

Mit dem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Kapitän Jäschke" traten wir die Reise nach unserer asiatischen Kolonie an. Von Herrn Konsul G. und seiner Gemahlin hatten wir uns vorher verabschiedet und uns in Japan ein Rendezvous gegeben.

Auch dieses Schiff war, wenn auch klein, ausgezeichnet eingerichtet, während der Kapitän und sein erster Offizier uns in jeder Beziehung die Zeit zu vertreiben suchten. Letzterer ist im Begriff, sich einer Südpolar-Expedition anzuschließen und erzählte uns viel von dem bevorstehenden Unternehmen.

Wegen der eiligen Abreise konnte ich beim Einschiffen meines Gepäckes nicht persönlich dabei sein. Beim Absuchen meiner Gepäckstücke im Laderaum war meine Phonographenkiste anfangs nicht aufzutreiben, und erst nach vielem Suchen gelang es mir, dieselbe unter Kisten und Kasten ausfindig zu machen. Daher soll man es sich stets zur Regel machen, beim Verladen des Gepäckes persönlich anwesend zu sein.

Am Ausgang der Jangtsemündung war die See ziemlich bewegt, so daß unser kleiner Kahn recht zu schaukeln anfing, aber mit einiger Energie überwanden wir diesmal die Seekrankheit.

Auf dem Dampfer waren wir mit mehreren Beamten zusammengetroffen, welche uns über chinesische Zustände viel Interessantes mitteilten. Die Bedienung auf dem Schiff, ebenso die Küche wurde von Chinesen versehen. Wir konnten auch hier die Beobachtung machen, daß der Chinese ein ausgezeichneter Diener ist, und daß er als Koch noch eine besondere Begabung besitzt. Genau so, wie in Indien haben die Chinesen der arbeitenden Klasse ihre bestimmten Verrichtungen, auf die sie sich ausschließlich beschränken. Nie würde der chinesische Koch beispielsweise die Kleider seines Herrn reinigen; dazu ist wieder ein besonderer Diener nötig. So ist man also auch in China auf mehrere Diener angewiesen, doch ist dieser Luxus nicht zu kostspielig, da der Chinese mit einem geringen Lohn zufrieden ist. Als Koch vereinigt der Chinese die Eigenschaften eines Pastetenbäckers und Konditors, er legt Früchte und Gemüse ein, stellt Räucherwaren her, kurz und gut, man hat sich um nichts zu kümmern. Es genügt eine Mitteilung, wieviel Gäste zu Tisch kommen, und dann sorgt der Koch nicht nur für Essen und Getränke, sondern auch für Tischdekoration und anderes mehr.

Man ist also hier in dieser Beziehung ziemlich gut aufgehoben, wenn

man bedenkt, wie schwer es hält, in Europa derartig zuverlässiges Personal zu finden. Nur die Sauberkeit des chinesischen Koches läßt zu wünschen übrig. Nie darf man ihm zusehen, wie er seine schmackhaften Gerichte herstellt, denn weder an sich selbst, noch an ihren Küchengeräten nehmen es die Chinesen mit der Sauberkeit genau. Eine niedliche Geschichte erzählte mir eine Amerikanerin, welche sich längere Zeit einen chinesischen Koch gehalten hatte. Bei einem Diner hatte der Koch den Gästen einen so zarten, schmackhaften Fisch mit einer trefflichen Sauce vorgesetzt, wie man ihn eben nur in China bekommt. Aus Dankbarkeit wollten die Gäste den Koch in der Küche persönlich aufsuchen. Sie zogen aber recht enttäuscht ab, als sie sahen, daß sich der Betreffende die Füße im Fischkessel badete.

In China gilt es als vornehm und als Zeichen männlicher Schönheit, wenn man recht beleibt ist. Überhaupt wird dort mit der Küche recht viel Phantasterei getrieben. Für die Küche und für den Herd hat das chinesische Volk einen besonderen Gott, der schon vor der Zeit des Buddhismus verehrt wurde. Tsantyun, auch in Gestalt einer schönen Jungfrau „Ki" genannt, haust an der Ostseite des Herdes, wo man seine Statue oder einen goldgelben Papierstreifen aufhängt. Einmal im Monat betet ein jeder, vom Kaiser bis zum Niedrigsten, zu seinem Küchengotte, während er Opfer von Speisen und Getränken, Kerzen, Weihrauch und Geld darbringt. Auch Feuerwerk wird abgebrannt, und am Schlusse der Zeremonie wird das Bild des Gottes den Flammen übergeben.

Auch als Leibdiener ist der Chinese ausgezeichnet zu gebrauchen. Man hat nur nötig, ihm zu sagen, daß man die und die Reise unternehmen will, und kann versichert sein, alles Notwendige wohlgeordnet im Koffer zu finden. Allerdings hat dieser chinesische Diener eine Schattenseite, denn wenn er sieht, daß sein Herr beispielsweise mehrere Uhren besitzt, so geniert er sich gar nicht, eine derselben für sich zu verwenden, da ja sein Herr mehrere nicht benutzen kann. Trotzdem hätte ich gerne einen chinesischen Boy mit nach Europa genommen, wenn ich nicht erfahren hätte, daß der Chinamann immer großes Heimweh hat. Daher nimmt man sich am besten mehrere mit, damit sie sich in ihrer Sprache verständigen und auch die ihnen unentbehrlichen Spielchen miteinander ausführen können.

Wir hatten auch einige mitreisende Chinesen an Bord und konnten den Unterschied zwischen einem vornehmen und einem gewöhnlichen Chinesen so recht erkennen, denn so gut und gebildet sich ein Hochgestellter zu benehmen

weiß, so unangenehm machen sich die weniger Gebildeten als Reisegefährten bemerkbar. Mit ihren Opiumpfeifen und ihren selbstzubereiteten, chinesischen Speisen verpesten sie die Luft auf den Schiffen. Außerdem machen sie sich überall breit und haben dem Weißen gegenüber durchaus nichts Devotes, sondern sie sind häufig recht unverschämt. Man muß jedoch auf Reisen den Chinesen gegenüber recht vorsichtig sein und soll lieber klein beigeben, da man sonst ihrer hinterlistigen Rache gewärtig sein kann.

Die Fahrt von Shanghai nach Tsingtau bietet nichts Besonderes. Noch lange ist das Meer im Umkreis der Jangtsemündung gelb gefärbt. Nach ca. eintägiger Fahrt sieht man an der Küste zuerst das im Hinterland von Kiautschou liegende Lauschangebirge, welches eine Höhe von über 1000 m erreicht. An der ganzen Küste und auch auf den vor Kiautschou liegenden Inseln ist keine Vegetation zu sehen.

Gegen Abend bemerkten wir an der Südseite der Kiautschoubucht Kap Jäschke, und bald darauf konnten wir in die Bucht selbst einfahren. Durch einen mächtigen Scheinwerfer, der von einer Tsingtau vorgelagerten Insel aus seine Strahlen weit hinaus sendet, sahen wir die ganze Bucht taghell erleuchtet und gleichzeitig erblickten wir auch die Hauptstadt unseres Schutzgebietes Tsingtau, „die grüne Insel", welche sich jedoch nur auf einer Halbinsel aufbaut, die fast ganz vom Meer umflossen ist. Nach einer halben Stunde legte unser Dampfer am Kai an, wo bereits eine große Menge unserer Landsleute ihre heimkehrenden Angehörigen erwarteten.

Im Hafen lagen eine Anzahl von Kriegsschiffen, und unser Herz schlug höher, als wir überall die schwarz-weiß-rote Flagge wehen sahen. Schon die Einfahrt in den Hafen, die Kaianlagen mit den Docks, die Eisenbahnlinien, welche bis zum Kai reichen, machten einen außerordentlich vorteilhaften Eindruck. Schon jetzt konnte man erkennen, was deutsche Energie und deutscher Fleiß selbst aus einem nicht gerade sehr günstig gelegenen Ort machen kann. Die Halbinsel ist den Sturmwinden ziemlich ausgesetzt und früher zogen überall Sandbänke weit in die Bucht hinein. Jetzt aber ist hier einer der vorzüglichsten Häfen von ganz Ostasien entstanden. Man hätte gar nicht daran gedacht, daß man auf asiatischem Boden sei, wenn sich nicht die chinesischen Kulis auf unser Schiff gestürzt hätten, um das Gepäck ihrer heimkehrenden Herren an sich zu nehmen. Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir hier die Unterhaltung zwischen Chinesen und Deutschen nicht in dem sonst in ganz Asien üblichen Pidgenenglisch — einem Gemisch

von Chineſiſch, Engliſch und Portugieſiſch — hörten, ſondern in gutem Deutſch.

Zollbeamte in der heimiſchen Uniform, Offiziere, Poſtbeamte kamen nun auf das Schiff und bald hatte ſich im Speiſeſaal bei einem Glas Faßbier eine gemütliche Runde gebildet.

Zum anderen Morgen, dem 12. Mai, hatten wir uns für 8 Uhr einen zweiſpännigen Landauer beſtellt, der von einem chineſiſchen Kutſcher ge-

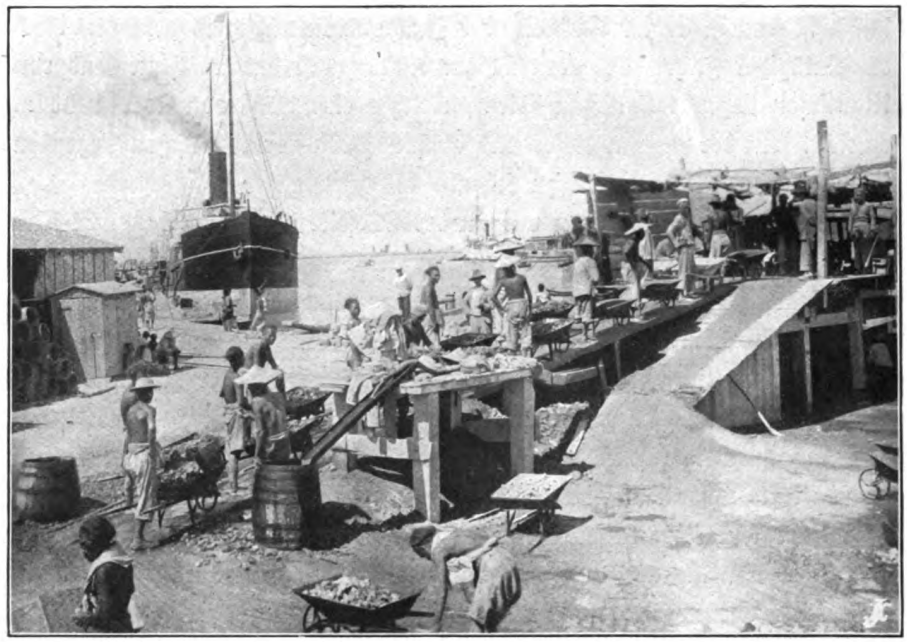


Abb. 141. Hafenleben in Tſingtau.

fahren wurde. Gleich am Eingang der Stadt bis zum Hafen hin ſind große, mit Blechdächern verſehene Warenſchuppen aus mächtigen Quaderſteinen errichtet. Vom Hafen aus kommt man ungefähr in 20 Minuten nach der ziemlich weit auseinandergebauten Stadt. Zahlreiche kleine Hügel erſtrecken ſich vom Meeresſtrande über die ganze Halbinſel und durchziehen die Stadt, ſo daß wir wie mit einer Berg- und Talbahn bald bergauf, bald bergab fuhren. Von der Flaggenſtation aus, nach der wir zuerſt kamen, hat man einen wunderbaren Blick über die Halbinſel und erkennt jetzt die Größe des Hafens, die Ausdehnung der Stadt und die vielen modernen, ganz europäiſchen Häuſer, welche hier in kurzer Zeit entſtanden ſind.

Überall auf dem unbebauten Terrain und den Hügeln hat man seit Jahren angeforstet, und nun ist der sandige Boden mit schönen Kiefern und Tannenanpflanzungen bedeckt. Die Straßen, durch die wir gelangten, sind sehr breit, ausgezeichnet chaussiert und mit ausgedehnten Trottoirs versehen, an deren Rande man Bäume gepflanzt hat. Nur die heftigen Windstöße, welche wir öfters aus den Seitentälern er-

Abb. 142. Gouverneurshaus in Tsingtau — Kiautschou.

hielten, trübten diesen großartigen Eindruck. Allerdings tragen die Winde dazu bei, daß in der Stadt stets frische Seeluft herrscht und dadurch die oft beträchtliche Hitze wie in keiner anderen asiatischen Küstenstadt gemildert wird. Auf unserer weiteren Fahrt in die Umgebung der Stadt nach der Landseite zu konnten wir wiederum das Werk unserer deutschen Forstleute bewundern. Eine solche ausgedehnte Anforstung ist unserer Kolonie natürlich in hohem Maße nutzbringend, da sie nicht nur das Klima verbessert und die Lage verschönert, sondern auch später einmal einen schwunghaften Holzhandel ermöglichen wird, denn Holz ist auch heutzutage noch in ganz Asien ein viel gesuchter Artikel.

An zahlreichen echt deutschen Villen vorbei kamen wir zu einer Anhöhe, auf der wir schon von weitem einen in schönem Stil gehaltenen massiven Bau erblickten. Zwei stramm vor ihren Schilderhäusern einherschreitende Soldaten verrieten uns, daß wir das Gouverneurshaus vor uns hatten. Wir waren ganz allmählich zu dem sanft ansteigenden Hügel gelangt und sahen jetzt, daß er auf der anderen Seite ziemlich schroff abfiel. Eine herrliche Parkanlage erstreckte sich hier bis in die Ebene hinein.

Eine der Sehenswürdigkeiten von Tsingtau ist der etwas außerhalb der Stadt gelegene Badestrand, der sich an einer der vielen kleinen Buchten hinzieht und eine ausgedehnte Düne hat. Ein großes Kurhaus mit zahlreichen kleinen Badehäusern deutete darauf hin, daß hier zur Saison sicherlich ein großer Verkehr herrscht. In der Tat ist Tsingtau schon jetzt nicht nur für unsere Deutschen in Asien, sondern auch für viele andere Nationen ein viel besuchter und gerühmter Ausflugs- und Erholungsort. Hinter dem Badestrand dehnt sich der ziemlich große Exerzierplatz aus. Wir hatten Gelegenheit, unsere Schutztruppe beim Manövrieren zu sehen und konnten nur konstatieren, daß der Parademarsch auch hier, auf asiatischem Boden, genau so mustergültig ausgeführt wird, wie bei uns zu Hause. Viele Deutsche dienen bereits hier das Einjährigenjahr ab oder machen ihre Übungen, was nur sehr empfohlen werden kann, da sie dadurch auch Gelegenheit haben, eine Asienreise zu machen.

In der weiteren Umgebung von Tsingtau sieht man Korn- und Süßkartoffelfelder angebaut. Man kommt auf dieser Fahrt durch eine Anzahl chinesischer Dörfer, deren Häuser alle aus massiven Steinen gebaut sind. Ein Gegensatz zu den kläglichen Hütten, in denen die chinesischen Arbeiter in ihrem eigenen Lande vegetieren! Überhaupt ist man überrascht, wie viele Chinesen sich bereits in unserm Schutzgebiet angesiedelt haben. Ich hörte vielfach, daß sie sich nicht nur wohl fühlen, sondern auch größtenteils zu einem gewissen Wohlstande gelangen.

In der Umgebung Tsingtaus finden sich auch die unter der Leitung deutscher Ärzte stehenden Krankenhäuser, welche von den verschiedenen Missionen hier draußen errichtet wurden, während das Faberhospital in der Stadt liegt. Alle diese Gebäude sind sowohl äußerlich, wie nach ihrer Einrichtung in echt deutschem Stile gehalten.

Während man auf der Hohenzollernstraße über das Bahnhofsgebäude und die Hotels staunt, findet man in der Prinz Heinrichstraße einen eben-

falls sehr geschmackvollen Bau, die deutsche Post. Auch die Straßen des Geschäftsviertels sind recht interessant. Zwar findet man hier keine mehrstöckigen Prachtbauten, doch überall zweistöckige Steinhäuser, in denen die Chinesen und auch eine Anzahl Japaner ihre Geschäfte aufgeschlagen haben. Die Straßen sind von chinesischen Kulis belebt, welche auf ihren einrädrigen schweren Holzkarren Waren durch die Straßen schieben. Als Beförderungsmittel dient neben der Rikscha diese Holzkarre, indem man sich auf eines der

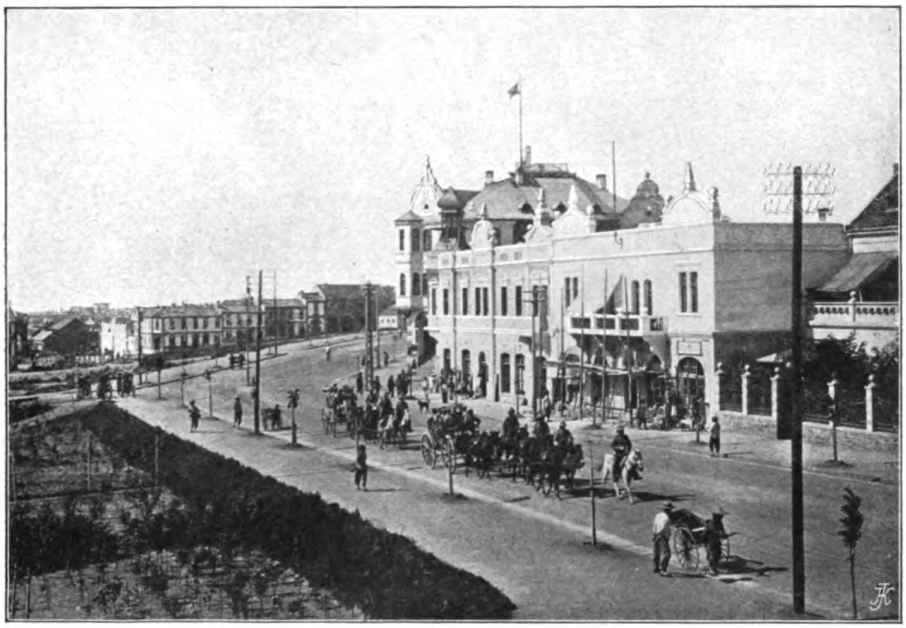


Abb. 143. Straße in Tsingtau (Kiautschou).

zu beiden Seiten des Rades befindlichen Bretter setzt. Der regste Verkehr spielt sich am Hafen ab, wo die chinesischen Kulis mit dem Ein- und Ausladen von allerhand Waren beschäftigt sind. Betrug doch der Gesamthandel Tsingtaus im Jahre 1906 über 100 Millionen Mark und hat seitdem dauernd zugenommen. Sicherlich hat Kiautschou noch eine große Zukunft, namentlich dann, wenn die Schantungeisenbahn von Tsingtau bis Tsinanfu mit 400 000 Einwohnern, der Hauptstadt der Provinz Schantung, noch weiter geführt wird. Allerdings ist das Projekt hinausgeschoben, weil man diesen Bahnbau den Chinesen wieder konzessioniert hat. Dadurch aber besteht die Gefahr, daß der Handel nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, über Tsingtau geht. Die

Chineſen würden im Gegenteil die Produkte der angrenzenden, ziemlich reichen Nachbarprovinzen über den Kaiſerkanal, alſo nach dem Innern des Landes, und von dort entweder nach Peking oder nach Hankau über den Jangtſekiang weiterführen. Dies wäre aber um ſo mehr zu bedauern, als gerade von Tſingtau aus überaus günſtige Verbindungen nach Japan, Korea und der Mandſchurei, damit alſo auch Anſchluß an die ſibiriſche Bahn beſtehen.

Ein Nachteil iſt allerdings, daß unſer Schutzgebiet politiſch recht exponiert

Abb. 144. Geſchäftsſtraße in Tſingtau (Kiautſchou).

liegt, indem China, Japan, Rußland und England gleich großes Intereſſe haben, eine deutſche Expanſion zu verhindern. Wer einmal das herrlich angelegte Tſingtau geſehen hat, der wird jedenfalls mit berechtigtem Stolz auf unſere aſiatiſche Kolonie, der ich eine recht erfolgreiche Zukunft wünſchen möchte, erfüllt ſein. Schade, daß es ſo wenig in unſerm Vaterland anerkannt wird und vielleicht auch wenig bekannt iſt, wieviel in Kiautſchou durch deutſche Tüchtigkeit geleiſtet worden iſt. Beſitzt doch Tſingtau, welches laut dem am 14. November 1897 mit China abgeſchloſſenen Pachtvertrag unter deutſcher Oberhoheit ſteht, bereits über 30000 Einwohner, unter denen ungefähr 5000 Deutſche ſind (die hier ſtationierten Soldaten eingerechnet). Die

Stadt ist mit elektrischer Beleuchtung versehen und ausgezeichnet kanalisiert, auch hat sie eine Wasserleitung, so daß eine deutsche Brauerei errichtet werden konnte.

Evangelische und katholische Missionare haben hier schon seit langer Zeit in Schulen und Missionshäusern eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Die Ermordung von zwei katholischen Missionaren in der Provinz Schantung gab ja auch Veranlassung dazu, daß Deutschland hier Besitz ergriffen hat. Durch den Pachtvertrag hat die chinesische Regierung die Ausnützung der Kohlenfelder konzessioniert, die nördlich und westlich von der, nicht mehr zu unserem Schutzgebiet zählenden Stadt Kiautschou liegen. Doch nicht nur dadurch wird die Kolonie einen Aufschwung erhalten, sondern auch durch die große Seidenspinnerei der Deutsch-chinesischen Seidenindustrie-Gesellschaft in der Nähe Tsingtaus, welche über 2000 Arbeiter beschäftigt und bereits sehr bemerkenswerte Seidenwebereien hervorbringt.

Von Seiten der Landwirtschaft wird der Kolonie ebenfalls Geld zugeführt werden, da Weizen, Hirse, Gerste, Reis, Rüben, Süßkartoffeln und der zarte, schmackhafte Schantungkohl unter der sachgemäßen Bebauung chinesischer Landwirte außerordentlich gut gedeihen. In Tsingtau selbst sieht man nur heitere, gesunde Menschen, da es sich hier sehr angenehm leben läßt. Für das Militär sind besondere Seemannsheime errichtet, während der Zivilist in dem dicht bei Tsingtau gelegenen Lauschangebirge Erholung findet.

Bevor unser Dampfer die Fahrt weiter nach Nordchina antrat, suchten uns Herr Baron v. M. und seine Gemahlin, die wir wiederholt auf der Reise getroffen hatten und die gerade von Peking zurückgekommen waren, auf dem Schiffe auf. Wir feierten ein freudiges Wiedersehen, tauschten unsere gegenseitigen Eindrücke aus und beschlossen in Japan längere Zeit zusammen zu reisen.

Zur Abfahrt des Dampfers hatten sich natürlich viele Deutsche an den Kai begeben, um ihren scheidenden Freunden noch das Geleit zu geben. Auch eine größere Anzahl von Marineoffizieren der in Tsingtau stationierenden Kriegsschiffe hatte sich eingefunden. Bei herrlichem Wetter und glatter See verließen wir den deutschen Hafen, während unsere Landsleute uns vom Ufer her noch lange Abschiedsgrüße zuwinkten. Welche Gefühle mag ihre Brust durchzogen haben? Ob sie nicht doch nach unserer deutschen Heimat, nach unserem schönen deutschen Walde trotz der herrlichen Lage von

Tsingtau Sehnsucht hatten? Wenn es auch in einer Kolonie noch so schön ist, sind doch die Entbehrungen, welche man nicht nur körperlich, sondern auch seelisch auszustehen hat, sehr große, so daß man es jedermann als hohes Verdienst anrechnen muß, der längere Zeit die Interessen unseres Landes in den Kolonien wahrt.

Noch einmal hatten wir einen prächtigen Ausblick auf die Stadt und die ausgedehnten Hafenanlagen, auf die Kriegsschiffe unserer Flotte und das größte Schwimmdock in Ostasien. Bald gelangten wir an die Südostspitze unseres Schutzgebietes Kiautschou, an eine Stelle die für Schiffe sehr gefährlich ist und daher durch einen Leuchtturm markiert wird, in dessen nächster Nähe der Iltisfriedhof liegt. Hier war es auch, wo am 23. Juni 1896 unser Kanonenboot „Iltis" durch einen Taifun vernichtet wurde. Kapitän und Mannschaften hatten ein echtes Bravourstück deutscher Heldenmütigkeit abgelegt: vor ihrem Untergang stimmten sie gemeinschaftlich die deutsche Nationalhymne an.

Am nächsten Tag liefen wir in den für chinesischen Handel sehr wichtigen Hafen von Tschifu ein, von dem namentlich der Export von Rohseide, Spitzen, Baumwolle und Strohgeflechten nach Europa ausgeht. Trotzdem der Hafen von Tschifu nicht so ausgedehnt ist, wie der von Tsingtau, barg er doch eine große Anzahl von Transportschiffen aller Nationen. Oft ist die Einfahrt bei hoher Brandung unmöglich, aber auch hier verließ uns unser Glück nicht, denn wir konnten uns bei sonnenklarem Himmel und spiegelglattem Meer nach der Stadt rudern lassen, um verschiedenen Seidenspinnereien unsern Besuch abzustatten. An dem aus mächtigen Quadern gebauten Kai herrscht ein sehr reges Leben. In weiter Ausdehnung erstreckt sich die Stadt auf den rings um den Hafen gelegenen Anhöhen, welche Tschifus berühmte Weinberge und Obstanlagen tragen.

Am Eingang des Hafens liegt auf einer stark vorspringenden, ziemlich hohen Bergspitze eine Signalstation, dicht daneben befand sich das vor kurzem abgebrannte deutsche Konsulat, das gerade im Aufbau begriffen war. Mit Herrn Konsul Lenz, den wir hier aufsuchten, verlebten wir einige gemütliche Stunden im internationalen Klub, von dessen Veranda aus man eine herrliche Übersicht über die auf einem Felsengebirge aufgebaute Stadt hat.

Wir setzten unsere Fahrt im gelben Meer von Tschifu aus weiter fort, gelangten durch die Straße von Petschili, welche sich zwischen Korea und

Nordchina ausdehnt, in den gleichnamigen Golf und nahmen die Richtung direkt auf Tientsin.

Am nächsten Vormittag kamen wir auf der Reede von Taku an, wo das Schiff liegen blieb, da an der Ausmündung des großen Peihoflusses eine Barre liegt. Zahlreiche chinesische Dschunken mit vielfach durchlöcherten Segeln begegneten uns hier, welche alle die chinesische Flagge mit dem Drachen gehißt hatten. Vor der Stadt dehnen sich die Takuforts aus, die am 17. Juli 1900 im Kriege mit China durch das neue Kanonenboot „Iltis" zerstört worden sind. Die Forts sind jetzt sämtlich geschleift.

Da unser Dampfer den Peiho nicht weiter hinauffahren konnte, bestiegen wir eine kleine Dampfbarkasse und nahmen unseren Weg zu der nächsten größeren Stadt Tongku. Auf der Fahrt dahin kamen wir an vielen chinesischen Dörfern vorbei, deren Häuser aus niedrigen, strohbedeckten Lehmhütten bestanden. In den engen, schmutzigen Straßen trieb sich das liebe Vieh zahlreich herum. Wir erblickten Esel, welche als Last- und Zugtiere chinesischer Karren und an der primitiven, aus zwei Mühlsteinen bestehenden Getreidemühle beschäftigt sind, schwarze Schweine, Hunde, Hühner, Gänse usw. In vielen Windungen zieht sich der Peiho dahin und ist von zahlreichen größeren und kleineren Segelschiffen und Booten belebt. Nur mit Mühe kann sich der Dampfer bisweilen durch dieses Gedränge hindurchwinden.

In Tongku hatten wir die Endstation der Nordchinesischen Bahn erreicht und saßen kurze Zeit später im Expreßzug, der uns durch eine ziemlich öde Gegend zu beiden Seiten des Peihoflusses nach Tientsin, der wichtigsten Handelsstadt Nordchinas, mit beinahe 800 000 Einwohnern brachte. Wir setzten von hier aus sogleich unsere Reise nach Peking fort, doch bot die ganze Bahnfahrt wenig Interessantes. Die erste Klasse hat gesonderte Abteile neben einem gemeinschaftlichen großen Raum und war zum geringen Teil von Europäern besetzt, während der größere Teil der Passagiere aus vornehmen Chinesen und reichen Japanern bestand.

Nach vierstündiger Fahrt liefen wir auf dem Hauptbahnhof von Peking ein, wo wir im Hotel des Wagons-Lits abstiegen und ausgezeichnet aufgehoben waren. Am nächsten Morgen wurden wir durch die furchtbare Musik einer chinesischen Militärkapelle aufgeweckt. In ziemlich schlapper Haltung trotteten die schmutzigen, chinesischen Soldaten vorbei, ohne daß Ordnung in der Truppe herrschte.

Das Hotel liegt in der Nähe des Bahnhofes und zwar im sogenannten Gesandtschaftsviertel. In diesem befinden sich nicht nur die Gesandtschafts-

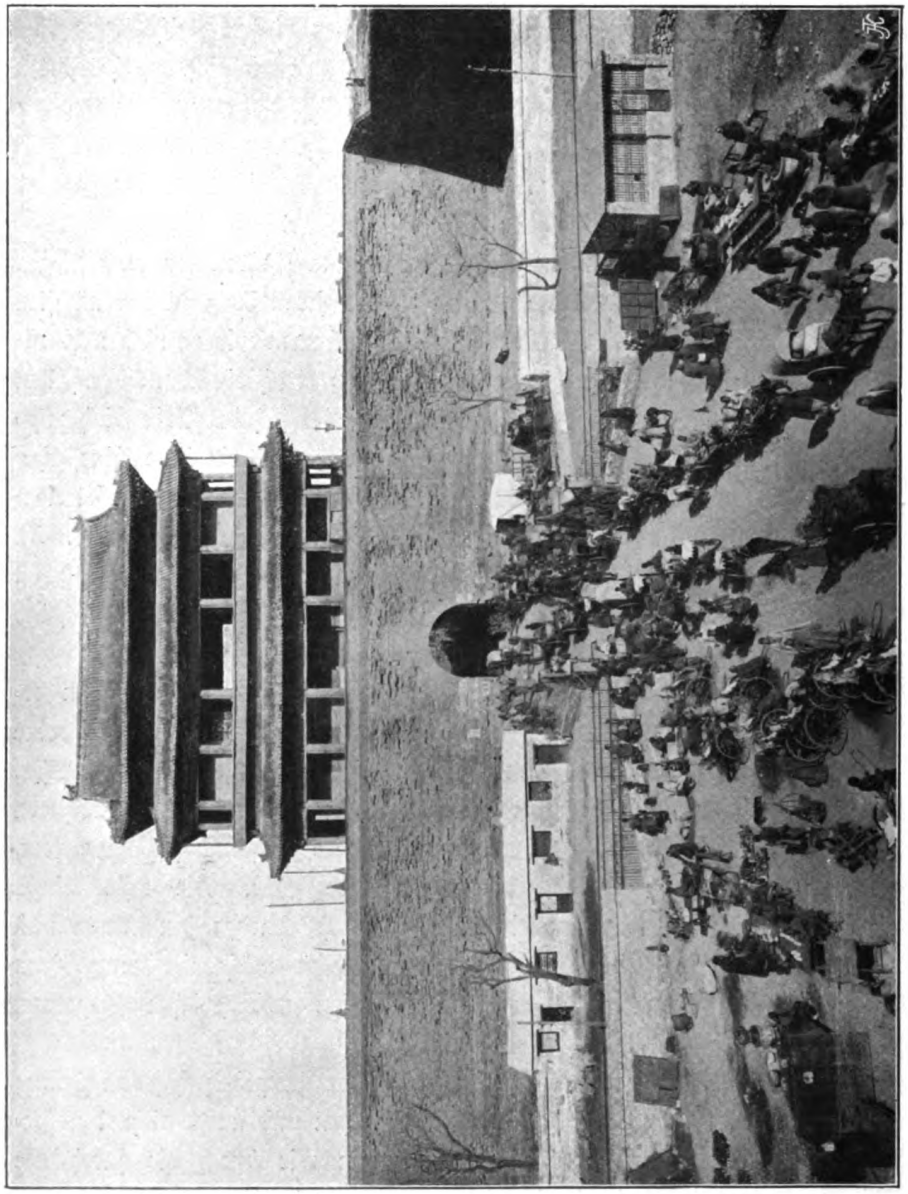


Abb. 145. Hatamön-Tor, Peking.

gebäude der verschiedenen Nationen, sondern auch Posthäuser, Banken, Klubs, Kirchen und Kasernen europäischer Nationen sind vertreten. Man

traut der chineſiſchen Poſt noch nicht ſo viel Selbſtändigkeit zu, um ſich im Verkehr auf ſie verlaſſen zu können.

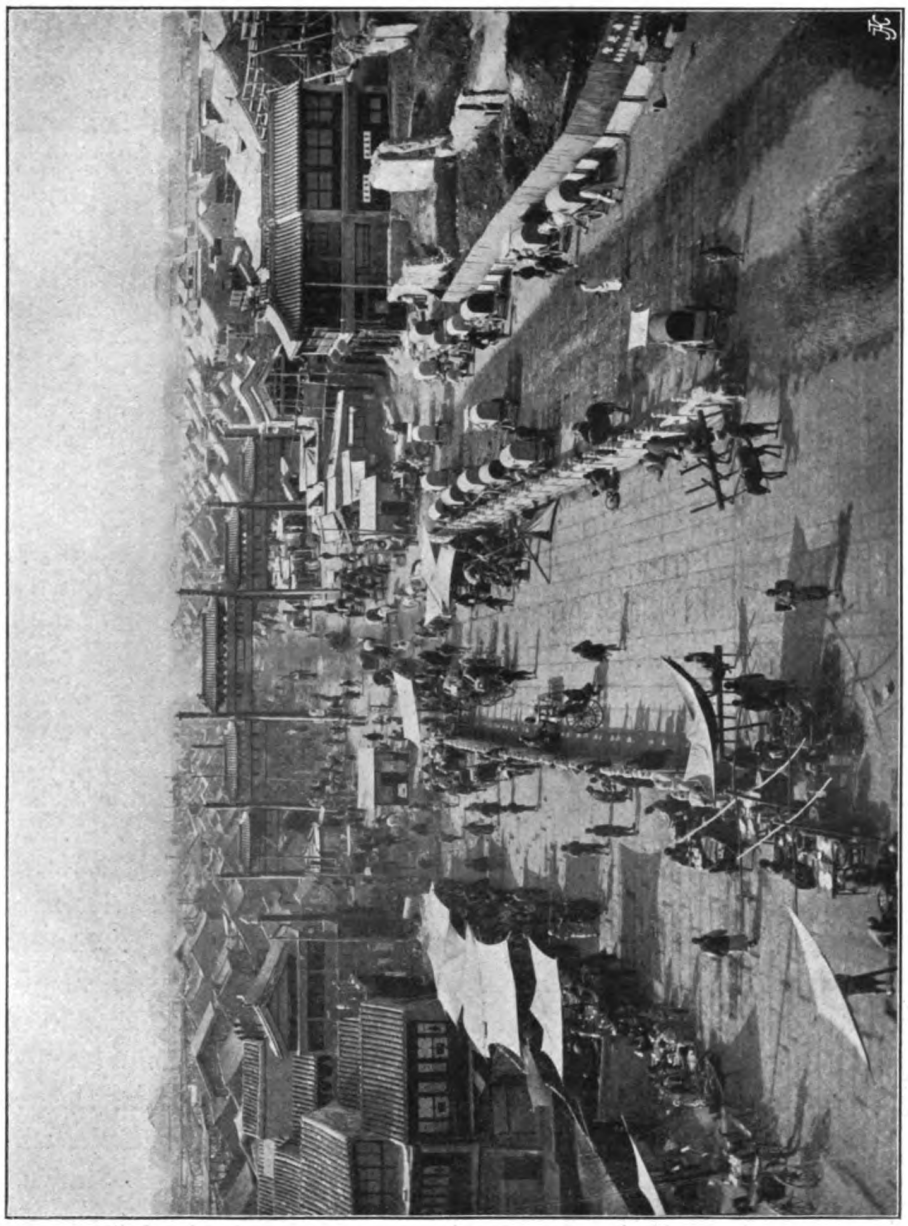


Abb. 146. Die Chien-men San-tau Brücke in Peking.

Peking, die Stadt der Städte, welche einen Flächenraum von über 60 qkm einnimmt, auf dem zirka 1½ Millionen Menſchen wohnen, iſt von

einer über 10 m hohen, sehr breiten Mauer umgeben, die von zahlreichen Toren unterbrochen ist. Über jedem Tor erheben sich Wachttürme, meist mehrstöckig und dementsprechend mit mehreren Dächern versehen, von denen aus man einen herrlichen Blick über die ganze Stadt und das überaus rege Leben genießt. Der nördliche Teil, die sogenannte Mandschu- oder Tatarenstadt, in dem auch das Gesandtschaftsviertel und die Rote oder Verbotene Stadt liegen, wird durch eine quer laufende Mauer von dem südlichen Stadtteil, der sogenannten Chinesenstadt, getrennt.

Abb. 147. Straße in Peking mit Rikschakulis.

In allen Teilen der Stadt, namentlich am Kaisertor, am Hatamöntor, an der Chien-men-San-taubrücke und ebenso an dem Eingang zur Verbotenen Stadt an dem Jee-Wha-mentor herrscht ein überaus reger Verkehr. Sänften von einem Dutzend Kulis getragen, Lastwagen von 4—6 Maultieren gezogen, schwer bepackte Maultiere und Esel, die einräderigen, chinesischen Handkarren, sowie die zweiräderigen, namentlich zu Reisen im Lande benutzten, mit einem Dach versehenen Holzkarren und Rikschas finden sich hier neben den modernen Gespannen der Europäer. Zahlreiche Verkäufer mit Eßwaren, Blumen und Zeitungen durcheilen die breit angelegten Straßen. War doch Peking dereinst eine überaus blühende Stadt, in der man noch überall Spuren des früheren Glanzes sieht. Während die großen Straßen mit breiten Steinfliesen gepflastert sind, kommt man allerdings in den Neben-

straßen auf sehr schlechte, schmutzstarrende Wege, so daß man nur mit Mühe und Not in seinem Fuhrwerk weitergebracht werden kann.

Die Geschäftshäuser sind meist einstöckige, auch zweistöckige Holzgebäude, welche nicht, wie in Südchina mit großen fahnenartig ausgehängten Schildern versehen sind, sondern ihre Firma an der Frontseite nach europäischem Muster tragen. Vielfach sieht man Nachbildungen der Gegenstände vor den Häusern angebracht, welche man in den Geschäften erhält.

Auch hier findet man die einzelnen Gewerbe in verschiedenen Straßen untergebracht. Man kommt durch eine Buchhändlerstraße, durch eine Straße, in der die bekannten Pekinger Laternen fabriziert werden, während in anderen die chinesischen Garküchen etabliert sind. Da kann man die chinesischen Köche wieder ihres Amtes walten sehen, indem sie die viel begehrte Nudelsuppe, Hammelfleisch, Kohl und anderes bereiten. In der Umgebung dieser Garküchen sieht man dann die chinesischen Kulis von der Arbeit ausruhen, wobei mir stets aufgefallen ist, mit welch vornehmer Ruhe und Manierlichkeit sie aus ihren kleinen Holzschüsselchen das Essen zu sich nehmen. Vielfach werden die Speisen hier stark mit Knoblauch gewürzt. Auch Pasteten aller Art, geräucherte Fische, Gemüse werden ausgeboten und sind recht schmackhaft. Nur das Brot, welches hier nicht gebacken, sondern gekocht wird, ist kaum zu genießen. An vielen Kaufläden sieht man in Peking sehr reiche goldverzierte Holzschnitzereien, welche von Zeit zu Zeit wieder neu vergoldet werden. Die Läden sind mit großen Glasscheiben versehen, in denen jedoch keine Auslage zu sehen ist, vielmehr sind alle besseren Waren im Innern in besonderen Schränken eingeschlossen, zumal Peking eine der staubigsten Städte der Welt ist.

In den kleineren Straßen steht das Regenwasser oft tagelang in Pfützen, während in den entlegeneren Vierteln gar ein unbeschreiblicher Schmutz aufgestapelt ist. Die arme Bevölkerung wirft alles Unbrauchbare, allen Unrat, aber auch krepierte Haustiere vor die Tür. Auch heutzutage kommt es noch vor, daß diese Armen ihnen unwillkommene, weibliche Kinder nur in ein großes Stück Papier eingewickelt auf der Straße aussetzten.

Ebenso wie die Häuser und die Kaufläden in Nord-China von denen Süd-Chinas ganz und gar verschieden sind, ist es auch mit der Sprache, so daß sich der Nordchinese kaum mit dem Südchinesen verständigen kann. Auch in der Kleidung bestehen Unterschiede, denn während der chinesische Kuli wegen des wärmeren Klimas in Süd-China gewöhnlich nur eine

blaue Leinwandhose trägt, den Oberkörper aber unbekleidet läßt oder nur mit einer dünnen Jacke versieht, trägt der Nordchinese Pumphosen aus Wolle und stark wattierte Röcke, von denen er je nach der Kälte eine beliebige Anzahl übereinander anzieht und bei wärmerer Jahreszeit einen nach dem andern wieder ablegt.

Der Menschenschlag, welchen man hier in Nord-China trifft, ist viel kräftiger und größer, als der im Süden des Reiches. So haben Untersuchungen von dem vier Jahre in Peking stationierten Stabsarzt Gaupp ergeben, daß die durchschnittliche Körpergröße 167,5 cm sei. Die Mandschuren messen sogar 1,75 m, während die untersetzten Einwohner der Mongolei durchschnittlich kleiner sind, aber auch Leute bis zu 1,96 m aufweisen. Der Nordchinese hat ein großes, längliches Gesicht mit einer Adlernase, wodurch er einesteils ein semitisches Aussehen erhält, anderenteils aber aber auch einen recht intelligenten Eindruck macht. Die Mandschuren zeichnen sich durch gleichmäßige, ovale Gesichtsform aus, so daß namentlich die Frauen im Gesicht nicht mehr viel vom Mongolentypus haben. Bekannt ist es ja, daß sich gerade in Peking unter den Mandschufrauen auch große Schönheiten nach europäischem Begriffe finden.

Die Einwohner der Mongolei repräsentieren den reinsten Mongolentypus, indem ihre Gesichter die stark vorspringenden Backenknochen zeigen und durch die auf eine Falte im Oberlid zurückzuführenden Schlitzaugen entstellt sind. Im Allgemeinen kommt die Mongolenfalte nur bei chinesischen Rassen vor, während sie sich in Europa nur bei Kretins, den sogenannten „Mongoloiden" zeigt. Die Kinder der Chinesen haben nach G. bis zum 6. Jahre einen dunklen Fleck auf Rücken, Armen und Beinen, den sogenannten Mongolenfleck, der später aber verschwindet und bei dieser Rasse charakteristisch ist. Doch trifft man ihn auch bei Japanern.

Die Fruchtbarkeit der chinesischen Frauen ist eine außerordentliche, indem durchschnittlich auf jede sieben Geburten kommen. Damit ist nach G. auch der Beweis gebracht, daß in einem hohen Kulturstaat, wie es China früher war, der Reichtum an Kindern nicht zurückzugehen braucht. Allerdings hängt dieser Kinderreichtum auch mit den religiösen Anschauungen der Chinesen zusammen, welche unter allen Umständen eine größere Anzahl männlicher Nachkommen haben wollen.

In Peking sieht man auch vielfach Chinesinnen mit den charakteristischen verkrüppelten Füßen. Der Sage nach müssen sie so klein sein, seit eine chine-

sische Kaiserin, welche mit Vorliebe Menschenmark aß, derartig winzige Füße hatte, daß sie in Form und Krümmung an eine aufgehende Mondscheibe erinnerten. Von frühester Jugend an wird der Fuß so gebogen, daß die Spitze durch bestimmte Bandagen der Ferse genähert wird, und so wird die Fußfläche, mit der die Frau auftritt, von Jahr zu Jahre kleiner gemacht. Je kleiner der Fuß, desto schöner ist er. Allerdings besteht er dann schließlich nur noch aus einer unförmigen, spitz zulaufenden Fleischmasse, da die Zehen vollständig in die Fußsohle eingewachsen sind. Auch starke Veränderungen des Fußskelettes treten durch diese Tortur auf, wie sie zum ersten Male von Prof. Dr. Perthes mit Hilfe von Röntgenstrahlen nachgewiesen wurden. Den Luxus eines verkrüppelten Fußes können sich freilich nur reiche Chinesinnen erlauben, denn zu einer körperlichen Arbeit sind sie damit untauglich, und auch kaum imstande, sich mit ihren hohen Stöckelschuhen ohne Stütze fortzubewegen. Aus dem Grunde sehen die ärmeren Kreise von dieser Schönheitsfolter bei ihren Töchtern ab.

Bei der männlichen Bevölkerung findet man ebenfalls häufig Erkrankungen der Füße, zurückzuführen auf die schlechten widerstandslosen Stiefel aus Seide, Filz, Wolle oder Papier. Daher sieht man in allen Straßen Pekings die Aushängeschilder von Hühneraugenoperateuren, welche in ihrem an der Straße gelegenen Laden die Leidtragenden von Schmerzen und Beschwerden zu befreien suchen. Im Gegensatz dazu legen die Chinesen auf die Pflege ihrer Hände einen außerordentlichen Wert, während der chinesische Arbeiter dadurch die Muskulatur seiner Finger und Hände trainiert, daß er in der arbeitsfreien Zeit stets mit Kugeln aus Glas, Stein oder Metall spielt.

In Peking selbst sieht man auf den Straßen sehr oft die Leibwache des Kaisers von China, welche aus berittenen Mandschusoldaten besteht. Ihre kleinen, aber überaus dauerhaften Pferde stammen aus der Mongolei. Charakteristisch ist ihre Kopfbedeckung, welche aus einer tellerförmigen Mütze besteht, an der ein langer Wedel aus roten Pferdehaaren angebracht ist.

Häufig begegnet man auch in Peking den Großwürdenträgern des Reiches, den Mandarinen, welche ihren Namen vom Sanskritwort mandrin = Minister herleiten. Vorläufer eilen ihren, von zahlreichen Kulis getragenen, überaus reich und kostbar ausgestatteten, meist mit Vorhängen versehenen Sänften voraus, um den Rang des Mandarin bekannt zu machen und ihm dadurch Platz in den sehr belebten Straßen zu verschaffen. Ich

habe schon erwähnt, daß man Mandarinen je nach ihrer Rangstufe in verschiedene Klassen einteilt, welche sich auch äußerlich durch die bunten Glaskugeln, die sie auf der Mütze tragen, erkennen lassen. Man unterscheidet aber ferner noch Zivil- und Militärbeamte; während erstere meist die Ratgeber des kaiserlichen Hofes sind und aus ihnen die Minister hervorgehen, werden letztere zu den Gouverneuren der einzelnen Provinzen erwählt. Daß diese eine unumschränkte Vollmacht über ihre Provinz besitzen und sie nach Belieben ausbeuten können, ist allgemein bekannt. Darin ist aber auch der Grund zu suchen, weshalb China heutzutage so rückschrittlich ist, sich vor jedem fremden Einflusse wehrt und unter den niedrigen Klassen eine Armut herrscht, wie man sie in der ganzen Welt nicht mehr findet. In vielen Provinzen ist die ärmere Bevölkerung bei schlechter Ernte, die einzutreten pflegt, wenn die Überschwemmungen der großen Flüsse ausbleiben, einfach dem Hungertode preisgegeben.

In keiner Stadt der Welt findet man so zahlreiche Bettler, wie in Peking. Sieht man schon überall in ganz China vor Schmutz starrende, ekelerregende, bettelnde Individuen, welche teils mit Aussatz behaftet sind, teils ihre Gliedmaßen verloren haben, teils auch sich selbst zur Ausübung ihres Gewerbes künstlich verstümmeln, so bilden sie hier in Peking eine besondere Bettlerzunft. Ja, man kann sogar von einem Bettlerstaat sprechen, denn der jeweilige Bettlerkönig hat seine Untertanen außerordentlich gut organisiert und verfügt über eine Heerschar von männlichen und weiblichen, alten und jungen Bettlern, von denen derjenige das höchste Ansehen genießt, der es verstand, sich das ekelhafteste und abschreckendste Aussehen zu geben. In der Stadt kommt es bei ärmeren Klassen nicht allzu selten vor, daß sie ihre Kinder von frühester Jugend an verstümmeln und zu dem Gewerbe eines berufsmäßigen Bettlers künstlich vorbereiten. Bekannt ist es auch, daß von diesen Bettlern häufig die besitzhabenden Klassen geradezu tyrannisiert werden. Kein Mittel war bisher imstande, gegen diese Giftpflanze wirksam vorzugehen.

Das größte Interesse in Peking erweckt natürlich die Kaiserstadt, wo der Sohn des Himmels, „Tientse“, oder der gelbe Kaiser, „Hwangti“, derzeit aus der Mandschudynastie, sein wenig ergründetes Dasein fristet. In der Mitte der Kaiserstadt schließt er sich in der von einer roten Mauer umzogenen Verbotenen Stadt vollständig ab, während ringsumher die Wohnungen der Beamten, der kaiserlichen Behörden und auch die Universität

Abb. 148. Zee-Wah-men Tor am Eingang der Verbotenen Stadt in Peking.

des Reiches der Mitte liegen. Kein Europäer darf die Verbotene Stadt betreten, ja selbst den Chinesen ist der Eintritt verboten. Nur die nächste Umgebung des Kaisers — Mandschus —, sowie seine Angehörigen dürfen hier wohnen. Nur einmal, im Jahre 1900, war auch die Rote Verbotene Stadt von Europäern besetzt und diesen zugängig.

In der Verbotenen Stadt selbst finden sich inmitten herrlich angelegter Gärten die verschiedenen Paläste für den Kaiser, die Kaiserin-Mutter, die kaiserlichen Frauen und Nebenfrauen, sowie für die kaiserlichen Kinder. Durch drei Tore gelangt man in das Innere der Verbotenen Stadt und hat rechts die Empfangshalle und links die berühmte Pekinger Bibliothek vor sich, deren Bücher allerdings zum größten Teil bei dem Brand 1900 zerstört worden sind. In der Mitte der Stadt liegt die Halle der beschützenden Eintracht, der mittleren Eintracht und der höchsten Eintracht.

Alle Gebäude sind wieder mit den kaiserlichen gelben Ziegeln gedeckt, während von den Dachgiebeln holzgeschnitzte, vergoldete Drachen ihre Köpfe in die Luft strecken. In der die Verbotene Stadt umgebenden Kaiserstadt finden sich, abgesehen von den sehr ausgedehnten drei Lotosteichen ein Theater, viele Tempel, die Leichenhalle der kaiserlichen Familie, der Marstall, Wohnungen für die Diener und Dienerinnen und Räume, in denen die Seidengewänder und übrigen Garderobenstücke aufbewahrt werden.

Wie in keiner anderen Stadt kann man in Peking historische Studien machen. Geht doch der Ursprung dieser Stadt bis in das 5. Jahrhundert zurück. Wiederholt zerstört und wieder neu errichtet, wurde sie um das Jahr 1000 n. Chr. die Hauptstadt tatarischer Fürsten. Aber erst unter der Mingdynastie und zwar unter dem dritten Mingkaiser Yunglo im 14. Jahrhundert wurde Peking endgültig Haupt- und Residenzstadt des großen chinesischen Reiches. Daher findet man nicht nur, wie schon anfangs erwähnt, eine Mandschustadt, eine Tatarenstadt und eine Chinesenstadt, sondern über Peking verstreut die Tempel der verschiedensten Religionssekten.

Im 16. Jahrhundert haben zuerst portugiesische Jesuiten eine Kirche mit einer sich daran anschließenden Schule und einem Waisenhaus gebaut. Wie sehr diese Träger des christlichen Glaubens und der Kultur verfolgt worden sind, ist allgemein bekannt. Daß aber die gute Sache endlich siegt, sieht man daran, daß jetzt auf dem sogenannten Kohlenhügel — man hat hier einen angeblichen Kohlenberg inmitten der Stadt

Abb. 149. Der Ketteler-Gedenkbogen.

angehäuft, damit Peking zur Zeit einer Belagerung genügend Brennmaterial zur Verfügung habe — sich die Kathedrale St. Sauveur erhebt, ferner ein Seminar und auch ein Hospital, sämtlich unter der Leitung des Bischofs von Peking. Zahlreich sind auch die Missionsschulen, welche die evangelischen Missionen errichtet haben. Nach diesem Rundgang um die Verbotene Stadt, die deswegen den Namen „Rote Stadt" hat, weil ihre vier Eingangstore aus rotem Holz bestehen und die Häuser aus rotem Backstein gebaut sind, besichtigten wir die zum größten Teil — abgesehen von den Palastgärten — zugängliche Kaiserstadt. Schließlich gelangten wir über eine der größten und belebtesten Straßen, die Hatamönstraße, in der die chinesische Regierung zum Andenken an den im Jahre 1903 hier ermordeten deutschen Gesandten von Ketteler einen Sühne-Ehrenbogen aufstellte, nach dem Gesandtschaftsviertel. Von Exzellenz Graf Rex, dessen Gastfreundschaft ich schon einmal in Teheran genossen hatte, waren wir zum Frühstück eingeladen. Der einstöckige, in einem großen Garten gelegene, von Militärposten bewachte Häuserkomplex zerfällt in die verschiedenen Bureauräume, in die Wohnungen für die Herren der Gesandtschaft, sowie für den Gesandten selbst.

Die Innenräume der deutschen Gesandtschaft sind mit außerordentlichem Geschmack eingerichtet, zumal Graf R. eine der schönsten Sammlungen altpersischer Teppiche besitzt.

Wir verlebten hier einige der interessantesten Stunden auf der ganzen Reise und wurden von unserem Gesandten, wie von seinen Mitarbeitern mit verschiedenen wertvollen Ratschlägen für den Besuch von Peking versehen. Den Nachmittag benutzten wir dazu, den Verkehr in einer der größten Straßen von Peking, der Kaiserstraße, näher kennen zu lernen, in der sich auch die Chien-men-San-tau-Brücke befindet. Neben der Kaiserstraße liegt der herrlichste Tempel Pekings, der Tempel des Himmels, welcher mit einer ca. 6 km langen Mauer umgeben ist.

Unter dem berühmten Mingkaiser Yunglo im 14. Jahrhundert errichtet, besteht er aus mehreren Tempelgebäuden, welche inmitten uralter Zypressenhaine liegen. Die Bodenfläche ist allerdings mit wildem Gras bewachsen und daher wird der Eindruck gestört. Die Anlagen sind außerordentlich ausgedehnt, so daß man von einer Tempelhalle zur anderen fast ¼ Stunde durch den Park zu wandern hat. Der oberste Priester dieses Tempels ist der gelbe Kaiser selbst, welcher in der sogenannten Halle der

Enthaltſamkeit, einem einſtöckigen, mit hellgrünem Dach verſehenen Holzbau, in deſſen Innern ſich der Kaiſerthron befindet, einmal im Jahre faſtet. Von dieſer Halle aus begiebt ſich der Sohn des Himmels nach dem Hauptaltar, welcher terraſſenförmig aufgebaut eine außerordentliche Ausdehnung einnimmt und ganz aus Alabaſter hergeſtellt iſt.

Auf der oberſten Plattform darf nur der Kaiſer ſtehen, welcher hier als hoher Prieſter für ſein ganzes Volk den Segen des Himmels erfleht. Auch die Ahnentafeln der kaiſerlichen Voreltern werden zur Zeit des Opfer-

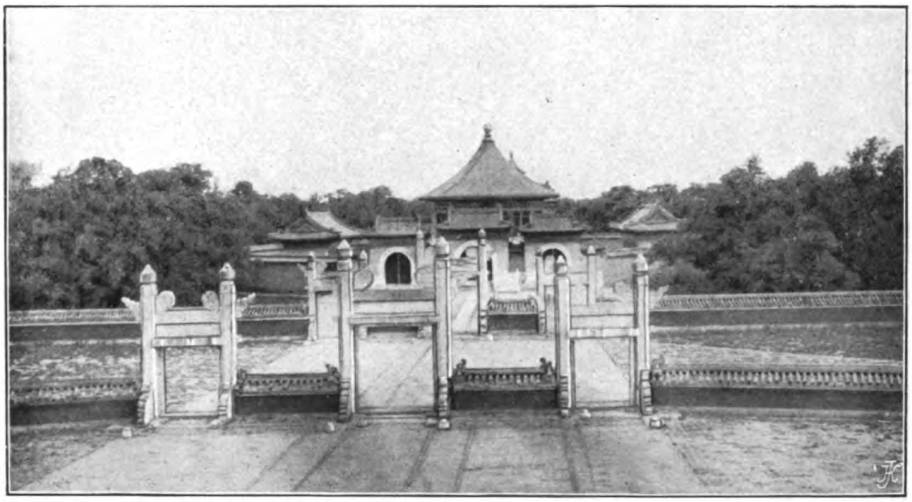


Abb. 150. Himmelstempel, Peking.

feſtes auf die Plattform gebracht. Wie es der Ahnenkultus verlangt, hat man vor jeder Tafel Tiſchchen mit den verſchiedenſten Opfergaben aufgeſtellt. Auf den ſich um die Plattform ziehenden Terraſſen bringen der kaiſerliche Hof und die Staatsbeamten ihre Opfer dar. In einem Nebengebäude ſind die phantaſtiſchen Muſikinſtrumente untergebracht, auf denen die kaiſerliche Kapelle während der Zeremonie Muſikſtücke vorführt.

Am Fuße dieſes Südaltares ſtehen große Bronzegefäße, welche von den jeweiligen Kaiſern der herrſchenden Dynaſtie dem Tempel als Geſchenk überwieſen wurden, und in denen bei dieſen Feiern Opfergaben verbrannt werden. Gleich daneben findet ſich auch ein großer Ofen, in dem während des vor Sonnenaufgang ſtattfindenden Feſtes ein Stier den Flammen übergeben wird. Außer dieſem Südaltar enthält der Tempel noch einen Nord-

altar, auf deſſen Plattform ein kleiner, mit einem dreifachen Dach verſehener Tempel aufgebaut iſt, der im Innern mit vergoldeten Holzſchnitzereien und Freskengemälden ausgeſtattet iſt. Hier wurden früher die Gebete um ausgiebige Ernte dargebracht.

Die herrlichen Parkanlagen mit ihren uralten Bäumen dienten im Jahre 1900 den verſchiedenen Garniſonen als Quartier. Wenn auch die

Abb. 151. Himmelstempel, Peking.

chineſiſchen Tempelbauten lange nicht das monumentale Gepräge der indiſchen Tempel haben, ſo hat man es doch verſtanden, ihnen durch die ausgedehnten Anlagen und teilweiſe durch die innere Ausſchmückung mit den herrlichſten Erzeugniſſen der Bronzeinduſtrie ein faſt ebenſo imponierendes Ausſehen zu verleihen.

Auf der anderen Seite der Kaiſerſtraße, noch in der Chineſenſtadt, liegt der Ackerbautempel, ebenfalls in einem ſehr ausgedehnten herrlichen Park. Auch er iſt von einer ca. $3^1/_2$ km langen Mauer umgeben und wurde unter dem Kaiſer Chia Ching aus der Mingdynaſtie erbaut; doch hielt ihn auch die Mandſchudynaſtie in Ehren. Gerade jetzt erfährt er wieder eine voll-

ständige Renovation. Im Park findet man eine Anzahl kleinerer Tempel, welche aus rot angestrichenem Holz gebaut und mit grün glasierten Dächern versehen sind. Mit einem großen chinesischen Vorlegeschloß sind diese Hallen geschlossen. In einer besonderen Halle wird der gelb angestrichene Holzpflug neben anderen Ackerbaugeräten gezeigt, mit dem der Kaiser und die kaiserlichen Prinzen pflügen, während gelbe Ochsen das Gespann bilden. Von einer Terrasse aus übersieht man das Land, welches im Frühjahr vom Kaiser, den Prinzen und den Hochwürdenträgern des Reiches gepflügt wird. Der uralte Bronzepflug, welcher früher dem Kaiser bei der Verrichtung dieser heiligen Handlung diente, ist bei den Unruhen im Jahre 1900 spurlos verschwunden.

In anderen kleinen Tempeln findet man alte Bronzegeräte, von denen hier in Peking gewöhnlich drei charakteristische Gefäße zu sehen sind. Ein großer Bronzeleuchter trägt eine Wachskerze, ein mit einem Deckel versehenes niederes Gefäß dient zur Aufnahme des Weihrauchs, während ein drittes größeres, oben offenes, vasenähnliches Gefäß für die Aufnahme von Blumen bestimmt ist. Dieser Tempel besitzt auch ein kleines Schlachthaus, in dem zur Zeit des Festes Tieropfer dargebracht werden. Auch hier ist der Kaiser der einzige Priester des Tempels, so daß in der ganzen Anlage nur Aufseher zu finden sind.

Am nächsten Tage begaben wir uns wieder in die Tatarenstadt und gelangten über die Hatamönstraße nach einer weiteren Hauptsehenswürdigkeit von Peking, dem buddhistischen Lamatempel, auch Palast des harmonischen Friedens genannt. Hier hausen hunderte von tibetanischen Lamapriestern, ihrer Abstammung nach Mongolen. Das Oberhaupt des Tempels wohnt weit entfernt in der Mongolei und kommt nur einmal im Jahre nach Peking.

Die Tempelanlage besteht aus einer Reihe einstöckiger Hallen, in deren Innern sich Buddhastatuen befinden. In der Haupthalle steht eine Kolossalstatue Buddhas, welche aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt sein soll. Für ein Trinkgeld von 10 Cts. wird ein Gebetlicht angezündet, während eine ewige Lampe im Tempel brennt, die mit mongolischer Butter gespeist wird. Auf dem Gang durch die Tempelanlagen begegnet man zahlreichen Mönchen, welche Gebete vor sich hin murmeln, oder aber auch die im Tempelhof aufgestellten, oft riesengroßen Gebetsmühlen in Bewegung setzen. Letztere werden auch in einer handlichen Form

dargestellt und von den Gläubigen gedreht. Es sind zylinderförmige, meistenteils aus Bronze hergestellte Gefäße mit einem Stiel, von dem aus eine Achse durch die Mitte der Mühle geht, um die sich das Gefäß dreht. Im Innern der Gebetmühle finden sich Papierstreifen mit Sprüchen und Gebeten.

Eine einmalige Umdrehung der Mühle gilt genau soviel, wie ein mündlich ausgesprochenes Gebet. Der gläubige Buddhist in der Mongolei und in China nimmt selbst auf Reisen besondere kleine Gebetmühlen mit sich, in Tibet aber und in der ganzen Mongolei sieht man in Tempeln, Klöstern, auf Straßen und Plätzen oft haushohe Gebetmühlen, welche mechanisch als Wind- oder Wassermühlen bewegt werden. Neben diesen Gebetmühlen hängen die Gläubigen im Tempelhof auch mit heiligen Sprüchen beschriebene weiße Fähnchen auf.

Der Lamaismus ist die Hauptreligion der in der Mongolei lebenden Bevölkerung, welche aus echten Nomadenstämmen bestehen. Auch heute noch leben diese ca. 2 Millionen betragenden Völkerschaften von der Pferdezucht und versorgen, wie erwähnt, ganz Nord-China mit ihren kleinen, aber ausdauernden Pferden, die man schon zum Preise von Mk. 50.— erstehen kann. Viele Mongolen, welche sich nicht der Pferdezucht widmen, werden schon von frühester Jugend auf für den Priesterstand vorbereitet; sie werden als Lama ausgebildet. Um das 6. Jahr wird ihnen der Zopf abgeschnitten, sie werden in gelbe Gewänder gehüllt und leben nun im Kloster. Im Gegensatz aber zu den übrigen buddhistischen Priestern, so z. B. den birmesischen, den Pungis, welche nur eine kurze Zeit gewissermaßen als zum guten Ton gehörend, im Kloster bleiben, muß der Lamapriester bis zu seinem Lebensende ein Mönchsleben führen. Auch auf die Ehe müssen die Priester verzichten, doch sollen sie es gerade mit dieser Vorschrift nicht allzu genau nehmen. Die Lamapriester verstehen es, mit großem Raffinement die menschlichen Schwächen auszunutzen, denn dadurch, daß sie Kranke pflegen und Sterbenden die Seligkeit versprechen, erschleichen sie sich oft die ganze Erbschaft, die dann ins Kloster wandert. Durch Krankheit wird daher häufig ein reicher Mongole von seinen eigenen Priestern an den Bettelstab gebracht. Die Chinesen stehen deshalb dem Lamaismus günstig gegenüber, weil die Lamapriester keine Waffen tragen dürfen und daher ca. die Hälfte aller Mongolen vom Kriegshandwerk ausgeschaltet ist. Der Hauptsitz des Lamaismus ist Tibet, wo von dem im Jahre 1400

gestifteten Kloster Galgan bei Lhassa aus die Sekte sich bald weit über Nordasien verbreitete.

Zahlreich sind natürlich die Sekten, welche sich von dem ursprünglichen Lamaismus abgetrennt haben. Das Endziel des Lamapriesters ist es, in das sogenannte Nirwana einzugehen, d. h. die ganze Menschheit beiseite zu legen, durch das Studium und die Befolgung der Lehren Buddhas ihm immer ähnlicher zu werden, bis er dann immer wieder von neuem in Buddha zum Mensch geboren wird.

Nur einem Lamapriester ist dieses höchste Ziel vergönnt, dem in Tibet residierenden Dalai-Lama. Neben diesem tibetanischen hat aber auch der im Kloster Taschi-Lumpo residierende Teschu-Lama, welcher seine Heiligkeit einer Wiedergeburt Dhjani-Buddhas verdankt, dasselbe Ansehen. Der Lamaismus ist in Tibet, der Mongolei und in China durch seine charakteristischen Klöster und seine zahlreichen Mönche überaus verbreitet. Unter den zwei Oberhäuptern stehen eine Anzahl von Kirchenfürsten, welche ungefähr den Rang katholischer Bischöfe haben. Nach dem Tode des Dalai-Lama wird der von dem Verstorbenen durch Testament festgesetzte Nachfolger in seinen Rang erhoben.

Um gleich bei den verschiedenen Religionen zu verweilen, suchten wir den in der Nähe des Lamatempels gelegenen Confuciustempel auf. Auch dieser liegt in einem herrlichen, mit uralten Zypressen geschmückten Park und reicht bis in das 12. Jahrhundert zurück. In der einstöckigen Haupthalle, zu der eine Baumallee führt, hängen die Votivtafeln der Herrscher der Mandschu-Dynastie, während in der Mitte die Seelentafel des Confucius aufgestellt ist. Daneben finden sich die Seelentafeln seiner Hauptschüler, welche durch zahlreiche Schriften seine Lehren verbreitet haben. Aber auch in der ganzen Tempelanlage sind Hallen mit derartigen Votivtafeln von Philosophen aus der Schule des Confucius verstreut. Die Opfer finden zweimal im Jahre — im Frühjahr und im Herbst — in der erwähnten Haupthalle statt, während der jeweilige Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt den Tempel aufsucht und seine eigene Votivtafel stiftet. In dem sehr ausgedehnten Hofe finden sich sechs kleinere, aus rotem Holz bestehende und mit gelben Ziegeln gedeckte Hallen, in denen Inschriften die Kriegstaten der Kaiser der Mandschudynastie verherrlichen. Gleich am Eingang zum Tempel sieht man die über 2000 Jahre alten sogenannten Steintrommeln, welche hinter einem

Holzgitter ausgeſtellt ſind. Sie ſind mit den älteſten chineſiſchen Schriftzeichen verſehen und berichten wieder von den Taten chineſiſcher Kaiſer.

Auf großen Steintafeln ſind die Namen derjenigen Kandidaten eingetragen, die hier nach peinlichſtem Examen den Doktorgrad erreichten. Die älteſten ſollen noch aus dem 12. Jahrhundert ſtammen. Zahlreich ſind die Anhänger, welche dieſer Lehre huldigen. Der Gründer der Religion, Confucius, auch Confuce genannt, iſt in der Nähe von Tſchinanfu in einer kleinen Stadt, Küfouhſien, angeblich 551 v. Chr. geboren und 478 da-

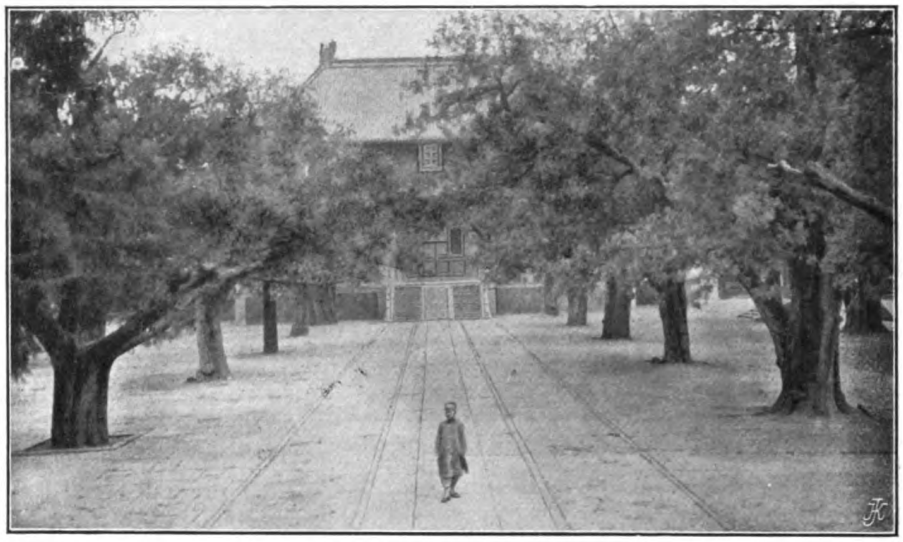


Abb. 152. Der Confuciustempel in Peking.

ſelbſt geſtorben. Hier liegt auch nahe der Stadt in einem Hain das Grabmal dieſes Heiligen, welches jährlich von tauſenden von Gläubigen aufgeſucht wird.

Durch ſeine Lehren iſt unglaublich viel Gutes in China geſtiftet worden. Predigte er doch als Hauptgebote Gehorſam gegen den Kaiſer, ſowie Gehorſam gegen die Eltern, ferner forderte er Humanität, Bildung, anſtändiges Benehmen und Aufrichtigkeit. Der Ahnenkultus, welchen die Söhne mit ihren verſtorbenen Vätern treiben, iſt entſchieden auf ſeine Religion zurückzuführen. Obwohl er nur im allgemeinen Regeln über die Verwaltung des Staates und über das Sittenleben der Untertanen aufſtellte, erlangten ſeine grundlegenden Schriften, allerdings auch von berühmten Schülern von ihm weiter ausgebildet und verbreitet, bald ein ſo hohes Anſehen, daß er jetzt all-

gemein in China als Heiliger verehrt wird und ihm daher auch überall Tempel gebaut werden. Die Priester in diesen Tempeln haben sich in erster Linie mit den Schriften dieses Heiligen und seiner Schüler, von denen vielfach auch europäische Übersetzungen vorhanden sind, zu beschäftigen und sich auch sonst in jeder Beziehung eine möglichst hohe Bildung anzueignen.

Trotzdem durch die vielen Tempel den Einwohnern von Peking reichlich Gelegenheit zur Ausübung der Frömmigkeit gegeben ist, besteht bei der Mehrzahl der Chinesen diese doch nur äußerlich. Wir hatten ja schon früher gesehen, wie raffiniert der Chinese im Ausdenken der Martern Verbrechern gegenüber ist, und daß er in dieser Beziehung an Grausamkeit niemand in der Welt übertrifft. Aber auch die Lasterhaftigkeit ist in dieser Großstadt außerordentlich verbreitet und hat alle Schichten der Gesellschaft vom Reichen bis zum Armen ergriffen. Dazu kommt, daß auch in Nordchina fast jeder sich dem Opiumrauchen hingibt, und außerdem ist ein jeder Chinese dem Spielteufel verfallen. Zur Mittagszeit kann man die Kulis sich die Zeit vertreiben sehen, indem sie die in China sehr beliebten Brettspiele betreiben. Auch dem Schachspiel wird hier gehuldigt, welches von alters her mit großer Leidenschaft in Indien gespielt wurde und von da zuerst nach China und Persien kam, während es erst im 9. Jahrh. n. Chr. durch die Sarazenen nach Europa eingeführt und später durch die Kreuzfahrer auch in Deutschland bekannt wurde. Nebenbei finden sich natürlich eine Unmenge von Spielhöllen in allen Stadtvierteln. Allerdings ist es nicht ratsam, diese Spielhöllen bei Nacht aufzusuchen, da die Tore der Chinesen- und der Mandschustadt abends geschlossen werden und man daher besser im Gesandtschaftsviertel bleibt.

Aber auch bei Tag hat man genügend Gelegenheit, das Treiben in den Spielhöllen zu beobachten, da es in der Tat viele Arbeiter der niedrigen Klassen gibt, welche jede Gelegenheit benutzen, um sich durch Hasardspiel Gewinn zu verschaffen. Obwohl hier in Peking, wie in ganz China, die Kleidung der Frau und des Mannes grundverschieden ist, kommt es doch namentlich unter der arbeitenden Bevölkerung nur allzu häufig zum Verwechseln der Geschlechter. Kein Wunder also, daß man hier in Peking auch, wie in allen größeren chinesischen Städten eine Unmenge von Erkrankungen findet, welche auf derartige Verirrungen zurückzuführen sind.

Ganz besonders sind die chinesischen Kulis von allerhand Krankheiten

befallen. Es graſſiert z. B. unter dieſen die Beri-Beri-Krankheit, eine endemiſch auftretende, wohl auf nervöſen Einflüſſen beruhende Erkrankung, die man ſchon 200 n. Chr. von chineſiſchen Ärzten erwähnt findet und die ſchließlich zu einem hochgradigen Muskelſchwund, zu Gelenkverſteifungen und Nervenlähmungen führt. Es iſt intereſſant, daß dieſe ſo furchtbare Erkrankung, für die es bisher kein Heilmittel gibt und die Tauſende von Aſiaten jährlich dahinrafft, auf die einſeitige Ernährung mit Reis neuerdings zurückgeführt wird. Trifft man doch gerade dieſe Erkrankung bei denjenigen Völkern, welche ſich ausſchließlich von Reis nähren: bei Siameſen, Chineſen und Japanern. Neuerdings hat man die Krankheit eingeſchränkt, indem man die einſeitige Ernährung durch Zuſatz einer Fleiſchkoſt beſſerte. Beachtenswert ſind die Erfahrungen, welche man in dieſer Beziehung in der japaniſchen Marine gemacht hat, wo häufig Maſſenerkrankungen der Beri-Beri auftraten, welche jedoch nachgelaſſen haben, ſeitdem man den Marineſoldaten beſſer ernährt. Auch der Waſſerkrebs, die „Noma", findet ſich noch recht häufig gerade unter den ärmſten Klaſſen und hat ſeine Urſache wohl neben der ſchlechten Ernährung auch in dem Schmutz, der unter dieſen Klaſſen herrſcht.

Trotzdem es in Peking ſehr gelehrte Leute gibt, iſt man in der Medizin noch ſehr rückſtändig. Namentlich die Chirurgie wird noch genau ſo wie vor 1000 Jahren gehandhabt und liegt vollſtändig darnieder. Nur gegen innere Erkrankungen kennt man hier ausgezeichnete Mittel, z. B. gegen rheumatiſche Erkrankungen, gegen Impotenz, nervöſe Erkrankungen, Herzſchwäche uſw. Ähnlich wie in Indien ſieht man auch im übrigen Aſien Heilkünſtler noch vielfach öffentlich ihre Mittel anpreiſen, während die Eingeborenen teils in kleinen Medizinbüchschen, teils in kleinen Behältern an Armbändern angebracht, die ihnen aufgehängten Medikamente mit ſich herumſchleppen, gegen chirurgiſche Erkrankungen Amulette und Ähnliches tragen. Allerdings hat man Knochenbrüche und Knochenverkrümmungen mit beſſerem Erfolge behandelt, wie die übrigen chirurgiſchen Krankheiten. So haben die Chineſen gegen Rückgratsverkrümmungen ſchon ſeit langer Zeit die neuerdings auch bei uns eingeführte Methode, — auf allen Vieren herumzukriechen, — mit Erfolg angewandt, während Knochenbrüche durch Verbände mit Thonerde und Holzſchienen zur Heilung gebracht werden.

Berühmt iſt die Pekinger Univerſität, welche im Jahre 1863 gegründet wurde und an der europäiſche Profeſſoren, Japaner und Chineſen

wirken. Mit der Universität ist auch ein Seminar für Dolmetscher verbunden. Daß die Chinesen viel von ihren Gelehrten halten, sieht man daraus, daß man ganz in der Nähe des Confuciustempels eine Klassikerhalle errichtet hat, welche auch den Namen „Palast der vollendeten Harmonie" führt. In offenen Hallen sind hier die Werke von neun Klassikern auf weißen Marmortafeln verewigt. Auch trug hier der Kaiser Chien Lung, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte, Gedichte und Abhandlungen den ersten Gelehrten Chinas vor.

In Peking ist überhaupt für die Wissenschaft außerordentlich viel getan worden; und so kommt es, daß die chinesische Sprache von Peking als die reinste und beste in ganz China gilt. Die chinesische Schrift baut sich aus Zeichen auf und hat sich aus der früheren Bilderschrift entwickelt. Jedes Wort ist ein Zeichen für sich und nur durch die Schriftzeichen unterscheiden sich die Mongolen von den Tibetanern, Mandschuren und Chinesen, während die Sprache dieselbe ist. Zur Erlernung der Sprache bedient man sich kleiner, viereckiger Pappkartons, auf denen die einzelnen Sprach- und Schriftzeichen aufgemalt sind und die man bei einem Gespräch mit einem Chinesen jeweilig vorzeigt. Natürlich ist ein großer Unterschied zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten bezüglich der Beherrschung dieser Zeichenschrift, denn während der Durchschnittsmensch mit zirka 1000 Zeichen bequem auskommt, verfügt ein Gelehrter oft über das Zehnfache.

So war es beispielsweise früher Sitte, sich in Briefen möglichst kompliziert mit den wenigst bekannten Zeichen auszudrücken und der Empfänger sollte dadurch als ein sehr gebildeter Mann geehrt werden. Allerdings war der Erfolg gewöhnlich der, daß sich die Briefschreiber untereinander überhaupt nicht verständigen konnten. Auch in den Über- und Unterschriften drückte man sich früher möglichst schwierig aus, bis eine allgemeine Bestimmung erlassen wurde, nach der längere Über- und Unterschriften tunlichst zu beschränken seien.

Mit den Examinas nahm man es zu früheren Zeiten recht genau. In den verschiedensten Städten Chinas, vor allem aber in Peking, wo das Staatsexamen abgelegt werden muß, findet sich eine große Prüfungshalle in einem von einer Mauer umgebenen, sehr ausgedehnten, mit Unkraut bewachsenen Hofe. Dieser enthält kleine Zellen, in welche die Studenten neun Tage lang eingesperrt werden und jeden Abend ihre Arbeit abzuliefern haben. Da sie alle dasselbe Thema bearbeiten, wird durch diese

Klauſur ein Abſchreiben voneinander unmöglich gemacht. Der Staat übernimmt während der Prüfungszeit die Verpflegung dieſer Ärmſten.

Um die höhere Beamtenkarriere zu ergreifen, hat der chineſiſche Student nicht weniger als drei Examinas zu beſtehen, von denen er das erſte in ſeinem Heimatsort, das zweite in der Provinzhauptſtadt, das dritte aber in der Hauptſtadt Peking ablegen muß. Da nur alle drei Jahre Prüfungen in Peking abgehalten werden, ſo enthält dieſe Prüfungshalle viele tauſende

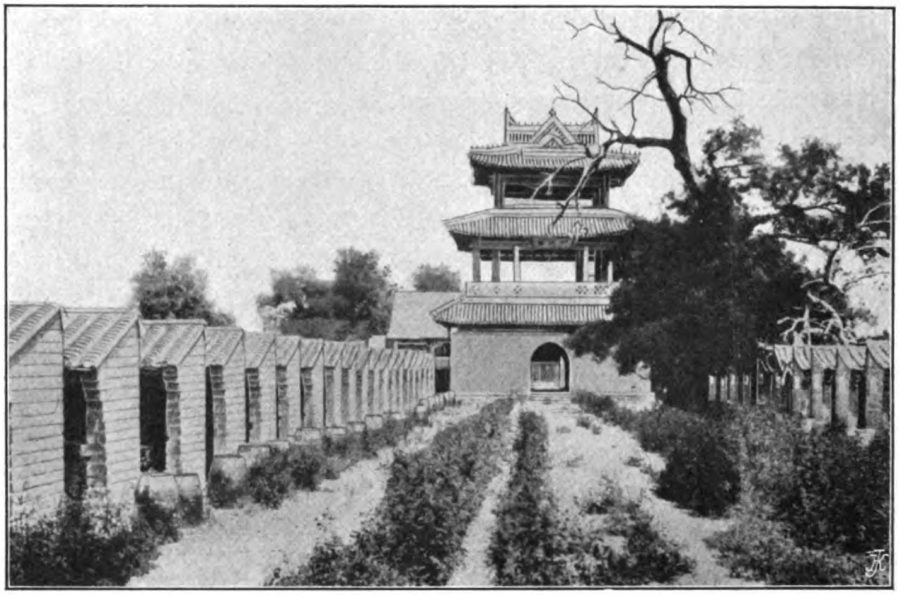


Abb. 153. Die Prüfungshalle, Peking.

von Zellen. Sind die Arbeiten, welche im klaſſiſchen Chineſiſch abgefaßt werden mußten, zur Befriedigung ausgefallen, ſo hat der Kandidat den Titel Schü-Jen oder Doktor erworben und damit Ausſicht, die höchſten Stellen als Beamter zu erreichen.

In der Buchhändlerſtraße kann man ſich für billiges Geld Zeitungen, Bilderbücher uſw. erſtehen und findet oft in dieſen Blättern allerhand groteske Zeichnungen und Bilder, welche als Reklame dienen ſollen. Der Chineſe ſchreibt ſeine Bücher nach unſeren Begriffen von hinten nach vorne und die Seiten dementſprechend von rechts nach links, während er die Zeilen von oben nach unten, alſo ſenkrecht im Gegenſatz zu unſeren wagerechten Zeilen abfaßt.

In Peking findet man auch überall Spuren der einst so hochstehenden chinesischen Kunst, welche viele Jahrhunderte v. Chr. zurückreicht und für ganz Ostasien maßgebend gewesen ist. Ob allerdings all diese großartigen Kunstwerke existiert haben, von denen man noch heute bei chinesischen Schriftstellern lesen kann, und ob man in der Verfertigung chinesischer Kunstgegenstände schon vor Christi Geburt Besonderes leistete, muß dahingestellt bleiben.

Einwandsfrei bewiesen scheint es nur, daß die Bronzeindustrie unter der Schangdynastie bereits 1700 Jahre vor Christi in hoher Entwicklung stand. In der Tat hat man Bronzegefäße gefunden, welche auf ein derartiges Alter schließen lassen und überaus kunstvolle Verzierungen aufweisen. Die überwiegende Anzahl der Bronzegegenstände findet man natürlich in den verschiedenen Tempeln, da namentlich der Buddhismus, der für seine Altäre und Götter eine Anzahl von bronzenen Geräten fordert, auf dieses Kunstgebiet einflußreich gewirkt hat. Als Motive findet man vielfach die aus der chinesischen Fabel bekannten Tiere, den Drachen, den Vogel Phönix, die heilige Schildkröte und andere. Diese Nachbildungen sieht man auch auf Vasen und Schalen, welche zu Gebrauchszwecken dienen. Andere Kunstwerke sind aus Bronze hergestellte Teller mit schönen Ornamenten, vor allem aber mit erhabenen Schriftzeichen versehen. Schließlich hat man sich dann auch in der Herstellung von Bronzefiguren geübt und die verschiedenen Lagen und Stellungen Buddhas darzustellen versucht. Diesen Bronzestatuen verlieh man dadurch einen besonderen Wert, daß man sie stark mit Goldplatten belegte.

Was die Baukunst der Chinesen anbetrifft, so haben wir schon gesehen, daß dieselbe sich im allgemeinen auf Holzbauten beschränkt, und daß sie, den indischen Bauwerken gegenüber, bei weitem nicht deren monumentalen Charakter haben. Allerdings hat man sich bemüht, auch hier den Tempeln dadurch ein besonderes Aussehen zu verleihen, daß man sie vielfach aus mehreren übereinander gelegten Stockwerken aufgebaut hat, von denen jedes mit einem außerordentlich fein ausgeführten, von Holzsäulen getragenen Dach versehen ist. Diese Dächer machen deshalb einen ziemlich gefälligen Eindruck, weil sie aus bunt glasiertem Ton hergestellt sind, welch letzterer in China vielfach zu Gebrauchsgegenständen Verwendung findet.

Uralt, ohne daß sich die Zeit der Erfindung näher bestimmen läßt, ist die Seidenindustrie, welche wir schon in Süd-China kennen gelernt haben,

und die auch in Nord-China in hoher Blüte steht. Gerade der Pekinger Hof hat dazu Veranlassung gegeben, daß man Gewänder mit herrlichen Gold- und Buntstickereien versehen hat. So hat die Pekinger Knötchenstickerei Weltberühmtheit erlangt. Bei dieser Arbeit wird ein jeder Faden nach jedem Durchstich geknotet und so entsteht eine Art Reliefstickerei. Tatsächlich ist die chinesische Seide auch heutzutage noch die beste, welche man in der ganzen Welt erhält, zumal der Seidenspinner hier im Lande nicht nur sehr gut gedeiht, sondern die ganze Zucht auch in bester Pflege ist. Nur schwerlich werden sich diese herrlichen Naturprodukte durch die neuerdings vielfach in den Handel kommende Kunstseide verdrängen lassen.

Ein ebenso hohes Alter hat die Lackindustrie. In Kanton haben wir schon den schwarzen Lack kennen gelernt, wie er ursprünglich zum Schreiben benutzt wird, später aber auch zu den verschiedenen Gebrauchsgegenständen, so zu Geschirren, Tischchen und Schränkchen Verwendung findet. Sehr frühzeitig hat man diesen Lack mit Gold bemalt, mit Perlmuttereinlagen versehen oder bunt angemalt und auch geschnitzt. In Peking stellt man aus Pflanzen einen roten Lack her, welcher einen überaus schönen Glanz hat und vor allen Dingen unverwüstlich ist. Im allgemeinen ist aber die Lackindustrie in China gegen Japan immer mehr zurückgegangen.

Nicht unerwähnt kann ich eine Spezialität der chinesischen Kunst lassen, welche namentlich in Peking seit Jahrhunderten in Blüte steht. Es ist dies die Herstellung des sogenannten Cloisonné. Der Besuch einer derartigen Cloisonnéwerkstätte von Yang-Tien-Li ließ mich diese feine Kunst bald erkennen. In einer Straße, welche von der Hatamönstraße abgeht, findet man die Cloisonnéfabriken dicht nebeneinander. In den Werkstätten sieht man die Arbeiter Kupfergefäße mit biegsamen, schmalen, streifenförmigen Metallbändern versehen, welche mit der Kante auf das Kupfergefäß aufgelötet werden. Diesen Metallbändern kann man selbstverständlich die verschiedensten Gestalten von Blumen und Tieren verleihen. Besonders geschickte Metallarbeiter ahmen selbst kleinste Figuren meisterhaft nach. Sind diese Bandstreifen aufgetragen, so wird zwischen die einzelnen flüssige Emaille gegossen und dadurch, daß man nun in die verschiedenen Felder verschieden bunte Emaille einfüllt, entsteht schließlich an der Oberfläche ein buntscheckiges Bild. Mit vieler Mühe wird immer von neuem der bunte Guß eingefügt, bis er die Höhe des Bandstreifens erreicht hat. Ist er dann kalt geworden, so schleift und poliert man ihn. Je feiner selbstverständlich der

Farbenguß ausgefallen ist, je gleichmäßiger die Felder mit Emaille ausgefüllt sind, desto wertvoller ist das Kunstwerk.

In der Werkstatt von Yang-Tien-Li erstand ich mir eine prächtige Cloisonnévase, auf der neben allerlei Arabesken auch der chinesische Drachen in bunten Farben aufgesetzt war. Gelegentlich findet man auch altes Cloisonné, was sich durch seine dunkelblaue und dunkelrote Farbe auszeichnet und für das man recht hohe Preise zu zahlen hat. Da man in Asien des öfteren Gelegenheit hat, Cloisonné zu kaufen und dieses auch bei uns in Europa schon überall erhältlich ist, so sei hier ein Wink gegeben, wie man gutes von schlechtem Cloisonné unterscheiden kann. Ein gut gearbeitetes Stück muß man in kochend heißes Wasser tauchen können, ohne daß es die glatte Oberfläche oder den Glanz derselben verliert. Bei schlecht gearbeiteten Cloisonnés aber entstehen an der Oberfläche Lücken, denn der ungeschickte Arbeiter ersetzt die Lücken im Emailleguß durch gleichfarbiges Wachs, welches nun im heißen Wasser geschmolzen ist. Herrliche alte Stücke von Cloisonnéarbeit sieht man auch in den verschiedenen Tempeln von Peking. Das Völkerkundemuseum in Berlin besitzt interessante Modelle, welche die allmähliche Entstehung des Cloisonné veranschaulichen.

Weniger alt ist die Herstellung des Porzellans, welche wohl nicht weiter als bis zum 9. Jahrhundert n. Chr. zurückreicht, und von dem namentlich in Peking zur Zeit der Mingdynastie jenes hellgrüne und rosa mit Figuren und Blumen bemalte Porzellan entstand. Auch das blauweiße Porzellan aus Kiu-kiang ist sehr berühmt. Dagegen scheint das Glas von Ägypten aus nach China importiert worden zu sein. Schon seit Jahrhunderten wurden ganz hervorragende Glaswaren hergestellt, wovon man sich auch im Berliner Kunstgewerbemuseum überzeugen kann. Jene buntbemalten Glasflaschen und Vasen, die man namentlich auch in Kanton findet, und welche sich aus verschiedenen bunten Glaslagen zusammensetzen, in die man Figuren usw. einschnitzt, haben ja auch dem Franzosen Gallé die Initiative zu seinen jetzt so beliebten Vasen gegeben.

Ich übergehe die herrlichen Schnitzwerke, welche man aus dem Jadestone verfertigt, die kunstvollen Schnitzereien, als Schlickware bekannt, welche der Chinese aus dem Schlamm des Jangtse-kiang kunstvoll herzustellen versteht, um mich nur noch kurz mit der chinesischen Malerei zu beschäftigen, weil man gerade hier in Peking noch sehr schöne Bilderrollen auch aus früheren Dynastien findet. Den vielen Bemühungen von Frau Dr. Wegener

ist es gelungen, eine Sammlung alter chinesischer Bilderkunstwerke zusammen zu tragen, wie sie in der ganzen Welt wohl einzig dasteht, so daß man nur den Wunsch hat, daß diese Kunstwerke, welche wir hier in einer Kollektivausstellung bewunderten, Deutschland erhalten bleiben möchten.

Der Ursprung der chinesischen Malerei greift weit zurück und gerade in dieser Kunst ist der Chinese wohl am allerkonservativsten geblieben, während sich auf anderen Kunstgebieten bei genauerem Studium doch auch Einflüsse anderer Völker, namentlich von Indien aus bemerkbar machen. Von alters her bis in die Neuzeit malt der Chinese ohne jede Perspektive. Licht und Schatten fehlen in dem Bilde und überhaupt ist alles möglichst gleichmäßig ausgemalt. Man nimmt an, daß bereits 1000 Jahre vor Christi Malereien in China entstanden, zuerst wohl an den Innenwänden von Palästen und Häusern der Reichen. Schon Jahrhunderte v. Chr. waren Sammlungen von Porträts in China vorhanden. Vielfach waren auch die Klöster eine Heimstätte der Malkunst und auch der Ahnenkultus hat das Seinige dazu beigetragen, daß sich die Dynastie, aber auch alle Vornehmen und Reichen, eine Ahnengallerie anlegten. Nach der Erfindung des Papiers — ca. 100 Jahre n. Chr. — fand die chinesische Malerei mehr Verbreitung, während von da ab alle feineren Gemälde auf Seide aufgemalt und dann auf Papierrollen festgeklebt wurden. Ursprünglich nur mit der Darstellung von Tieren und Blumen beschäftigt, ging man bald zur Wiedergabe von Landschaften über, bildete berühmte Bauwerke, Tempel usw. nach, bis man zuletzt Szenen aus dem Leben, Episoden aus der Geschichte, der Literatur und schließlich auch Pikanterien meisterhaft auszuführen verstand. Verschiedene Kaiser der einzelnen Dynastien hatten Sammlungen von tausenden von Bilderrollen berühmter chinesischer Maler.

Jedenfalls zeigen viele dieser chinesischen Bilder eine überaus sichere Führung des Pinsels und sind bis in die kleinsten Details musterhaft fleißig ausgemalt. Daß wir für diese chinesischen Kunstwerke der Malerei nicht das Verständnis haben, wie sie es vielleicht verdienen, kommt aber, wie ich mich auch auf der hier stattfindenden Ausstellung überzeugte, nur daher, daß vielfach die Bildermotive nur von dem verstanden werden, welcher China bereist und chinesische Geschichte kennen gelernt hat. Jedenfalls soll man nicht vergessen, daß z. B. die japanische Malerei ganz und gar auf chinesische Einflüsse zurückzuführen ist.

Bevor wir von Peking Abschied nahmen, begaben wir uns noch ein-

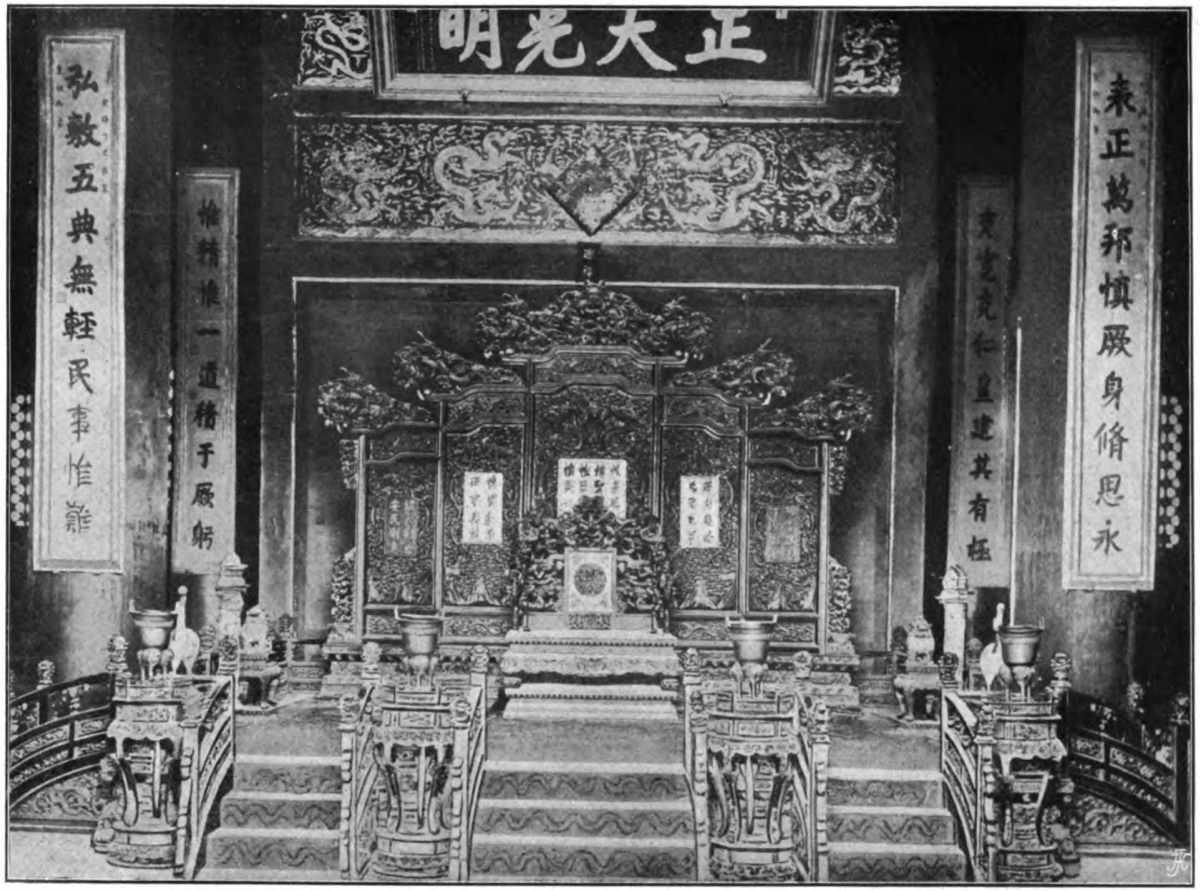


Abb. 154. Der Thron des Kaiſers von China im Sommerpalaſt bei Peking.

mal auf einen der hohen Türme von Peking, den sogenannten Paukenturm, von dem bei einer Feuersbrunst Alarmsignale ausgegeben werden. Von ihm aus genossen wir noch einmal die herrlichste Aussicht, welche man über eine Stadt haben kann, denn man sieht von hier die Rote Verbotene Stadt mit ihren vielen Tempeln und Palästen, die drei Lotosteiche, die kaiserlichen Palastgärten, die an der Peripherie der Stadt gelegenen Mauern, die großen verkehrsreichen Straßen von Peking, das Gesandtschaftsviertel und die Tempelhaine.

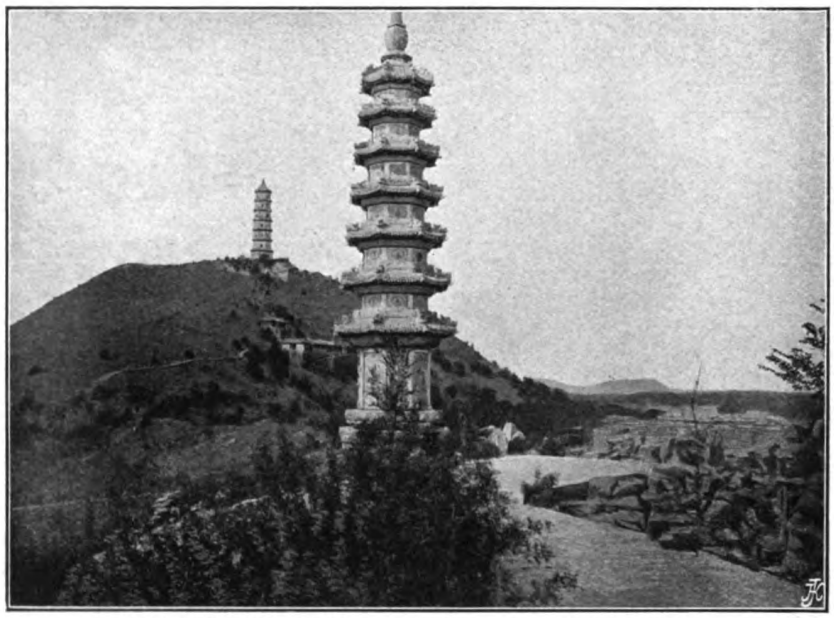


Abb. 155. Marmorpagode im Sommerpalast bei Peking.

Aber noch weit außerhalb der Stadt erblickt man eine Unmenge Tempel und ebenso die Sommerresidenz des Kaisers von China, den alten und den neuen Sommerpalast, in dem der Kaiser einmal im Jahre die Diplomaten empfängt, mit seinen herrlichen sieben- bis neunstöckigen, aus Marmor oder aus Alabaster hergestellten Pagoden. Man ist eben dabei, diesen Sommerpalast, der bei den Unruhen im Jahre 1900 zerstört worden ist, wieder aufzubauen. Zahlreich sind auch die Zypressenhaine, welche man von hier aus in der Umgebung Pekings sieht, in denen die Chinesen ihre Toten beerdigt haben und von kolossalen steinernen Menschen- und Tierfiguren bewachen lassen. Wie bereits erwähnt, treibt der Chinese mit seinen ver-

ſtorbenen Angehörigen einen überaus hohen Kultus und ſorgt ſtets dafür, daß die Gebeine der Toten möglichſt auf einer Anhöhe in ſchöner Umgebung beſtattet ſind.

Auch ein Spaziergang auf der breiten Mauer der Stadt iſt ſehr empfehlenswert. Auf ihr iſt die kaiſerliche Sternwarte aufgebaut, welche ihre Entſtehung bis in das 12. Jahrhundert n. Chr. zurückführt. Seit Jahrhunderten ſteht ſie unter der Leitung der berühmteſten Aſtronomen, von denen ſich namentlich die Jeſuiten beſondere Verdienſte erworben haben, da ſie die alten arabiſchen aſtronomiſchen Inſtrumente durch neuere Apparate erſetzten. Bekanntlich transportierte man im Jahre 1900 einige dieſer Inſtrumente zu uns nach Deutſchland, wo man ſie leider in keiner Weiſe verwenden kann, da ſie doch für die Unterſuchungen des öſtlichen Himmels eingerichtet ſind. Jetzt findet man moderne Apparate auf der Sternwarte aufgeſtellt.

Die Stunde unſeres Abſchiedes von dieſer hochintereſſanten Stadt war gekommen. Nachdem wir noch einige Einkäufe gemacht und uns eine Auswahl ſchöner Fächer, teils mit Elfenbeinſchnitzereien verſehen, teils gemalt, als Andenken erſtanden hatten, ſetzten wir unſere Abreiſe auf den nächſten Tag feſt. Da man keinen Chineſen im Hauſe ohne Fächer antrifft, ſo iſt auch dieſer Induſtriezweig zu einer außerordentlichen Blüte gediehen, und man ſieht Fächer, welche nur für einen ſehr hohen Preis erhältlich ſind.

Das Hauptgeldſtück hier in Peking, wie überhaupt in Nord-China, iſt der Tail, der ſogenannte Haikwan-Tail, welcher ungefähr den Wert eines deutſchen Talers hat. Doch kommt man auch mit mexikaniſchen Dollars aus. Nur mit Papiergeld muß man vorſichtig ſein. Ein Tail zerfällt hier in faſt 2000 Käſch, — in der Mitte durchlöcherte Kupfermünzen, von denen mehrere auf eine Schnur gereiht werden. Bei größeren Zahlungen benutzt man Silberbarren oder auch ungemünztes Gold, im allgemeinen aber zahlt der Chineſe mit Käſch. Daher ſieht man auch in ganz Peking kleine zweirädrige Wagen, welche über und über mit dieſen auf Schnüren gereihten Münzen beladen ſind, denn je nach dem Kurs ſind oft 2000 Käſch nötig, um den Wert eines Tails zu erreichen.

Am folgenden Morgen beſtiegen wir die Bahn, um uns nach Nankou zu begeben, und von dort aus einen Ausflug nach einem der 100 Weltwunder, der chineſiſchen Mauer, ſowie nach den Minggräbern zu unternehmen. Gegen Mittag ſollten wir in Nankou ankommen und hatten während der Fahrt den Zeitvertreib, zahlreiche ſchön geputzte Mandſchufrauen

mit ihren Kindern in der 1. Klasse zu beobachten. Die Frauen tragen halbkreisförmige Schuhsohlen, den Absatz meist in der Mitte des Fußes, prachtvoll gestickte Kleider und Kopfschleifen. Auf der Reise von Peking nach Nankou genossen wir noch einmal eine herrliche Aussicht auf den Sommerpalast und auf die in der Umgebung von Peking gelegenen Tempel.

Gegen Mittag waren wir in Nankou angelangt und suchten nun sofort dieses Wunderwerk der Baukunst, die chinesische Mauer, auf. Nankou

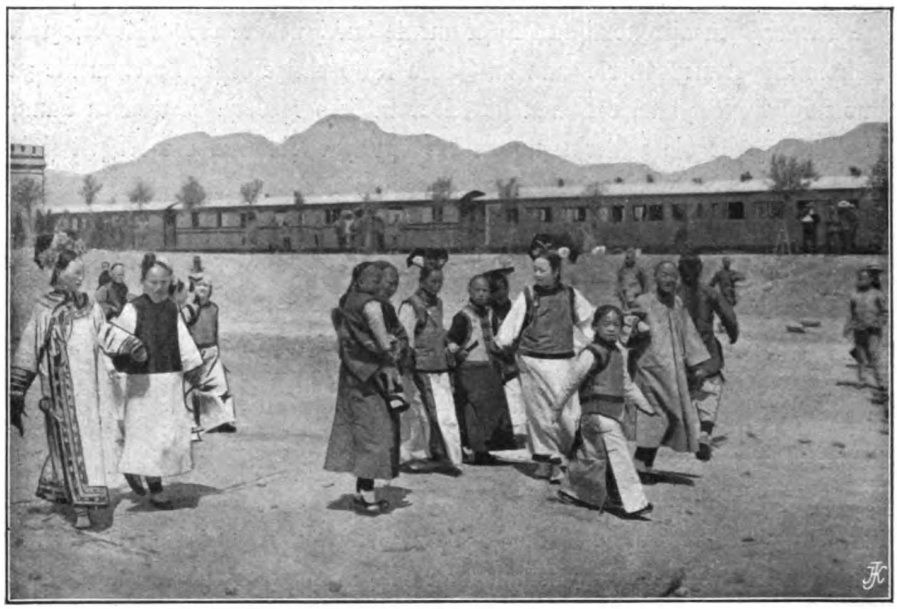


Abb. 156. Mandschufrauen in Nankou.

ist ebenfalls von einer Mauer umzogen und bietet als Stadt nichts besonders Erwähnenswertes. Die Häuser sind aus Stein gebaut und mit Blechdächern versehen. Von Nankou biegt ein Gebirgstal ab, dem entlang man wandern muß, um nach dem größten Bauwerk zu gelangen, das jemals entstanden ist. Der Weg bis zur Mauer bietet schon viel Interessantes, denn man kommt durch zahlreiche kleine chinesische Dörfer, während auf einer besonderen Straße eine Unmenge von Esel- und Kamelkarawanen vorbeiziehen.

Von Nankou aus hat man im ganzen 64 km bergauf zu wandern, bis man den Nankoupaß erreicht hat, den die große chinesische Mauer kreuzt. Über die Entstehung der chinesischen Mauer ist man sich nicht ganz einig,

jedoch geht man nicht fehl, wenn man annimmt, daß ſie mehreren Zeitaltern ihr Daſein zu verdanken hat. Im allgemeinen ſcheint es ſicher zu ſein, daß bereits vor 2000 Jahren die Grenzen Chinas zum Schutze gegen die Mongolen mit einer Mauer umzogen wurden, die auf Befehl eines Kaiſers errichtet ſein ſoll. Ihre jetzige Form mag ſie ſeit dem 8. bis 10. Jahrh. n. Chr. haben. Von dieſem Wunderwerk kann man ſich nur einen ungefähren

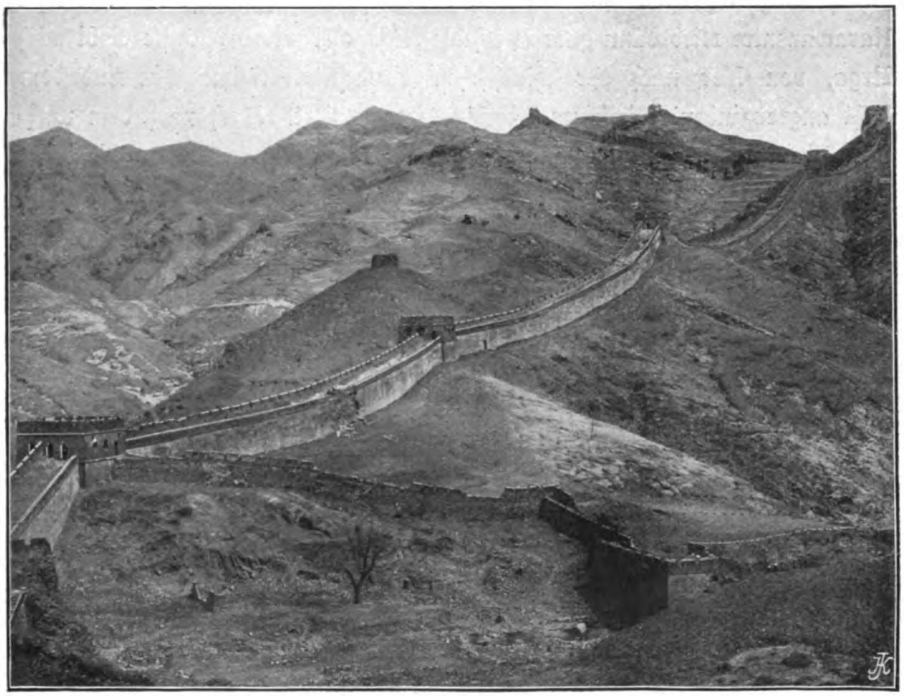


Abb. 157. Die chineſiſche Mauer bei Nankou.

Begriff machen, wenn man bedenkt, daß es nicht weniger als 2450 km Länge hat. Es handelt ſich aber hier nicht um eine Mauer nach unſerem Sinn, ſondern um eine Doppelmauer, die ſich in einer Höhe von über 16 m aufbaut und aus mächtigen Steinquadern errichtet iſt. An ihrem Fundament iſt ſie 8 m und auf ihrer Höhe noch immer 5 m breit, ſo daß ſich oben auf der Mauer eine bequeme Fahrſtraße befindet, welche in erſter Linie als Heerſtraße für das Militär, ſpäter aber auch zum Karawanenverkehr benutzt wurde. Durch zinnenförmige Ausläufer iſt man oben auf der Mauer geſchützt. Auf Rufweite voneinander entfernt befinden ſich kleine Wachttürme, von denen man einen guten Überblick über die Umgebung hat. Man

staunt nicht nur über diese fundamentale Bauart und über die Ausdehnung, sondern auch darüber, wie es möglich war, die Mauer sogar über die höchsten Gebirgspässe zu führen.

Oben auf einem Turm angelangt, hat man eine herrliche Aussicht über den Paß und die ihn umgebenden Höhen. Von hier aus führt auch eine Karawanenstraße nach dem bekannten Kalgan, welches im Norden von Peking liegt und wohin der Tee von Hankau gebracht wird. Dieser Karawanentee wird dann quer durch die Mongolei und die Wüste Gobi nach Urga, von hier nach der chinesischen Grenzstadt Meimatschin und dem dicht angrenzenden sibirischem Kjachta transportiert. Auch nach dem wichtigen Handelsplatze Schanhaikwan führt der sogenannte äußere Teil der chinesischen Mauern. Es sind nämlich nördlich von Peking zwei Mauern, eine innere und eine äußere, gebaut worden. Früher wurden Warnungssignale, Befehle usw. durch Feuerzeichen von Turm zu Turm, entlang der chinesischen Mauer verbreitet. Außerordentlich groß ist der Karawanen- und Menschenverkehr am Nankoupaß, indem hier an bestimmten Tagen oft Tausende vorbeiziehen.

Interessant ist es, zu beobachten, wie die Kamele allmählich zu einer Karawane formiert werden. Gewöhnlich marschieren 5—8 Tiere unter einem Treiber. Mittels eines durch die Oberlippe gezogenen Strickes sind die Tiere miteinander verbunden, so daß beim plötzlichen Anziehen des vordersten Kamels häufig den Nachfolgenden die Oberlippe zerrissen wird. Man sucht dann den Strick an einer anderen Stelle des Mauls durchzuziehen, doch kommt es vor, daß Tiere mit ausgiebigeren Verletzungen für den Karawanenbetrieb dann unbrauchbar werden. Wenn die Tiere ohne Koppelung gelassen würden, könnte sich eine Karawane lange nicht so rasch fortbewegen, da die Kamele stets vom Wege abseits Nahrung suchen. Der Durchschnittspreis für ein Kamel ist ungefähr 100—200 Mark. Im allgemeinen gehen die Karawanen 12 Stunden lang und ruhen gewöhnlich ebenso lange Zeit in schattigen Seitentälern von den Strapazen aus. Nachts hängt man den führenden Kamelen große Glocken an, um bei den vielfachen Windungen der Straße auf das Herannahen einer Kamelkarawane aufmerksam zu machen.

Außer dem Karawanenverkehr findet in dem Nankoupaß aber auch ein sehr reger Lastwagenverkehr statt. Beim Herabfahren von steilen Höhen spannt man zwei Pferde an den hinteren Teil des Wagens, welche die

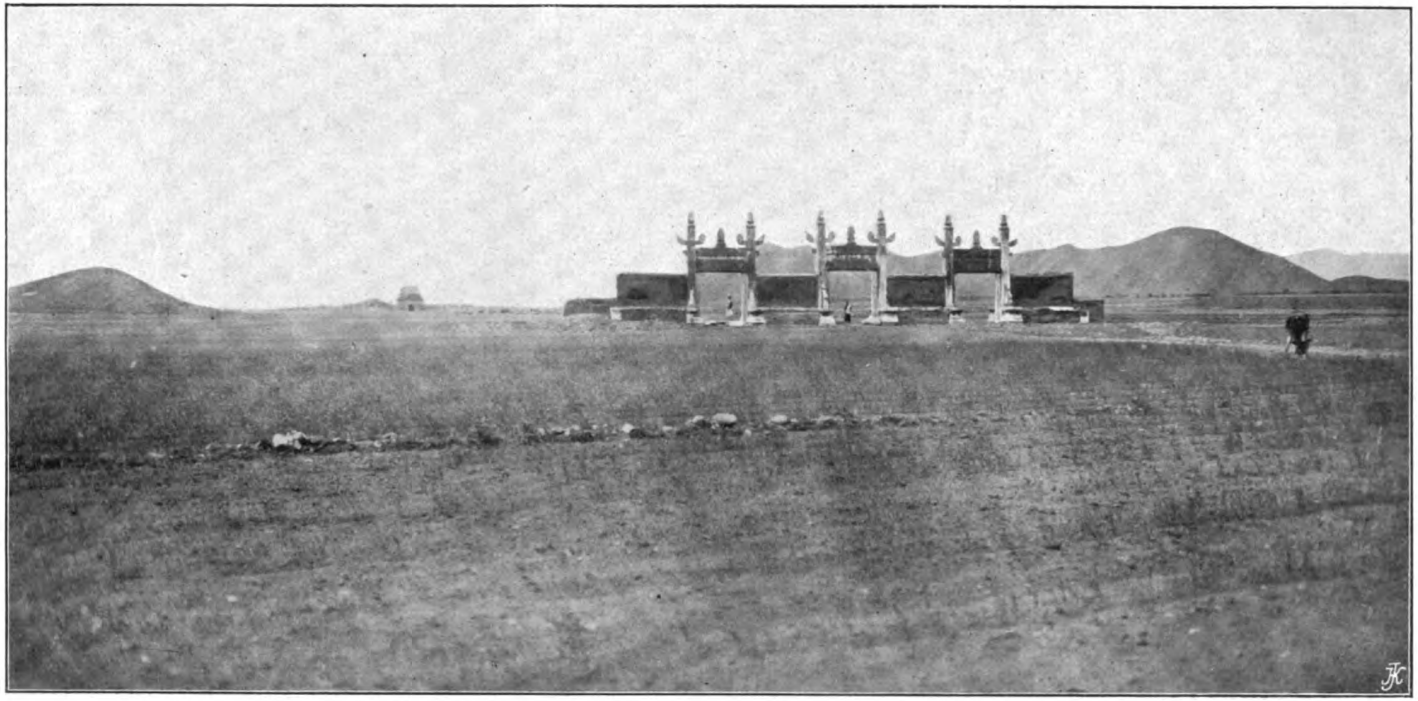


Abb. 158. Eingang zu den Minggräbern.

an den chinesischen Karren fehlende Bremse ersetzen müssen. Die bremsenden mongolischen Pferde, oder auch kräftige Maulesel, lassen sich mit ihrem Hinterteil auf dem Boden schleifen und verhindern so das rasche Herabrollen der oft ungeheuer schwer beladenen Lastwagen.

Ziemlich ermüdet kehrten wir in das Nankouhotel zurück, welches dadurch einen historischen Beigeschmack hat, daß während des Boxeraufstandes im Jahre 1900 der Boxerprinz auf seiner Flucht hier nächtigte.

Für den nächsten Tag hatten wir einen Besuch der weltberühmten Kaisergräber der Mingdynastie geplant. Bereits um 5 Uhr morgens ritten wir auf Mauleseln durch die weite, fruchtbare Tiefebene, welche sich um Nankou herum ausdehnt. Nachdem man einige Stunden an gut bebauten Kornfeldern, zwischen denen die Chinesen Obstbäume anlegen, oft auch an Zypressenwäldern vorbeigekommen ist, steigt aus der Tiefebene ein flaches Gebirge auf. Auf einem rings von Hügeln umgebenen, freien Platz haben die Chinesen ihre stimmungsvollen Kaisergräber aufgebaut. Schon der Eingang zu den Minggräbern ist bewundernswert. Die Architektonik der drei aus Alabaster hergestellten mächtigen Eingangspforten ist außerordentlich einfach und vornehm gehalten. Nachdem man die Torbogen passiert hat, welche mit feinsten Skulpturen ausgeschmückt sind, kommt man in die berühmte Steinbilderallee, denn der Chinese stellt zur Totenwache monumentale Figuren von Menschen und Tieren auf. Man sieht zu beiden Seiten der mit Steinfließen ausgelegten Straße zuerst vier Kolossalstatuen von Priestern, dann vier Mandarine aus der Zivilbehörde, vier aus der Militärbehörde und dann noch zwölf Menschenstatuen ohne besonderen Rang, alle je 50 m voneinander entfernt. Daran schließen sich die kolossalen Tierfiguren, die Pferde, die chinesischen Fabeltiere, „Kilins", ferner Kamele, Einhörner und Löwen darstellen, durchweg in wunderbarer Plastik nachgebildet und aufs feinste ausgearbeitet. Am Ende dieser Tierallee befindet sich wieder ein turmartig angelegter, großer Torbogen. Die Kaisergräber selbst liegen auf der weiten Ebene verstreut in besonderen Grabtempeln. Der berühmteste ist der des Kaisers Yunglo aus dem 14. Jahrhundert „Chiang-Ling", in einem herrlichen Wald gelegen und von einer hohen Mauer umschlossen.

Durch einen Torbogen kommt man zunächst in einen Vorhof, hat dann einen mit Alabasterterrassen ausgeschmückten Raum zu passieren und gelangt endlich in eine herrliche, weite Tempelhalle mit einer Ahnentafel. Das Grab des Kaisers ist abseits in einem kleinen Tempel eingemauert.

In derſelben Art, wenn auch kleiner, findet man überall in der ganzen Ebene Gräber der kaiſerlichen Frauen und Nebenfrauen, der Prinzen und Prinzeſſinnen, zwiſchen Bäumen verſteckt, und nur mit den charakteriſtiſchen Giebeldächern hervorlugend.

Abb. 159. Steinfigur bei den Minggräbern.

In der Tat kann man ſich keine großartiger angelegte und ſtimmungsvollere Gräberſtadt denken, als dieſe Minggräber und man glaubt ſich durch die vollkommene Ruhe, durch die herrliche Umgebung bei heiterem Himmel, von keinem Menſchen geſtört, in eine andere Welt verſetzt.

Am selben Abend kamen wir in Tientsin an, einer Stadt mit 800 000 Einwohnern, die am Peiho gelegen und durch den Handel für ganz Nordchina berühmt ist. Hier mündet auch das Nordende des großen Kaiserkanals, der von Hankau aus die Mitte Chinas durchzieht und für den Handel überaus große Bedeutung hat.

Auch der Bau dieses Kaiserkanals muß die Bewunderung der zivilisierten Welt erregen, da er vom Jangtsekiang bis zum gelben Meere reicht. Durch eine Unzahl anderer Kanäle werden auch viele kleinere Flüsse Chinas mit dem Kaiserkanal verbunden, so daß diese Wasserverkehrsstraßen geradezu

Abb. 160. Ein Minggrab bei Nankou.

als mustergültig gelten können. Bedenkt man noch, wie vorzüglich die Chinesen es verstehen, das Land durch geeignete Drainagen und Bewässerungsbauten besonders fruchtbar zu machen, so kann man dieser Nation eine große Anerkennung nicht versagen. Ebenso rufen die monumentalen vorbildlichen Bauwerke, welche schon vor vielen Jahrhunderten geschaffen wurden und deren Brauchbarkeit sich noch heute bewährt, vollste Bewunderung hervor. Ohne Zweifel steht China noch eine große Rolle in der Weltgeschichte bevor.

Vielfach ist der Chinese schon von seinem konservativen Standpunkt abgegangen und auf allen Gebieten machen sich bereits europäische Einflüsse bemerkbar. Werden doch schon von den einzelnen Vizekönigen Maschinen aus Europa eingeführt, wenn man dieselben auch noch nicht richtig zu handhaben versteht. Daß der Chinese fortschrittlich gesinnt ist, geht auch daraus hervor, daß keine Tempel mehr gebaut werden. Sobald erst das

Kaiserhaus in seiner Stellung wieder befestigt ist, und die Mißwirtschaft der Vizekönige in den einzelnen von ihren Oberhäuptern ausgenutzten und ausgesaugten Provinzen aufhört, wenn China, wie man es jetzt schon beabsichtigt, von Eisenbahnen durchzogen sein wird, dann ist es gewiß, daß auch für das himmlische Reich eine neue Blütezeit heranbricht. Dazu kommt, daß wir es hier mit einem Lande von 400 Millionen Menschen zu tun haben, deren Rasse ebenso fruchtbar wie zähe ist, und daß trotz der großen Ausdehnung des Landes die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus jedem Chinesen von Geburt an einverleibt wird. Wie schnell sich die Chinesen vermehren, sieht man in den Ländern, wohin sie von ihrer Heimat aus eingewandert sind, z. B. in Ostafrika, in Nordamerika, in Rußland und in Australien. Wenn sie auch als überaus fleißige Arbeiter gute Dienste verrichten, ist es doch keine Frage, daß eine Masseninvasion von Chinesen für jeden Staat eine kolossale Gefahr bedeuten muß. Die verderblichen Einflüsse der Chinesen und der chinesischen Bevölkerung hat man ja erst vor kurzem in San-Franzisko aufs neue erkannt. Jedem, der China bereist hat, die chinesische Bevölkerung kennen lernte und den Reichtum des Landes sah, ist es auch klar, daß von einem Zerfall oder einer Aufteilung des Reiches nicht die Rede sein kann, zumal es am Pekinger Hof auch nie an geschickten Diplomaten fehlt, wie uns Li-Hung-Tschang zeigte.

Ein Aufblühen Chinas und ein Wiedererwachen aus seinem Schlummer kann nur freudig begrüßt werden, denn wenn China erst wieder zu Reichtum gelangt ist, wird auch die Chinesische Kunst an vielen Orten, wo sie jetzt daniederliegt, neuerdings ausgeübt werden und vielleicht entstehen wieder jene berühmten unnachahmlichen Kunstwerke, die heute verschollen zu sein scheinen.

Von Tientsin, das wegen seiner schönen aus Kamelhaar hergestellten Teppiche bekannt ist, brachte uns der Dampfer „Hsinchi", der einer chinesischen Kompagnie gehörte und recht gut ausgestattet war, wieder nach Tschifu zurück. In Tsingtau hatte ich mit einem nach Shanghai zurückgehenden Herrn gewettet, daß ich, obwohl ich noch nach Peking reiste, während er sich von Shanghai direkt nach Japan begeben wollte, doch vor ihm auf japanischem Boden eintreffen würde. Ich hatte nämlich eigentlich die Absicht, von Peking aus mit der Bahn über Tientsin, Sin-Hwang-Tao, Schanhaikwan nach Mukden zu fahren. Da aber die Bahn unsicher war, mußten wir nach Tschifu zurückkehren in der Hoffnung, von hier aus mit

einem kleinen Dampfer nach Port Arthur zu gelangen. Die Entfernung von Tschifu nach Port Arthur ist ja nicht sehr groß, ja man behauptet sogar, daß hier früher unterirdische Gänge unter der Meerenge von Petschili vorhanden gewesen seien.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Tschifu, wo wir am 20. Mai ankamen und mit einem dort ansässigen österreichischen Weingutsbesitzer, Baron von B., im Klub uns die Zeit vertrieben hatten, traten wir mit dem kleinen japanischen Dampfer Hinai-Murau am Abend desselben Tages die Durchquerung der Straße von Petschili an. Das Boot war in der Tat nicht größer als ein kleiner Spreekahn, von einem japanischen Kapitän und mehreren japanischen Matrosen besetzt. Vorsichtshalber hatten wir uns mit Speise und Trank verproviantiert, beim Abschied unsere letzten chinesischen Geldstücke unter die zahlreichen, sich am Strande herumtreibenden Kulis verteilt, welche sich noch lange um den Mammon herumbalgten, und dann unseren Dampfer aufgesucht. Der chinesische Kuli ist jetzt im Gegensatz zu früher stets bartlos, so daß man die uns bekannten, chinesischen langen Schnurrbärte nur bei alten Kulis findet.

In einer unglaublich kleinen Kabine, in der man nicht aufrecht stehen konnte, da sie ja nur für Japaner mit ihrer Durchschnittsgröße von 1 ½ m berechnet war, suchten wir uns so gut als möglich zu installieren und verzehrten beim Schein einer kümmerlichen Petroleumlampe unser mitgebrachtes Mahl. Ich habe aber auf der ganzen Reise stets das Prinzip verfolgt, immer die erste sich bietende Beförderungsgelegenheit zu benutzen und es nur dadurch ermöglicht, die großen Länderstrecken in relativ kurzer Zeit zurückzulegen. So mußte auch diese Gelegenheit ergriffen werden, zumal wir den Vorteil hatten, für die Überfahrt nur fünf mexikanische Dollar zu zahlen.

Bei spiegelglatter See waren wir am nächsten Morgen um 5 Uhr früh am Hafeneingang des weltberühmten Port Arthur angelangt. Ringsum von mächtigen, schroffen Felsen umgeben, ist die Einfahrt so schmal, daß sie kaum der Länge eines großen Schiffes entspricht. Gleich am Eingang sieht man rechts auf einem Felsen das stärkste Fort, hinter dem die Stadt in einem Talkessel aufgebaut ist. Zahlreiche Bojen markieren hier die zur Sperrung des Hafens versenkten russischen Schiffe. Teilweise sieht man auch noch untergegangene Schiffe mit irgendeinem Ende aus dem Wasser hervorragen und hat dabei das unheimliche Gefühl, durch eine der vielen

noch verſenkten Minen womöglich einen unfreiwilligen Luftſprung machen zu müſſen. Durch Baggermaſchinen ſucht man den Hafen wieder einigermaßen zugänglich zu machen, der ringsherum von ſchroffen Gebirgsfelſen umgeben iſt. Überall ziehen ſich auf dieſen Felſen die Forts hin, ſo daß man den Eindruck einer uneinnehmbaren Feſtung erhält, die ſchon von der Natur ſo geſchaffen wurde.

Kurze Zeit ſpäter ſetzten wir zum erſtenmal unſeren Fuß auf mandſchuriſchen Boden und damit hatte ich meine Wette gewonnen, denn ich war ja hier jetzt auf japaniſchem Grundbeſitz. Als ich ſpäter dem Bekannten,

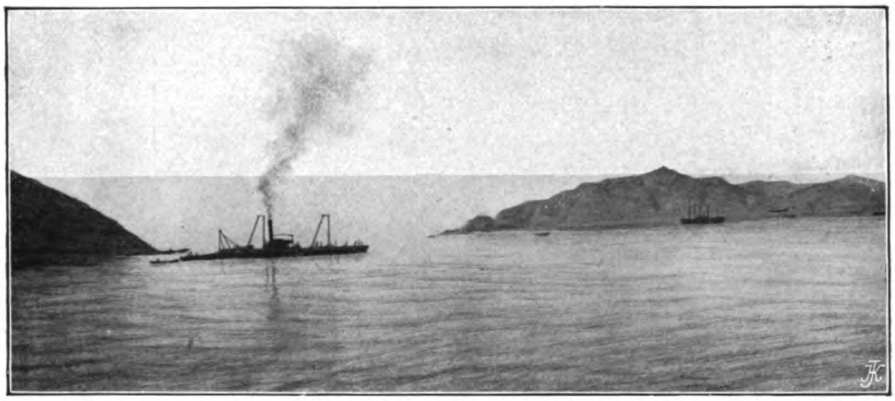


Abb. 161. Einfahrt in den Hafen von Port Arthur.

mit dem ich die Wette eingegangen war, das Datum meiner Ankunft zeigte, war er anfangs ſehr verdutzt, da er nicht daran gedacht hatte, daß Port Arthur jetzt in japaniſchen Händen iſt und Ryojun-Ko heißt.

Hatten wir auf dem Schiff als Umgebung nur Japaner um uns gehabt, welche wegen ihrer affenähnlichen Geſichter, ihrer krummen, kleinen Geſtalten, ihres ſchleichenden Ganges einen äußerſt unſympathiſchen Eindruck auf den Fremden machen, ſo berührte es uns angenehm, daß wir hier an Land von ruſſiſchen Kutſchern mit martialiſchem Ausſehen empfangen wurden. Auch in der Stadt glaubt man in Europa zu ſein, namentlich in dem Viertel, wo ſich der Bahnhof der ſüdmandſchuriſchen Bahn, moderne Prachtbauten für japaniſche Beamte und das erſtklaſſige Yamatohotel befinden. Neben dieſer modernen Stadt beſteht noch ein Geſchäftsviertel mit meiſt ein- oder zweiſtöckigen kleinen Häuſern. In Trödlerläden kann man hier die unglaublichſten Sachen ruſſiſchen, chineſiſchen oder japaniſchen Urſprungs

erstehen. Wir beschränkten uns aber darauf, einige Bomben und Kugeln von den Schlachtfeldern von Port Arthur als Andenken mitzunehmen. Überall sieht man in den Geschäftsstraßen Japaner und Japanerinnen mit ihren Kindern einhertrotten.

Vorbei an dem Haus des Generals von Stössel, der hier bis zum Fall von Port Arthur am 2. Januar 1905 wohnte, und an dem berühmten 203 m hohen Hügel, wo die heftigsten Kämpfe zwischen Russen und Japanern stattfanden, nahmen wir unseren Weg zum Kriegsmuseum, welches in der

Abb 162. Japanische Kinder — Russischer Kutscher — in Port Arthur.

Chinesenstadt auf einer Anhöhe errichtet ist. Von hier aus hat man auch eine gute Übersicht über die von Li-Hung-Tschang angelegte, ursprünglich chinesische und daher mit einer Mauer umgebenen Stadt, welche dann später an Rußland und jetzt schließlich an Japan fiel. Vor dem Kriegsmuseum sind Hunderte von erbeuteten, russischen Kanonen aufgestellt. Im Innern findet man eine weitere Kollektion von Kriegstrophäen, die Uniformen fast aller russischen Regimenter, Gewehre, Säbel, Fahnen, kurz ein ganzes Kriegsarsenal ist hier zum Triumphe Japans aufgestellt.

Wohin man von dem Hügel aus blickt, überall zeigen sich zerschossene Häuser, ganze Stadtteile, welche durch Feuersbrunst zerstört sind, eingerutschte Erdhügel, zerschossene Forts, welche noch nicht wieder aufgebaut wurden. Mit einem Wort man sieht hier die Spuren eines Kampfes, wie er wohl erbitterter kaum je in der Weltgeschichte geführt worden ist.

Um 2 Uhr nachmittags setzten wir unsere Reise mit der südman-

dschurischen Bahn nach Mukden fort. Da der Zug keine erste Klasse führte, mußten wir mit der zweiten vorlieb nehmen, in der wir in einem durchgehenden, großen Wagen Japaner und Chinesen trafen. Ich versuchte mich mit einem Chinesen zu unterhalten und tauschte gegen ein Messer einen jener bekannten chinesischen Ringe um, die aus neun zusammenfügbaren Gliedern bestehen und am Daumen getragen werden. Mit uns reiste auch ein kleiner, chinesischer Knirps, von sechs Dienern mit großer Ehrfurcht bedient. Er war der Sohn eines Großwürdenträgers und ließ schon jetzt seine Laune an seinen Untergebenen aus.

So häßlich die männliche Bevölkerung Japans sich auch hier wieder zeigte, so niedlich waren die kleinen Japanerinnen in buntscheckigen Kimonos mit Blumen im Haar anzusehen, welche jedem Fremden gegenüber sofort ein sehr entgegenkommendes, freundliches Lächeln aufsetzen. Vielfach tragen sie zwischen den oberen, meist stark klaffenden Schneidezähnen einen künstlichen Goldzahn. Auch sonst haben sie ihre Zähne gut gepflegt, mit Goldplomben versehen und mit Goldkappen überzogen.

Die Gegend, welche wir von Port Arthur bis Mukden mit der Bahn durchfuhren, war eine der ödesten, die wir auf der ganzen Reise zu sehen bekommen haben. Überall zeigten sich noch die Spuren des Krieges. Auf den einzelnen Stationen fanden wir japanisches Militär; auch im Zuge fuhr eine größere Gruppe japanischer Soldaten, da die bisher nur eingleisige mandschurische Bahn als äußerst unsicher gilt. An den Haltestellen boten Japaner das bekannte japanische Reisfrühstück aus, welches jedoch für einen Europäer ungenießbar ist, während sie von Getränken neben Limonade auch japanisches, ziemlich dünnes Bier feilhielten.

Nach der Nachtfahrt, in der wir in den ungeheizten Coupés vor Kälte fast erstarrten, hatten wir durch einen Maschinendefekt noch einen Aufenthalt von sechs Stunden mitten in öder Gegend zu überstehen und gelangten endlich am Mittag des 22. Mai in Mukden an. Bei der Ankunft am Bahnhof, wo eine Unmenge russischer Troikas aufgefahren waren, erinnerte uns nichts daran, daß man sich hier in der alten Hauptstadt der Mandschurei, in der Geburtsstadt der jetzt herrschenden Mandschudynastie befindet. Im Innern der Stadt bietet sich das interessante Bild, daß Russen, Chinesen und Japaner zusammen hausen.

Die Stadt ist von chinesischen Mauern und Wachttürmen umgeben. Neben dem russischen Kutscher sieht man chinesische und japanische Rikscha-

kulis, chinesische Holzkarren, Sänften usw. Hier sieht man eine chinesische Garküche, dort ist ein kleines, japanisches Hotel, hier schlürft man den Tee aus einer Porzellanschale auf chinesische Art, dort bekommt man ihn aus dem Samowar nach russischer Art in einem Glas serviert. Kurz, durch die verschiedenen Völker, welche hier scheinbar friedlich miteinander hausen, ist Mukden zu einem richtigen Babel gemacht worden.

In dem japanischen Hotel Kinjo waren wir bezüglich der Zimmer wie der Verpflegung gleich schlecht daran. Nur eine Menge kleiner Japanerinnen suchten uns durch liebenswürdige Bedienung aufzuheitern. Leider befand sich mein Korpsbruder Dr. Heintges, den ich bereits in Kanton zu treffen hoffte, der aber dann nach Mukden versetzt war, auf einem Heimatsurlaub, denn sonst hätte er uns sicherlich den Aufenthalt in Mukden angenehmer gestaltet.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Mukden sind die Kaisergräber Tschaoling, wo die derzeitige Mandschudynastie ihre Grabstätten hat. Mit der Troika gelangten wir nach unserem Ziel, das 8 km von Mukden entfernt ist. In der weiten Ebene die man passiert, zeigen sich an vielen Stellen Gräber von Chinesen als erhabene Erdhügel. Die eigentliche Gräberstadt ist rings im Umkreis von einer Haide umgeben. Dann gelangt man in einen Park mit uralten Bäumen, in dem namentlich die herrlichen Koniferen auffallen; doch geben auch blühende Ahornbäume dem Ganzen ein abwechslungsreiches Bild. Chinesen zu Fuß, vornehmere zu Pferd oder in ihren Sänften, besuchten diese ihnen heilige Stätte.

Zwischen Bäumen versteckt erblickt man das Haupttor, vor dem eine Art Triumphbogen errichtet ist. Durch das Eingangstor, dessen Dach wie überall an kaiserlichen Bauten aus grüngelbglasierten Ziegeln besteht, kommt man nun in einen Vorhof, in dem sich wieder eine Tierallee befindet, wenn auch nicht von der Ausdehnung der Nankoukaisergräber. Hier steht auch ein kleines Tempelchen, in dem eine Riesenschildkröte aus Stein gebildet ausgestellt ist, von deren Rücken eine mit einer Inschrift versehene steinerne Säule emporragt. Die ganze ausgedehnte Anlage ist von einer Mauer umschlossen und hat außer dem Nordeingang noch auf der Ost- und Westseite Eingänge, von denen aus man durch einen großen, reihenförmig angelegten Koniferenwald zu den eigentlichen Gräbern gelangt, die sich aus einer Unzahl von mehrstöckigen Pagoden, Tempeln und Hallen zusammensetzen. Von der höchsten Pagode aus übersieht man die ganze Gräberstadt. In einer ein-

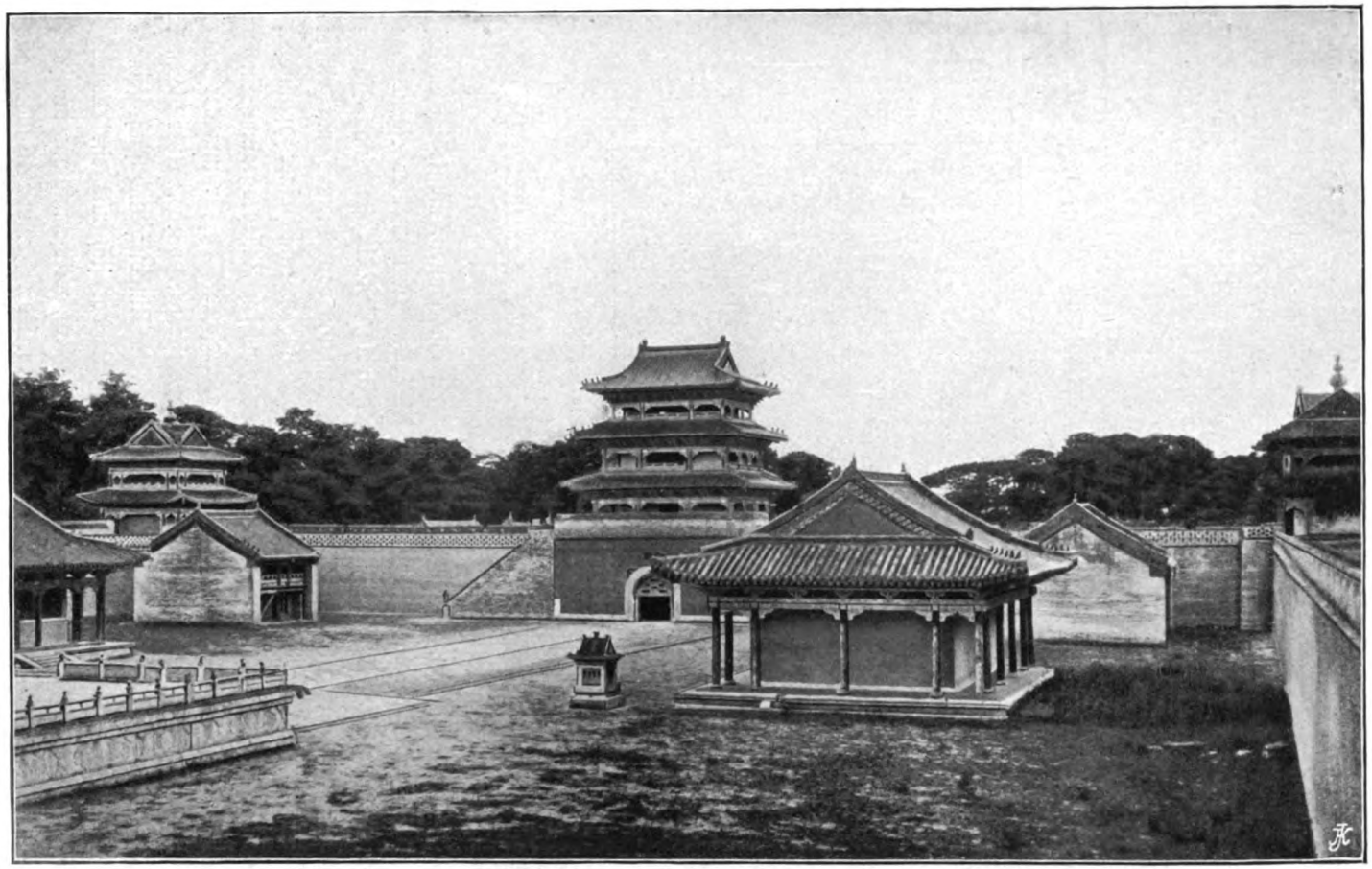


Abb. 163. Die Kaisergräber der Mandschudynastie in Mukden.

fachen Steinmauer ist ein Tor eingebaut als Eingangspforte des Grabmals Kaisers Tschong-Tos, Gründers der mandschurischen Tsing-Dynastie, während sich hinter dieser Mauer ein kleiner Erdhügel erhebt, auf dem ein Riesenbaum seinen Schatten über das Kaisergrab wirft. Auch diese Kaisergräber sind, wenn auch nicht so ausgedehnt, wie die der Mingdynastie, doch eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges.

Die Besichtigung des Kaiserpalastes in der Stadt war weniger interessant, zumal derselbe fast vollständig im Zerfall begriffen ist. In den

Abb. 164. Koreanische Eisenbahn.

Hallen, die den Palast umgeben, sieht man überall noch wertvolles Porzellan aufgestapelt.

Ohne daß ich mich näher hätte orientieren können, mußte ich endlich in Mukden unsere Reiseroute weiter festlegen. Nach meiner eigentlichen Berechnung mußten wir entweder über Charbin, Wladiwostock nach Japan reisen oder aber nach Dalni zurückkehren, um von da aus mit einem Dampfer nach dem koreanischen Hafen Tschemulpo oder nach einer japanischen Hafenstadt zu gelangen. Mit diesem so ungewissen Reiseprogramm gingen wir abends im Hotel an die Ausrechnung, welcher Weg für uns der vorteilhafteste und zu gleicher Zeit auch der kürzeste sein würde. Aber diesmal bewährte sich der Spruch: „Das Glück ist ein Rindvieh und sucht seinesgleichen," denn trotz unserer Ahnungslosigkeit bot sich uns ein Ausweg, den wir nicht erwartet hatten. Englische Offiziere, welche mit uns im Hotel wohnten, teilten uns mit, daß seit dem 1. April ds. Js. von Mukden aus

eine ganz kleine ſchmalſpurige, eingleiſige Bahn bis an die Grenze von Korea eröffnet ſei, und daß morgen um 5 Uhr der einmal in der Woche abgehende Zug Mukden verlaſſe. Wenn dieſe Bahn auch als durchaus unſicher galt und man auf unſerem Konſulat von ihr faſt nichts wußte, entſchloſſen wir uns doch raſch zu der Fahrt, beſonders da wir dadurch Gelegenheit hatten, von Mukden aus die Mandſchurei zu durchqueren und dann von der Nordgrenze Koreas aus die Hauptſtadt des Landes zu erreichen.

Die Eiſenbahnfahrt, welche wir in den zwei nächſten Tagen von Mukden

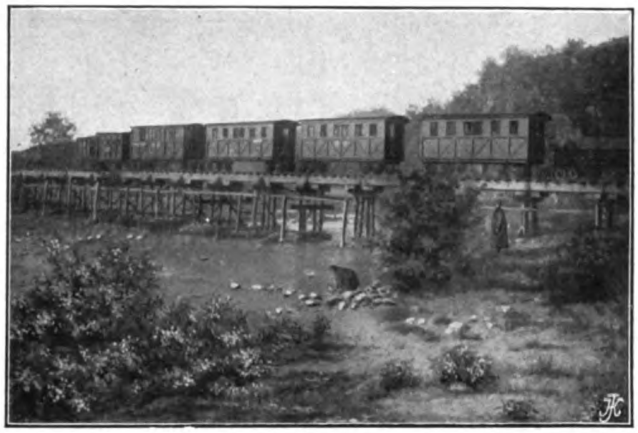


Abb. 165. Eine ſchwierige Paſſage in Korea.

bis zur nördlichſten Stadt Koreas, Widſchu, machten, war äußerſt intereſſant. In kleinen Waggons untergebracht und von einer Lokomotive gezogen, wie ſie bei uns von Feldbahnen benutzt wird, kamen wir an zahlreichen, mandſchuriſchen Dörfern, üppigen Feldern und Wieſen, auf denen fettes Vieh weidete, vorbei. Überall fanden wir noch chineſiſche Niederlaſſungen mit ihren charakteriſtiſchen Lehmhäuſern, während ſich in allen größeren Dörfern ausſchließlich Japaner angeſiedelt und hier ihre ein- oder zweiſtöckigen Häuſer errichtet haben.

Die ganze Bahnlinie iſt ihrer Unſicherheit wegen von japaniſchen Soldaten bewacht und die Bahn fährt nur am Tage. Der kleine Zug war ausſchließlich von Chineſen und Japanern beſetzt. Allmählich wird die Gegend gebirgiger, in langen Serpentinen ſchleppt ſich die Bahn mühſam über Berghöhen. Teilweiſe muß der Zug auseinandergekoppelt und die Wagen müſſen von der Lokomotive einzeln über die Berghöhen geholt werden.

Neben einer Anzahl von kleineren Flüssen passierten wir auch breite, reißende Ströme auf schmalen Brücken, welche mit Holzpfählen im Wasser aufgebaut waren. Bei der Passage des Zuges geriet das ganze Bauwerk jedesmal in starkes Schwanken, so daß man froh war, wenn man die Brücke hinter sich hatte. Am ersten Tag lebten wir noch von unseren mitgenommenen Vorräten, denn auf den Stationen wurde nur Ananas in Büchsen und Reisfrühstück angeboten.

Manche Partien dieser mandschurischen Landschaft erinnern sogar an den Rhein, da schroffe Felsen an vielfach gewundene, reißende Flüsse heranreichen und auf den Berghöhen zerfallene Tempel hervorlugen. Stromschnellen, Wasserfälle und Mühlen sind überall in den größeren Flüssen zu sehen. Die Ufer waren von blühenden Ahornbäumen eingesäumt. Auch Kohlenbergwerke finden sich hier, z. B. bei Tsaedo, doch ist die Qualität nicht hervorragend.

Gegen Abend waren wir in Sokako angekommen, unsrer heutigen Endstation. Von einem japanischen Hoteldiener in Kimono und Sandalen, die japanische Laterne in der Hand, wurden wir mit tiefen Verbeugungen unter stetem Einziehen von Luft in den Mund als Zeichen der Hochachtung begrüßt und nach dem kleinen Hotel dieser mitten im Gebirge gelegenen Stadt geleitet. Wir froren hier ganz furchtbar und waren froh, als wir das Hotel erreichten. Im Begriff, durch das Eingangstor in das Innere vorzudringen, hielt man uns eben so sanft als liebenswürdig an, nötigte uns zum Sitzen und zog uns vorerst die Schuhe aus.

Mit Sandalen versehen, durften wir endlich die mit japanischen Matten versehenen Innenräume betreten und wurden dann gleich in unsere Zimmer geführt. Breite Schiebetüren mündeten auf eine Veranda, wie in allen japanischen Häusern, von der wir eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt und die Umgebung hatten. Wir zogen uns aber bald in unsere Räume zurück und erwärmten uns an einem großen Porzellannapf, der mit glühenden Holzkohlen gefüllt war. Natürlich legten wir uns nach echt japanischer Sitte auf flache Kissen der Länge nach auf die Erde und nahmen unser Diner auf einem niedrigen Tischchen ein, welches man vor uns aufgestellt hatte. Alles in dem Hotel, von den Zimmern bis zu der Toilette, machte einen äußerst sauberen Eindruck. Die Bedienung von Seiten des Wirtes und seiner Dienerinnen, der Musmehs, ließ nichts zu wünschen übrig. In ihren farbigen Kimonos hockten sie sich neben uns, machten uns den Tee zurecht und

waren neugierig, wie uns die vorgesetzten Speisen munden würden. Wir konnten uns aber auch hierüber nicht beklagen, denn man servierte uns Geflügel, Schinken mit Eiern, Reis mit Curry, Ananas und Gebäck, während allerdings das Getränk nur aus schlecht schmeckendem Reisschnaps, dem Sakke, und dünnem Bier bestand.

Dann wurde in einem zweiten Zimmer unser japanisches Nachtlager aufgeschlagen, ebenfalls auf der Erde. Auf dicken, gepolsterten seidenen Decken wird das Linnen ausgebreitet und mit seidenen Decken hüllt man sich ein. Unter den Kopf aber bekommt man eine Rolle, wie sie vielfach in Frankreich Verwendung findet.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr setzten wir mit dem Zug die interessante Reise fort. Als neuer Reisender hatte sich ein japanischer Oberst zu uns gesellt, der von seinem ganzen Stab zur Bahn begleitet worden war. Das stramme Aussehen und die ganze Haltung der japanischen Soldaten mußte jedermann angenehm auffallen. Der Oberst begann bald eine Unterhaltung mit uns in englischer Sprache, lobte Deutschland, wie dies die Japaner ja immer den einzelnen Nationen gegenüber tun, und ließ uns durch seine Diener Tee und Süßigkeiten, auch die mit Mohn gebackenen Reiskuchen, eine Spezialität der Stadt Osakka, servieren. Die Vorstellung spielt sich immer so ab, daß man mit tiefen Verbeugungen hörbar die Luft einatmet, als Zeichen der Hochachtung, die Visitenkarten gegenseitig austauscht, sich die Hände drückt und dann erst das Gespräch beginnt.

Am Abend des zweiten Tages waren wir in Antung angelangt. Hier setzten wir mit einer Dampffähre über den im russisch-japanischen Krieg weltberühmt gewordenen Yalufluß und kamen am anderen Ufer nach Widschu, dem Endpunkt der alten koreanischen Bahnlinie im Norden Koreas. Widschu ist eine ausgedehnte Stadt, welche durch ihren großen Holzhandel gewisse Bedeutung erlangt hat und der sicherlich noch eine große Zukunft bevorsteht.

Wir hatten bei dieser Reise in jeder Beziehung die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn als wir im japanischen Hotel, wo wir übernachteten, Kassensturz machten, zeigte es sich, daß wir von jetzt ab durch Korea zu Fuß wandern mußten. Da hier in Widschu keine Bank zur Geldaufnahme vorhanden war und andererseits der Expreß schon früh am Morgen nach Söul abfuhr, waren wir in einer ziemlich kritischen Lage. Scheinbar mußten uns unsere englischen Reisefreunde die Not angesehen haben, denn ganz

von selbst kam einer dieser überaus liebenswürdigen Offiziere auf uns zu und bot uns Geld zur Weiterreise an. Mit einer 100 Yennote — denn hier gilt bereits japanisches Geld — ausgerüstet, konnten wir also getrost in dem Hotel gut dinieren, unsere Zeche zahlen und am nächsten Tag die Reise nach Söul antreten.

Wir waren sehr erstaunt, als wir am nächsten Morgen in einen Expreßzug stiegen, der aus hervorragend eingerichteten, amerikanischen Wagen bestand. In den großen, einräumigen Waggons fuhren zum größten Teil Japaner, aber auch Koreaner, deren Bekanntschaft wir hier zum erstenmal machten.

Der erste Eindruck, welchen man von den Koreanern hat, ist ein durchaus günstiger. Der Rasse nach dem Japaner verwandt, ähnelt der Koreaner doch im Äußeren mehr dem Chinesen, denn er ist größer als der Japaner, wohlgestaltet und trägt sein braunschwarzes Haar am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengewickelt. Auf den Kopf hat er eine Mütze aufgestülpt, welche mit einem Roßhaarband gehalten wird und darüber setzt er einen kleinen Zylinder auf mit gerader, breiter Krempe, ebenfalls wieder aus Roßhaar oder aus feingespaltenem, schwarzgefärbten Bambus, unter dem Kinn mit Bändern befestigt. Diese charakteristische, nur dem Koreaner eigentümliche Kopfbedeckung wird auch im Hause getragen und im Sommer durch eine ähnliche Bedeckung aus Stroh ersetzt. Die Unverheirateten ordnen die Haare von einem Scheitel aus und tragen den Zopf etwas länger, ebenso wie die unverheirateten Frauen. Männer und Frauen haben sehr feine Gesichtszüge, so daß man beide Geschlechter nur durch die Kleidung voneinander unterscheiden kann. Die Hautfarbe der Koreaner ist etwas heller wie die der Chinesen und der Japaner. Die männliche Bevölkerung trägt einen Vollbart, auch einen Spitzbart, bisweilen sogar einen Backenbart. Betrachtet man aber diese Bärte näher, so sind sie doch recht dünn gesät.

Seitdem im Jahre 1895 die Kaiserin-Mutter von japanischen Soldaten ermordet worden ist, haben die Koreaner Trauer angelegt und daher trägt jetzt jedermann im ganzen Lande weiße Kleidung, während früher die Vornehmeren in farbige Stoffe, so z. B. die Frauen in grünseidene Shawls gehüllt waren. Die Koreaner bekleiden sich mit weiten weißen Hosen, die über den Knöcheln zusammengebunden und in die weißen baumwollenen Strümpfe gesteckt werden. Als Rock aber dient ihnen ein hemdartiges lose herunterfallendes, weißes Gewand, sofern sie sich nicht mit einer kurzen, weißen Jacke begnügen. Die Tracht ist recht kleidsam.

Der Norden des ehemaligen Kaiserreiches Korea, dieser zwischen dem japanischen und dem gelben Meer gelegenen Halbinsel mit sechs Millionen Einwohnern, zeigte uns bei der Durchfahrt überall gutbebaute Felder, waldreiche Gegenden und wohlhabende Dörfer. Hauptsächlich der Holzreichtum des Landes ist groß, besonders an Tannen und Eichen. Auch Eisen, Kupfer und Gold wird in Korea gefunden, namentlich in der Umgebung von Söul, in den Diamantbergen, wo das Goldbergwerk Sankuku, einem deutschen Syndikat gehörend, das koreanische Gold zutage fördert. Allerdings ist dasselbe dem Werte nach weit geringer als z. B. das sibirische.

Überall sieht man auch Tempel, Pagoden und Klöster, in denen buddhistische Mönche ihr Dasein fristen, denn abgesehen von den wenigen Anhängern des Confucius ist die Mehrzahl der Koreaner Anhänger der buddhistischen Religion. Die buddhistischen Mönche tragen hier enorm große, beinahe meterbreite, sechskantige Hüte mit einem Überzug aus geölter Seidengaze, doch werden diese Überzüge auch von den gewöhnlichen Eingeborenen bei Regenwetter über die Zylinder gedeckt. Die Tempel, welche man hier in Korea zu sehen bekommt, verraten alle den chinesischen Einfluß, denn es handelt sich meist um einstöckige, aus Holz errichtete Häuser mit buntem Ziegeldach.

Auch Tabak und Baumwolle wird in Korea gezogen. Ebenso ist der Koreaner stolz auf seine alte Kultur. Wollen doch die Koreaner auch die Erfinder des Porzellans sein. Das koreanische Papier, welches vom Papiermaulbeerbaum gewonnen wird, ist in ganz Ostasien berühmt.

Bedenkt man noch, daß auch das Klima von Korea ein ausgezeichnetes ist, so kann man den Japanern zur Okkupation des Landes, welche sie im Jahre 1905 vollzogen, nur gratulieren. Daß natürlich dadurch der seit Jahrhunderten bestehende Haß zwischen Japanern und Koreanern nur gesteigert worden ist, läßt sich denken.

Der erste Eindruck, welchen wir also bei der Fahrt durch Nordkorea hatten, war ein durchaus zufriedenstellender. Spät am Abend waren wir in den Hauptbahnhof von Söul eingelaufen. Der japanische Hausknecht des Astorhousehotels begrüßte uns auch hier mit tiefen Verbeugungen und geleitete uns in ein Hotel, das von einem Franzosen und seiner chicken Gemahlin in jeder Beziehung ausgezeichnet geführt wird.

Am nächsten Tage lernten wir Söul, seit dem 13. Jahrhundert die Hauptstadt von Korea, kennen. Rings von hohen, bewaldeten Bergen um-

geben, liegt es in einem Talkessel, doch erheben sich innerhalb des Weichbildes, an der Nord- und Südseite, zwei größere Hügel, von denen wir einen bestiegen, um die herrliche Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung zu genießen. Auch Söul ist mit einer chinesischen Mauer umzogen, welche verschiedene Tore mit darüber aufgebauten, mehrstöckigen Türmen aufzuweisen hat.

Herr Konsul Dr. Krüger, ein Mitglied des Tübinger S C, hatte die Liebenswürdigkeit, uns auf unserem Spaziergang zu begleiten und erklärte uns die verschiedenen Tempel und Paläste, welche sich in der sehr ausgedehnten Stadt erheben. Besonders fällt die große katholische Kathedrale mit ihren zwei mächtigen gotischen Türmen auf, deren Vorsteher ein Bischof ist. Überall sind zwischen den einzelnen größeren Gebäuden herrlich gepflegte Parkanlagen vorhanden. Auch hier zieht sich die Stadtmauer nicht nur in der Ebene, sondern auch über die Berghöhen dahin. Auf einem dieser Bergrücken zeigte uns unser Begleiter eine breite, über das Gebirge weithin zu verfolgende Straße, welche früher für die koreanischen Gesandten bestimmt war, die mit dem Tribut nach Peking geschickt wurden. Von hier aus sieht man auch die außerhalb der Stadt gelegenen, in besonderen Hainen errichteten Königsgräber.

Unser Konsul hatte uns zum Frühstück gebeten, und wir hatten die Ehre, seine Gemahlin, die Tochter des berühmten Berliner Chirurgen von Bardeleben, kennen zu lernen. Wir waren hier nicht nur überaus herzlich aufgenommen, sondern wir wurden auch interessant unterhalten, denn unser Konsul zeigte uns eine herrliche Sammlung koreanischer Altertümer, vor allem aus schwerem Holz gefertigte, mit sehr schön ziselierten Messingbeschlägen versehene jahrhundertealte Truhen, wie sie reiche Koreaner in ihren Häusern als Gebrauchsgegenstände besitzen. Der Liebenswürdigkeit von Herrn Konsul K. verdanke ich es auch, daß ich mir drei herrliche Truhen aus Korea für meine Sammlung mitbringen konnte.

Eine Wanderung durch die Straßen von Söul machte uns mit dem Volke und seinen Gebräuchen näher bekannt. Die Straßen sind breit angelegt, neuerdings von einer elektrischen Bahn durchzogen und mit großen Steinfliesen gepflastert. Auch hier bedient man sich der jetzt von Japanern gezogenen Rikschas. In den Hauptstraßen sieht man namentlich im Geschäftsviertel zweistöckige, steinerne Häuser, während die Behausungen der koreanischen armen Bevölkerung auf einem steinernen Fundament aufgebaute,

mit Stroh bedeckte Lehmhütten sind. Die kleinen Fensteröffnungen haben keine Glasscheiben, sondern sie sind mit Papier zugeklebt. Jedes einstöckige Haus setzt sich aus einem Wohnraum, einer Schlafkammer, einer Küche und einer Rumpelkammer zusammen, in welcher der Koreaner alles, was er zum Leben braucht, aufstapelt. Die Inneneinrichtung ist dementsprechend ebenso dürftig und besteht nur aus einzelnen Holzmöbeln, doch fehlt beim frommen Koreaner selbst in den ärmsten Schichten der Bevölkerung nie der Hausaltar, vor dem er seine Gebete verrichtet. In den Straßen herrscht ein

Abb. 166. Straße in Söul.

sehr reges Treiben, das ganze Bild ist durch die charakteristische Kleidung der Koreaner überaus interessant. Hat doch Söul nicht weniger als 200000 Einwohner. Frauen wie Männer tragen an den Füßen Sandalen. Von den Frauen bekommt man allerdings in Korea recht wenig zu sehen, denn meistenteils sind sie mit großen Tüchern und Shawls vollständig zugehängt, so daß man nicht erkennen kann, ob sie schön oder schlecht gestaltet, alt oder jung sind. Vor dem Gesichte tragen sie häufig eine Maske. Die Mehrzahl der Frauen wendet sich beim Herannahen eines Europäers scheu ab, so daß sich auch hierin eine gewisse Ähnlichkeit mit der mohammedanischen Frau findet. Die soziale Stellung der Frau war bis vor kurzem noch eine der schlechtesten in ganz Asien. Sie besitzt durchaus keinen Einfluß auf ihren Mann oder ihre Familie, und wird in keiner Weise um Rat gefragt. Allerdings hat man vor der Frau eine große Scheu. Selbst der

eigene Gemahl wird nie unaufgefordert in ihre Wohnräume einzudringen wagen. Überhaupt haben die Koreaner vor Frauen großen Respekt. Denn man sieht sie auf der Straße ehrfurchtsvoll ausweichen und sie wagen den Saum eines Frauengewandes nicht einmal zu streifen.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Söul ist der neue Kaiserpalast, ein herrlicher, in koreanisch-chinesischem Stil in einem Park gelegener Häuserkomplex. Schon der Zugang zu dem Palast macht einen ausgezeichneten

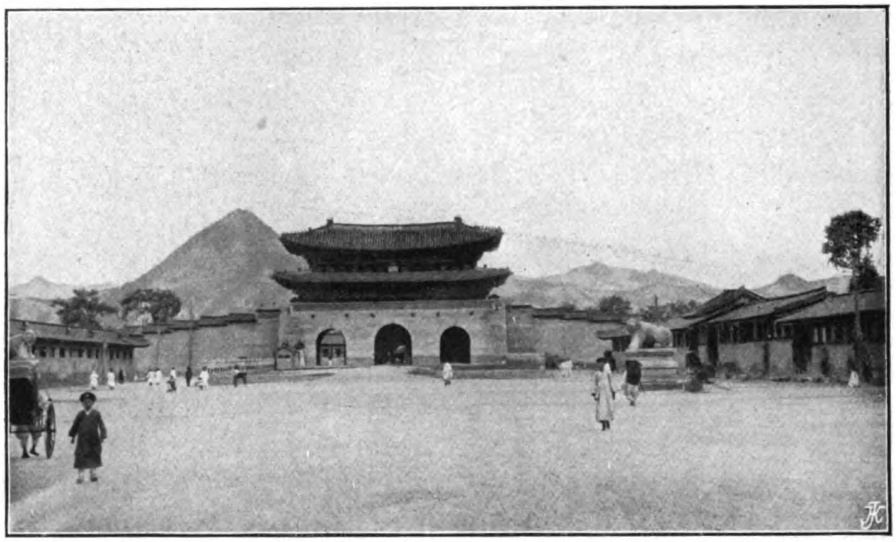


Abb. 167. Eingang zum neuen Kaiserpalast in Söul.

Eindruck, denn man kommt auf einer überaus breiten Straße zu dem mächtigen Eingangstor, vor dem zwei große aus Stein gehauene Löwen Wache halten. Dann kommt man in einen mit Steinfliesen ausgelegten weiten Hof, und über eine Alabasterbrücke durch einen zweiten Torbogen in die verschiedenen Gebäude des Palastes. Alle diese Gebäude sind mit grün glasierten Ziegeln bedeckt. Zwischen sehr hübsch angelegten Gärten findet man nun ein ganzes Palastviertel, wo die Wohnungen für die Beamten, für die Nebenfrauen des Kaisers, der kaiserliche Palast selbst, der Palast für die Kaiserin und der für die Kaiserin-Mutter erbaut sind. Man führte uns auch an die Stelle, an der im Jahre 1895 japanische Soldaten in frevlerischer Weise die Kaiserin-Mutter von Korea ermordeten. Die Innenräume dieser kaiserlichen Gemächer sind zum Teil mit schönen, auf Seide

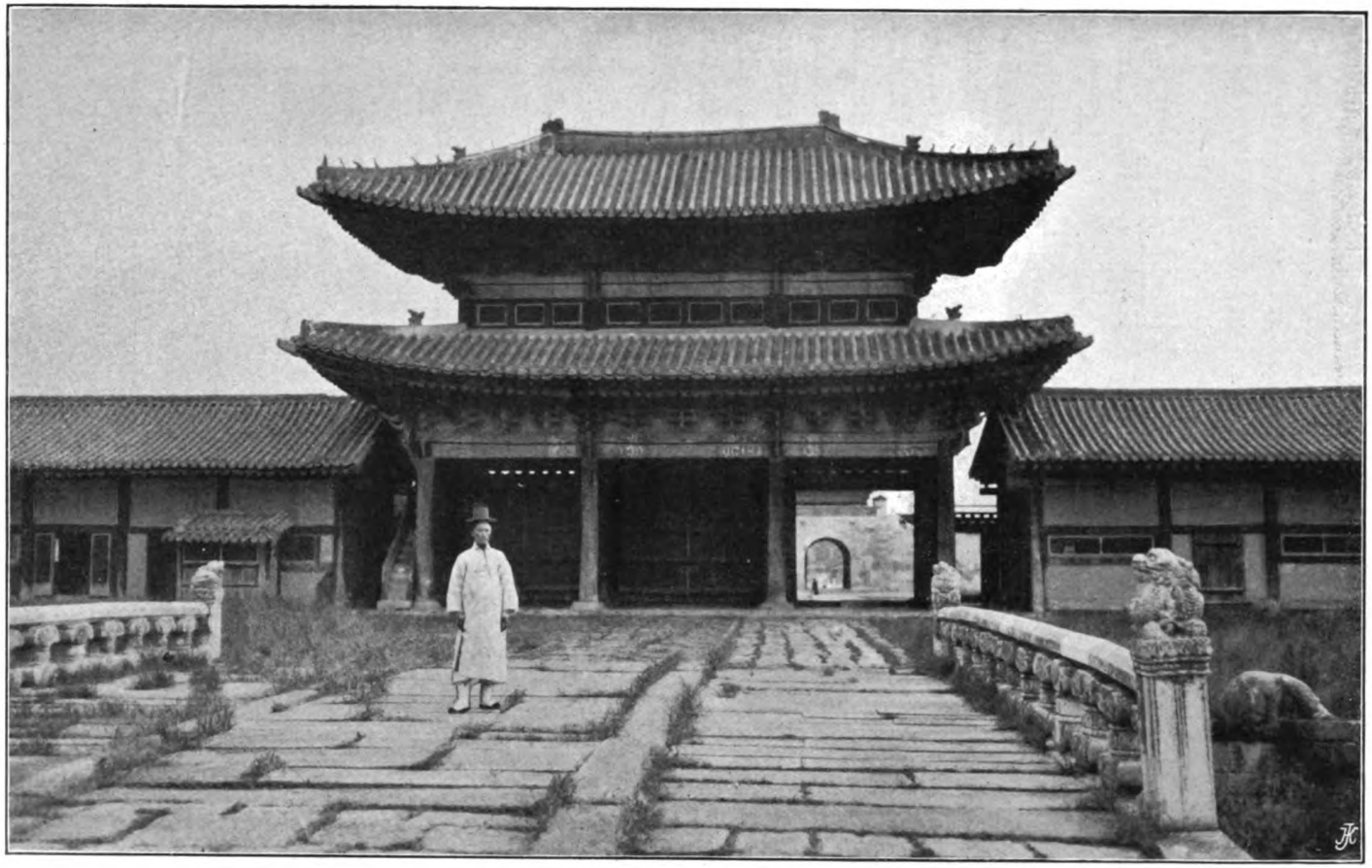


Abb. 168. Der Kaiſerpalaſt in Söul.

gemalten Landschaftsbildern ausgestattet. Hinter den kaiserlichen Räumen dehnt sich ein besonders gut gepflegter Garten aus, in dem man Luxuspflanzen, herrliche Kaktusarten, Koniferen usw. bewundern kann. Überall hat man vom ganzen Palast aus einen herrlichen Blick auf die bewaldeten Höhen, welche Söul umgeben.

Dicht an eine dieser Berghöhen angelehnt, findet sich in nächster Nähe des Kaiserpalastes auch der Sommerpalast des Kaisers, ringsum von einem breiten, über und über mit Lotosblumen besäten Teiche eingeschlossen. Hier wohnt der Kaiser im Sommer, um sich gegen die Hitze zu schützen, denn das Klima von Korea ist zwar günstig, aber es werden doch sehr hohe Hitze- wie Kältegrade erreicht. Beim Durchwandern dieses Palastes kann man sich einen Begriff machen von dem Glanze und der Herrlichkeit, die man hier fand, als der Kaiser an der Spitze seines Reiches herrschte. Wurde doch der Kaiser in keinem anderen Lande so hoch gehalten, wie gerade in Korea. Diese Verhimmelung ging sogar so weit, daß jede Berührung dieser geheiligten Person durch einen Untertanen mit der Todesstrafe belegt wurde. Selbst dem Arzt war es verboten, die kaiserliche Majestät zu berühren. Dagegen ist derjenige besonders geehrt, welcher vom Kaiser berührt oder nur gestreift wird. Zum Andenken an dieses große Glück darf er fortan ein rotes Seidenband tragen.

Die Verehrung der Koreaner für ihren Kaiser zeigte sich so recht in der Trauer, welche sie für ihn anlegten. Nicht weniger als 27 Monate lang wurde früher getrauert. Erst nach der Beisetzung des Kaisers, was oft monatelang dauert, dürfen wieder Tiere geschlachtet werden. Solange hatte sich ein jeder Koreaner vegetarisch zu ernähren. Auch in den nächsten Monaten hat sich der Untertan ausschließlich mit seinem verstorbenen Kaiser zu beschäftigen, hat ihm Opfer darzubringen, während alle Festlichkeiten, Hochzeiten usw. aufgeschoben werden müssen. Auch die Reichen dürfen ihre Leichen nicht beerdigen, sondern müssen sie solange konservieren, bis die Trauer für den Kaiser abgelaufen ist. Der Souverän hatte also hier in diesem Lande, wo bis vor kurzem noch alles patriarchalisch zuging, eine unumschränkte Macht.

Besonders feierlich sollen, wie uns erzählt wurde, die Prozessionen an hohen Festtagen gewesen sein. Die Straßen wurden dann festlich hergerichtet, alte Häuser niedergerissen, während der Kaiser inmitten eines glänzenden Stabes von Beamten und Soldaten den Zug durch die Stadt

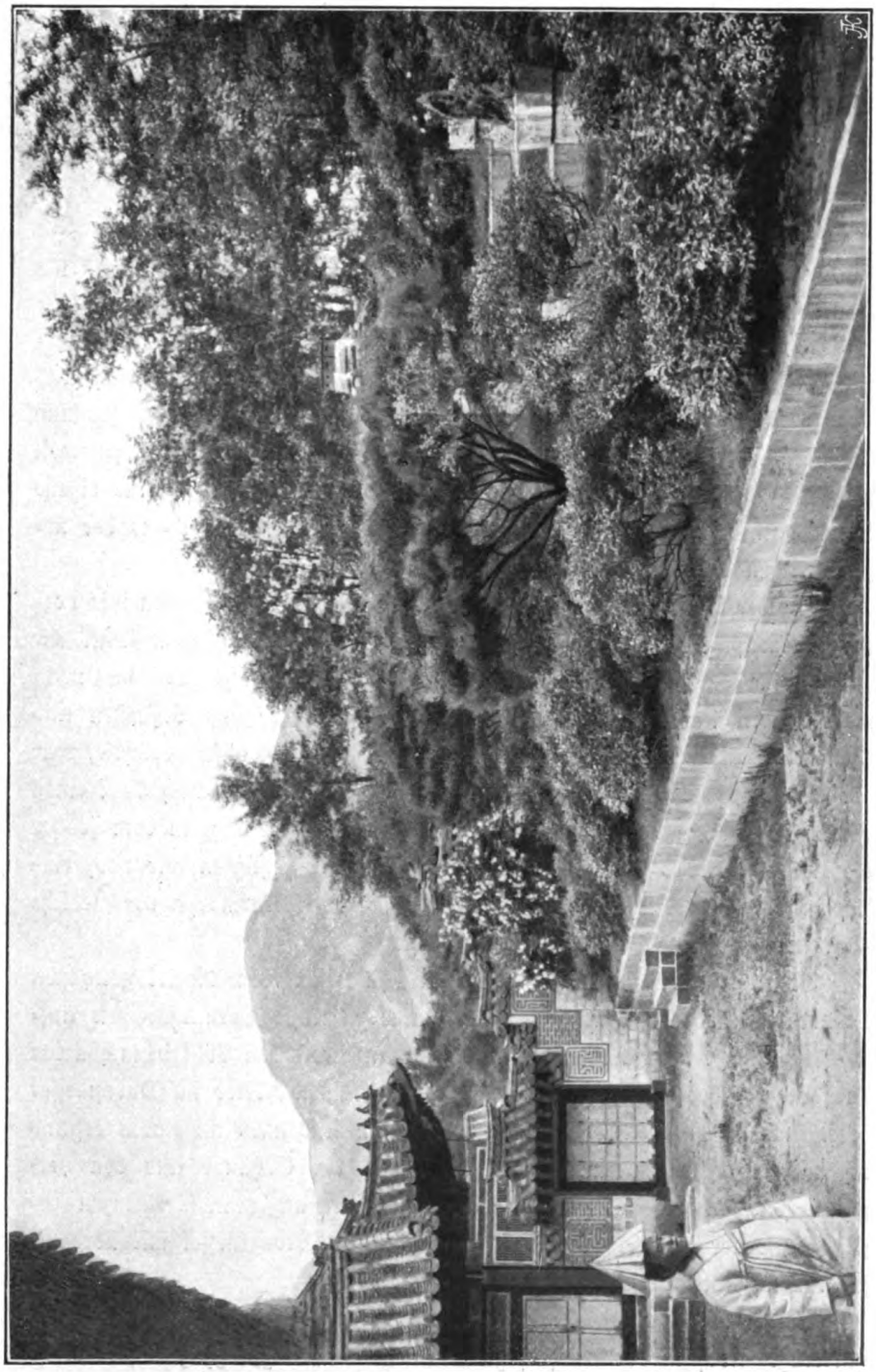


Abb. 169. Königin-Haus mit Garten im neuen Kaiserpalast, Söul.

antrat. Zuerst erschien eine überaus prächtige Sänfte mit der Kaiserstandarte, in der jedoch S. M. nicht selbst saß, sondern erst in einer zweiten Sänfte folgte.

Die ganzen Einnahmen des Landes sollen oft durch solche Feste aufgebraucht worden sein. —

Auch die Beamten genossen in dem früheren Kaiserreich ein hohes Ansehen. Um ihre Verantwortlichkeit und ihre Überbürdung auch dem gewöhnlichen Volke stets vor Augen zu halten, gehen sie auf der Straße von mehreren Dienern gestützt, um dadurch zu versinnbildlichen, daß sie gewissermaßen unter der Schwere ihres Amtes zusammenzubrechen drohen.

Noch viele Sitten und Gebräuche der Koreaner, viel Urwüchsiges und Eigentümliches könnte ich hier schildern, doch würde dies sicher zu weit führen. Erwähnen will ich nur noch, daß der Koreaner auch eine eigene Sprache und ebenso eine Schrift mit Buchstaben hat, die sich aus der ursprünglichen Zeichenschrift entwickelt hat.

Auf der Wanderung durch die sehr ausgedehnte Stadt kamen wir noch am Glockenpavillon vorbei, der ziemlich in der Mitte derselben liegt. Er enthält eine Glocke aus dem 13. Jahrhundert von 3 m Höhe und 3 m Durchmesser. Mit ihr wurde am Morgen und am Abend das Schließen und Öffnen der Stadttore verkündet. Jeder aber, der die Glocke berührte, war der Todesstrafe verfallen. Nach chinesischem Muster besitzt auch Söul einen Himmelstempel, ganz nach dem Stile desjenigen in Peking, in dem früher die Krönungen des Kaisers stattfanden. Ferner besichtigten wir noch eine sich in einem herrlichen Garten erhebende, weiße Marmorpagode, welche nicht weniger als 13 Stockwerke aufweist.

Gegen Abend suchten wir den in einem besonderen Viertel gelegenen Basar auf, in dem ähnlich wie auf unserer Messe Verkaufsbuden aufgeschlagen sind. Hier trafen wir auch Koreaner aus den Söul benachbarten Dörfern, welche an den riesengroßen — fast einen Meter im Durchmesser betragenden — Hüten kenntlich waren. Zum Andenken an Korea erstand ich mir ein altes koreanisches Schwert und ein Gehänge aus den verschiedensten, in der Mitte durchbrochenen, bunt angemalten Münzen bestehend, ferner noch einen sehr schönen schweren Bronzekessel mit koreanischen Buchstaben versehen.

Am Abend des 26. Mai feierten wir hier in Söul meinen 33. Geburtstag. Noch in der Nacht setzten wir mit dem Expreßzug unsere Reise

Abb. 170. Sommerpalaſt des Kaiſers von Korea, Söul.

nach der im Süden von Korea gelegenen Hafenstadt Fusan fort. Neben Tschemulpo, der an der Ausmündung des Hamand ins Meer gelegenen, zwei Stunden von Söul entfernten größten Handelsstadt Koreas, nehmen auch Fusan und Wonsan als Häfen eine bedeutende Stellung ein.

Als wir jetzt in der Nacht durch die koreanische Landschaft eilten, sahen wir zahlreiche Wachtfeuer auf den einzelnen Gebirgshöhen, wie sie namentlich in der Hauptgebirgskette von Korea, den langen weißen Bergen, stets am Abend angezündet werden und auch als Signal zur Verwendung kommen. Am frühen Morgen konnten wir uns davon überzeugen, wie groß der Reichtum von Süd-Korea ist, denn überall sahen wir herrlich bestellte Felder, große Dörfer und zahlreiche Viehherden. In der Tat besitzen die Japaner an Korea nicht nur einen Stützpunkt für ihr Land, sondern auch eine in der Zukunft sicher sehr gewinnbringende Kolonie. Allerdings verstanden es die Japaner auch, in kurzer Zeit alle europäischen Elemente aus Söul zu verdrängen, denn von 70 europäischen Geschäftsleuten sind, wie man mir erzählte, jetzt nur noch zehn in Söul übrig geblieben.

Das Land mit seiner Bevölkerung hat durch den japanischen Einfluß viel von seiner Originalität verloren. Trotzdem aber bietet auch heute noch ein Besuch Koreas so viel Eigenartiges, daß man es nicht versäumen sollte, eine Reise wenigstens nach Söul zu machen, wenn man sich einmal in dieser Gegend aufhält. Wir aber konnten mit unserem fast unfreiwilligen Abstecher recht zufrieden sein, denn wir hatten in kurzer Zeit nicht nur die Mandschurei kennen gelernt, sondern auch Korea von Nord bis Süd durchquert.

Am Morgen des 27. Mai waren wir in der vollständig japanischen Charakter tragenden Hafenstadt Fusan angelangt. Diese baut sich an dem Abhang eines Gebirges auf, und besitzt einen sehr ausgedehnten, günstigen Hafen. Interessant ist ein Besuch des in der Stadt gelegenen Fischmarktes, auf dem man sämtliche Fische des Gelben und des Japanischen Meeres zu sehen bekommt. Von Fusan aus findet auch ein sehr ausgiebiger Export von Fischen statt.

Doch schon erwartete uns der Dampfer, welcher uns nach Japan bringen sollte. Gegen Mittag verließen wir mit dem prachtvollen japanischen Schiff „Iki-Maru" den Hafen von Fusan. Bei spiegelglatter See passierten wir noch eine größere Reihe von Inseln, welche dem koreanischen Festlande vorgelagert sind. Zahllose Segelboote trafen wir hier, mit

Fischern besetzt, welche dem Fischfang eifrig nachgingen. Am Nachmittag passierten wir Tsushima, im östlichen Teil der Koreastraße gelegen, wo gerade vor drei Jahren am 27. und 28. Mai die russische Flotte mit ihrem Führer Roshdjestwenski von der japanischen Seemacht unter Admiral Togo vernichtet wurde.

Immer näher kamen wir Japan, dem Reich der aufgehenden Sonne, das uns auf der ganzen Reise schon in den herrlichsten Farben geschildert wurde, und dem wir daher mit besonders hochgestellten Erwartungen entgegenfuhren.

Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit.

Jean Paul.

Abb. 171. Der Asakusa-Tempel in Tokio.

XI. Kapitel.

Durch das Land der aufgehenden Sonne — Japan.

Von Fusan nach Shimonoseki. — Erster Eindruck von Japan. — Kleidung der Japaner. Mit der „Nippon Yusen Kaisha Line" durch die Binnlandsee nach Kobe. — Eine patriotische Rede. — Kobe. — In der Geschäftsstraße Motomatschi. — Der erste Daibuts. — In einem japanischen Teehaus. — Das Goldfischfest. — Im Deutschen Klub. — Japanische Eisenbahnen. — Auf der Fahrt nach Tokio. — Zwergkoniferen. — Unser Führer Mr. Nakano. — Die Residenzstadt des Mikado. — Die Abendpromenade. — In der deutschen Botschaft. — Der Kaiserpalast. — Wie es in der Kirschblütenallee aussieht. — Universität und Bibliothek. — Ein Gang durchs Neue Museum. — Japanische Kunst. — Die Malkunst. — Porzellanfabrikation. — Japanischer Lack. — Bronzefabrikation. — Schwertstichblätter. — Wie die Japaner Buntdrucke herstellen. — Im Tempel Asakusa Kwannon. — Japanische Götter. — Der Schintoismus. — Andere Religionen. — Yoshiwara, die Stadt der Freude. — Die soziale Stellung der Japanerin. — Nikko und seine Tempel. — Eine Prozession. — Azaleenblüte am Chuzenjisee. — Yokohama. — Der größte Daibuts in Kamakura. — Mianoshita. — Japanische Onsen. — Masseusen. — Der Hakonesee und der Krater Ochigogi. — Nagoya und seine Industrie. — Ein Blick auf den Fudjiyama. — Die größte Daimyoburg. — Japanisches Militär. — Im japanischen Theater. — Der Hirschpark von Nara. — In der früheren Hauptstadt Kioto. — Im Kaiserpalast. — Die Tempel von Kioto. — Industrie und Geschäftsleben. — Ein Geishafest. — Ein Junggesellengarten. — Eine Fahrt über die Stromschnellen des Hozugawa. — Japanische Sprache und Schrift. — Urteil über Japan. — Die Zukunft des Reiches. — Fehler der Japaner. — Aus der Rikscha gefallen. — Die Regenzeit beginnt. — Rührender Abschied von unserm Führer. — Wir verlassen Japan mit dem Dampfer Mongolia von Tsuruga aus.

Les fleurs sans odeur.
Les fruits sans saveur.
Les femmes sans pudeur.

Gegen Abend hatten wir die Straße von Korea durchquert. Der Leuchtturm von Moji zeigte uns, daß wir nicht allzuweit vom japanischen

Festland waren, und wirklich war unser Schiff kurze Zeit später in den geräumigen Hafen von Shimonoseki eingelaufen. Eine Dampfbarkasse lag bald an der Seite unseres Schiffes. Rasch hatten die rotbekappten, gewandten japanischen Hausknechte unser Gepäck auf den kleinen Dampfer gebracht, und wenige Minuten später befanden wir uns auf japanischem Boden. Shimonoseki, berühmt durch den Friedensschluß im Jahre 1895, der den Feindseligkeiten zwischen China und Japan ein Ende machte, liegt auf der größten Insel des japanischen Kaiserreiches Hondo, welche zusammen mit den Inseln Yesso, Kiushiu und Shikoku fast $^5/_6$ des Gesamtgebietes ausmacht, während im ganzen noch fast 4000 kleinere Inseln teils näher, teils weiter von diesen Hauptinselgruppen entfernt, unter der Macht des Mikado stehen.

Bald waren wir im Sanyohotel angelangt, einem dreistöckigen, inmitten eines Parkes gelegenen großen Gebäude. Schon beim Eintritt waren wir überaus sympathisch berührt, da die große Halle sehr geschmackvoll mit Blumen, jenen niedlichen, jetzt auch bei uns beliebten Zwergkoniferen, mit Erzeugnissen japanischer Kunst, Aquarellen, Seidengemälden und Bronzefiguren ausgestattet war. Ein fließend englisch sprechender japanischer Portier kam uns entgegen und zeigte uns die Zimmer des Hotels. Auch hier war eine musterhafte, ganz europäische Einrichtung vorhanden. Elektrisches Licht, Warmwasserversorgung, Windmaschinen, kurz alles, was zum Komfort gehört, fanden wir in den geräumigen, mit einem Balkon versehenen Zimmern, welche wir für 2 Yenn (4 Mark) pro Tag mieteten. Die übrigen Räume des Hotels, der Speiseraum, die Spiel- und Lesezimmer machten ebenfalls einen äußerst gefälligen und sauberen Eindruck.

Am nächsten Morgen unternahmen wir eine Rundfahrt durch die Stadt. Die sauber gehaltenen, regelmäßig angelegten, breiten Straßen sind am Vormittag außerordentlich belebt. Zahlreiche Frauen in ihren kleidsamen, Schlafröcken ähnelnden, buntscheckigen Gewändern, welche sie mit einer großen, vorn gebundenen Schleife schließen, sieht man durch die Straßen trippeln. Die Japaner tragen keine Schuhe, sondern laufen barfuß oder in weißen Socken auf zwei hochstehenden mit einem Fußbrett verbundenen Querleisten, die wie oben offene Holzpantinen aussehen. Von weitem schon hört man das Geklapper ihrer Fußbekleidung. Die Frauen bringen hinten an ihrem Rücken ein tornisterartiges Kissen an, auf das sie ihre kleinen Kinder setzen, die als echte Mongolen in den ersten Jahren den für die Rasse charakte-

ristischen Mongolenfleck haben. Natürlich fehlt nie der Sonnenschirm. Die Haare haben die Japanerinnen außerordentlich zierlich frisiert, fast jede Haarsträhne ist wie mit einem Lineal gezogen und durch besonders stark klebende Pomaden steif gehalten. Auf dem Wirbel winden sie es in einen losen Knoten und stecken mit geschickter Hand Blumen je nach der Jahreszeit hinein. Die Kinder werden in ähnlicher Weise angezogen wie die Frauen, während die Männer der gebildeten Stände vielfach europäische Kleidung tragen, oder aber wenigstens neben dem Kimono eine europäische Hutbedeckung wählen.

Die Häuser der kleinen japanischen Städte sind ein- oder zweistöckig, aus Holz oder Bambus gebaut und mit Erkerläden versehen, welche ähnlich wie in unseren Dörfern mit Schiebefenstern ausgestattet sind. Überall sieht man die in der Längsrichtung des Hauses laufenden, großen Firmentafeln der Kaufleute, welche aber noch durch allerlei Figuren, Laternen, fahnenartig aushängende, mitten in die Straße ragende Reklameschilder auf ihr Geschäft aufmerksam zu machen suchen.

Wer es sich leisten kann, bedient sich der in ganz Japan allgemein üblichen Rikscha. Ein japanischer Kuli, der mit kurzen, anliegenden Hosen, blauer Jacke und breitem, tellerartigen Hut gekleidet ist, befördert sie ebenso sicher wie rasch. Bei schwierigeren Passagen bedient man sich eines Rikschatandems und nimmt eventuell noch einen dritten Kuli, welcher die Räder des Wagens über Steingeröll usw. hinweghebt.

Der erste Eindruck, den wir von der Geschäftswelt hatten, war im allgemeinen ein recht günstiger. Vor allen Dingen zeichnen sich diese japanischen Städte sämtlich durch peinliche Sauberkeit aus. In den Straßen sieht man fliegende Verkäufer, welche auf ihren Karren Gebrauchsgegenstände aus Ton und Porzellan, Schirme, Kinderspielzeug usw. ausbieten. Zahlreich sind auch die niedlichen, japanischen Blumenverkäuferinnen, die dem Fremden ihre buntprächtige Ware ziemlich aufdringlich anpreisen. So schön diese Blumen aussehen, so fade und schal ist ihr Geruch, da die Zahl der duftenden Blumen in Japan nur eine sehr beschränkte ist.

Im Gegensatz zu der Mehrzahl der asiatischen Frauen, welche sich beim Herannahen des Europäers entweder ganz abwenden, oder nur schüchtern zu ihm aufzusehen wagen, fällt dem Fremden bei der Japanerin ihr ungenierter, koketter, fast frecher Blick auf. Denn ebenso wie die Blumen dort ohne Duft sind, ist auch die Frau ohne Scham. Überall kann man in

den Straßen japaniſche Frauen ihre Kinder mit der Bruſt ernähren ſehen, ohne daß ſie beim Herannahen eines Europäers auch nur die geringſte Verlegenheit zeigen. Allerdings muß ich dabei bemerken, daß jede japaniſche Frau geſetzlich verpflichtet iſt, ihre Kinder mit der Muttermilch aufzuziehen. Darauf wird auch das vollſtändige Fehlen der engliſchen Krankheit bei japaniſchen Kindern zurückgeführt.

Abb. 172. Ein japaniſches Rikſchatandem.

Neben dem Geſchäftsviertel, in dem ſich eine Reihe großer europäiſcher Häuſer befinden, zeigt der Hafen, der rings um die Stadt herum liegt, ebenfalls einen überaus regen Verkehr von Segelbooten und kleinen Dampfbarkaſſen, aber auch von größeren Paſſagier- und Transportſchiffen.

Die Lage von Shimonoſeki iſt dadurch noch beſonders ausgezeichnet, daß ſich auf der gegenüberliegenden Inſel herrliche Waldungen von Zypreſſen und Koniferen hinziehen. Da wir zu einer günſtigen Zeit in Japan weilten, ſahen wir das Land der aufgehenden Sonne in vollendetſter Naturſchönheit.

Ringsum auf den Gebirgshöhen sind sehr starke Forts angebracht, welche den Ausgang der bei Shimonoseki mündenden Binnlandsee schützen sollen. Durch diese traten wir nun auf einem Dampfer der größten japanischen Schiffsgesellschaft, der Nippon Yusen Kaisha, mit dem Schiff „Saikio-Maru", unsere Weiterreise nach Kobe an. Wir befanden uns auf einem historischen Schiff, denn es hatte im japanisch-chinesischen Krieg als Flaggschiff gedient, während es im russisch-japanischen Kriege als Proviantschiff verwandt wurde. Das Schiff war in jeder Beziehung erstklassig eingerichtet und legte, trotzdem es schon seit 20 Jahren im Betrieb ist, 15 Knoten in der Stunde zurück.

Vor der Abreise mußten wir im Hotel, wo man schon bei unserer Ankunft genau Name, Alter, Stand usw. festgestellt hatte, das Ziel unserer Weiterreise angeben, denn der Japaner ist Fremden gegenüber überaus mißtrauisch und hat einen systematischen Überwachungsdienst zur Beobachtung der Ausländer eingerichtet. Kurz bevor unser Schiff abdampfte, hatten sich auf Deck zahlreiche Verkäufer eingefunden, welche neben allerlei Tand, kleinen Buddhafiguren, die im Innern Würfel bergen, obszönen Porzellanfiguren, auch die Spezialitäten von Shimonoseki, sehr hübsch gearbeitete Kästchen, Modelle von Segelschiffen, Rikschas aus Schildpatt gearbeitet, sowie Tonfiguren zum Verkaufe anboten.

Leider war es uns wegen der in weiter Umgebung von Shimonoseki aufgebauten Forts nicht gestattet, photographische Aufnahmen vom Ausgang der Binnlandsee zu machen. Wer genug Zeit hat, nimmt an Stelle des großen Dampfers einen kleinen Küstendampfer bis Kobe, um die vielen Naturschönheiten, welche diese Fahrt bietet, ganz auszukosten, denn dem schauenden Auge wird eine Abwechslung geboten, wie sie wohl einzig in der Welt dasteht. Man sieht eine Unzahl größere und kleinere Inseln vorüberziehen, bewohnt und nicht bewohnt, gebirgig und mit schönen Wäldern versehen oder flach ausgedehnt mit Reisfeldern und Teeplantagen bedeckt. Dort ragt ein steiler Krater in die Luft — denn die Gebirgsformation des japanischen Inselreiches ist vielfach vulkanischer Natur — hier erblickt man die kleineren Inseln und die Ufer der größeren mit Pagoden und Tempeln verziert. Kleine Fischerdörfer wechseln mit größeren Ortschaften und kleineren Städtchen ab. Ab und zu sieht man auch abseits der Niederlassungen, mitten in Wäldern versteckte, schön gebaute Teehäuser. Kurz, man kann sich stundenlang an diesem abwechslungsreichen Bilde ergötzen,

welches in Miyashima am wirkungsvollsten wird. Weder die Küste Norwegens, noch die Fahrt auf dem Rhein oder der Loire, noch der Bosporus und die vielen anderen, berühmten Wasserfahrten reichen auch nur einigermaßen an dieses herrliche japanische Landschaftsbild heran.

Auf unserem Schiff lernten wir auch das Leben der Japaner kennen. Die Frauen vertrieben sich die Zeit, indem sie mit ihren hübschen Kindern spielten oder dem im Musikzimmer aufgestellten Phonograph zuhörten. Teilweise unterhielten sie sich auch mit einem an unser Damespiel erinnerndem Brettspiel, dem Curotari. Die Männer befaßten sich aber mit ernsteren Dingen. Im Speisesaal hielt ein Japaner, wie dies allenthalben üblich ist, eine politische Ansprache. Er rühmte die Stärke Japans, die guten Beziehungen zu anderen Mächten, welche anfingen, Japan immer mehr als Großmacht zu schätzen und gleichzeitig auch zu fürchten. Zuletzt sprach er von den Aussichten und der Zukunft Japans, sowie von seiner Expansionsfähigkeit. An Stelle der harmlosen Märchenerzähler, „Daruma" sind also jetzt politische Provokateure getreten.

Gegen Abend war die Fahrt durch die Binnlandsee nicht minder effektvoll, denn nun zeigten sich die Ufer zu beiden Seiten hell erleuchtet, und an den vielen kleinen Lichtchen, welche über den Meeresspiegel hinweghuschten, konnten wir erkennen, daß der bei Tag so außerordentlich lebhafte Verkehr von Fischerbooten auch gegen Abend noch nicht nachgelassen hatte.

Am 29. Mai frühmorgens lagen wir auf der Reede von Kobe, das mit der dicht daran gelegenen Stadt Hiogo über 300000 Einwohner besitzt. Gleich am Anfang des sehr ausgedehnten Hafens sieht man mächtige Dockanlagen, in denen neuerdings auch Kriegsschiffe gebaut werden.

Im Hafen befanden sich Schiffe aller Nationen, darunter auch viele deutsche von Hamburger und Bremer Kaufleuten. Ebenso war eine größere Anzahl japanischer Kriegsschiffe hier stationiert. Am Hafenkai bauen sich die Häuser der großen europäischen und japanischen Handelsfirmen auf, während das eigentliche Geschäftsviertel hinter dem Kai folgt. An dem bei Kobe gelegenen Gebirgsabhang haben die Europäer ein sehr schön angelegtes Villenviertel errichtet. Kobe ist schon seit Jahrhunderten ein berühmter Hafen, dessen Import und Export von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen ist. Viele Fabriken zur Herstellung von Tuch, Zündhölzern, Eisenwaren, Maschinen, Porzellan, sowie Spinnereien sind hier in Kobe ver-

treten. Das Ganze macht also durchaus den Eindruck einer modernen, großen, europäischen Seehandelsstadt.

Nach dem Frühstück, welches wir in dem Mikadohotel zusammen mit einem dort wohnenden Freund von mir, Dr. Krapf, Mitglied des Erlanger S. C., eingenommen hatten, sahen wir uns am Nachmittag die Stadt näher an. Die Hauptgeschäftsstraße von Kobe ist die Motomatschi, in der man sehr schönes Porzellan, Bronzearbeiten, alte Rüstungen, Holzschnitzereien u. a. m. verhältnismäßig billig erstehen kann, wenn man nicht mit einem gewöhnlichen japanischen Führer einkauft, sondern dabei von einem kunstverständigen Europäer unterstützt wird.

Weiter durch die Stadt mit der Rikscha fahrend, gelangten wir nach Hiogo, und besichtigten dort den berühmten Nofukujitempel. Stets errichten die Japaner ihre Gotteshäuser an einer dem Verkehr weniger zugängigen, wenn irgend möglich landschaftlich schön situierten Gegend. Die relativ einfachen und primitiv aus Holz errichteten Tempelbauten gewinnen dadurch ungemein im Aussehen, daß sie weit im Umkreis von herrlich gepflegten Parks umgeben sind, in denen auch die berühmten, dem Landschaftsbild soviel Zauber verleihenden Koniferen nicht fehlen. Der Eingang in den Tempelhain wird durch einen aus zwei Säulen und zwei darüber quer gelegten Holzbalken, dem sogenannten Tori, markiert. Im Innern des Tempels konnten wir zum ersten Male einen japanischen Daibuts bewundern, wie man hier die Buddhas bezeichnet.

Diese Statuen sind gewöhnlich aus Bronze, häufig auch mit Goldplatten belegt und zeichnen sich alle durch außerordentliche Größe aus. So hatte der von Hiogo eine Höhe von 16 m bei einem Leibesumfang von 26 m. Ähnlich der Münchener Bavaria konnte man auch hier im Innern des Körpers auf einer Wendeltreppe in die Höhe steigen und hatte nun vom Haupte des Buddhas aus durch die Augenlöcher hindurch eine herrliche Aussicht über die darunter liegende Stadt und das im Hintergrunde erglänzende Meer. Die Statue ist von einem reichen Fabrikanten gestiftet, während die frommen Buddhisten im Innern des Daibuts zahlreiche Opfergeräte, z. B. die in Kobe häufig hergestellten Metallspiegel, auf der einen Seite mit Buddhafiguren verziert, aufhängen.

Von dem Tempel aus machten wir einen Ausflug auf den bei Kobe liegenden Gebirgshügel und lernten hier ein japanisches Teehaus kennen. Niedliche, kleine Japanerinnen, welche einige Brocken englisch verstehen,

Abb. 173. Straßenbild in Kobe.

servieren Tee, Gebäck und Zigaretten für billiges Geld. Diese einstöckigen, luftig gebauten Teehäuser mit ihren verschiedenen Appartements sind über ganz Japan bis in das Innerste des Landes verbreitet und dienen bei Landreisen als Erholungs- und Ruhestätten. Auch hier zeigt der Japaner seine Vorliebe für Naturschönheiten, denn nur selten wird man ein Teehaus finden, welches nicht durch besondere Lage, herrliche Aussicht oder einen

Abb. 174. In einem japanischen Teehaus.

in der Nähe befindlichen Wasserfall vor anderen Häusern ausgezeichnet wäre. Nachdem wir uns an einer Tasse jenen grünen Tees erfrischt hatten, welchen die Japaner in Formosa anbauen, sahen wir uns noch einmal von der Terrasse des Teehauses Kobe und Hiogo an.

Als ob die Japaner unsere Ankunft hier geahnt hätten, war die ganze Stadt mit eigenartigen Fahnen ausgeschmückt. Fast an jedem Hause sahen wir eine oder mehrere, manchmal ein Dutzend mächtiger bunter Fahnen. Dieselben haben die Form eines Goldfisches, dem durch das geöffnete Maul Luft in den Leib eindringt, so daß es aussah, als ob lauter Goldfische in der

Luft schwebten. Mein Freund erklärte uns sofort den Grund dieses festlichen Schmuckes. Ähnlich wie der Chinese, sucht auch der Japaner unter allen Umständen männliche Nachkommen zu erhalten. Einmal im Jahr, im Mai, findet nun das Goldfischfest statt, bei dem die Knaben in feierlichen Umzügen mit bunten Gewändern durch die Straßen wandern. Festlichkeiten werden für sie veranstaltet und Geschenke überreicht. Jeder aber, der der glückliche Besitzer eines Sohnes ist, pflanzt eine Goldfischfahne mit einer langen Stange vor seinem Hause auf. Hat er mehrere Söhne, so zeigt er dies durch ebensoviele Fahnen, die stets dem in Japan geheiligten Goldfisch nachgeformt sind.

Am Nachmittag statteten wir noch dem deutschen Klub einen Besuch ab, in dem sich viele Landsleute zum Teil in vollständige Verpflegung geben, teils auch nur die Abende dort verbringen. Daß auch japanische Köche gut zu kochen verstehen, merkte ich, als ich später auf der Rückreise bei meinem Freunde Dr. K. in seiner Villa zu Gaste war. Auch hier besorgte der Koch alle Einkäufe, die Tischdekoration, den Wein usw. wie in China.

Für Japan hatte ich meinen Plan in der Weise ausgearbeitet, daß ich mich von hier aus zunächst nach Tokio begeben wollte, auch schon deshalb, weil durch einen Bekannten von mir, den bei der deutschen Botschaft als Offizier kommandierten Baron v. B., Mitglied des Heidelberger S. C., ein Führer durch Japan für mich engagiert worden war. Mit ihm zusammen wollte ich erst den Norden von Japan kennen lernen und dann später noch einmal Südjapan durchqueren. Wir fuhren daher noch am selben Tag am Abend mit dem Expreßzug direkt nach Tokio. Trotzdem wir Schlafwagenbillets erster Klasse gelöst hatten, waren wir nichts weniger als standesgemäß aufgehoben, denn wir fanden nur einen großen Raum vor, der keine Abteilungen enthielt und in dem zur Nachtzeit auf den Bänken und über denselben nur mit Vorhängen geschlossene Betten errichtet wurden. Die Mehrzahl unserer Mitreisenden bestand natürlich aus Japanern, von denen uns die männliche Bevölkerung durch ihr affenartiges Aussehen recht anwiderte, während von den zierlichen Japanerinnen nur wenige anwesend waren.

Auf der Fahrt von Kobe nach Tokio passiert man zahlreiche Bahnstationen, an denen man gedörrte Fische, Früchte, Reispasteten, aber auch schon Sandwichs neben Bier, Tee und Limonade in den Zug gereicht bekommt. Die Fahrt ist deshalb so interessant, weil man auch hier die

große Abwechslung japanischer Landschaftsbilder genießt. In Japan sahen wir seit langem wieder einmal herrliche Wälder, die den europäischen ähnlich sind. Auch auf den Feldern findet man überall Obstbäume angebaut, ebenso zeigen sich Korn- und Reisfelder, die außerordentlich gut gehalten und sorgfältig drainiert sind. Neben den weiten Ebenen erblickt man hin und wieder Gebirgsgegenden, doch ist leider die schöne Umgebung häufig durch große Reklameschilder europäischer, amerikanischer und japanischer Firmen verunziert. Ab und zu fährt der Zug dicht am Meer entlang; kurz und gut, man hat stets etwas Neues zu sehen.

Jedes Fleckchen Land ist in Japan durch die Landwirtschaft nutzbar gemacht worden; sei es, daß man Teegärten und -plantagen errichtete, sei es, daß man den Reis angebaut hat, der auch für die Japaner noch als hauptsächlichstes Nahrungsmittel gilt. Besonders berühmt sind die Gemüsefelder der Japaner; neben allen möglichen Kohlarten bauen sie auch sehr schmackhaften Spargel. Nur das Obst steht an Saftigkeit und Wohlgeschmack dem unsrigen nach, aber es werden auch hier alle Obstsorten gezogen. Noch größeren Ruf als die Landwirtschaft hat die Baumkultur der Japaner, welche Jahrhunderte weit zurück reicht. Man sieht auch in allen größeren Tempelhainen uralte Baumriesen, vor allem die herrliche, für Japan charakteristische Konifere. Da der Japaner eine große Vorliebe für niedliche, kleine Gegenstände hat, züchtet er mit Erfolg sogenannte Zwergkoniferen, wie wir sie kürzlich in der Gartenbauausstellung zu Berlin bewundern konnten. Diese Koniferen werden von Jugend an ihrer Sprossen und Seitenwurzeln beraubt und dadurch im Wachstum zurückgehalten. Nach vielen Jahren pflanzt man den baumdicken Koniferenstamm in einen Porzellantopf und läßt ihn nun seine Keime weitertreiben. Durch Anlegen von Drahtgestellen und Holzstangen werden die Äste dieser pyramidenförmigen Bäumchen in Spiralen um den Stamm herumgezogen. Die Zwergkoniferen wachsen dann nur außerordentlich langsam, vielleicht in 50 Jahren durchschnittlich ¼ m. Durch einen guten Bekannten war es mir möglich, ein solches Bäumchen zu erlangen, dessen Alter der japanische Gärtner auf 250 Jahre schätzte, und das jetzt in dem japanischen Garten meiner Wohnung die Bewunderung aller Besucher erregt.

Auch Blumen werden von den Japanern auf weiten Feldern gezogen. So passierten wir zwischen Yokohama und Kobe ein weites Feld, das nur mit Iris bebaut war und gerade in Blüte stand. Auch Azaleen und Rho-

dodendron in den verschiedensten Farben sieht man angepflanzt, jedoch sind fast alle Blumen ohne Geruch.

Um 9 Uhr vormittags waren wir auf dem Hauptbahnhof in Tokio angelangt und fanden im Hotel Imperial eine ausgezeichnete Aufnahme. Kurze Zeit später meldete sich der von meinem Bekannten engagierte Führer Nakano bei mir, welcher mich in fließendem Deutsch begrüßte.

Mit ihm entwarf ich sogleich einen Orientierungsplan, wie es uns möglich sein würde, in kurzer Zeit die Hauptsehenswürdigkeiten Japans kennen zu lernen und ihm haben wir es auch in erster Linie zu verdanken, daß wir das bequem und rasch bewerkstelligen konnten. Ebenso wurden wir in japanische Sitten und Gebräuche eingeweiht und in äußerst sachverständiger Weise mit den zahlreichen Zweigen japanischer Kunst vertraut gemacht. Diese japanischen Führer besitzen meist große Bildung und Kenntnisse und so beherrschte auch unser Führer neben der deutschen noch die englische Sprache; ja, er hatte sogar ein Werk über japanische Kunst in seiner Muttersprache herausgegeben und englisch übersetzt. Außerdem gehörte er einer alten, vornehmen Familie an und galt dadurch, daß er ungefähr unsere Größe besaß, als ein schöner Mann. Denn durchschnittlich sind die Japaner sehr klein.

Mit einem solchen Führer zu reisen, ist tatsächlich ein großer Genuß. Allerdings sind sie an Zahl gering und nur durch die deutsche Botschaft oder gute Bekannte zu erhalten, aber durchaus nicht kostspielig, da sie sich ihre Wohnung und Nahrung selbst besorgen und pro Tag nur einige Yenn Führerlohn beanspruchen. Auch bei den Einkäufen, denen sich ein Vergnügungsreisender in Japan kaum entziehen kann, sind sie unentbehrlich. Abgesehen davon, daß man nur in wirklich gute Geschäfte geführt wird, erhält man trotz der Prozente, die der Führer von dem Kaufmann bekommt, die Ware immer noch billiger, als wenn man die Shops auf eigene Faust oder mit einem ungebildeten Führer besucht. Denn überall kann man die Beobachtung machen, daß der Japaner einen gemeinen Charakter hat und den ahnungslosen Fremden in jeder Beziehung zu betrügen versucht.

Unter der Leitung unseres Führers besichtigten wir zunächst die Hauptstadt des japanischen Reiches, die Residenz des Mikado, dessen Reich seit dem Abschluß des Bündnisses zwischen England und Japan, am 30. Januar 1902, zu den Großmächten gerechnet wird.

Bedenkt man, daß am Anfang des 19. Jahrhunderts diese Stadt

kaum einige hundert Einwohner besaß und daß jetzt die Zahl derselben zwei Millionen erreicht hat, so kann man sich daraus einen Begriff machen, wie rasch in Japan alles fortschreitet. Tokio liegt an einer großen Meeresbucht, die sich bis Yokohama hinzieht und eine solche Ausdehnung hat, daß sämtliche Flotten der Welt bequem hier nebeneinander Platz hätten. 1855 durch ein großes Erdbeben zerstört, ist die Hauptstadt des heute über mehr als 50 Millionen fassenden Reiches schöner und moderner aus den Trümmern entstanden, so daß man jetzt nicht nur herrliche Parkanlagen, ausgedehnte Plätze, großartige Verwaltungsgebäude neben altehrwürdigen Tempeln findet, sondern auch schon in vielen Stadtvierteln nach amerikanischem System gebaute Wolkenkratzer erblickt.

Wegen der Erdbebengefahr auf diesem vulkanischen Boden sind in der Stadt keine unterirdischen Kabel gelegt. Sie wurden im Gegenteil über der Erde an Stangen entlang geleitet, so daß dadurch viele der breiten, von elektrischen Bahnen durchzogenen Straßen an Schönheit verlieren. In den Geschäftsvierteln trifft man in der Mehrzahl zwei- bis dreistöckige Gebäude, während sich in der eigentlichen Altstadt noch kleine, einstöckige Holzhäuschen zeigen. Auf der Hauptstraße sieht man namentlich gegen Abend ein bewegtes Leben und Treiben, indem die Japaner teils ihre Einkäufe besorgen, teils hier zur Erholung spazieren gehen. So sammelt sich auch des Abends die weibliche Bevölkerung Tokios auf den Hauptstraßen an und man hat stets Gelegenheit, diese koketten, zum Flirt geschaffenen Geschöpfchen zu bewundern.

Unser erster Gang galt der deutschen Botschaft, wo uns unsere Briefe erwarteten. Graf M., der derzeitige Stellvertreter des Botschafters, empfing uns in den überaus kostbar und geschmackvoll eingerichteten Räumen des in einem Park gelegenen Gebäudes.

In diesem Viertel befinden sich die verschiedenen Botschaften der europäischen Großmächte, sowie ein Palast Hamagotan, in dem der Mikado souveräne Gäste beherbergt. Ein besonderes Viertel, welches von weiten Plätzen umgeben ist, enthält den Kaiserpalast, umschlossen von einem breiten Wassergraben und durch hohe Steinmauern zum größten Teil den profanen Blicken entzogen. Neben ihm dehnen sich prachtvolle Gärten aus, in denen eine große Anzahl von Verwaltungsgebäuden und andere vom Hofstaat benutzte Häuser untergebracht sind.

Ein großer Torbogen ist nur für den Kaiser, die Familie desselben und

Abb. 175. Kirſchblüte in Tokio.

die kaiserliche Prozession bestimmt. Nur bei großen Festlichkeiten, z. B. beim Kirschblütenfest, haben Europäer Zutritt in den Kaiserpalast und werden hier in den Gärten des Mikado empfangen. Leider hatten wir das Fest bereits verpaßt, wurden aber dadurch einigermaßen getröstet, daß die berühmte Kirschblüte in diesem Jahre ausgeblieben war. Wir konnten jene mächtigen Bäume, welche an Höhe und Umfang ihre europäischen Vettern um das Zehnfache übertreffen, in der Kirschenallee bewundern, wenn auch ohne ihren Blütenstaat. Der japanische Kirschbaum hat rosa Blüten, wodurch der Reiz dieser blühenden Wälder noch erhöht wird, dagegen trägt er keine eßbaren Früchte.

Zur Zeit der Kirschblüte werden nicht nur Feste und Prozessionen gefeiert, sondern es herrscht auch in der Allee ein buntfröhliches Treiben. Wir hatten das Glück, auch ohne Kirschblüte recht interessante Volksstudien machen zu können. Der Park ist von zahlreichen Fußgängern belebt, namentlich Japanerinnen begegnet man häufig, von denen auch die jüngeren bereits ein Kind auf ihrem Rücken herumschleppen.

Der besser situierte Japaner läßt sich hier in der Rikscha spazieren fahren, die in Tokio von nicht weniger als 30000 Exemplaren vertreten ist. Wir hatten es mit der Jahreszeit noch eben günstig getroffen, denn erst Mitte Juni beginnt die Regenzeit, während dann im August und September oft eine unerträgliche Hitze in der Stadt herrscht. Daher sucht man auch Japan am besten im Frühjahr oder aber im Spätherbst auf, zumal es im Winter oft außerordentlich kalt wird.

Ich übergehe die vielen offiziellen Bauten, Anstalten, Schulen usw., welche man hier in Tokio findet und erwähne nur die berühmte Universität, an der früher viele deutsche Professoren gewirkt haben, die man aber alle bis auf einen allmählich abstieß. Nicht weniger bekannt ist auch die Bibliothek mit ihren 300000 Bänden und erst neuerdings ist von einem japanischen Edelmann eine Stiftung gemacht worden, um die berühmtesten Werke aller Nationen hier in Tokio zu vereinigen.

Wer in Tokio weilt, wird es nicht unterlassen, das berühmte Uenomuseum zu besichtigen, welches in der Nähe des Uenoparkes gelegen ist. Am Eingang desselben hat man die Statue des Prinzen Arisuggawa, des japanischen Moltke, errichtet. Was man hier alles zu sehen bekommt, läßt sich schwer beschreiben. Trotzdem will ich den Versuch wagen — zumal man hier im Museum die geeignetste Gelegenheit hat, sich in japanische Kunst zu vertiefen.

Da sieht man nun kolossale, wie Staatskarossen wirkende, mit herrlichen vergoldeten Holzschnitzereien versehene Sänften, deren Inneres mit Gemälden auf Goldpapier verziert ist. Überall ist auf den kaiserlichen Besitztümern das 16blättrige Chrysanthemumwappen angebracht, zum Zeichen, daß sie dem Mikado gehören. Die Sänften sind so groß, daß sie nicht getragen, sondern von vielen Ochsen gezogen werden mußten. In einem andern Saal ist ein Modell des ersten japanischen Kriegsschiffes ausgestellt, welches die Japaner vor zirka 50 Jahren den Holländern abgekauft hatten und wobei man recht nachdenklich wird, wenn man sich überlegt, zu welcher Größe sich die japanische Flotte in kurzer Zeit entwickelt hat.

Auch Erzeugnisse auf sämtlichen Gebieten japanischer Kunst, hergestellt von den hervorragendsten Künstlern des Landes, sind hier im Museum zusammengetragen. Ganz allgemein gesagt, kann man ohne weiteres die Beobachtung machen, wie sehr die älteren japanischen Künstler unter dem Einflusse der Chinesen standen und fast 2000 Jahre hindurch bis in das 17. Jahrhundert von ihnen abhängig waren. Erst seit der Tosaschule beginnt Japan seine Kunstwerke unbeeinflußt herzustellen.

Für alle Gebiete der Kunst war ebenso wie in China, auch in Japan die Einführung des Buddhismus, dem ein großer Teil der Japaner angehört, überaus befruchtend, z. B. für die Malerei. Seit Jahrhunderten suchten die Japaner Bilder berühmter chinesischer Maler zu gewinnen, so daß man tatsächlich die besten chinesischen Bilder in den verschiedenen Museen, Schlössern und Klöstern Japans findet. Die Malkunst kann in Japan bis in das 5. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Anfangs begnügte man sich mit Porträtieren und Darstellen von Götterbildern, später entstanden Gemälde aus dem Schlachtenleben, auch Landschaften und Szenen aus dem Volksleben. Aber erst im 13. Jahrhundert gelangte die japanische Malerei zur höchsten Blüte unter dem berühmtesten japanischen Maler Tosa, der eine Schule gründete, welche sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Die Tosaschule hat sich namentlich durch ihre Gemälde aus der unerschöpflichen japanischen Sage und der abwechslungsreichen Geschichte populär gemacht. Im 15. Jahrhundert finden wir den berühmten Landschaftsmaler Seshin (1420—1506) neben Kano Motonobu (1424—1520), der die noch heute berühmte Kanoschule gründete. Ein großer Meister, Kano Morinobu (1602—1674), gehörte ihr an.

In neuerer Zeit wurden Episoden des Familienlebens, der Land- und

Stadtbewohner, Karikaturen verschiedener Stände, Glossen über politische Ereignisse als Sujet gewählt, während bis zum heutigen Tage die Verherrlichung des Buddhismus in der Malerei noch nicht ausgestorben ist. Von anderen berühmten Malern nenne ich noch Maruyama Okyo (1733—1795), welcher die Shijoschule gründete, die sich allerdings wieder an chinesische Vorbilder anlehnte. Überhaupt malt auch der Japaner ohne Perspektive, aber überaus fein und detailliert, während er in den Farbenmischungen, namentlich bei der Darstellung von Naturbildern, Unerreichtes leistet.

Kikuch Yosai (1787—1878), Toyosuki, Rinsei, Kien, Kyosai sind neben andern die modernen japanischen Maler. Von jeher hat man sich nicht auf das Bemalen von Stoffen beschränkt, sondern die verschiedenartigsten Gegenstände bemalt. In dem Museum befinden sich Goldlackbilder von allerersten Künstlern, an denen, trotzdem sie klein sind, viele Jahre lang gemalt werden mußte. Außerdem sieht man Aquarelle, die den Chinesenbildern ähnlichen, auf Seidenrollen gemalten, an der Wand hängenden Bilder „Kakemonos", ferner auf Goldpapier ausgeführte Gemälde, solche, die auf Samt aufgetragen sind, herrlich gearbeitete Wandschirme, Fächer, Porzellan, Lackarbeiten, kurz alles, was sich überhaupt bemalen läßt.

In ganz Japan sind heutzutage Malschulen verbreitet, welche auch von den niederen Klassen besucht werden. Aus letzteren sind ebenfalls mitunter bedeutende Künstler hervorgegangen, da der Japaner im allgemeinen ein großer Naturschwärmer ist und gerade in der Malerei seiner Phantasie freien Lauf lassen kann. An allen wertvolleren Kunstwerken findet man den Namen des Künstlers an irgend einer Ecke des von ihm hergestellten Gegenstandes. Daß die japanischen Photographen auch Glasbilder (Diapositive) von Photographien bunt kolorieren und darin große Geschicklichkeit besitzen, will ich nicht unerwähnt lassen.

Von Porzellanen, welche man in dem Museum findet, sind sehr wertvolle Stücke des alten Seijiporzellans vertreten, welches wegen seiner hellgrünen Farbe Ähnlichkeit mit dem chinesischen Seladonporzellan hat. Hierbei erkennt man, daß die Porzellanmanufaktur nicht nur von China, sondern auch von Korea aus beeinflußt wurde. In erster Linie sieht man in der Porzellanmalerei beim Japaner die von ihm so geschätzten Blumen, Chrysanthemen, Kirschblüten, Päonien vertreten. Von Tieren findet man Goldfische, den Schleierschwanzgoldfisch, Schildkröten, Kraniche, Langschweifhähne, buntgefiederte Vögel, Schmetterlinge u. a. aufgemalt. Neben dem alten Por-

zellan, das als „Imari" mit blauroter Farbenmischung, als „Kutani" mit rotgrauer Dekoration recht wertvolles Material darstellt, gibt es aber auch heutzutage schlechtes Porzellan, das in zahlreichen Fabriken verfertigt und mit europäischen Mustern angemalt wird.

Auch das Kiotoporzellan und das Satsuma, letzteres — nach der gleichnamigen Provinz benannt — mit sehr reichen ornamentalen, grünroten Bemalungen und mehr zur Fayence gehörend, sind außerordentlich wertvolle Erzeugnisse, da die Japaner ebenfalls in der Herstellung von Fayencen und Tonarbeiten (Vasen, Gesichtsmasken usw.) Großes geleistet haben. Vielfach überzieht man Porzellan mit Lack, der dann wieder angemalt wird, und ebenso fand ich auch eine Porzellanart, welche mit Emaille so geschickt überdeckt ist, daß man Cloisonné vor sich zu haben glaubt, ein Kunstprodukt, welches heutzutage als Cloisonnéporzellan häufig im Handel vorkommt.

Wohl am berühmtesten unter japanischen Kunstprodukten sind die Lackarbeiten. Als Kästchen, Eßgeschirre, Schreibbüchsen, Toilettenbehälter, mehrfächerigen Medizinbüchsen „Inros", Trinkschalen für den japanischen Reisschnaps, den Sakke, werden diese Gegenstände aus Holz gearbeitet und mit rotem, schwarzem oder goldenem Lack nach uralten Methoden versehen. Trotzdem es sich hier anfangs nur um eine Zweckkunst handelte, sind namentlich aus Goldlack Kunstwerke entstanden, welche für unsere Sammler heutzutage einen unschätzbaren Wert haben. In dieser Kunst verrät der Japaner große Genialität, indem er auf den einfachsten Gebrauchsgegenständen in phantasiereicher Weise durch Bemalen des Lackes, durch Einlagen von Perlmutter, Mosaik, Silber, Gold, Blei nicht nur Tiere und Blumen, sondern auch ganze Szenerien hervorzaubert. Immer und immer wieder wird der Lack von neuem aufgetragen, bevor er poliert werden kann und nun zur Bemalung mit Goldfarben geeignet ist. Mit Goldpulver wird zuerst die Zeichnung markiert und dann aus diesem Goldpulver die Figur herausgearbeitet.

Bereits im 6. Jahrhundert n. Chr. haben die Japaner mit der Lackindustrie begonnen und noch heutzutage sind wir in Europa nicht imstande, Arbeiten herzustellen, welche es an Schönheit und Widerstandsfähigkeit selbst mit den schlechtesten Produkten Japans aufnehmen könnten. Sieht man doch hier im Museum auch ein Goldlackschränkchen ausgestellt, welches zur Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 nach Europa gebracht wurde, jedoch auf der Rückreise mit dem Schiff sank, ein Jahr im Wasser lag und trotzdem absolut unbeschädigt geblieben ist. Viele dieser herrlichen Lackarbeiten

finden sich im South Kensington Museum und in Amerika. Eine der schönsten fast lückenlosen Sammlungen aus dem 13. bis 19. Jahrhundert aber besitzt der Berliner Bankier G. Jakoby, in der man die berühmtesten Künstler, z. B. Tebakom Ogatakorin, welcher Goldlack mit Bleieinlagen versah und im 17. Jahrhundert, der Blütezeit der Lackkunst, lebte, sowie Suzuribako u. a. bewundern kann.

Da man bei Einkäufen von Lackarbeiten sehr vorsichtig sein muß, gebe ich hier einen Wink, wie man guten Lack von schlechtem unterscheiden kann. Man berührt den Lack mit einer brennenden Zigarre, und wenn die Blasen, die dabei entstehen, am nächsten Tag verschwunden sind, so ist der Lack sicher von guter Qualität. Die wertvollen Goldlackkunstwerke sind in seidene Tücher verpackt und in einem besonderen Behälter aufbewahrt.

Die mit Rotlack bearbeiteten Gegenstände findet man auch vielfach mit herrlichen Schnitzereien versehen, denn gerade in der Miniaturarbeit, die der Phantasie den freien Spielraum läßt, ist der Japaner als Techniker unerreicht, was man an den herrlichen Holz- und Elfenbeinschnitzereien nicht genügend bewundern kann. Die Japaner gewinnen den Lack aus dem Firnis Sumach. Anfangs grauweiß, wird er allmählich schwarz und muß vor der Bearbeitung noch mit verschiedenen Ölen vermischt werden.

Auch in der Herstellung von Bronze ist der Japaner, wenn er sie auch ursprünglich dem Chinesen nachgeahmt hat, erfinderischer und phantasiereicher als dieser. Unerreichte Werke der Bronzekunst, jahrhundertealte Bronzebuddhastatuen sieht man hier von einer Größe, wie sie bei keinem anderen asiatischen Volke anzutreffen sind. Haben doch z. B. die Daibutsen in Kamakura und in Nara, letzterer aus dem 7. Jahrhundert n. Chr., eine Höhe von über 15 m.

Zur Verherrlichung des Buddhismus haben die Japaner auch von Alters her Tempelglocken gegossen. In Kioto findet man im Tempel Sanjusangendo eine Glocke von 4 m Höhe und 3 m Durchmesser, welche dadurch geläutet wird, daß ein schwebender Balken an ihre äußere Fläche anschlägt.

Nicht nur jene kolossalen Bronzewerke, wie z. B. Laternen, Kessel für Weihrauch, übermannshohe Gefäße für Blumen oder Ständer für Wachskerzen, sondern auch eine Unmenge kleiner, sehr niedlicher Bronzeerzeugnisse stellen die Japaner her. Tierfiguren, Fische, Schildkröten, Kraniche, Blumen aller Art, darunter besonders die Lotosblume, kleine Behälter für Goldfische oder Blumen werden überall aus Bronze verfertigt. Vielfach

sind auf diesen wertvollen Kunstgegenständen noch Reliefarbeiten angebracht, welche neben Arabesken und anderen Verzierungen auch Schriftzeichen, Opfergeräte, Tiere, Blüten usw. aufweisen, die teilweise auch in bunter Bronze ausgeführt sind. Dabei werden diese Bronzesachen vielfach noch auf primitivste Weise in kleinen, aus feuerfestem Ton gebauten Schmelzöfen, welche mit Holzkohlen geheizt und mit einem Gebläse angetrieben werden, fabriziert. Trotz der einfachen Herstellung wird durch wundervolle Ausschmückung der Außenfläche ein unerreichter Effekt erzielt.

Die älteren Bronzen enthalten noch viel Kupfer und haben daher einen braunrötlichen Schein. Heutzutage versteht der Japaner hellgelbe, kaffeebraune, graue, sowie matte, schwarze Bronzen zu schaffen, welch letztere ihre Färbung durch eine Mischung mit Blei erhalten. Diese Kunstwerke wurden ebenfalls von dem Franzosen Christofle erzielt. Indem er die Oberfläche der Bronze mit einer Schwefelkupferverbindung versah, erhielt er die mattglänzende, schwarze Patina. Die berühmtesten Bronzefabrikanten findet man heutzutage in Kioto, während die wirklich alten Bronzen in Tempeln und Schlössern im Lande, teilweise aber auch in Europa in festen Händen sind.

Im Museum sieht man auch eine berühmte Sammlung der sogenannten Schwertstichblätter, welche in der Kunstindustrie Japans schon seit vielen Jahrhunderten eine große Rolle gespielt haben. Stellt man doch dieselben gewöhnlich aus Bronze her, während in früheren Zeiten Eisen und neuerdings auch Gold und Silber dazu verwendet wird. Der kriegerische Charakter der japanischen Nation war von jeher sehr stark ausgeprägt, so daß im alten Japan kein Mann ohne seine zwei Schwerter — das große zum Hieb, das kleine zum Stoß — angetroffen wurde. Berühmt ist auch seit Alters her der japanische Stahl, den man heutzutage noch in Nara, ähnlich dem Toledostahl, herstellt. Zum Schutze der Hand ist am Übergang des Griffes in das Schwert ein meist ovales sogenanntes Schwertstichblatt, die „Tsuba", angebracht, welche man sich je nach dem Wohlstand entweder nur mit seinem Wappen, oder aber auch mit Arabesken, Schnörkeln, ganzen Schlachtenszenen, Bildern aus dem Volksleben in feinster Detailarbeit verzieren ließ.

Auch der Griff des kleinen Totenmessers „Kashira" ist mit derartigen Ornamenten aus Bronze versehen. Neben dem großen Schlachtschwert und dem kleineren Schwertmesser „Kazuga" trugen nämlich die Japaner als Mitglieder der sogenannten Krieger- oder Samuraifamilien eine Anzahl von

Totenmessern bei sich, welche sie dem im Kampf erlegten Gegner zu früheren Zeiten in die Todeswunde steckten, damit man nach Absuchen des Schlachtfeldes gleich feststellen konnte, wieviel jeder einzelne Krieger von seinen Feinden getötet hatte. Der Griff der oben erwähnten Schwerter ist ebenfalls oft außerordentlich wertvoll, aus Elfenbein, Silber oder Gold hergestellt, während die Scheiden aus schwarzem, schwarz-goldenem oder gar aus Goldlack verfertigt sind. Kein Wunder also, daß Sammler heutzutage für ein Paar Schwerter, deren Stichblätter, wie ich bemerken möchte, nur dann Wert haben, wenn sie einander vollständig gleichen, Hunderte von Yenn zahlen. Die berühmtesten Schwertstichblätter stammen aus der Gotoschule, deren Gründer Yujo um das Jahr 1500 starb und der eine Mischung von Kupfer und Gold, „Shakudo", für die Herstellung derselben benutzte.

Im Museum lernt man auch die verschiedenen Statuen Buddhas, von dem man neun Klassen unterscheidet, kennen. Vielfach findet man Buddha auf Lotosblumen sitzend, die Hände betend zum Himmel gestreckt, oder aber mit der einen Hand den Segen erteilend und in der andern die dem Japaner heilige Lotosblume haltend. Die für den Tempeltanz (Notanz) bestimmten, aus Ton oder Holz hergestellten Masken, von denen wir im Berliner Völkerkundemuseum eine interessante Sammlung besitzen, zeigen durch die fratzenhaften Gesichter noch deutlich den chinesischen Einfluß. Doch kann man gerade in den Museen Japans beobachten, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert der chinesische Einfluß immer mehr zurückgedrängt wird, wie sich der Schönheitssinn auch bei den aus dem Volke hervorgegangenen Künstlern außerordentlich emporschwingt und sich die Phantasie immer reicher gestaltet.

Ich übergehe die herrlichen Rüstungen, welche zum Teil aus Bronze, Silber und Gold, vor allem aber aus mit Seidenschnüren zusammengehaltenen Lackplatten gemacht wurden, die Wandschirme, auf denen Japaner noch in den Kostümen der Holländer, den ersten Kolonisatoren Japans, auf Goldpapier aufgemalt, dargestellt sind.

Die wunderbaren alten Stücke des hellgrauen oder schwarzen koreanischen Porzellans mit weißen Einlagen, die Makimonos, sogenannte von rechts nach links auf Seide gemalte und dann zusammengerollte Bilder, welche oft eine Sage, Geschichte, teilweise auch recht obszöne Handlungen, stets aber mit wunderbarer Feinheit ausgeführt, darstellen, und die man sich ebenso wie die gemalten japanischen Klappbücher, die Oriwons, nach unserm

Begriff von hinten nach vorn ansehen muß, steigern noch den Wert des Museums.

Erwähnen aber muß ich noch die berühmten japanischen Buntdrucke, zumal sie in Amerika, England und neuerdings auch bei uns von Sammlern hochgeschätzt werden. Diese Kunst, in der der Japaner großen Ruf genießt, geht bis in das 17. Jahrhundert zurück. Bedenkt man, daß bei uns erst neuerdings einwandfreie Buntdrucke hergestellt werden, so sieht man wieder, daß der Asiate auf vielen Kunstgebieten dem Europäer oft Jahrhunderte voran eilte.

Zur Ausführung vereinigt sich ein Künstler mit einem Holzschneider. Ersterer stellt seine Skizze in bunten Farben mit unerreichter Feinheit dar, absichtlich ohne Perspektive, da der Japaner nicht wie unsere Maler die Wirklichkeit nachahmen will. Nach dieser buntfarbigen Skizze fertigt der Holzschneider einen Holzschnitt des ganzen Bildes an, dann aber auch einen besonderen Block für jede Farbe, die in dem Bilde vertreten ist. Die Skizze, welche auf dünnem Reis- oder Seidenpapier aufgezeichnet wurde, wird dabei umgekehrt auf den Holzblock aufgelegt und gewissermaßen durchgepaust. Die verschiedenen geschnittenen Holzblöcke werden dann wieder von dem Maler gewöhnlich mit Reisfarben angemalt, und so entstehen nach Abdruck der einzelnen Holzschnitte jene herrlichen, japanischen Buntdrucke. Diese Kunst ist deshalb so interessant, weil wir hier zum erstenmal die glückliche Kombination zwischen Künstler und Handwerker finden, wie sie auch heutzutage bei uns so ergänzend gewirkt hat. Ursprünglich wurde dieser Gewerbezweig in den niederen Volksklassen ausgeübt und auch heutzutage kann man noch für ein Spottgeld recht gefällige Buntdrucke erhalten. Allerdings sind seit der Mitte des 19. Jahrhunderts keine berühmten Künstler auf diesem Gebiete mehr hervorgegangen.

Es ist interessant, daß selbst die Werke der hervorragendsten Künstler beim reichen Japaner nicht die Wertschätzung, wie seit kurzem beim Europäer gefunden haben. Trotzdem spricht es wieder für das Kunstverständnis der Japaner, daß sie von diesen herrlichen Kunstwerken keine Massenfabrikation herstellen, sondern daß alle hervorragenden Künstler von den Holzblöcken nur 50 Abdrücke machen ließen, dann aber die Originalblöcke vernichteten. Sie hielten es nicht für ihrer würdig, ihre Kunst so zu profanieren, wie dies leider heutzutage vielfach bei uns der Fall ist, sondern sie unterzogen sich lieber einer neuen monatelangen Arbeit, um andere

Motive nachzubilden. Am populärsten unter diesen Künstlern ist wohl Hiroshige (1796—1858). Seine Landschaften zeigen sogar viel Perspektive, was man darauf zurückführt, daß er von einem deutschen Maler beeinflußt sein soll. Tausende von Skizzen aus dem japanischen Leben stammen von ihm, dem man den Beinamen eines „Shakespeare des Pinsels" gab. Auf Maulbeerpapier ließ er seine Buntdrucke reproduzieren. Trotz seines großen Talentes blieb er bei seinen Lebzeiten unbeachtet und starb in Armut. Suzuki-Harunobu (1764—1772) stellte namentlich die japanischen Frauen dar und wurde daher mit dem Namen eines japanischen Boticelli belegt. Hokusai (1760—1849) ist dadurch zu unsterblicher Berühmtheit gelangt, daß er den in Japan so beliebten Fujiyama in hundert verschiedenen Bildern verherrlichte. Die Blütezeit dieser Kunst fällt in die Epoche von Tsukamaro (1780—1830). Utamaro (1753—1805) stellte wieder mit Vorliebe Frauenbildnisse dar und ist der farbenprächtigste unter diesen Künstlern, ähnlich wie Sharaku, der um 1790 wirkte und dessen sehr selten zu habende Bilder kürzlich mit 2000 Mark bezahlt wurden.

Koriusai aus der Schule des japanischen Boticelli verherrlichte den Stand der Daimyos oder Heerfürsten und die Krieger oder Samurais und zeichnete sich durch einfache Technik aus. Togokuni (1769—1825) stellte namentlich Schauspieler in den verschiedensten Posen dar, Szenen aus dem Volksleben, wobei er ebenso prächtige, wie originelle Farbenzusammenstellungen, vor allen Dingen eine Kombination von gelb und schwarz wählte. Kikugawa, Kunisade, Kunyososhi und Shojokyosai, welcher 1889 starb, sind die letzten Repräsentanten dieser eigenartigen Kunst, doch wird dieselbe neuerdings von Amerikanern, z. B. von Edwards in Japan, nachzuahmen versucht, welcher auch bereits Buntdrucke von europäischen Sujets meisterhaft herzustellen versteht.

Bei vielen Erzeugnissen der japanischen Kunst habe ich jedoch feststellen können, daß wirklich erstklassige Werke nur zur Zeit der Feudalherrschaft entstanden sind, wo mehr Mittel zur Verfügung standen und nur minimale Löhne gezahlt zu werden brauchten.

Eine der originellsten Sehenswürdigkeiten Tokios und vielleicht ganz Japans ist der große buddhistische Tempel Asakusa-Kwannon, welcher in seinem Innern das Bild der Göttin des Mitleides Kwannon trägt und aus dem 6. Jahrhundert stammt. In der großen Tempelhalle befindet sich nur eine Nachahmung des Bildes, welches im Original nicht gezeigt wird.

Die japanischen Tempel sind einstöckige Holzhäuser, deren Dächer ebenfalls noch chinesische Motive aufweisen. Der ursprüngliche japanische Tempel ist nichts weiter, als ein größeres Holzhaus. Erst unter chinesischen Baumeistern entstanden namentlich um das 9. Jahrhundert herum berühmte Tempelbauten, die besonders im Innern mit den wunderbarsten Holzschnitzereien und Goldlackarbeiten überaus phantasiereich verziert wurden, während vor dem Altar herrliche Bronzebecken standen, der Altar selbst aber mit Gold und Edelsteinen dicht besetzt war.

Das Charakteristische aller japanischen Heiligtümer liegt darin, daß sie an einem weithin sichtbaren Orte inmitten eines ausgedehnten, sehr schön gepflegten Parkes liegen, in dem es meist wie auf einem Jahrmarkt zugeht. So war es auch hier in dem Vorhof des Asakusatempels, und man glaubt anfangs im Wiener Prater oder im Hamburger St. Pauli zu sein. In Buden sieht man die berühmten japanischen Akrobaten, ferner japanische Ringkämpfer, eine Jiujitsuschule, Verkaufsbuden für Lebensmittel, dressierte Tiere usw. Zwischen den mächtigen Ichobäumen sind in schöner Abwechslung Eichen, Ahorn, Buchen, Tannen, Lärchen, Kiefern, Azaleen gruppiert. Auf dem ganzen Wege zum Tempel findet man Tempelglocken und große steinerne Laternen oder auch solche aus Bronze aufgestellt, in denen abends Wachskerzen brennen. Auch die berühmten japanischen Springbrunnen mit Goldfischteichen fehlen nicht im Tempelhain. Hier tummelt sich Jung und Alt, Frauen mit ihren Kindern vertreiben sich hier die Zeit; aber auch der ganze Verkehr geht dicht am Asakusatempel vorbei, in dessen nächster Nachbarschaft zwei große Daibutsen aus Bronze errichtet sind. In einem Hof vor dem Tempel flattern unzählige zahme Tauben, welche wie in Venedig gefüttert werden und sich zutraulich auf die Hand oder Schulter setzen.

Ebenso originell wie die Umgebung des Tempels ist auch das Innere desselben. Vor dem Hauptaltar wird man aufgefordert, den Hut abzunehmen, was im allgemeinen in buddhistischen Tempeln nicht üblich ist. Neben dem Bilde der Kwannon findet sich die Statue des Medizingottes in sitzender Stellung, der alle Krankheiten heilt, sofern man die Stelle der Statue küßt, an der man gerade erkrankt ist. Daß gewisse Körperstellen dieses aus Holz geschnitzten Gottes durch die häufige Berührung stark abgenutzt sind, brauche ich nicht besonders zu erwähnen. Noch originellere Zeremonien spielen sich vor dem Bild des Gottes der Heirat und des der Fruchtbarkeit ab. Auf einen Papierzettel schreiben die Frauen den Namen ihres

Geliebten und heften ihn an dem vor dem Bilde befindlichen Gitter an. Auch die niedlichen kleinen Mädchen bitten hier um einen reichen, recht gutmütigen Geliebten. Hält sich doch der reiche Japaner neben seiner Frau meist eine Geliebte, für die, falls sie schlank und groß ist, was in Japan als hervorragende Schönheit gilt, oft bis 10000 Yenn an die Eltern gezahlt wird. Die Statue des beleibten Gottes der Fruchtbarkeit wird

Abb. 176. Die Daibutsen in Tokio.

von den Frauen, welche Kinder erflehen, mit einem im Mund aufgeweichten Papierpfropfen angespuckt; bleibt derselbe hängen, so ist Kindersegen zu erwarten.

An einer anderen Stelle des Tempels befindet sich ein Bild mit einem großen, den Japanern heiligen Fisch, das von denen angespuckt wird, welche die Malkunst erlernen wollen.

Treibt sich hier im Asakusapark mehr das Volk herum, so erblickt man im Shibapark die vornehme Welt. Nicht weniger als sechs buddhistische Tempel, überreich ausgeschmückt und zu den wertvollsten in Japan ge-

Abb. 177. Eingang zum Shibatempel in Tokio.

hörend, sind hier in dem Park untergebracht. Zahlreiche Stein- und Bronzelaternen wurden von den alten Daimyos gestiftet und verleihen mit den uralten Bäumen dazwischen dem Ganzen einen erhabenen Eindruck.

Hier befinden sich auch die Grabdenkmäler von sechs Schôgunen (japanischen Kronfeldherren oder Fürsten), welche als Heilige verehrt werden. Denn neben dem Buddhismus ist die Hauptreligion der Japaner der Shintoismus oder Ahnenkultus, dem der kaiserliche Hof und die Ersten des Landes huldigen. Berühmte Häuptlinge, Fürsten, Helden, Gelehrte und Künstler werden nach ihrem Tode als Heilige oder gar als Götter verehrt. Der Shintokultus ist dem Buddhismus gegenüber sehr einfach. Die Mehrzahl der Tempel ist klein und birgt im Innern nur einen Spiegel aus Metall als Zeichen des Glanzes der Sonne und einen Bergkristall als Symbol der Reinheit und Macht der Gottheit. Ist eine Berühmtheit gestorben, so bestimmt der Mikado oder Himmelssohn den Rang, welchen der Verstorbene in der Reihe der Götter einzunehmen hat.

Die Priester sind nur bei feierlichen Prozessionen besonders gekleidet, während sie sonst einen beliebigen Beruf ergreifen und auch eine Ehe eingehen können. Vielfach findet man aber auch den im 5. Jahrhundert n. Chr. in Japan eingedrungenen Buddhismus mit dem Shintoismus zu einer Religion vereinigt. Die Lehren des Shintoismus lehnen sich im allgemeinen viel an die Vorschriften des Confucius an. Verehrt werden neben den zu Göttern erhobenen berühmten Ahnen diejenigen Götter, welche die Sonne, den Mond, die Gestirne und die Natur geschaffen haben, und welche die Japaner als ihre Altvorderen betrachten. So ist die Sonnengöttin die Urahne der kaiserlichen Familie.

Im 17. Jahrhundert ist auch der Katholizismus von Jesuiten, namentlich unter Franz Xavier, in Japan eingeführt worden. Dann aber waren alle christlichen Bestrebungen von der Regierung bei Todesstrafe verboten, bis erst neuerdings wieder dem Christentum die Wege geebnet wurden. Nicht weniger als vier katholische Bischöfe wirken zurzeit in Japan, während auch zahlreiche protestantische Missionen ihre Schulen errichtet haben. Doch zählen zur christlichen Religion bisher nur die niedersten Klassen, da der vornehme Japaner entweder seiner altererbten Religion treu bleibt oder aber als ganz moderner Mann dem Atheismus huldigt.

Wohl der prächtigste Tempel von Tokio ist der des Schôgun Hidetata, dessen Inneres ganz aus Goldlack hergestellt und mit fabelhaftem Luxus

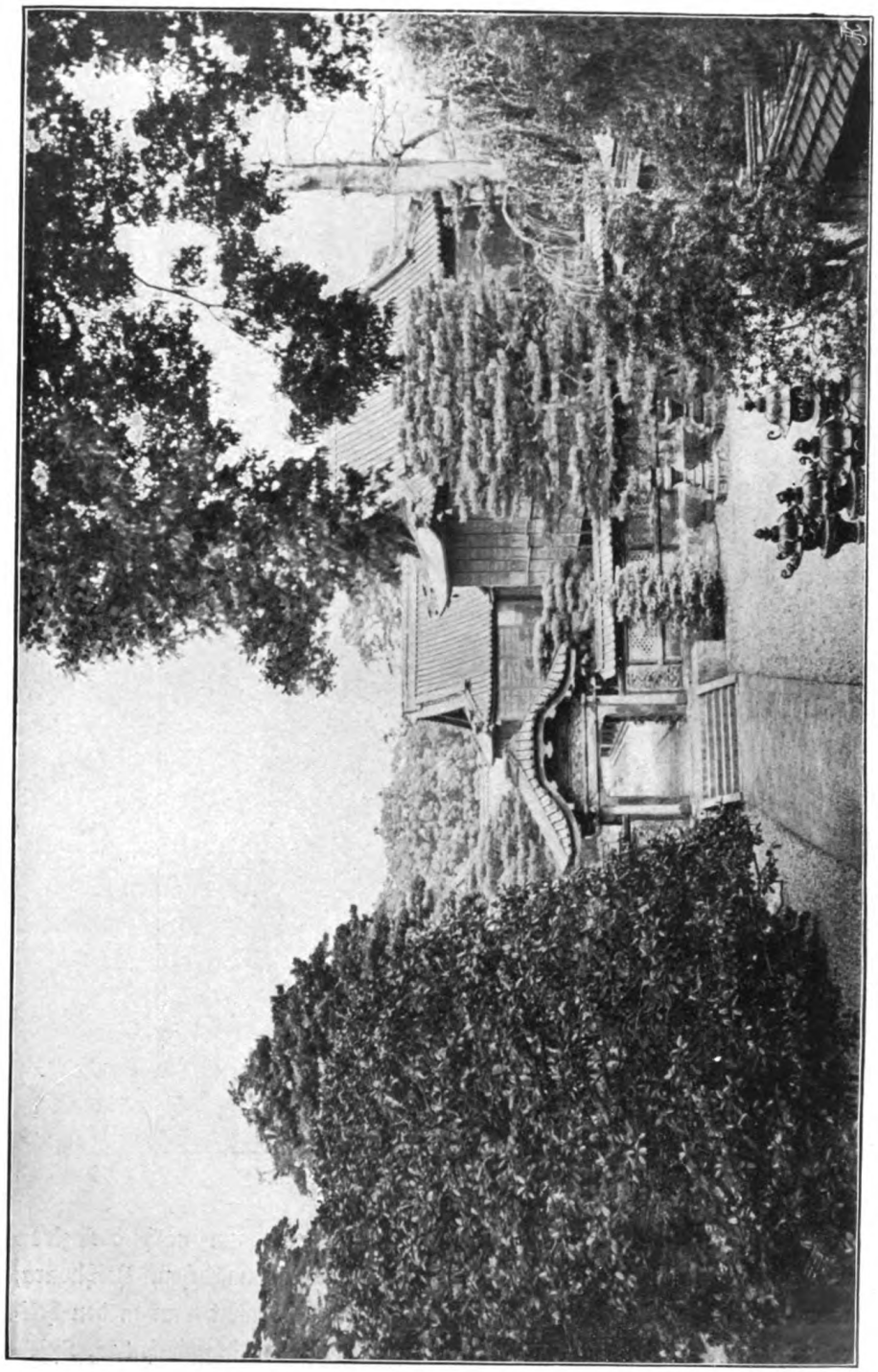


Abb. 178. Eingang zu den Schôgunengräbern in Tokio.

ausgeſtattet iſt. In der Nähe des Shibaparkes liegt auch ein großer Baſar, in dem es namentlich gegen Abend ſehr lebhaft zugeht.

An einem der Abende, welche wir in Tokio verbrachten, nahmen

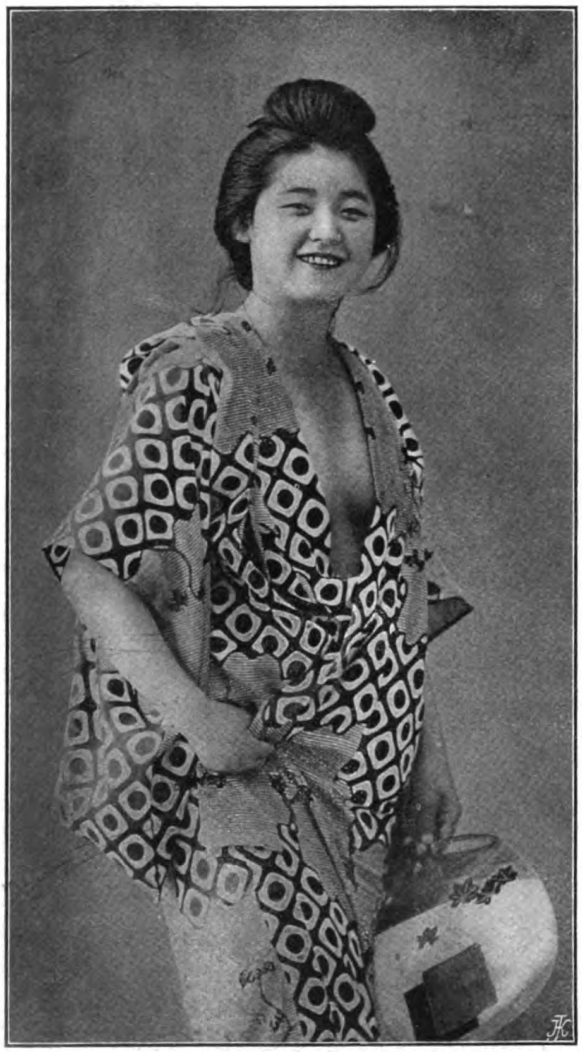


Abb. 179. Eine feſche Japanerin.

wir uns eine Rikſcha, von drei Kulis befördert, um nach der zirka eine Stunde vom Hotel gelegenen Stadt der Freudenmädchen, Yoſhiwara, einen Ausflug zu machen. Durch ein Eingangstor kommt man in den hell-erleuchteten Stadtteil, in dem neben Geſchäftshäuſern, Singſpielhallen, Spiel-

höllen, Karuſſels, Kinematographentheatern jene Mädchenhäuſer anzutreffen ſind, wie ſie in dieſer Ausdehnung nur Japan aufweiſen kann. Viele tauſende meiſt junge Japanerinnen ſind hier teils in primitiven, teils in herrlich ausgeſtatteten, mit allem Luxus verſehenen Häuſern untergebracht. Im Parterreſtock der elektriſch erleuchteten Häuſer ſieht man einen bühnenartigen Raum mit Teppichen ausgelegt und von der Straße durch ein

Abb. 180. Yoſiwara bei Tokio.

Holzgitter getrennt. Hinter dieſem ſitzen nun die ſchön friſierten, blumengeſchmückten Japanerinnen, während ſie Würfel oder Karten ſpielen und aus ihren kurzen Pfeifen den feingehackten Tabak rauchen.

Es gibt überaus niedliche Mädchen hier, welche dem Teint nach an Süditalienerinnen erinnern. Die leicht gebräunte Haut iſt von ſamtartiger Weiche, dadurch hervorgerufen, daß die Japanerin außerordentlich viel auf Kosmetik des Körpers hält. Neben täglicher Maſſage nimmt ſie Bäder mit Reiskleie und anderen kosmetiſchen Mitteln. Die Oberlippe dieſer niedlichen Puppen iſt gewöhnlich in der Mitte feuerrot geſchminkt, wodurch der Mund unendlich klein erſcheint. Die pechrabenſchwarzen Haare ſind

in kunstvoller Frisur, zu der oft eine Tagesarbeit nötig ist, zusammengehalten; dafür ist aber auch die Japanerin bezüglich ihres Kopfschmuckes unnahbar. Mehrere Tage lang muß ein solches kompliziertes Kunstwerk halten, so daß beim Schlafen ein kleines, schmales Holzbänkchen unter den Nacken gelegt wird, um eben die Frisur nicht zu zerstören. Die Mädchen sind überaus farbenprächtig ganz in Seide gekleidet.

Die Szenen, welche man hier vor diesen Menschenkäfigen beobachtet, gehören zu den interessantesten, die man in ganz Asien sehen kann. Gegen Abend ist dieser Menschenmarkt von allen Schichten der Bevölkerung besucht und nun sieht man die Japaner mit den Zierpuppen durch das Gitter hindurch tändeln und schäkern oder auch ein Rendezvous verabreden.

Je später es wird, desto leerer werden die Parterreräume; die Mehrzahl der Japanerinnen hat sich jetzt in die Gemächer des Hauses zurückgezogen. Diese sind nach echt japanischer Art eingerichtet, jedoch sehr sauber gehalten. Während in der Mitte des Zimmers in einem Porzellan- oder Bronzetopf Holzkohlen brennen und angenehme Wärme verbreiten, hat man sich auf dem mit japanischen Matten ausgelegten Boden ausgestreckt und wird nun von den Japanerinnen, von denen man sich eine beliebige Anzahl zu seiner Bedienung aussuchen kann, mit Bier, Tee, Früchten und Gebäck bewirtet. Die Zimmer sind vielfach mit herrlichen Wandgemälden und schön gearbeiteten Wandschirmen sowie auch mit Lackmöbeln ausgestattet.

Was den Aufenthalt in Yoshiwara so angenehm gestaltet, ist der Umstand, daß trotz der Kasernierung der Prostitution alles einen sehr dezenten Eindruck macht, so daß Yoshiwara vielfach auch von Frauen der europäischen Durchreisenden besichtigt wird. Weder im Gesicht noch im Gebaren hat die japanische Prostituierte etwas Freches oder Aufdringliches. Sie fühlt sich auch durchaus nicht deplaziert. Gilt es doch nicht als Schande, sich einige Jahre der Prostitution gewidmet zu haben, und kein Japaner trägt Bedenken, eine derartige Frau zu heiraten. Manches dieser Mädchen verdient sich hier in Yoshiwara ein Vermögen, mit dem sie später ihre Familie ernährt, und wodurch sie auch ihre unehelichen Kinder mit in die Ehe bringen kann, die dann als ehelich betrachtet werden.

Man sieht, wie tief die soziale Stellung der japanischen Frau auch heute noch ist. Zwar fängt man in vornehmen Kreisen schon an, die Frau mehr als früher zu respektieren, in den niederen Volksschichten ist aber

auch heutzutage noch die Frau kaum besser daran, als ein Haustier und darf weder mit dem Manne an einem Tische essen, noch irgend eine Meinung äußern. Während der Mann ohne weiteres seine Frau beim Ehebruch entläßt, sind ihm alle Freuden der Polygamie gestattet und so verbringt er die Abende höchst selten bei seiner Frau, sondern fast stets mit seinen Freunden in einem Tee- oder Geishahause. In keinem Lande gibt sich solch ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung der Prostitution hin, wie in Japan, ja auch außerhalb Japans findet man in Asien auf der Reise kaum eine Stadt, die nicht auch japanische Freudenmädchen aufzuweisen hätte.

Von Tokio setzten wir unsere Reise mit der Nordbahn nach Nikko, einem in reizender Gegend gelegenen Wallfahrtsort, fort, wo die berühmtesten Tempel Japans, besonders der im 17. Jahrhundert entstandene Nikkotempel und die Mausoleen von einigen mächtigen Schôgunen zu finden sind. Auf einer kleinen Brücke kommt man von der Stadt in das eigentliche Tempelviertel. Neben der gewöhnlichen Brücke ist eine aus rotem Lack vorhanden, welche nur für den Kaiser bestimmt ist. Seit über 1000 Jahren ist Nikko durch seine Tempel berühmt, und wird alljährlich von vielen tausenden von Japanern besucht. In der Sage und im Sprichwort spielt Nikko eine große Rolle. Als Beispiel ein solches: „Nikko wo minai uchi wa Kekko to iu na!“ (Sprich nicht von großartig, bevor du Nikko gesehen!) In der Tat sind die Tempelhaine Nikkos die schönsten, welche wir in ganz Asien zu sehen bekamen. Findet man doch hier 1000jährige Kryptomerien, deren dichte Baumkronen nur hin und wieder von einem Lichtschein durchdrungen werden. Mächtige Tempeltore machen darauf aufmerksam, daß man sich den Heiligtümern nähert. Die Mehrzahl der Nikkotempel sind aus rotem Lack hergestellt, der jeder Witterung zum Trotz Farbe und Glanz jahrhundertelang bewahrt hat. Vor einem der Haupttempel sind drei holzgeschnitzte Kolossalfiguren von den von den Japanern als eines der zwölf Glückstiere verehrten Affen. Der eine hält sich den Mund, der zweite die Augen, der dritte die Ohren zu. Das heißt soviel: Im Tempel nicht sprechen, nicht sehen, nicht hören, sondern nur in Andacht versunken sein. Der Affe gilt den Japanern als Zeichen der Intelligenz. So gibt es Jahre, Monate, Tage, die den Affen geweiht sind, und wer in einem solchen Affenjahr geboren ist, wird ein kluger Mann. Der Ieyasutempel und der Yakushitempel sind am berühmtesten und namentlich durch den Reichtum der

Abb. 181. Tempelhain in Nikko.

inneren Ausſtattung einzig in ihrer Art. Zahlreiche Steinlaternen, vielſtöckige Türmchen, Koloſſalſtatuen von Tieren, herrliche Holzſchnitzarbeiten geben dem Ganzen einen bizarren Anblick. In den Tempelhöfen aber iſt reges Leben, beſonders an einem Feſttage, an dem wir die Nikkotempel zu beſuchen Gelegenheit hatten. In einem beſonderen Heiligtum ſahen wir den antiken heiligen Kaguratanz, bei dem ſich die bejahrte, häßliche Tänzerin in recht ſteifen, ſtumpfſinnigen Bewegungen erging.

Hier bereitet man auch im Tempelhof die Prozeſſionen vor, welche

Abb. 182. Prozeſſion in Nikko.

von buddhiſtiſchen und beſonders von Shintopriеſtern als überaus feierliche, farbenprächtige Aufzüge arrangiert werden. Eine Prozeſſion in Nikko iſt jedenfalls eine große Sehenswürdigkeit. Alle Beteiligten ſind in phantaſtiſche Gewänder gekleidet, teils mit Muſikinſtrumenten, teils mit Fahnen und Wimpeln verſehen. Große Trommeln werden im Zuge geführt, auch Tiere folgen der Prozeſſion, während der buddhiſtiſche Prieſter auf einem prächtig geſchirrten Roß vorbei zieht. Kleine heilige Tempelſchreine werden in der Prozeſſion mitgeführt, die zirka eine Stunde lang dauert und reichlich Gelegenheit bietet, religiöſe Studien zu machen. Die Hauptprozeſſionen finden am 2. Juni und am 17. September im Nikkotempel ſtatt. In der Nähe dieſer Tempel liegt äußerſt ſtimmungsvoll das Grabmal Jeyaſus, zu dem man auf 200 Stufen hinaufſteigt.

Auch die Umgebung von Nikko iſt herrlich. Mit Pferden unternahmen wir den berühmten Ausflug entlang dem Fluſſe Daŋagawa, deſſen aus-

getrocknetes Bett mit mächtigen Felsblöcken überschüttet ist. Mäßig ansteigend kamen wir durch Täler und Schluchten vorbei an Teehäusern bis an eine Stelle, wo sich der Gebirgsbach über mächtige Felsblöcke hinwegstürzt; dann steigt man immer höher und hat gelegentlich Ausblicke über

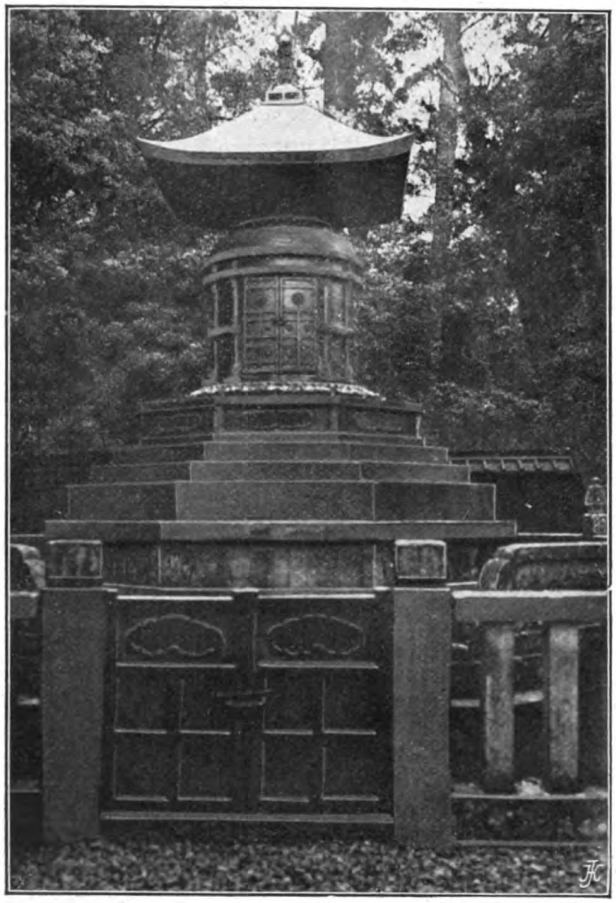


Abb. 183. Ein Schôgungrab. Nikko.

die herrliche Landschaft. Schließlich kommt man an einen Punkt, wo zwei mächtige Wasserfälle von den bewaldeten Berghöhen herabrauschen und im Tal sich vereinigen. Einer von ihnen, der Hannyabach, stürzt fast 50 m tief senkrecht ins Tal, und dicht daneben tost der Hodobach, während man in der Ferne den Dayagama, den man anfangs stets zur Seite hatte, nur noch eben sieht. Durch herrliche Ahornwälder, an zahllosen bunten, bald

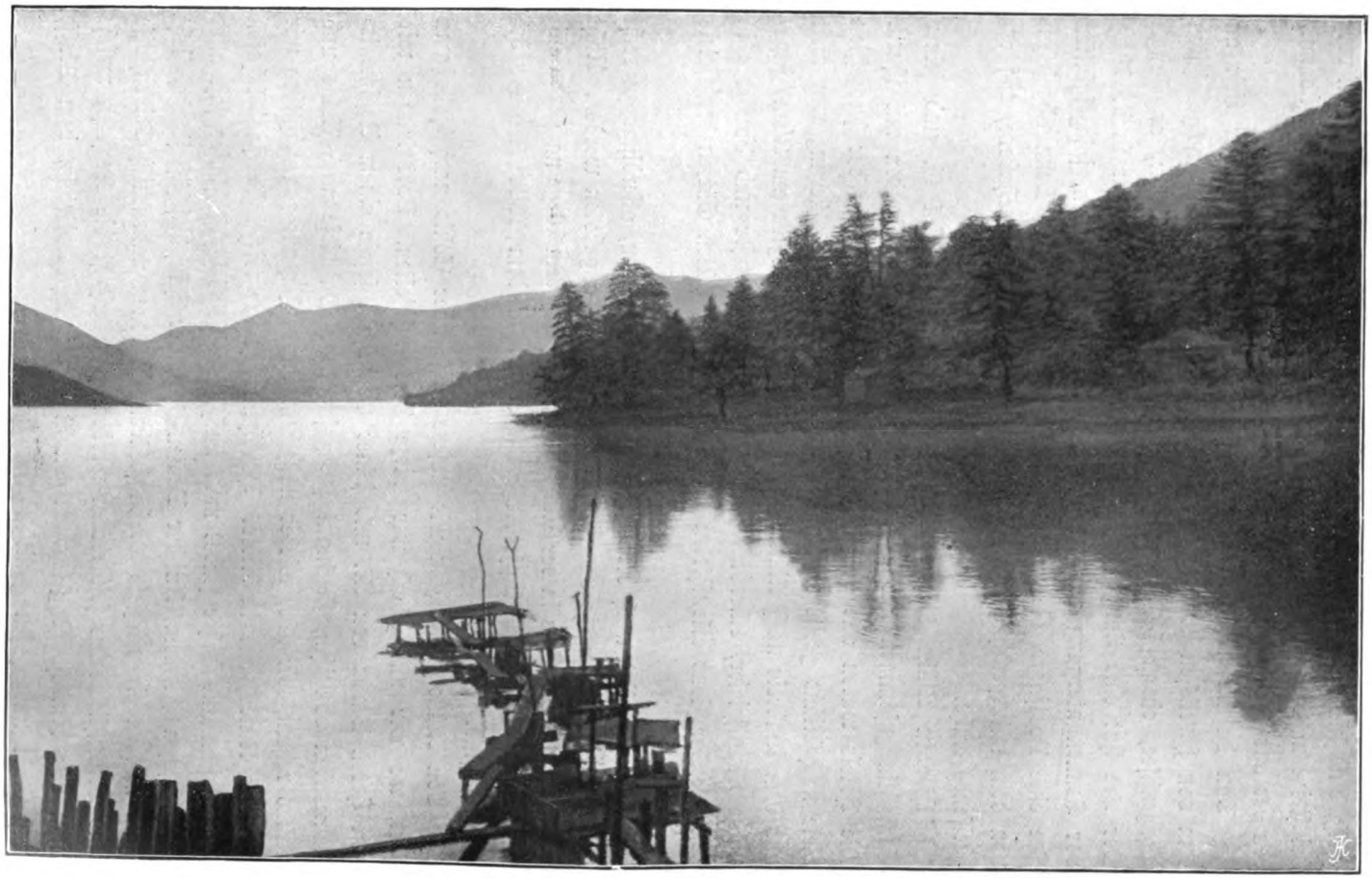


Abb. 184. Japanische Landschaft am Chuzenjisee.

weiß, bald lila, hellrot, feuerrot und rotgelb blühenden Azaleenbäumen vorbei steigt man weiter in die Höhe, bis man an jenen Wasserfall kommt, den der aus dem Chuzenjisee entspringende Danagama bildet.

Von da an geht man wieder talwärts und ist in kurzer Zeit an dem von herrlichen Wäldern und Gebirgshöhen umgebenen, ausgedehnten Chuzenjisee, einem beliebten Höhenausflugsort der Europäer, angelangt. Der See hat eine Länge von 6 km und ist beinahe 3 km breit. Kurz vor Sonnenuntergang machten wir auf dem himmelblauen, spiegelglatten See eine Bootfahrt, die mir unvergeßlich bleiben wird. Denn abgesehen von dem naturprächtigen Bilde herrscht hier auch eine erhabene, tief ergreifende Ruhe.

Hier in Nikko trafen wir auch mit Herrn Konsul G. und seiner Gemahlin zusammen und verlebten einige vergnügte Stunden mit ihnen. Die Hotels waren alle von Fremden überfüllt, da wegen der Prozession viele nach Nikko geeilt waren. Aber auch die Landbevölkerung war weit aus dem Umkreis nach Nikko gewandert. Überall zeigten am Abend japanische Schauspieler, Akrobaten, Jongleure, Fackelwerfer und Zauberer in den mit Lampions erleuchteten und festlich geschmückten Gärten der Hotels ihre Künste.

Zahlreich sind auch die Shops in Nikko, in denen, allerdings zu recht teurem Geld, japanische Erzeugnisse den Fremden angeboten werden. Nicht übergehen will ich das in der Nähe von Nikko auf dem Wege nach Chuzenji befindliche, berühmte Kupferbergwerk Aisho, in dem 7000 Arbeiter beschäftigt sind.

Von Nikko aus setzten wir unsere Reise über Tokio nach Yokohama fort, wo wir uns jedoch nur kurze Zeit aufhielten. Dort kamen wir mit Herrn Baron von M. und seiner Gemahlin, sowie einem Regimentskameraden von ihm, Leutnant P., zusammen. Da diese nach Tokio und Nikko reisten, wir aber wieder nach dem Süden Japans zogen, gaben wir uns ein Rendezvous in Kioto. Yokohama ist der wichtigste Handelshafen von Japan und daher findet man auch hier die Geschäftshäuser fast aller europäischen Firmen. In der Benten-Dori, der Hauptgeschäftsstraße, sieht man modern eingerichtete Verkaufsläden, in denen namentlich Seidenstoffe und Seidenstickereien feilgeboten werden. Herrlich ist die Aussicht, welche man von dem höchst gelegenen Punkt des Europäerviertels, dem Bluff, auf Stadt und Hafen genießt.

Von Yokohama aus war unser erstes Reiseziel Kamakura, welches wir aufsuchten, um den größten Daibuts in Japan zu besichtigen. Diese Bronzestatue Buddhas ist in sitzender Stellung inmitten eines herrlichen Parkes errichtet und hat einen Umfang von 30 m, sowie eine Höhe von 15 m. Die Nase hat z. B. eine Länge von über 1 m. Das Innere dieser aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kolossalfigur ist mit Altären, heiligen Geräten usw. ausgeschmückt, während der Kopf einen kleineren Tempel enthält. Auch der Kwannontempel von Kamakura ist berühmt und ebenso ist der Hachimantempel sehenswert.

Nachdem wir uns in einem kleinen Teehaus erfrischt hatten, setzten wir unsere Reise über Enoshima, Fujosawa, Numoto, kleinen sehr malerisch am Meere gelegenen Fischerdörfern, nach dem im Gebirge gelegenen, berühmtesten Ausflugsorte Japans: Minanoshita, fort. Der kleine Ort liegt hoch im Gebirge, ringsum von tiefen Talschluchten umgeben, und zahlreiche Wasserfälle stürzen sich von den Gebirgshöhen in die Tiefe. Überall sind die Gebirge herrlich bewaldet, ähnlich wie in unserm Schwarzwald. Außerdem ist aber Minanoshita auch Badeort, der wegen seiner heißen Salzquellen von Gichtleidenden und Rheumatikern aufgesucht wird. Überhaupt sind die Bäder zahllos, welche über ganz Japan verstreut sind. Besondere Berühmtheit erlangten die Schwefelbäder, auch als „Onsen" bezeichnet, deren Temperatur bis 50 Grad geht. Sie enthalten freie Schwefelsäure und werden daher gegen Hautkrankheiten, Lepra, Gicht und Rheumatismus angewendet, so z. B. die berühmten Quellen des Bades Kusatsu in der Nähe von Kioto.

Andere Bäder sind alaunhaltig und ebenfalls von Heilwirkung auf kranke Haut. Benutzt man doch auch stets auf Reisen Alaunpulver als Zusatz zum Waschwasser, zumal dadurch auch die Haut sofort trocknet. Berühmt ist ferner Atami, in der Nähe von Minanoshita gelegen, wo sich eine Geiserquelle befindet, welche alle vier Stunden ihre heilbringenden Wasserstrahlen in die Luft sendet. Am berühmtesten ist aber Arima in der Nähe von Kobe. Von ihm behauptet der Japaner: „I Oisha-San demo, Arima no yu demo, horeta yamai, wo naoramansu" — Arzt und Wasser von Arima heilen alle Krankheiten, nur die der Liebe nicht.

In Japan stehen überhaupt Bäder seit Jahrhunderten in Blüte. Der Japaner, der fast stets ein eigenes Haus besitzt, hat darin auch Baderäume, welche zuerst den Gästen, dann dem Hausherrn, nachher Frau

und Kindern und zuletzt dem Personal zugängig sind, während das Wasser gewöhnlich nicht gewechselt wird. Man badet hier bei Temperaturen zwischen 40 und 50 Grad C; oft bleibt der Japaner zwei Stunden im Wasser sitzen, während der Kopf mit kalten Kompressen bedeckt ist. In den zahlreichen Badeanstalten, welche in allen größeren und kleineren Städten Japans anzutreffen sind, sowie in den Heilbädern, wo vielfach noch ein Bademeister vorsingt und die Badenden unter Absingen von japanischen Liedern ins Wasser steigen, sind heutzutage die Bäder in den Anstalten für Männer und Frauen getrennt. Nur in den weniger zugänglichen Gegenden von Japan baden noch jetzt Männer und Frauen in den natürlichen Bädern zusammen.

Die Japaner schreiben ihren Quellen große Heilkraft zu, so daß dieselben für viele Krankheiten fast ausschließlich benutzt werden. Auffallend ist jedenfalls die Tatsache, daß die Erkrankungen an Rückenmarksleiden im Anschluß an syphilitische Ansteckungen in Japan sehr viel seltener sind, obwohl man gegen letztere Krankheiten lediglich nur Schwefelbäder anwendet und Quecksilberkuren verwirft. Viele Quellen werden auch als Trinkwasser benutzt, von denen das Tarsanwasser im ganzen Land verbreitet ist.

Neben den Bädern steht auch die Massage in Japan schon seit vielen Jahren in hoher Blüte. Man kann sich nicht nur in jedem Bad massieren lassen, sondern sogar in allen größeren Hotels klopft am frühen Morgen der Masseur oder die Masseuse an die Tür und nimmt auf Wunsch eine Massage des ganzen Körpers vor. Unerreicht aber sind die Japanerinnen in der Ausübung der Gesichtsmassage, so daß sich viele reiche Europäerinnen hier in Asien als Kammerzofe eine Japanerin halten, von deren Vorzügen sie nicht genug berichten können. Diese japanischen Masseusen nehmen bei ihrer Gesichtsmassage ziemlich komplizierte Manipulationen vor. Zunächst wird das Gesicht mit ganz heißen Tüchern abgerieben, um die Haut vom Schmutz zu reinigen und geschmeidig zu machen. Dann bearbeiten die Masseusen mit ihren so überaus feinen, zarten, aber doch kräftigen Händen die ganze Muskulatur des Gesichtes und bringen dadurch in kurzer Zeit jedes Fältchen in der Gesichtshaut zum Schwinden. Abreibungen mit heißem Wasser und Einreibungen von Creme werden abwechselnd wiederholt, so daß eine derartige Gesichtsmassage fast eine Stunde in Anspruch nimmt. Fraglos ist eine richtig ausgeführte Gesichtsmassage für jede Frau geeignet, ihre Schönheit bis in das hohe Alter zu erhalten.

Einer der beliebtesten Ausflugsorte von Minanoshita aus ist der Hakone-

Abb. 185. Japanische Landschaft — Fujiyama.

see, dem wir am nächsten Tag einen Besuch abstatteten. Mit Pferden ritten wir zirka 1½ Stunden bergauf, vorbei an Wasserfällen, Schluchten, von Gärten umgebenen Teehäusern u. a. m., um dann wieder langsam nach dem rings von Gebirgen umgebenen See hinabzugelangen. Der Hakonesee hat viel Ähnlichkeit mit dem schon erwähnten Chuzenjisee, zumal er überall von Gebirgshöhen umgeben ist, an seinen Ufern aber uralte Wälder von Ahorn, Cryptomerien, teils wilden, teils zahmen Kastanien, Tannen, Eichen, Buchen und Kampferbäumen neben der japanischen Mispel, der „Biwa" vorkommen. Hakone selbst hat einige Tempel aufzuweisen, zu denen mit Steinlaternen und Tempeltoren besetzte Wege führen und ist noch dadurch bemerkenswert, daß auf einer halbinselförmigen Landzunge ein Sommerpalast des Kaisers aufgebaut ist. Scheinbar liegt dieser auf einer Insel mitten in dem See, da nur ein schmaler, mit mächtigen Cryptomerien eingefaßter Weg das kleine Vorgebirge mit dem Land verbindet.

In der Nähe des Kaiserpalastes suchten wir ein kleines Hotel auf, von dem aus man eine herrliche Aussicht über den ganzen See genießt. Was aber letzterem noch ganz besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß man von hier aus auch den dem Japaner so lieben Fujiyama sieht, der sich bei schönem Wetter an einer Ecke des Sees in den Fluten spiegelt.

Berühmt sind die Holzschnitzer von Hakone, welche allerhand zierliche Kästchen, besonders aus Kampferholz, zum Verkaufe anbieten. Zum Andenken an diesen herrlichen Ausflugsort nahmen wir uns auch eine Anzahl jener kleinen Vexierkästchen mit, wie sie der Japaner so verschiedenartig darzustellen versteht. Von Hakone aus setzten wir unsere Fahrt über den 6 km langen See bis an sein anderes Ende fort, wo wir nach ungefähr einer Stunde angelangt waren. Unsere Diener hatten die Pferde von Hakone aus wieder zurückgeführt und wollten uns auf unserem Weitermarsche entgegenkommen.

Als wir das andere Ende des Sees erreicht hatten, sahen wir an dem verbrannten Boden und dem zahlreichen Steingeröll, daß wir uns an dem Fuße eines Kraters befanden. Langsam stiegen wir anfangs noch durch niedrig bewaldete Gegenden den Krater aufwärts an einem kleinen Bach entlang, dessen schwefelhaltiges Wasser das Gestein braungelb gefärbt hatte. An einer Stelle hat man die Wassermassen zu einem Badebassin vereinigt, in dem die Landbevölkerung oft stundenlang Schwefelbäder nimmt. Allmählich schwindet die Vegetation vollständig und man kommt auf die Spitze dieser Berghöhe Ochigogi.

An einzelnen Stellen sieht man auf diesem Vulkan Schwefeldämpfe aus der Erde aufsteigen, während überall heiße, schwefelhaltige Quellen von der Kraterhöhe aus talabwärts eilen. Der Abstieg von der Spitze des Kraters nach Minanoshita über mächtiges Steingeröll, auf schlüpfrigen, aufgeweichten Pfaden war recht schwierig. Der schmale Weg, der hier talabwärts führt, gibt eben Platz für eine Person, während man lange Zeit einen gähnenden Abgrund zur Seite hat. Ungefähr eine Stunde später hatten wir diese gefährliche Passage hinter uns und befanden uns wieder in einem herrlichen Wald.

Kurz darauf sahen wir auch unsere Diener mit den Pferden, mit denen wir in einer Stunde Minanoshita wieder erreichten. Das Hotel in diesem herrlich gelegenen Hochgebirgsort ist in jeder Beziehung ausgezeichnet, so daß viele Europäer sich hier wochenlang aufhalten, zumal man von hier aus nicht nur zahlreiche Ausflüge, sondern auch leichtere und schwierigere Bergaufstiege, so z. B. die des Fujinama, unternehmen kann. Uns aber war es nicht vergönnt, länger zu bleiben, da wir in der kurzen Zeit, die uns für Japan übrig blieb, noch möglichst viel sehen wollten.

Am frühen Morgen ließen wir uns mit der Rikscha ins Tal nach Kozu bringen, von wo aus wir mit der Tokaidobahn die Reise zu unserem nächsten Ziel, Nagoya, fortsetzten. Während der ganzen Fahrt, die teils am Meer entlang, teils durch Gebirgsgegenden und fruchtbare Ebenen führte, hatten wir den Fujinama dicht vor uns. Jetzt konnten auch wir verstehen, warum der Japaner so stolz auf diesen Vulkan ist. Von kegelförmiger Gestalt, steigt dieser heilige 3778 m hohe Bergriese an allen Seiten fast gleichmäßig in die Höhe, und besitzt eine Vegetation, die von den tropischen Pflanzen in allen Übergängen bis zur Alpenflora reicht.

Von zahllosen Gegenden Japans hat man einen herrlichen Blick auf diese Naturschönheit; sei es, daß man den Berg vom Meer aus erblickt, sei es, daß man ihn, wie in Hakone, aus dem umgebenden Hochgebirge mit seiner Spitze hervorlugen sieht, oder ihn von den vor ihm liegenden reichen Saatfeldern aus bewundert. Das ganze obere Drittel des Fujinama ist in eine etwas abgeflachte Schneespitze verwandelt. Bei klarem, blauem Himmel brechen sich die Strahlen der Sonne wie in einem Spiegel, während hellgelbe Saatfelder, tiefschwarze Tannen und Cryptomerien Farbeneffekte erzeugen, wie sie prächtiger und abwechslungsreicher nirgends in der Welt mehr zu finden sind.

Am Abend hatten wir Nagoya erreicht, eine Stadt von 300000 Einwohnern, berühmt durch ihre Porzellanfabriken. Neben den verschiedenen Arten von japanischem Porzellan, dem grüngelben Owari, dem Kutani und Imari sowie dem Setoporzellan stellt man hier das sogenannte Eierschalenporzellan her, welches seiner Durchsichtigkeit wegen diesen Namen erhielt. Dieses feine Porzellan wird innen und außen von geschickten Malern mit Blumen- und Tierfiguren kunstreich ausgeschmückt. Man findet hier sehr schöne Porzellanservice vorrätig, doch empfiehlt es sich mehr, wie ich es auch getan habe, ein derartiges Service zu bestellen, mit der Anordnung, daß jedes einzelne Stück eine besondere Malerei aufweisen muß. Auch sehr zierliche, buntbemalte Porzellanfiguren erhält man, welche Geishas, ferner die sieben Glücksgötter der Japaner, darunter den feisten Hotei, mit nacktem Oberkörper, fettem Bauch und Hängeohren — die personifizierte Wohlbeleibtheit — sowie Tierfiguren, Katzen, Hühner, Hunde usw. darstellen.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Nagoya, eine der früheren Hauptstädte Japans, ist die Daimyoburg. Rings von einem großen Wassergraben und einer aus mächtigen Quadern aufgebauten Mauer umgeben, liegt das imposante Schloß mit seinen zahlreichen Nebengebäuden in einer herrlichen Parkanlage. Es entstand im 16. Jahrhundert, hat fünf Stockwerke und gilt als schönste Burg in ganz Japan. Weithin sind die mit Kupferplatten belegten Dächer sichtbar; das Haus selbst aber ist aus Holz errichtet. Nachdem man durch das Haupttor über eine kleine Brücke in das Innere des Schlosses gelangt ist, kommt man auf breiten, gutgepflegten Wegen nach der Burg.

Da wir mit einem Erlaubnisschein vom Konsul versehen waren, gestattete man uns auch die Besichtigung des Inneren und führte uns in den fünf Stockwerken herum. Von oben herab hatten wir einen herrlichen Blick auf die ganze Schloßanlage. Zwei fußhohe holzgeschnitzte, stark vergoldete Delphine ragen vom obersten Dach aus in die Luft. Unten liegen die Parkanlagen, die vielen kleineren Gebäude für Beamte, vier Türme, welche sich an jeder Seite der Mauer erheben und, abgesehen von der großen, äußeren Mauer, noch zwei kleinere Mauern, welche das Schloß nach außen hin abschließen. Eine herrliche Aussicht hat man auch über die Stadt Nagoya selbst, auf die Häuser, die zahlreichen Tempel und die Fabriken (Baumwoll-, Seidenspinnerei, Porzellan und Cloisonné) der 300000 Einwohner zählenden Stadt.

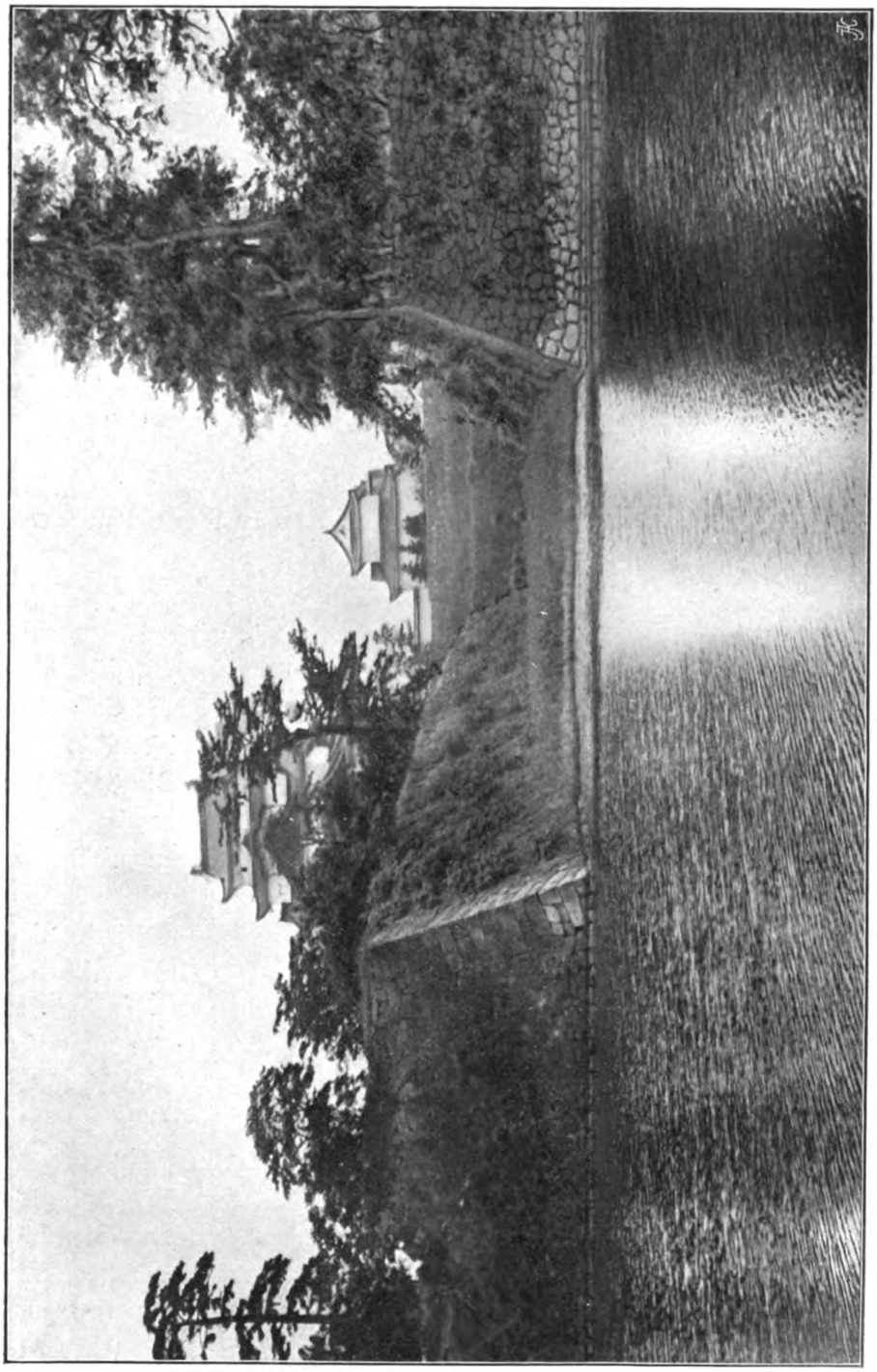


Abb. 186. Daimyoburg in Nagoya.

Dicht an das Schloß lehnt sich auch der Exerzierplatz an, auf dem wir lange Zeit dem Manövrieren der japanischen Soldaten zusahen. Wie bekannt, wurde die japanische Armee von deutschen Militärinstruktoren ausgebildet. In der Tat waren die Leistungen der japanischen Soldaten staunenerregend. Ihr Exerzierreglement unterschied sich, soweit ich es als Laie beurteilen kann, in keiner Weise von dem bei uns üblichen.

Durch die Schießscharten hindurch, welche früher bei Belagerungen noch Verwendung fanden, hat man auch einen weiten Blick auf das Meer und die zahlreichen kleinen Küstenstädtchen, welche sich an der japanischen See aufgebaut haben. Diesem an und für sich herrlichen Ausblick von der Burg aus wird aber dadurch noch die Krone aufgesetzt, daß in der Ferne die schneebedeckte Spitze des Fujiyama auftaucht. Die Daimyoburg in Nagoya war ihrer reizvollen Lage wegen der Lieblingsaufenthalt der früheren Herrscher, doch wird sie jetzt als solche nicht mehr benutzt. Man hat den ganzen Komplex für Verwaltungsgebäude eingerichtet.

Von großem Interesse ist auch die Besichtigung des kaiserlichen Hofhauses neben der Burg. Sieht man doch hier die Wände mit herrlichen, auf Goldpapier gemalten Bildern aus der japanischen Sage, der Geschichte des Landes, aus dem Volksleben und der Natur verziert. Prachtvolle Goldlackarbeiten, Kakemonos und Wandschirme vollenden die Pracht dieser niedrigen Räume, welche durch Schiebetüren von einander getrennt sind. Die Fußböden sind wieder, wie in allen japanischen Häusern, mit Matten ausgelegt. Am Eingang lernten wir eine besondere Einrichtung, die in vornehmen japanischen Häusern und Schlössern angebracht ist, kennen. Man überschreitet nämlich kurz nach dem Türeingang eine Stelle im Fußboden, bei deren Betreten ein lautes krächzendes Geräusch erschallt. Wie uns unser Führer erklärte, sollte dadurch die Dienerschaft auf eindringende Räuber aufmerksam gemacht werden.

Eine gleich große Sehenswürdigkeit bildet der berühmte buddhistische Tempel Higashi Hongwanji, der in einem prächtigen Tempelhain gelegen und im Innern mit unzähligen Kunstschätzen Japans ausgestattet ist.

Ein großer Teil der Bevölkerung Nagoyas lebt vom Fischfang. An der Owaribucht, die mit ihren Wellen die Stadt umspült, kann man die Einwohner dieser Beschäftigung nachgehen sehen. Auch wird hier vielfach am Abend unter Fackelschein gefischt. Man betreibt den Fischfang nicht nur mit Netzen, sondern auch mit abgerichteten Cormoranen.

Da wir gerade zur Zeit eines der vielen Feste hier waren, wurde in dem großen japanischen Theater abends gespielt. Wir fanden einen großen, sehr luxuriös ausgestatteten viereckigen Raum, welcher mit elektrisch erleuchteten Lampions, zahlreichen Fahnen, künstlichen Blumen und in der Luft herumschwirrenden, künstlichen Schmetterlingen sehr geschmackvoll ausgestattet war. Außer dem ähnlich unserem Parkett eingerichteten Parterreraum waren ringsherum Logenplätze und darüber noch im ersten Stock eine Galerie mit Logen vorhanden. Auch die Vorstellung war recht interessant. Links von der Bühne auf einem Podium, das mit rotem Tuch ausgeschlagen war, hockten niedliche Geishas, welche auf ihren Zupfgeigen und Flöten, auf teils mit der Hand zu schlagenden, teils mit kleinen Holzklöppeln zu bearbeitenden Trommeln eine ziemlich eintönige Musik vollführten.

Auf der Bühne selbst, die nach ganz modernen Ansprüchen als Drehbühne eingerichtet war und deren verschiedene Abteilungen sich mit prächtigen Wandgemälden geschmückt zeigten, spielte sich eine der beim Japaner sehr beliebten Handlungen aus der Göttersage ab. Mehr als 300 Geishatänzerinnen in überaus prächtigen Gewändern erschienen abwechselnd auf der Bühne; Solotänze wurden aufgeführt, wobei ich konstatieren konnte, daß die Japanerinnen selbst nach unsern Begriffen ganz ausgezeichnete Tänzerinnen sind.

Auch hier werden diese Solotänzerinnen von reichen Japanern außerordentlich verehrt und es kommt häufig, wie auch bei uns, vor, daß eine Tänzerin ihren Geliebten rasch dem finanziellen Ruin zuführt. Während der Handlung werden die Namen der vortragenden berühmten Schauspielerinnen und Tänzerinnen unzählige Male als Zeichen der Anerkennung vom Volk gerufen. Die Liebhaber machen den Schauspielerinnen wertvolle Geschenke, welche aber zum Teil in das Eigentumsrecht des Theaters übergehen. Z. B. sieht man zahllose mit den herrlichsten Stickereien versehene Vorhänge, auf denen links der Name des Liebhabers und rechts der der Schauspielerin aufgestickt ist.

Zur Erläuterung der einzelnen Akte, welche die Hauptschauspieler und Tänzer aufführen, wurde bei der Vorstellung, der wir beiwohnten, jedesmal vorher von vier Geishas die Szene erklärt. Die Haupthandlung drehte sich um ein herrliches Mädchen, welches die Gestalt eines Dämons angenommen hatte und einen Kriegsgott zu verzaubern suchte. Dazu bedienen sich die Verführerinnen einer langen, bis zum Boden herabwallenden Perücke, welche sie nach den Klängen der Musik hin- und herschütteln, denn nach der japanischen Sage bedeutet langes Haar Stärke. Sowohl nach oben, wie nach

unten — ganz nach europäischem Muster — kann der Dämon verschwinden, um dann in neuer Gestalt von irgend einer Seite der Bühne wieder vorzutreten. Auf der Bühne kann man auch die zwei verschiedenen Gesichtstypen studieren. Das Volk wird stets mit breiten Gesichtern vorgeführt, während der Kaiser und sein Haus, sowie die Daimyos und die Götter schmale Gesichter haben, was in Japan als Zeichen einer alten, vornehmen Abstammung gilt.

Sehr interessant war es auch, das Volk im Theater zu beobachten. Zahlreiche Frauen mit ihren Kindern, ja selbst mit Säuglingen, verfolgten die Vorstellung mit großer Spannung. Dabei hatten sie ihr Abendbrot mitgebracht und verzehrten dies nun gemeinschaftlich. Ebenso wurde in den Logen soupiert und gebechert. Am Schluß des Stückes findet stets eine Apotheose statt, wobei die ganze Bühne mit herrlich gekleideten Schauspielern und Schauspielerinnen übersät ist, während durch bunte Beleuchtung, Goldregen und ohrenbetäubende Musik eine Steigerung des Schlußeffektes erzielt werden soll.

Da in Nagoya zu diesen Festlichkeiten sehr viel Japaner von außerhalb gekommen waren, zeigte sich auch in der Stadt bis spät in die Nacht hinein sowohl in den Verkaufsläden, als auch in den Teehäusern und Vergnügungsetablissements ein sehr reges Leben.

Zahlreich sind die Häuser, in denen man sich zu seiner Unterhaltung so viel Geishas nehmen kann, als der Geldbeutel erlaubt. Für jedes dieser niedlichen kleinen Mädchen, welche durch Tanz, Musik und andere Scherze den Besucher bei guter Laune zu erhalten trachten, hat man je nach der Vornehmheit der Häuser und der Schönheit und Jugend der Mädchen einen oder mehrere Yenn zu entrichten. Auch schwankt der Preis je nach der Ausstattung der Zimmer, welche man sich für diese Belustigungen wählt. Nach einer gesetzlichen Bestimmung dürfen in diesen Häusern Japanerinnen unter 16 Jahren nicht beschäftigt werden. Von reichen Japanern werden aber häufig auch jüngere Mädchen engagiert, doch wird bei einer Anzeige, die allerdings zu den größten Seltenheiten gehört, die Mutter ebenso wie der Liebhaber bestraft. Jeder Besucher dieser Häuser muß sich einer Bestimmung gemäß in das Fremdenbuch eintragen, denn man will dadurch eine Kontrolle über das Publikum ausüben und hat schon oft, ähnlich wie bei uns in den Animierkneipen, Diebe abgefaßt, die hier ihr gestohlenes Geld verjubelten. Auf Eintragen eines falschen Namens steht Strafe.

Unser nächstes Ziel war Nara, ein kleines, sehr interessantes japanisches Städtchen, dessen Einwohner allerlei niedliche Gebrauchsgegenstände aus rotem Lack, vor allem aber Messer aus biegsamem Stahl herstellen, die an Toledoklingen erinnern. Hier bekommt man auch Harakirimesser, welche aus sehr widerstandsfähigem Material gearbeitete, 30 cm lange und 3 cm breite Klingen haben, während Griff und Scheide aus gewöhnlichem Holz hergestellt sind. Noch heutzutage kommt es vor, daß Japaner das Harakiri ausüben. Sie stechen sich dabei den todbringenden Stahl unter den linken Rippenbogen in die Gegend der Milz und schlitzen sich quer den Leib auf, wodurch Magen, Darm und Leber durchschnitten werden. Dabei zeigen sie noch so viel Selbstbeherrschung und Willenskraft, daß sie das blutige Messer abwischen und in seine Scheide zurückstecken; dann erst können sie beruhigt sterben.

Früher wurde aus den verschiedensten Gründen Harakiri ausgeführt: beim Tode ihres Häuptlings begingen viele seiner Untertanen auf diese Weise Selbstmord, politische Verschwörer töteten sich so, und Verbrecher entzogen sich auf diesem Wege der Gerichtsbarkeit. Heutzutage ist das Harakiri allerdings im Aussterben begriffen, wie denn überhaupt Japan in jeder Beziehung modern geworden ist. So findet man auch in den Gefängnissen durchaus europäische Verhältnisse. Nur selten bestätigt der Mikado eine Todesstrafe, welche hier durch Erhängen des Delinquenten ausgeführt wird. Meistenteils werden die Verbrecher nach der südlich von Tokio gelegenen Insel Fotso-Sja geschickt.

Neben zahlreichen anderen Messern werden kleine, sehr zierliche dolchartige Messerchen verkauft, sogenannte Jungfernmesser, welche die jungen Japanerinnen vor ihrer Verheiratung zum Schutz mit sich herumtragen. Doch scheinen die japanischen Mädchen keinen allzu ausgiebigen Gebrauch von dieser Verteidigungswaffe zu machen. In Nara werden auch Hirsche aus Bronze oder Ton mit einem japanischen Glücksgott an der Seite angeboten. —

Die Hauptsehenswürdigkeit von Nara ist der herrliche uralte Hirschpark mit seinen Baumriesen, den zahlreichen Steinlaternen, Tempeltoren und den stilvollen, in rotem Lack gehaltenen Tempeln. Auf breiten, gutgepflegten Wegen fährt man mit der Rikscha durch diese Parkanlage, welche mit dem Heidelberger Schloßpark Ähnlichkeit hat. Hirsche und Rehe werden hier zahm gehalten, und sowie die Rikscha anhält, ist man von diesen zierlichen Tieren umgeben, die sich mit Zuckerbrot füttern lassen.

Ich übergehe die Beſchreibung der Tempel von Nara, zumal ſie denen von Tokio und Kioto durchaus ähnlich ſind. Erwähnen will ich nur, daß man auch hier für ſeine Seligkeit etwas tun kann, wenn man in dem aus dem 7. Jahrhundert ſtammenden Wakamiyatempel (Schintotempel) einen Kaguratanz aufführen läßt. Unter der Leitung eines Prieſters bewegen ſich zwei mit roten Perücken aufgeputzte, in weißſeidene Gewänder gehüllte Tänzerinnen gravitätiſch hin und her, während ſie in der Hand eine Klinge halten

Abb. 187. Der Hirſchpark in Nara.

und dieſe mit einer Verbeugung an die Stirn führen. Damit ſchließt dieſer recht langweilige Tanz ab, für den man je nach Belieben mehrere Yenn zahlt.

In einem andern Tempel findet man einen Rieſendaibuts von 16 m Höhe, deſſen Naſenloch für einen Mannskopf Platz hat. Der Rumpf ſtammt aus dem 7. Jahrhundert, während der Kopf zugrunde ging und im 16. Jahrhundert erneuert wurde. Auch hier wird man noch einmal geprellt, denn da der Tempel einer Renovation unterzogen werden ſoll, bekommt jeder Beſucher einen Dachziegel präſentiert, auf dem er mit Tuſche ſeinen Namen aufmalt und der dann zum neuen Tempeldach Verwendung finden ſoll. In nächſter Nähe dieſes Tempels erblickt man eine um 700 n. Chr. gegoſſene Rieſenglocke von faſt 40 Tonnen Gewicht, welche wie alle großen, japaniſchen

Abb. 188. Eingang zum Daibutstempel in Nara.

Glocken von außen her mit einem Holzbalken angeschlagen wird. Für ein kleines Trinkgeld kann man sich dieses Vergnügen verschaffen. Rings um die Tempelanlagen ziehen sich zahlreiche kleine, herrlich gelegene Teiche, in denen man Riesenschildkröten, Karpfen und Goldfische füttern kann. Auch in weiter Umgebung hat Nara eine überaus liebliche Landschaft, welche abwechselnd mit Wäldern, Teeplantagen, Bambuspflanzungen, Maulbeersträuchern usw. geschmückt ist.

Als wir am Abend unsere Reise nach Kioto, eine der früheren Hauptstädte, auch Miyako genannt, fortsetzten, fanden wir die Lokomotive und den ganzen Zug mit Blumen und Fahnen geschmückt, da eine Prozession, welche die Tempel von Nara besichtigt hatte, damit zurückfuhr.

Kioto, das japanische Rom, ist fraglos die interessanteste Stadt des Landes, so daß sich ein achttägiger Aufenthalt hier sehr empfiehlt. Die Stadt hat zirka 400000 Einwohner und liegt in einer vom Kamogawa durchflossenen Ebene, welche ringsum von Berghöhen umgeben ist. Hier kann man noch echt japanisches Leben und Treiben kennen lernen. Nirgends sieht man moderne Gebäude, sondern in den schmalen, jedoch sehr sauber gehaltenen Straßen findet man überall die ein- oder zweistöckigen charakteristischen Holzhäuser. Zahlreiche Wasserkanäle durchziehen die Stadt, so daß ein großer Teil der Häuser nach dem Wasser zu gebaut ist. Von den offenen Veranden hat man am Abend bei Sonnenuntergang einen herrlichen Blick auf das Gebirge. Im Miyakohotel, das auf einer Anhöhe gelegen ist, von der sich ein weiter Blick über die ausgedehnte Stadt eröffnet, fanden wir eine vorzügliche Aufnahme. Überhaupt konnten wir die Beobachtung machen, daß die Bevölkerung von Kioto dem Fremden gegenüber viel entgegenkommender ist, wie z. B. die der Residenzstadt.

Kioto ist namentlich durch drei Umstände berühmt: Erstens durch die große Anzahl seiner Schintotempel und durch die vielen buddhistischen Heiligtümer, von denen allein über 900 existieren, ferner durch den Kaiserpalast und endlich durch die zahlreichen Kunstwerkstätten, welche man in Kioto am urwüchsigsten antrifft. Ein Besuch des Kaiserpalastes zeigte uns inmitten von Gärten eine aus einstöckigen Holzhäusern bestehende Anlage, die mit einer Mauer umgeben ist. Mit einem Führer besichtigt man die verschiedenen Räume, den Thronsaal, an dessen Wänden man die Gemälde von chinesischen Gelehrten sieht, verschiedene Empfangshallen, den Palast der Kaiserin usw. und bewundert in all diesen Räumen herrliche, auf Goldpapier gemalte

Wandbilder von hervorragendsten japanischen Künstlern. Auch die Wohnräume des Kaisers, die sich durch große Einfachheit auszeichnen und in denen sich namentlich Bilder aus dem Jagdleben finden, kann man betrachten.

Von einem kleineren Palast, Kogosho, in dem Empfänge von Fürstlichkeiten stattfinden, hat man eine schöne Aussicht auf einen wohlgepflegten japanischen Garten und einen mit Lotosblumen übersäten Teich. Ganz in der Nähe sahen wir das Nijocastle, eine alte Schôgunburg, welche die schönsten japanischen Holzschnitzereien aufzuweisen hat.

Von den vielen Tempeln Kiotos sind die am meisten besuchten und noch am besten erhaltenen der Sanjusangendo, welcher in einer Tempelhalle 33333 Abbildungen der Göttin Kwannon zeigt, während in der Mitte der Halle eine Kolossalfigur von ihr mit 1000 Händen und Augen aufgestellt ist. Über 1000 große Götzenbilder finden sich in der Halle. Ebenso erwähnenswert ist der Nishi Hongwanjitempel, welcher der Göttin Amida geweiht ist und zwei prachtvolle innen mit vergoldeten Holzschnitzereien versehene Hallen aufweist. Diesem Tempel schließt sich an Wert der Higashi-Hongwanji an, dessen Haupthalle die größte in ganz Japan ist und in dem noch nie gestohlen worden sein soll.

In allen diesen Tempeln fanden wir stets eine zahlreiche Menschenmenge. Die innere Halle des zuletzt erwähnten Tempels hat eine dem Altar zunächst liegende Abteilung für die Priester, die Hochstehenden und für solche, welchen kraft ihres Geldes dieser bevorzugte Platz gebührt. Das Volk dagegen muß seine Gebete im Hintergrund der Halle verrichten und die Landleute dürfen nur dann zum Altar vordringen, wenn sie ihre Gaben — Geld und Reis — abliefern. Wiederholt wurde wie so viele andere Tempel auch dieses Heiligtum ein Raub der Flammen. Die Opferfreudigkeit der Japaner kennt aber auf religiösen Gebieten keine Grenzen und daher entstand der Tempel stets herrlicher und schöner wie zuvor. Auch jetzt ist er mit den Erzeugnissen der modernen japanischen Kunst ausgestattet. In einem Nebengebäude zeigte man uns ein armdickes, aus Frauenhaar geflochtenes Tau, 228 Fuß lang, 11 Zoll im Umfang, 8000 Pfund schwer, zu dem fromme Frauen ihren Kopfschmuck hergaben, damit die zum Tempelbau nötigen Holzbalken daran heraufgezogen werden konnten.

Ebenso interessant ist eine Wanderung durch die zahlreichen erstklassigen Verkaufsläden und Fabriken, welche man in Kioto antrifft. Auch hier finden sich die einzelnen Gewerbe in bestimmten Straßen verteilt. Berühmt

sind die Arbeiten aus Stahl mit Silber- und Goldeinlagen, sehr geschmackvoll die Cloisonnéwaren bei Namikawa. Der Japaner ist dabei durch seine Geschicklichkeit so weit gekommen, daß er die verschiedenen bunten Emaillelösungen nicht mehr, wie bei dem früher hergestellten Cloisonné, zwischen aufgenietete Metallbänder und Drähte gießt, sondern sie freihändig aufträgt (Wireleß Cloisonné). Um das Zusammenlaufen der Farben zu verhüten, muß der betreffende Künstler über eine außerordentliche Handgeschicklichkeit verfügen. Trotzdem gelingen von diesen einzig dastehenden Kunstwerken nur wenige, so daß auch der Preis, den man für eine solche Vase oder Dose zahlt, fast das Zehnfache einer gewöhnlichen Cloisonnéarbeit beträgt. Auch sehr hübsche Cloisonnénachbildungen von Sang de boeuf-Porzellan findet man hier. Um meine Sammlung zu vervollständigen, erwarb ich einige besonders schöne Exemplare.

Wir eilten weiter durch die Werkstätten von Japanern, welche aus Bambus Figuren, Gebrauchsgegenstände usw. anfertigen, durch die Läden der Elfenbeinschnitzer, wo wir tausende von sehr fein gearbeiteten, stets verschiedenen, possierlichen kleinen Elfenbeinschnitzereien fanden, die dem Kunstsammler als Netzuke bekannt sind.

Herrliche Kunstwerke der Porzellanmanufaktur, namentlich des Satsuma, einer Fayenceart, welche ihren Namen der Provinz verdankt, in der es hergestellt wird, fanden sich bei Kinkozan, während man bei Nishimura und Jida die wundervollsten Seidenstickereien erblickte. Hier kann man auch jene japanischen Wandbilder mit Seidenrahmen sehen, welche Figuren und Szenen in bunten Farben auf seidener Unterlage aufgestickt darstellen. In der Tat glaubt man erst durch den starken Lichteffekt, der von diesen Stickereien ausstrahlt, ein Gemälde vor sich zu haben. Bei näherer Betrachtung erkennt man aber die überaus feine Stickarbeit und hat daher diese Werke als Nadelmalerei bezeichnet, welche zum größten Teil von Männern ausgeführt wird.

Neben der Religion war für die Verfeinerung der japanischen Kunst namentlich die Naturschönheit Japans maßgebend. Daß aber die Japaner so außerordentlich zarte und feine Kunstgegenstände herstellen können, liegt darin, daß ihre Sehschärfe vielfach die unsrige übertrifft und daß sie mit großer Lust und Liebe ihrer Arbeit nachgehen, trotzdem die Löhne für derartige Arbeiten auch heutzutage noch sehr gering sind. Endlich ist auch darin der Grund zu suchen, daß man seit Jahrhunderten in ein und derselben Familie dieselben Gegenstände herstellt und in bestimmten Straßen die einzelnen Gewerbezweige

vereinigt findet. Dadurch wird den Kindern ſchon von früheſter Jugend auf Intereſſe und Verſtändnis für das Handwerk ihres Vaters eingeimpft.

Ein Beſuch des Kurioſitätenladens von Ikeda gibt neben dem berühmten Muſeum von Kioto noch einmal einen Überblick über ſämtliche Kunſtgegenſtände, welche im alten und modernen Japan entſtanden. Namentlich aber findet man hier alte und moderne Bronzen, Möbel aus Maul-

Abb. 189. Eine Geiſhaſchule in Kioto.

beerholz, Ebenholz, Buchsholz uſw. mit Perlmuttereinlagen verſehen, alte Porzellane, Waffen, Rüſtungen, Lackarbeiten und Elfenbeinſchnitzereien, meiſt mit Holz, Gold und Bronze kombiniert. Geſchnitztes weißes Elfenbein findet man bei Iſhikawa, während Okova vorher gelb gefärbtes Elfenbein zu ſeinen Kunſtwerken wählt.

An einem Abende hatte ein ſich ſchon längere Zeit in Japan aufhaltender Bekannter von uns ein Geiſhafeſt veranſtaltet. In beſonderen Schulen werden von Jugend auf hübſche Mädchen, welche ſich als Tänzerinnen und Sängerinnen eignen, aufgezogen, um ſpäter den Japanern abends die Zeit zu vertreiben. Unſer Freund hatte es fertig gebracht, uns in ein Geiſhahaus

zu führen, zu dem sonst nur Japaner Zutritt hatten und in dem wir außerordentlich schöne und sehr junge Sängerinnen und Tänzerinnen fanden. In hübsch ausgestatteten Zimmern, von deren Veranden man einen wunderbaren Blick auf die mit unzähligen Lampions erleuchtete Stadt genoß, spielte sich das Fest ab. Zu diesem ziemlich kostspieligen Vergnügen werden die niedlichen Püppchen in überaus wertvolle seidengestickte, alte historische Kostüme gekleidet. Die Musikkapelle trägt japanische Stücke vor oder dient den Tänzerinnen und Sängerinnen zur Begleitung.

Die Geishaschule ist im Besitz eines Japaners, der die einzelnen Mädchen für ihre Dienste bezahlt, während er selbst für ein derartiges Fest enorme Summen einstreicht. Von Jugend auf wird der Geisha eingepflanzt, daß sie gegen den Mann stets ein freundliches Wesen zeigen muß und alles aufzubieten hat, um ihm die Zeit zu vertreiben. Kriegertänze, Liebestänze, verschiedene Spiele, z. B. das Blindekuhspiel und andere wurden vorgeführt, während man uns ein sehr abwechslungsreiches, wohlschmeckendes Mahl aus Fischen, Geflügel, Muscheln, Reisgerichten, süßen Kartoffeln, Bohnensuppe u. a. vorsetzte. Als Getränk wurde heißer Sakke in kleinen Lackschälchen von Nesans (Dienstmädchen) gereicht und man ist verpflichtet, jedesmal beim Trinken sein Schälchen vollständig zu leeren. Auch die Geishas ließen sich die Gerichte mit ihren Eßstäbchen recht wohlschmecken, und da sie uns alle sehr gefielen, luden wir sie zum nächsten Tag zu einem europäischen Diner ins Hotel ein. Zur Erinnerung an dieses herrliche Fest machten wir eine schöne Gruppenaufnahme.

Neben den Geishaschulen finden sich in Kioto auch noch Jiujitsuschulen und Plätze, wo sich die Bogenschützen üben. Früher waren die Schießplätze der Kriegerfamilien oder Samurais im Sanjusangendotempel, wo noch die Schießtafeln aushängen. Vielfach bedienten sich diese Krieger, wie man es noch auf Bronzen und Bildern sehen kann, eines mächtigen, aus Holz gefertigten Bogens, mit dem sie die mit zwei Spitzen versehenen Pfeile abschossen.

Wir hatten auch Gelegenheit, die Räume eines vornehmen japanischen Junggesellen zu besichtigen, welche innen außerordentlich geschmackvoll mit Teppichen, seidenen Bildern, gestickten Wandschirmen, Lackarbeiten, Bronzen usw. ausgestattet waren, und auch einen jener berühmten Junggesellengärten aufwiesen, wie man sie nur in Japan findet. Zahlreiche Zwergkoniferen werden durch den geschickten Gärtner an Stangen und Drähten entlang in beliebiger Weise gezogen. Azaleen, Iris und andere bunte Blumen

ſorgen für Abwechſlung. In der Mitte derartiger Gärten findet ſich ſtets ein Waſſerbaſſin, in dem ſich die berühmten japaniſchen Goldfiſchſchleierſchwänze vom kleinſten, nur 1 cm großen, bis zu 25 cm langen Exemplaren herumtummeln. Auch Springbrunnen ſind immer in dieſen Gärten angelegt. In der Umgebung von Kioto finden ſich herrliche Gärten, vor allem aber auch Teeplantagen. In Kioto mündet auch der 12 km lange Biwaſeekanal, der durch drei Tunnels von Otſu bis Kioto führt, von denen der eine faſt 3 km lang iſt.

Abb. 190. Ein Teegarten bei Kioto.

Von den vielen Ausflügen, die man von Kioto aus unternehmen kann, ſagte uns der nach den Stromſchnellen des Hozugawa am meiſten zu. Nachdem man mit der Bahn durch eine herrliche Gebirgsgegend nach Kameoka gekommen iſt, geht man zu Fuß nach dem Dorfe Hozu und mietet ſich daſelbſt ein flaches, überdecktes Holzboot, welches mit fünf Schiffern bemannt iſt. Dann fährt man durch eine wundervolle Gegend, in der wir unzählige blühende Azaleenbäume fanden. Die Fahrt iſt nicht nur landſchaftlich von großem Reiz, ſondern auch eine der intereſſanteſten und nervenkitzelndſten. Denn zahlreich ſind die oft meterhohen Stromſchnellen in dieſem Gebirgsfluſſe, der ſich in unzähligen Windungen an haushohen Felsblöcken vorbei dahinſchlängelt. Mit raſender Geſchwindigkeit ſchießt das Boot durch die

kristallklaren Fluten und schon glaubt man an irgend einem der vielen aus dem Wasser hervorragenden Felsblöcke zu zerschellen, da stößt der am vorderen Ende des Bootes stehende Japaner den Kahn rasch und geschickt mit seiner dünnen aber doch so widerstandsfähigen, elastischen Bambusstange gerade noch zur rechten Zeit vom Felsen ab und führt es von neuem in die Mitte des Stromes. Besonders interessant ist es, wenn man eine der vielen Stromschnellen passiert, über die das Boot hinwegschießt, um dann unten wieder leicht und sicher in die Fluten des Stromes einzutauchen. Viele hübsch gelegene Teehäuser sind dem ganzen Flußlauf entlang aufgebaut. Bei dem Teehause Sangenya-Arashiyama unterbrachen wir die interessante Fahrt und kehrten von dort aus in einer Stunde mit der Bahn nach Kioto zurück.

Leider erlaubte es unsere Zeit nicht mehr, weitere Reisen, namentlich ins Innere von Japan, zu unternehmen. Jedenfalls aber ist, wie in keinem anderen Lande Gelegenheit geboten, zahllose abwechslungsreiche Landschaftsbilder kennen zu lernen. Kein Wunder daher, daß Japan so außerordentlich viel bereist wird, zumal es jetzt durch die sibirische Bahn auch von Europa aus leicht zugänglich ist. Von den Reisenden, welche in den letzten Jahren Japan aufgesucht haben, sind 40% Amerikaner, 30% Engländer, 25% Deutsche, während die 5%, welche übrig bleiben, sich auf alle andern Nationen verteilen, von denen z. B. Franzosen und Österreicher fast gar nicht reisen.

Den vielen Unterweisungen meines Führers habe ich es zu verdanken, daß ich auch einigermaßen in das Leben der Japaner eingeweiht wurde. Trotzdem ist es schwer, ein zusammenfassendes Urteil über Japan abzugeben, selbst für den, welcher lange Zeit in dem Lande gelebt hat. Schon die japanische Schrift, eine Silbenschrift, anlehnend an die chinesische, ist sehr schwer zu erlernen. Man unterscheidet drei Arten von Schriften. Die eine, Hiragara, ist auf einen buddhistischen Priester zurückzuführen, aus chinesischen Wortzeichen gebildet, einsilbig und hat für jede Silbe oft mehrere Zeichen. Ihre Erlernung ist daher sehr schwierig. Die zweite Schrift ist die Katakana, bei der jede Silbe nur ein Zeichen hat, weshalb sie auch leichter zu erlernen ist und in den meisten Schriften Anwendung findet. Die dritte am meisten verwendete Schrift besteht aus einer Verbindung der chinesischen Wortschrift mit einer der beiden erwähnten japanischen Silbenschriften. Neuerdings hat man auch versucht, lateinische Buchstaben einzuführen. Die Sprache besitzt viele chinesische Wörter. Das klassische Japanisch

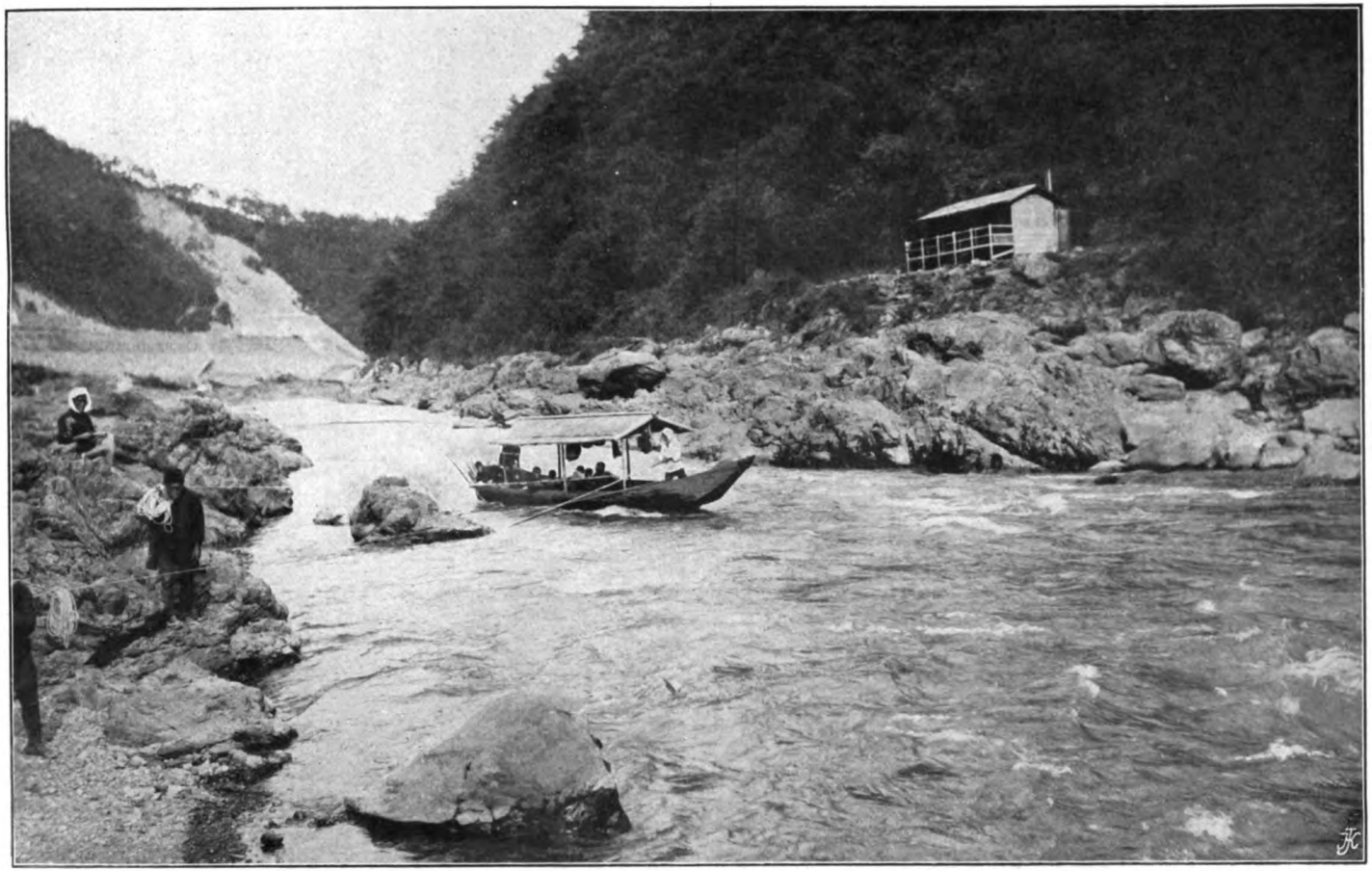


Abb. 191. Die Stromſchnellen des Hozugawa.

ist fast ganz von der modernen japanischen Sprache verdrängt worden. Eine große Schwierigkeit im Erlernen von Sprache und Schrift besteht darin, daß einige Wörter nicht gemeinsam für Schrift und Sprache angewandt werden können. Schon darin ist also ein Grund zu erblicken, weshalb es schwierig ist, in die intimen Verhältnisse Japans einzudringen. Dazu kommt noch, daß der Japaner in seinem Land gegen den Europäer außerordentlich zurückhaltend ist, und daß man ferner von den auf einer tiefen sozialen Stufe stehenden Frauen überhaupt nichts über ihr Land erfahren kann.

Bedenkt man noch, daß sich das ganze Reich aus einer Unzahl von Inseln zusammensetzt, und daß die Bevölkerung von keinem einheitlichen Volk gebildet wird, sondern aus vielen Stämmen besteht, so wird man meine Bedenken, über Japan ein Urteil abzugeben, begründet finden. Immerhin will ich es wagen, einiges hier vorzubringen, z. B. von den Sitten und Gebräuchen der Japaner.

Auch heute noch wird die Einteilung in die verschiedenen Kasten aufrecht erhalten, von denen als erste, oberste Klasse die Krieger und die Beamten anzuführen sind, während in der zweiten Klasse die Gutsbesitzer folgen, welche allerdings nur kleinere Ländereien ihr eigen nennen, da man in Japan keinen Großgrundbesitz kennt. Die dritte und vierte Klasse ist die der Künstler und Kaufleute, wogegen die arbeitenden Klassen dann in eine Anzahl von unteren Kasten zerfallen. Trotzdem ist auch der gewöhnlichste Japaner von einem außerordentlich großen Selbstgefühl erfüllt. Er ist nicht nur auf sein Vaterland stolz, an dem er mit einer nachahmungswerten Liebe hängt, sondern auch auf seine Herkunft. Zum Beispiel trägt jeder Kuli sein Familienwappen gewöhnlich auf seinem Kimono, hinten zwischen den Schulterblättern.

Neben der Vaterlandsliebe ist es ein schöner Zug der Japaner, daß sie ihren Eltern gegenüber stets eine hohe Verehrung zeigen. Ein Beispiel dafür ist neuerdings ein Verbot für die Aufführung Molièrescher Stücke in Japan, da in diesen die Eltern von ihren Kindern verspottet werden, allerdings auch deshalb, weil Molière für die Liebesheirat eintritt, während man in Japan nur Vernunftehen schließt, und ferner, weil nach Molière die Frau nicht unbedingt dem Mann gehorchen muß. Auch die Verspottung des Arztes, den der Japaner sehr hoch hält, die Arroganz, welche Diener in den Molièreschen Stücken gegen ihre Herrschaft beweisen, geht dem Japaner gegen den Kamm.

Eine nicht zu unterschätzende, hervorragende Eigenschaft der Japaner ist ferner ihr außerordentlicher Bildungsdrang. Haben sie es doch verstanden, sich innerhalb von 50 Jahren alle modernen Errungenschaften von Europa auf dem Gebiete des Heerwesens, der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft nutzbar zu machen, ohne daß sie dafür die Ausgaben nötig gehabt hätten, zu welchen europäische Staaten für viele notwendige, aber recht kostspielige Experimente in allen diesen Interessensphären verpflichtet waren.

So ist beispielsweise die japanische Armee, sowohl die Infanterie, als auch die Artillerie und die Flotte, in jeder Beziehung mustergültig. Wenn man auch bei dem Anblick dieser kaum 1,40 m hohen krummbeinigen Soldaten mit ihren häßlichen Mongolengesichtern und den Schlitzaugen an der Stärke des Heeres zweifelt, so muß man doch andererseits berücksichtigen, daß die Truppe außerordentlich gut geschult ist, daß der japanische Soldat durch die Jiu jitsumethode in der Lage ist, mit geeigneten Handgriffen selbst den stärksten Gegner zu Boden zu werfen, und daß er wie kein anderer Soldat für vier Tage seine Ration an Reis, seine einzige Nahrung, im Tornister mit sich führen kann.

Auch die Industrie hat in wenigen Jahren in Japan einen kolossalen Aufschwung erlebt und ist zur größten Ausdehnung fähig, sobald sich die Japaner von dem seit dem letzten Krieg bestehenden finanziellen Ruin wieder einigermaßen erholt haben werden.

Wer einmal in Japan war, kann sich überall davon überzeugen, wie groß der Schönheitssinn und der Kunstsinn der Bevölkerung ist. Auch der Japaner hat ebenso wie der Chinese eine hohe Verehrung für altehrwürdige Kunstschätze. Besteht doch z. B. in reichen Familien die Sitte, abwechslungsweise einen besonders wertvollen, ererbten Gegenstand eine Woche lang im Wohnraum aufzustellen, um ihn dann täglich bewundern zu können.

Wenn sich auch die japanische Kunst ursprünglich durchaus an die chinesische anlehnt und daher die Originalität vielfach entbehrt, so kann man doch andererseits oft die Beobachtung machen, daß der Japaner, durch die Religion und die Naturschönheit angeregt, es verstanden hat, auf allen Gebieten der Kunst eine viel regere Phantasie walten zu lassen und auch die Kunstprodukte moderner zu gestalten, als es heutzutage der nüchterne konservative Chinese imstande ist.

Was die wissenschaftlichen Fortschritte Japans anbetrifft, so ist es bekannt, daß von den vielen europäischen Professoren, welche ursprünglich in

Tokio gewirkt haben, nur noch einer übrig geblieben ist, während die anderen mit der Zeit durch japanische Professoren ersetzt werden konnten. Ich brauche ja nur das Gebiet der Medizin herauszugreifen. Seit vielen Jahren besuchen die japanischen Ärzte die Hochschulen von Europa, namentlich auch von Berlin, und in der Tat sind schon jetzt unter den japanischen Ärzten solche vorhanden, welche einen Weltruf haben; ich erwähne z. B. nur den in Deutschland ausgebildeten Kitasato.

Fraglos steht also Japan in jeder Beziehung eine große Zukunft bevor, sobald erst einmal die Finanzen wieder in sichere Bahnen geleitet sind und die augenblicklich herrschende Periode finanziell wenig gesicherter Gründungen vorbei ist. Da der Export aus Japan selbst ein relativ geringer ist und sich lediglich auf Reis, Tee, Baumwolle, Seide und Kunstgegenstände beschränkt, während die Bergwerke, in denen Gold, Eisen, Silber, Kupfer und Kohlen gewonnen werden, noch nicht die genügende Ausbeute erfahren, fließen Japan schon jetzt aus Formosa reiche Einnahmen zu. Daher hat auch von jeher Japan eine Expansionspolitik verfolgt, wie sie sie jetzt auch allmählich auf die Mandschurei auszudehnen versucht. Sind doch die Japaner nicht nur außerordentlich ehrgeizig, sondern auch seit alters her ein Kriegsvolk, welches weniger durch gute Wirtschaft, wie z. B. der Chinese, sondern mehr durch militärische Leistungen Vorteile zu gewinnen trachtet. Auch der Umstand, daß die Japaner nicht so maßlos, wie der Chinese den Lastern fröhnen, sichert ihnen große Fortschritte. Dabei kann der Staat noch fast selbständig über die sorglos dahinlebenden niederen Volksklassen willkürlich verfügen.

Wer Japan einmal kennen gelernt hat, der wird allerdings vielfach den Nimbus schwinden sehen, mit dem man den Japaner im Gegensatz zu dem Chinesen bei uns umgibt. Hier sieht man, daß der Japaner einen Januskopf trägt, indem er in Europa möglichst freundlich, bescheiden und zurückhaltend auftritt, in seinem Lande aber an Hochnäsigkeit und Unverschämtheit Fremden gegenüber seinesgleichen sucht. Der Dünkel, den die Japaner in ihrem Lande jedermann gegenüber zur Schau tragen, macht sie dem länger hier lebenden Europäer recht unsympathisch. Gibt sich doch jeder einfache Techniker als Künstler aus. Trotzdem die Japaner wissen, daß sie die Mehrzahl aller modernen Errungenschaften und auch auf vielen anderen Gebieten alles nur nachgeahmt haben, spielen sie sich im Osten als Universalentdecker auf und erzählen z. B. in Formosa den Eingeborenen,

daß alles von ihnen erfunden worden sei. Wie berechnet sie dabei vorgehen, um ihren Nimbus bei den Eingeborenen zu erhöhen, sieht man daraus, daß die dorthin gesandten Japaner europäische Kleidung tragen und die Behauptung aufstellen, daß die Europäer ihnen dieselbe nachahmen.

Auch der japanische Geschäftsmann ist im Gegensatz zu dem durchaus zuverlässigen Chinesen mir recht unsympathisch gewesen, zumal ich nur zu oft sah, wie selbst in erstklassigen Geschäften der Japaner den Europäer zu übervorteilen sucht. Ist es doch auch charakteristisch für die Unehrlichkeit des Japaners, daß in größeren Geschäftshäusern mit der Kassenführung ein Chinese betraut ist. Gegen die Ehrlichkeit des Chinesen sticht in Asien die Verschmitztheit des Japaners ab, wie bei uns in Europa die Verschlagenheit des Griechen gegen die Offenheit des häufig verkannten Türken. Neuerdings hat ja auch der Zuckerskandal gezeigt, daß auch japanische Abgeordnete und Beamte durch Geld bestechlich sind.

Ein schlechter Zug der Japaner ist ferner, daß sie ihre Frauen, trotzdem sie auf anderen Gebieten so modern geworden sind, noch in einer schmachvollen, demütigenden, untergeordneten Stellung halten, was nur in den ganz vornehmen Kreisen seit den letzten Jahren etwas besser geworden ist.

Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände ist für den Europäer heutzutage in Japan nicht mehr allzuviel zu holen, da der Japaner jeden, sobald er ihn genügend ausgenutzt hat, möglichst rasch aus seinem Lande zu entfernen versteht. Daß eine weitere Entwicklung Japans, namentlich nach Beseitigung der finanziellen Schwierigkeiten im Lande, über kurz oder lang auch für Europa bedenklich werden muß, ist für jedermann, der die Fortschritte der Japaner verfolgt hat, von vornherein klar.

Der Abschied war nahe. Unserm Führer Nakano hatten wir es zu verdanken, daß wir namentlich in Kioto herrliche Kunstwerke recht preiswert einkaufen konnten. Allerdings lag das Geschäftsleben auch sehr darnieder, so daß die japanischen Geschäftsleute zu jedem Preis verkaufen wollten. Sonst aber kauft man recht teuer in Japan, zumal von wenig kunstverständigen, alles aufkaufenden Amerikanern auch hier die Preise ziemlich unsinnig in die Höhe getrieben sind.

Der Himmel machte uns den Abschied leicht, denn von Mitte Juni ab beginnt die Regenzeit Nyubai. Jupiter Pluvius hatte seine Schleusen geöffnet und so war jetzt der Aufenthalt in Japan wenig angenehm. Das mußte ich am eigenen Leibe erfahren, denn als ich vor der Abreise noch einmal in

Kobe meinen Freund Dr. Krapf besuchte, wurde ich, als mein Kuli die Rikscha an einer schlüpfrigen Straßenecke allzurasch umdrehte, in hohem Bogen auf die mit Schmutz bedeckte Straße geschleudert.

Das glänzende Abschiedsdiner, welches Dr. K. hier in Kobe gab, ließ mich rasch diesen kleinen Unfall vergessen. Am nächsten Tag setzten wir von Kobe aus unsere Reise nach Tsuruga fort. Von unserm Führer Mr. Nakano, den ich in jeder Beziehung hochschätzen gelernt hatte und ihm daher zum Abschied mein Zigarettenetui aus Dankbarkeit dedizierte, nahmen wir rührenden Abschied. Mit gutem Gewissen konnten wir ihm alle Anordnungen, die wir bezüglich der ausgedehnten Einkäufe getroffen hatten, überlassen. Am Abend des 13. Juni verließen wir mit der Mongolia, einem Schiff der Agency-Russian Volunteer Fleet, den japanischen Hafen.

Der Himmel hatte sich gegen Abend aufgehellt und noch einmal genossen wir einen herrlichen Blick auf das reizende Nippon, das Land der aufgehenden Sonne, in dem wir so vielerlei unvergeßliche Eindrücke gewonnen hatten.

Hast Du die Macht,
Du hast das Recht auf Erden.

Chamisso.

Abb. 192. Ein ſibiriſches Dorf.

XII. Kapitel.

Rückreiſe durch Sibirien.

Von Tſuruga nach Wladiwoſtok. — Auf einem ruſſiſchen Dampfer. — Einfahrt in den Hafen von Wladiwoſtok. — Der Sibirien-Expreß. — Durch die Mandſchurei nach Charbin. — Die mongoliſche Raſſe. — Die Verbrecher in Sibirien. — Reichtum und Zukunft Sibiriens. — Volksſtämme in Sibirien. — Der Schamanismus. — Am Baikalſee. — Irkutsk, Sibiriens geiſtige Metropole. — Nordlichteffekte. — Fahrt durch die Steppen. — Wir paſſieren das Uralgebirge. — Die Bodenſchätze des Urals. — An der europäiſchen Grenze. — Die ruſſiſchen Kornkammern. — Fahrt über die Wolga. — Über Tula nach Moskau. — Die ruſſiſche Bevölkerung. — Kreml und Trétiakoffgalerie. — Wie man ſich in Moskau amüſiert. — Von Moskau über Warſchau nach Berlin. — 50 000 Kilometer in 6 Monaten. — Reſumé der Reiſe. — Im aſiatiſchen Heim.

Égratignez le russe, et vous avez le tatare. Lafayette.

Am Morgen des 14. Juni liefen wir mit dem Dampfer der erwähnten Geſellſchaft, welche auch durch zahlreiche Transportſchiffe den Handel zwiſchen Rußland, China, Japan und Korea vermittelt, in den ausgedehnten, rings von Bergeshöhen umgebenen Hafen von Wladiwoſtok ein. Mit Recht verdient dieſe Stadt den Namen der Beherrſcherin des Oſtens, da ſie über eine ähnlich günſtige militäriſche Lage verfügt, wie Port Arthur. Die auf den Höhen ringsum untergebrachten Forts beherrſchen weit hinaus das Meer. Ein

ziemlich unsicheres Gefühl überkam uns, als wir uns dem Hafeneingang näherten, da wir erfahren hatten, daß noch zahlreiche Minen hier versenkt seien, von denen ab und zu eine in die Luft flöge. Wir befanden uns auch diesmal wieder auf einem historischen Schiff, welches im russisch-japanischen Kriege drei Granatenschüsse erhalten hatte. Sein Schwesterschiff war von den Japanern gekapert worden und dient augenblicklich dem Mikado als Jacht.

Schon bei dem Betreten des Schiffes glaubten wir uns plötzlich nach Europa versetzt. Im Speisesaal zeigte sich in der Ecke, wie man es in ganz Rußland findet, ein Christusbild mit einer Öllampe. An einer Seite war eine Sakuska aufgestellt mit herrlichem großkörnigen und glasigem Kaviar, den man in so hervorragender Qualität nur selten zu essen bekommt. Auch der rote Kaviar, den man nicht vom Stör, sondern von Rochen, Karpfen, Hechten und anderen Fischen gewinnt, fehlte nicht.

Von Chinesen wurden wir bei Tisch mit jenen Gerichten bedient, wie sie nur die russische Küche herzustellen versteht, z. B. mit Borscht, einer Suppe mit Rindfleisch und roten Beeten, mit Fleischpastetchen, Fischen, Geflügel, den hier vorkommenden, aber recht mageren Austern, während man als Getränk den russischen Kornschnaps Wotka neben russischem Tee, im Samowar zubereitet, servierte.

Im Hafen selbst herrschte ein lebhaftes Treiben. Schiffe aller Nationen, auch einige der Hamburg-Amerika-Linie, waren hier mit Ein- und Ausladen beschäftigt, zumal der ganze Export und Import von Sibirien über Wladiwostok geht. Nicht weniger als 40000 Chinesen finden hier im Sommer als Arbeiter Beschäftigung bei der Ausfuhr von den Hauptprodukten der Gegend, — Tierfellen und getrockneten Fischen.

Die Stadt selbst baut sich auf mehreren Hügeln auf und ist durch ihre großen, viereckigen steinernen Häuser, die fünfkuppligen russischen Kirchen, durch breite, teilweise mit Baumalleen versehene Straßen vollkommen in europäischem Stil gehalten. Heute war alles in Wladiwostok bekränzt. Nach slavischer Sitte trugen Schiffe und Dampfbarkassen im Hafen Laubschmuck, ebenso hatte man die Häuser beflaggt. Ein russischer Großfürst wurde zur Revision des dort in Garnison stehenden zahlreichen Militärs erwartet, und gerade als ob er uns eine Freude bereiten wolle, passierte im selben Augenblick, als wir in dem Innenhafen angekommen waren, eine Wagenkavalkade mit ihm und seinem Gefolge die am Kai gelegene herrliche Promenade.

Nach einer kurzen Zollrevision gingen wir an Land und ließen uns mit einer russischen Troika durch die Straßen der Stadt fahren. Welch ein Unterschied! Noch vor kurzem waren wir ausschließlich von den häßlichen kleinen Japanern umgeben gewesen, und jetzt sahen wir überall die gutmütig dreinschauenden, blauäugigen, blonden, kräftigen russischen Riesen. Zahlreiche Offiziere durchquerten mit ihren Gespannen die Straßen der Stadt, meist an der Seite einer sehr elegant angezogenen, hübschen brillantengeschmückten Frau. In dem ersten Frühstückslokal der Stadt stärkten wir uns mit russischen Delikatessen und konnten den Kaviar (Ikra) aus dem Stör herausschöpfen. Vom Quaß, dem russischen Nationalgetränk, waren wir bald zum Sekt übergegangen, der fast an allen von Russen besetzten Tischen in Strömen floß.

Um 3 Uhr begaben wir uns auf den Bahnhof, wo wir den Sibirienexpreß bestiegen, der aus einer großen amerikanischen Schnellzugslokomotive, einem Tender, Gepäck- und Speisewagen, zwei Wagen erster und zwei Wagen zweiter Klasse bestand, die alle in Amerika hergestellt werden. Unser Billet hatten wir schon von Peking aus bestellt, denn da der internationale Expreß nur einmal in der Woche fährt, ist er meistens vollständig überfüllt. Zweimal wöchentlich verkehrt dann noch der russische Expreßzug, der von denjenigen, welche die Reise öfter gemacht haben, sogar dem internationalen vorgezogen wird, da namentlich die Verpflegung mit russischen Nationalgerichten eine viel bessere sein soll.

In der ersten Klasse hat man mit einem zweiten Passagier zusammen ein Appartement, wie in unseren Luxuszügen mit Kloset und Waschtoilette, während man in der zweiten Klasse zu dreien oder vieren hausen muß und nur am Anfang und Ende des Wagens Toiletten vorhanden sind. Dafür zahlt man in der ersten Klasse bis Moskau 300 Rubel, während man in der ganz gut benutzbaren zweiten Klasse mit 200 Rubel wegkommt.

Als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, erfaßte mich ein Gefühl, als wenn ich eine längere Gefängnisstrafe antreten sollte. Hatte ich doch jetzt 240 Stunden hintereinander im selben Zuge zu verbringen. Ich rechnete aus, daß ich davon 120 Stunden mit Schlafen, 20 Stunden mit Anziehen, 30 Stunden mit Essen und 30 mit Kartenspiel verbringen würde, so daß also nur noch vier Stunden täglich übrig blieben. Nur zu bald änderte ich diesen Plan zu Gunsten längerer Beobachtungen, die man auf der ganzen Fahrt außerordentlich bequem machen kann. Fast dreimal in der Stunde

kommt man an eine Station oder wenigſtens an eine Ausweicheſtelle „Razjesd“ und ſteigt dann gewöhnlich aus dem Zug. Da die Geleiſe in Rußland breiter ſind, wie alle anderen des europäiſchen Bahnnetzes, ferner die größte Geſchwindigkeit kaum 30 km überſteigt, und man viele Kilometer hintereinander ohne irgend welche Kurven fährt, iſt eine derartige Reiſe, trotzdem ſie anfangs ſehr ſchwierig ſcheint, doch in keiner Weiſe ſtrapaziös. Im Coupé, in dem ſich ſehr reichlich ſelbſt große Gepäckſtücke unterbringen laſſen, kann man es ſich ſehr bequem einrichten und hat von

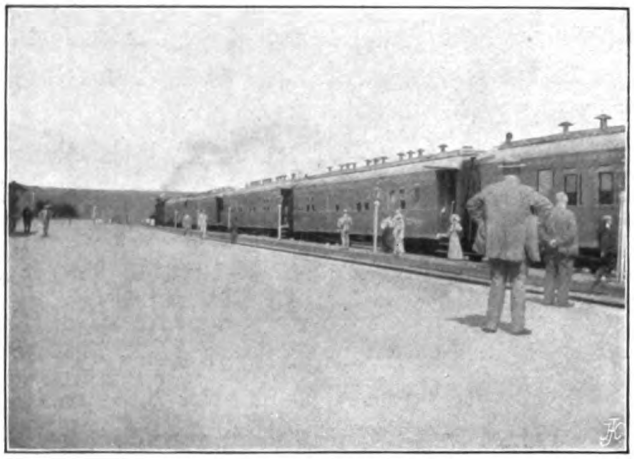


Abb. 193. Der Sibirien-Expreß.

dem weiten Fenſter aus nun ein abwechſlungsreiches Landſchaftspanorama vor Augen.

Da nur 30 kg Freigepäck geſtattet ſind, ſo hatte ich mein ganzes Gepäck, ebenſo alle Einkäufe von Japan aus mit dem Schiff nach Hauſe dirigiert, während ich ſelbſt nur mit einem Kabinenkoffer und kleineren Gepäckſtücken die Rückreiſe antrat. Auf den Stationen fanden wir überall zahlreiche Chineſen und Ruſſen. Ruſſiſche Mädchen boten uns die gerade jetzt blühenden Maiglöckchen zum Kauf an. Noch ein letzter Blick auf das an der Amurbucht gelegene Wladiwoſtok, den Stützpunkt der ruſſiſchen Flotte in Oſtaſien, dann ging die Fahrt raſch landeinwärts. Bald hat man die ruſſiſche Grenze bei Pogranitſchnaja erreicht und tritt von hier aus nach einer kurzen Zollreviſion die Fahrt durch die Mandſchurei an.

Am nächſten Tag trafen wir gegen Nachmittag mit einem Konkurrenten der Automobilfahrt Neuyork—Paris zuſammen, einem Italiener, der an

dritter Stelle des Rennens stand. Vor ihm nahm die zweite Stelle ein Amerikaner ein, an erster Stelle sollte aber ein Deutscher sein. Er hatte in Wladiwostok kein Benzin mehr bekommen und so war er bei der Fahrt, welche die Automobilisten auf dem Geleise der Bahn ausführen durften, ins Hintertreffen gekommen.

Einige Stunden später liefen wir in den in modernstem Jugendstil erbauten Bahnhof von Charbin ein. Wir hatten hier so lange Aufenthalt, daß wir mit einem Wagen diese in der chinesischen Mandschurei gelegene Stadt besichtigen konnten, bis zu der die Japaner die Südmandschurische Bahn (Port Arthur—Mukden) seit langem auszudehnen trachten. Zunächst besuchten wir die Altstadt und dann die auf dem rechten Ufer des Sungari aufgebaute neue Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Verwaltungsbauten.

Gegen Abend setzte sich unser Zug wieder in Bewegung. Die Verpflegung war im allgemeinen recht gut, und bald bildeten wir mit unserer meistenteils aus Amerikanern bestehenden Reisegesellschaft eine gemütliche, bunt zusammengewürfelte Tischrunde. Bis spät in die Nacht hinein tauschten wir hier unsere Erlebnisse aus.

Die Mandschurei, welche ich schon einmal im Süden durchquert hatte, zeichnet sich hier durch einen kolossalen Baumreichtum aus, der allerdings für den Export noch nicht genügend nutzbar gemacht ist. Die durch chinesisches Gebiet gehende russische Bahnlinie ist auf beiden Seiten zirka 100 m von dem Schienenweg durch einen Drahtzaun gegen das chinesische Gebiet abgegrenzt und wird von Kosaken bewacht.

Bald wird diese wald- und wildreiche Gegend gebirgiger, denn kurz vor Mandschuria ist das Chingangebirge zu überschreiten. Der nördliche Teil der Mandschurei ist viel weniger fruchtbar, als die südlichen Teile und daher auch weniger bewohnt. Immerhin schätzt man die meist aus Mandschuren bestehende Bevölkerung auf 8 Millionen. Diese Ureinwohner, die Mandschuren, von den Tunguſen abstammend, haben der Mingdynastie in China um 1616 ein Ende gemacht und Peking seitdem besetzt. In den weiten Steppen, die man in den südlich vom Amur, aber auch noch südlich von der Bahnlinie gelegenen Länderstrichen findet, leben die Mandschuren ähnlich wie ihre Nachbarn, die Mongolen, lediglich von der Viehzucht.

In Mukden ist der Sitz des Generalgouverneurs dieser Provinz, welche in mehrere Unterabteilungen zerfällt, die von chinesischen Generälen verwaltet werden.

Auch heute noch besteht eine Wanderung der im Norden der Mandschurei wohnenden Völker nach dem Süden. Die großen Steppen, wie wir sie auf der weiteren Fahrt noch recht häufig kennen lernten, haben ja wegen ihrer Unfruchtbarkeit und Trockenheit auch zu den weltberühmten Völkerwanderungen Veranlassung gegeben. Vielfach genügen die Steppen nicht einmal zur Viehzucht, da es meist wasserarme Steinsteppen oder ungesunde Sumpfsteppen sind, höchstens mit dünn gesätem Gras bewachsen. Wegen des milden Klimas und der Fruchtbarkeit des Südens hat man Getreide, Weizen, Mais, Kartoffeln, Mohn, Tabak und Baumwolle angebaut, jedoch mit einer recht spärlichen Ernte, da der strenge Winter die Ertragsfähigkeit des Bodens beeinträchtigt. Die Ausfuhr, namentlich von Schweinen, Fischen, Fellen von Bären und Silberfüchsen, sowie von den teilweise noch vorkommenden Tigern hebt ebenfalls die Einkünfte der Provinz.

Die zahlreichen Mandschubeamten, welche sich hier finden, sind alle in Peking nach chinesischem Muster ausgebildet. Trotzdem gibt es eine besondere mandschurische Literatur, deren Schrift von mongolischem Ursprung ist, und wie die chinesische von oben nach unten geschrieben wird. Überall sieht man an der Bahnstrecke Mandschuren und Mongolen, ebenso auch die meist stark aufgeputzten mongolischen Frauen. In ihren kleinen Lehmhäusern kochen sie in einem Kupferkessel das lediglich als Nahrung dienende Hammelfleisch.

Vielfach sucht auch der sehr fleißige, im Ackerbau so hervorragende Mandschu die angrenzende, unfruchtbare Mongolei fruchtbar zu machen, denn wie schon erwähnt, verbringt die Mehrzahl der Mongolen ihr Leben im Sattel, während sie nur von der Viehzucht leben und sich wenig oder gar nicht um die Landwirtschaft kümmern. So baut der von den Hunnen abstammende Mongole hier und dort seine Zelte (Jurten) auf, stets von seiner Herde von Schafen und Pferden begleitet. Trotz der großen Ausdehnung der Mongolei findet man heutzutage nur 3 Millionen Einwohner. Während der Mongole in seinen langen, auf der Seite zu schließenden Kaftan gehüllt ist, trägt die häßliche, dicke Mongolin neben diesem Gewand seidene Umhänge und verziert ihre Kopfbedeckung, die aus Seide oder Filz hergestellte Mütze, oft mit kostbaren Steinen. Der ganze Reichtum der Steppensöhne aber ist in den vielen Lamaklöstern, welche sich in der ganzen Mongolei finden, aufgestapelt.

Nur zu häufig saugen die von Peking aus hierher geschickten Beamten

das Land schmählich aus, doch wagt es der Mongole nicht, sich gegen seine chinesischen Bedrücker zu wehren. Zahlreich sind auch die Söldnertruppen, welche in der Mandschurei und der Mongolei von China aus stationiert sind. Die weitere Entwicklung von China, welche man auch hier in der Mandschurei und Mongolei konstatieren kann, wird es wohl bald mit sich bringen, daß sich China dem Beispiel seines japanischen Nachbars folgend dazu entschließt, statt der Söldnertruppe eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Denn die chinesische Regierung hängt mit großer Zähigkeit an dem für China so wichtigen Besitz dieser Ländergebiete.

Unterdessen waren wir in Mandschuria angelangt, wo zahlreiche Karawanenstraßen aus der Mongolei münden. Daher sieht man auch in der Umgebung von Mandschuria viele Kamelkarawanen, die chinesischen Tee, Schafwolle und Pelze aus der Mongolei bringen und diese bei den russischen Händlern gegen Gebrauchsartikel und den bei den Nomadenvölkern so beliebten Ziegeltee eintauschen. Auch dabei macht der Mongole meistenteils ein schlechtes Geschäft, indem er vom russischen Kaufmann übervorteilt wird. Der größte Teil der Mongolen ist bettelarm und lebt in Jurten oder niedrigen, schlecht gebauten Lehmhäusern; viele sind oft so vollkommen ohne Mittel, daß sie nicht einmal ihre Toten verbrennen können, sondern sie in der Nähe ihres Zeltes dem Fraß wilder Hunde und Wölfe überlassen. In Mandschuria hatten wir auch eine Zollrevision zu überstehen, wobei wir von den russischen Beamten außerordentlich liebenswürdig behandelt wurden. Auf japanische Seide steht hier hoher Zoll, weshalb man die Waren besser transit sendet, während in China eingekaufte Gegenstände keinem Zoll unterliegen.

Wir durchquerten jetzt Transbaikalien, von dessen Hauptstadt Tschita aus man einen Abstecher nach Strjetensk machen kann. Eine Dampferfahrt den Amur abwärts bis nach Chabarowsk soll sehr lohnend sein. Nördlich des Amurs findet man die nach Sibirien deportierten Verbrecher, welche früher auf einer entlang dem Amur laufenden Chaussee nach den einzelnen Provinzen gebracht wurden. Es haben sich hier in Sibirien ganze Verbrecherdörfer gebildet. Den politischen Verbrechern ist Bewegungsfreiheit über ganz Sibirien gestattet, während die gemeinen Verbrecher mit Schiffen durch den Suezkanal nach der Insel Sachalin deportiert werden. Nördlich vom Amur finden sich auch Blei-, Quecksilber- und Goldbergwerke.

Neuerdings ist Sibirien nicht nur von Verbrechern bevölkert, sondern

man kann direkt von einem Zug des russischen Volkes nach dort sprechen. Sind doch nicht weniger als 15000 Russen außer Verbrechern in den letzten Jahren nach Sibirien ausgewandert. Wer einmal die Reise quer durch Sibirien gemacht hat, den nimmt dies nicht wunder, zumal verschiedene Gebiete eine außerordentlich große Zukunft haben, bisher aber noch nicht in der genügenden Weise ausgenutzt werden konnten.

Schon allein die Größe Sibiriens, welches dreimal so groß als Europa ohne Rußland ist, ist bemerkenswert. Den Holzreichtum Sibiriens an Nadelwäldern, Birken, Weiden, Lärchen, der aber auch noch in keiner Weise ausgebeutet wird, habe ich bereits erwähnt. Nur wenig verwertet wird der Reichtum an Fischen, welchen Sibiriens Flüsse, der Ob, der über 4000 km lange Jenissei, der Amur, die Lena und der Irtysch, die nach europäischen Verhältnissen alle eine riesenhafte Ausdehnung haben, in sich bergen.

Nur im Norden Sibiriens herrscht das Klima, vor dem jeder Europäer Schaudern empfindet. Im Süden aber geht die Sommertemperatur bis 40 Grad Wärme, während in dem ungefähr sieben Monate langen Winter zwar hohe Kältegrade erreicht werden, jedoch durch die absolute Windstille erträglich sind.

Während sich im Süden Sibiriens der Boden zur Bebauung eignet, sind die nördlichen Länderstriche weniger zur landwirtschaftlichen Ausnutzung geschaffen, dafür aber durch einen noch wenig angetasteten Wildreichtum von Eisbären, Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Wölfen, Füchsen und Bären ausgezeichnet. Einige Gebiete sind reich an Auerhahn- und Birkhuhnwildstand. Blaufüchse, der Zobel und das Hermelin liefern die wertvollen Pelze, welche man auf der Messe in Nishnij Nowgorod findet. Berücksichtigt man noch den außerordentlichen Reichtum an Bodenschätzen, vor allem an Kupfer, Gold, Silber, Blei, Steinkohlen, Graphit und Eisen, ferner aber auch an Edel- und Halbedelsteinen, wie sie namentlich im Uralgebirge vorkommen, und hält man die geringe Bevölkerung des Landes dagegen, so kommt man zu der Überzeugung, daß hier in der Tat für den fleißigen Auswanderer noch reichlich Gelegenheit geboten ist, sich eine lohnende Existenz zu gründen. Es liegt auf der Hand, daß bei der Erschließung Sibiriens durch Eisenbahnen trotz der riesenhaften Ausdehnung des Landes eine rasche Kolonisation möglich ist.

Kaum in einem anderen Land der Welt findet wir die Völker so bunt zusammengewürfelt, wie gerade in Sibirien. Neben den Mandschuren, Tataren, Koreanern, Japanern und Chinesen im Osten finden wir in den west-

lichen Gegenden Tunguſen, Jakuten und eine Reihe von Völkern, von denen heutzutage nur noch wenige Hunderte vorhanden ſind. Z. B. finden wir am Jeniſſei die Jeniſſeier, welche noch zur aſiatiſchen Raſſe zu zählen ſind. Heute findet man von dieſer als Uraltaier aufzufaſſenden Raſſe, die ſich in der primitivſten Weiſe, von keinerlei Kultur berührt, noch jetzt durch Jagd und Fiſchfang ernährt, nur noch einige Hundert.

Die Raſſe der Karagaſſen, welche man als Abkömmlinge der Türken rechnet, heutzutage aber dem griechiſch-orthodoxen Chriſtentum angehören und die ſich durch Züchtung von Renntieren ihren Unterhalt verdienen, iſt ebenfalls ſtark im Schwinden begriffen. Andere Sproſſen der Uraltaier, die Samojeden und die Sojoten, ſtehen auf etwas höherer Stufe, ſind aber ebenfalls nur in verhältnismäßig geringer Zahl vertreten.

Die Sojoten hängen ebenſo wie die noch ſehr zahlreich vorhandenen Mongolen dem von Tibet hierher eingedrungenen Lamaismus an. Haben doch Lamaismus und Chriſtentum die Urreligion dieſer Völker, den Schamanismus, immer mehr verdrängt. Letzterer war der Glaube der Uraltaiiſchen Völkerſchaften.

Heutzutage gehören dieſer Religion ein Teil der Samojeden und Tunguſen, die um den Baikalſee anſäſſigen Burjaten, Oſtjaken u. a. m. an. Die Religion ſelbſt iſt mit einem großen Myſtizismus ausgeſtattet. In erſter Linie treiben ihre Anhänger Totenkultus, und daher werden von den Schamanenprieſtern, welche gleichzeitig auch als Ärzte auftreten, die Geiſter beſchwört, um durch Verbindung mit ihnen die Zukunft zu ergründen. Der Prieſterſtand iſt erblich. Unzählige Geiſter werden von den Gläubigen verehrt, welche man als die Seelen Verſtorbener auffaßt. Allerdings hat man vor dieſen eine große Scheu, ſo daß beim Tode eines Gläubigen die Prieſter ſeinen Geiſt erſt aus den Zelten, in denen er gewohnt hat, herauszutreiben verſuchen müſſen. Dabei werden phantaſtiſche Tänze aufgeführt, wobei ſich die Prieſter, genau ſo wie es die tanzenden Derwiſche in Konſtantinopel treiben, ſolange drehen, bis ſie unter Zuckungen zur Erde fallen.

Unterdeſſen hatten wir uns dem öſtlichen Ufer des Baikalſees genähert und traten jetzt mit der Bahn die Fahrt um den ſüdlichen Teil des Sees an. Urſprünglich wurde der See auf Trajektbooten überquert, auf denen jetzt jedoch nur noch die Güterwagen befördert werden und über deſſen Eisdecke im Winter 1904 die Ruſſen eine Eiſenbahn leiteten. Ringsum von bewaldeten

Höhen eingeschlossen, welche noch mit Schnee bedeckt waren, ist die Lage des Sees eine der schönsten, die man sich denken kann. 600 km lang und bis 80 km breit, gehört er zu einem der größten Süßwasserseen der Welt. Dabei ist sein Wasser klar, wie das des Genfer Sees. Sein Fischreichtum, besonders an Lachsen und Spinnenfischen, ist berühmt. Ein Teil der den See umgebenden Gebirge hat auch vulkanischen Charakter. Zur eisfreien Zeit von Mai bis November ist ein ausgedehnter Schiffahrtsverkehr hier eingerichtet, welcher sich auch noch auf die in den See mündenden Flüsse, die Selenga, Angara und Tunga, ausdehnt. An den Ufern der Flüsse findet man auch eine Anzahl heißer Quellen, welche zu Bädern verwendet werden. Zur Winterszeit spielt sich der ganze Verkehr auf den Eisdecken mit Schlitten ab.

Nach dieser herrlichen Fahrt um den Baikalsee, von den Mongolen als heiliges Meer bezeichnet, gelangten wir dann nach Sibiriens geistiger Metropole und Hauptstadt, Irkutsk. Vom Bahnhof aus erblickt man die sich an beiden Ufern der Angara weithin ausdehnende Stadt mit ihren unzähligen Kirchen, Klöstern, Verwaltungsgebäuden, technischen Hochschulen, Gymnasien für Knaben und Mädchen, Militärakademien usw. Irkutsk ist als Handelsknotenpunkt von Sibirien die bedeutendste Stadt des Landes. Auch die Karawanenstraße mündet hier, auf der der Tee von Hankau über Peking, Kalgan quer durch die Mongolei nach Urga und weiter nach Maimatschin und Kjachta gebracht wird. Neuerdings soll der Automobilverkehr für Teetransport auf dieser Strecke eingerichtet werden. Zur Messe in Irkutsk findet man oft hunderte von verschiedenen Teearten hier aufgestapelt, welche die Teeprobierer während der Ernte von Mai bis Juni in Hankau angekauft und zu verschiedenen Mischungen verteilt haben. Berühmt sind auch die Messen von Irkutsk, auf denen sich die Pelzverkäufer von ganz Sibirien einfinden. Zahlreiche russische Personenzüge liefen hier in Irkutsk ein, wo auch die Wagen unseres Zuges gewechselt wurden. Die 3. und 4. Klasse dieser Züge besteht aus Güterwagen, in denen es sich die Passagiere möglichst bequem einzurichten versuchen.

Auf der Weiterfahrt kommt man durch 32 von Italienern ins Gebirge gebohrte teils kilometerlange Tunnels. Die Bahnlinie hält sich auf der Strecke bis Moskau dicht neben der von Verbrechern gebauten Moskauer Chaussee. Auf dieser Strecke ist man auch schon dabei, eine neue Linie mit zwei Geleisen von Irkutsk nach Moskau auf direktestem Wege zu bauen. Eben-

so sind die Russen im Begriff, von Strjetensk aus eine Bahnlinie den Amur entlang nach Wladiwostok unter Umgehung der Mandschurei herzustellen, da ja die durch die Mandschurei gehende Bahnstrecke laut Vertrag 1912 an China fällt.

Kurze Zeit später fuhren wir auf einer kilometerlangen Brücke bei Kraßnojarsk über den Jenissei und kamen bald darauf in Tomsk an, das durch seine Universität — die einzige von Sibirien —, die in der Nähe gelegenen Goldbergwerke und die Steinschleifereien berühmt ist.

Überall sahen wir am Bahnhof die sibirischen Russen; die Männer in ihren Stulpenstiefeln mit einem Kittel und einer Mütze angetan, die Frauen mit bunten Shawls und Kopftüchern bekleidet. Von morgens bis spät am Abend hat also der Reisende reichlich Gelegenheit, auf dieser Fahrt Beobachtungen zu machen.

Bei herrlichem Wetter durchquerten wir allmählich ganz Sibirien zu einer Zeit, in der noch lange nach Sonnenuntergang die Landschaft hell erleuchtet bleibt und Lichteffekte entstehen, wie sie an norwegische Gegenden erinnern. Erst spät nach 10 Uhr wird es hier im Juni dunkel, dann aber hat man in der Bahn immer reichliche Unterhaltung mit den vielen Mitreisenden.

Auf der nächsten Fahrt bis Omsk kamen wir durch sehr ausgedehnte Steppen, auf denen vielfach Pferdekoppeln untergebracht waren. In dieser Gegend befinden sich auch ein Teil der großen russischen Gestüte, wo die vorzüglichen und überaus schnellen russischen Pferde gezüchtet werden. Da hier auch Sumpfsteppen liegen, ist die Gegend an Moskitos reich und von Fieber verseucht.

Omsk liegt an dem Irtysch, auf dem man abwärts fahrend nach Tobolsk gelangt, berühmt dadurch, daß in dieser Stadt die für den kaiserlichen Hof bestimmten Pelzwerke gesammelt werden. In dem ganzen Gouvernement Omsk befinden sich nicht nur Niederlassungen von Deportierten, sondern auch zahlreiche Kosakendörfer. Hinter Omsk wird die Gegend wieder fruchtbarer, während sich die landschaftlichen Schönheiten nun dauernd steigern.

In Tscheljabinsk haben wir den Mittelpunkt des Uralgebirges erreicht, und finden schöne Landschaftsbilder, denn viele Stunden fährt man hier durch natürliche Parkanlagen, die mit den berühmtesten in der ganzen Welt konkurrieren können. Die Stadt selbst ist bekannt als Haupthandelsplatz

von den Erzeugnissen des Uralgebirges, Edelsteinen und Halbedelsteinen. Findet man doch im Ural vor allem Smaragde, ferner die herrlichsten Topase neben Jaspis, Malachit, Beryll, Amethyst, Bergkristall und Alexandrit. Gerade dieser Stein ist in letzter Zeit sehr im Preis gestiegen. Er nimmt bei Tage eine grünliche Farbe an, abends aber und bei durchscheinendem Licht hat er die Farbe des Rubins. Sein Name ist historisch,

Abb. 194. Stadt im Uralgebirge.

da er an dem Tage gefunden wurde, an dem der spätere Zar Alexander II. im Jahre 1842 als volljährig erklärt worden ist.

Hier in Tscheljabinsk werden auch die berühmten sibirischen Eisenkunstgüsse, welche die Troika, russische Volksszenen, sowie verschiedene Volkstypen in überaus feiner Arbeit darstellen, zum Verkauf angeboten. Nicht nur an Steinen ist der Ural außerordentlich reich, sondern auch Eisen, Gold, Platin, Silber, Kupfer und Blei kommt in diesem unerschöpflichen Gebirge neben Salz- und Steinkohlenlagern vor, während seine Flora der alpinen gleicht.

Noch einige russische Werst (1 km = 0,974 Werst) weiter, und wir hatten die europäische Grenze erreicht. Gleichzeitig hat hier die über das Uralgebirge gehende Bahn den höchsten Punkt erklommen. Eine weiße

Marmorsäule markiert die Grenze zwischen Europa und Asien. Daß wir natürlich die schwierige Grenzüberschreitung mit einer Flasche Sekt feierten, aus Freude, wieder wohlbehalten in Europa gelandet zu sein, ist selbstverständlich.

In Slatoust, der ersten europäischen Stadt auf der sibirischen Bahnstrecke, einer noch mitten im Gebirge gelegenen kleinen Niederlassung, in der sich von deutschen Schmieden eingerichtete Fabriken zur Herstellung von Waffen und Gegenständen aus Gußstahl und Eisen finden, hatten wir nur kurzen Aufenthalt.

Von hier aus kommt man nun in jene so reichen und fruchtbaren Gebiete, welche man als russische Kornkammern bezeichnet hat, da namentlich in der Gegend von Samara und südlich dieser Stadt bis zum Kaspischen Meer der russische Weizen überaus reich gedeiht. Auf den Feldern sieht man sehr häufig den Popen, wie er die Saat segnet und um eine gute Ernte bittet. Zahlreiche Dörfer mit kleineren Steinhäusern, vielfach aber auch mit ärmlichen Hütten finden sich hier, denn trotz des Reichtums ist die Landbevölkerung arm, da infolge von Überschwemmungen auch Hungersnöte an der Tagesordnung sind.

Auf einer zwei Werst langen Brücke kreuzten wir die Wolga, die hier einem zahlreichen Schiffsverkehr dient. An den steilen, felsigen Ufern des Stromes sind zierliche, kleine bunt angestrichene Holzhäuschen aufgebaut, die den Eindruck machen, als hätte man sie aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel herausgenommen.

Einige Stunden später kamen wir nach Tula, das durch die mit schwarzer Emaille kombinierten Tulasilberwaren, die hier verfertigt werden, berühmt ist. Kurze Zeit darauf sahen wir bereits in weiter Ausdehnung Moskau mit seinen unzähligen Kirchenkuppeln. Nur mit einer Stunde Verspätung liefen wir am Abend des 25. Juni im Moskauer Bahnhof ein, nachdem wir in zehntägiger Fahrt nicht weniger als 8137 Werst und damit die größte Bahnstrecke der Welt zurückgelegt hatten.

Dafür, daß die Russen durch unwegsame, schwierige Gebiete in relativ kurzer Zeit einen derartigen Eisenbahnbau vollendet haben, muß man ihnen die höchste Anerkennung zollen. Allerdings haben sie dadurch auch die unangenehme Lage vor Augen, als Bollwerk Europas gegen die über kurz oder lang doch drohende asiatische Gefahr zu dienen.

Fraglos ist die russische Nation nach dem für sie durchaus nicht günstig abgelaufenen Krieg mit Japan vielfach unterschätzt worden. Trotzdem aber steckt ein guter Kern in dieser Nation, die sich, sobald erst einmal die augenblicklich traurigen Zustände gebessert sind, zu ihrer alten Größe erheben wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß häufig selbst den gebildeten Russen noch viel vom Wesen des Asiaten anhaftet. Das kann man so recht in Moskau beobachten, wenn reiche russische Kaufleute in den Vergnügungslokalen von Jar und Strelna, wie wir dergleichen in ganz Europa nicht wiederfinden, ihre Zechgelage feiern.

Nirgends in der Welt wird man so gastfreundlich aufgenommen, wie in russischen Familien, denn der Charakter des Russen ist ein durchaus gutmütiger. Bei vielen findet man einen Hang zur Melancholie, namentlich bei Frauen, sei es, daß die unglücklichen Verhältnisse des Landes die Ursache bilden, sei es, daß, wie z. B. in Sibirien, die kolossalen Temperaturunterschiede ungünstig auf das Nervensystem eingewirkt haben.

Überall aber kann man bemerken, daß der Russe in letzter Zeit bestrebt ist, sich den Bildungsgrad der Europäer zu erwerben. In den hohen russischen Kreisen und in den mittleren Kreisen steht sogar die Durchschnittsbildung auf einem höheren Niveau, als bei anderen europäischen Nationen. Das ist auch darauf zurückzuführen, daß die Russen ein außerordentliches Sprachtalent besitzen und außer ihrer Muttersprache die französische vollkommen, die deutsche und englische häufig beherrschen.

Auch die Bildung der Frauen mittlerer Klassen ist eine ganz ausgezeichnete, da die Mädchen das Gymnasium besuchen und daher einen hohen Bildungsgrad erreichen. Allerdings wird vielen russischen Frauen, wie ich wiederholt beobachtet habe, eine zu hohe Bildung oft verderblich, da zu dieser Überbildung zwar der Geist fähig ist, der Körper aber nicht gleichen Schritt hält. Daher trifft man auch nirgends mit Frauen zusammen, deren Nervensystem in dem Maße zerrüttet ist, wie das der Russinnen. Jedenfalls ist die dem Russen vielfach entgegengebrachte Geringschätzung durchaus nicht angebracht. Im allgemeinen ist auch die Gleichgültigkeit, mit der man früher in Rußland alles behandelte und die in dem Ausdruck „Nitchewó" (schadet nichts) gipfelte, in allen Kreisen und auf den Gebieten geschwunden.

Auf Gummi brachte uns ein russischer Traber nach dem glänzend ge-

führten Metropolhotel, in dessen erstklassig eingerichtetem Speisesaal wir unter den Klängen einer Zigeunerkapelle zum erstenmal wieder in Europa speisten.

Die nächsten zwei Tage verbrachte ich damit, das mir von früher her bekannte Moskau noch einmal gründlich anzusehen. Ist doch diese Stadt, die durchaus noch asiatischen Charakter trägt, die interessanteste, welche ich in ganz Europa kenne. Die vielen Völkerschaften, Finnländer, Russen, Kosaken, Kalmücken, Mongolen, Kaukasier u. a., welche man hier trifft, das interessante Straßenleben, die weltberühmten Theater, die Gelage in den Hotels, z. B. in der Eremitage, wo weiß gekleidete Kellner die besten Delikatessen der Saison servieren, oder bei Tjestow, wo noch die russische Orgel spielt, bieten eine Abwechslung, wie man sie in keiner anderen Stadt findet. Einzig in der Welt ist auch das ausgedehnte burgartig gebaute, mit einer Mauer versehene Kremlgebäude mit seinen vielen Palästen, Kirchen, Klöstern und dem einzig in seiner Art dastehenden Museum. Vom Dach des Kreml überblickt man an der Stelle, wo Napoleon den Brand von Moskau beobachtete, die Stadt mit ihren 500, im Volksmund sogar 40×40 Kirchen, Klöstern und monumentalen Gebäuden.

Die Erlöserkirche, auf einem großen Platz erbaut, ist meiner Meinung nach mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln und ihren mit beispielloser Pracht und fabelhaftem Reichtum ausgestatteten Innenräumen neben der Isaakskathedrale in Petersburg wohl die kostbarste Kirche der Welt. Findet man doch in den Kirchen und Klöstern Rußlands einen Reichtum aufgehäuft, wie er in Europa sonst nicht vorhanden ist. Allerdings herrschen gerade auf religiösem Gebiet vielfach noch sehr ungesunde Verhältnisse, doch ist man in russischen gebildeten Kreisen der Überzeugung, daß man den hervorragenderen Vertretern des Popentums bald eine gesündere Reaktion ausgehen wird.

Vom Kreml aus fuhren wir über eine jener vielen Brücken der Moskwa, vorbei am Universitätsgebäude, an dem weithin sichtbaren, größten Findelhaus der Welt, 1764 von Katharina II. erbaut — eine sehr wohltätige Einrichtung, die wir leider noch nicht besitzen — nach der Trétiakoff-Galerie, in der ihre Gründer Paul und Sergius die berühmtesten Werke russischer Maler vereinigt haben.

Hier sieht man Bilder von Sokoloff, Bruloff, Vasnetzoff, Makrowsky, dem früheren Hofmaler Zichy, Aiwasowskij, Peroff, dem berühmten Por-

trätiſten Répine, bekannt durch ſein Bild Tolſtois und jener ſo ergreifenden Szene, welche Johann den Grauſamen an der Leiche des von ihm erſchlagenen Sohnes darſtellt.

Die Bilder des berühmten, 1904 im ruſſiſch-japaniſchen Krieg umgekommenen Wereſchtſchagin (1842—1904) füllen verſchiedene Säle, ſo daß man dieſen Meiſter in allen ſeinen Entwicklungsphaſen ſtudieren kann. Unvergeßlichen Eindruck macht auch das berühmte Gemälde von Laurens, welches den Kaiſer Maximilian von Mexiko vor ſeiner Erſchießung im Jahre 1882 darſtellt.

In der Umgebung von Moskau ſind überall große, gutgepflegte Parkanlagen, in denen die reichen Ruſſen auf ihren Datſchen wohnen, während man von den Sperlingsbergen aus, von denen Napoleon zuerſt 1812 die Stadt erblickte, ſich über die Größe dieſer $1\frac{1}{2}$ Millionenmetropole einen Begriff machen kann. Flimmernd und glitzernd ſpiegeln ſich die Sonnenſtrahlen in den Goldkuppeln der unzähligen Kirchen.

Die Abende verlebten wir noch einmal echt aſiatiſch. Nirgends in der Welt dehnt ſich das Nachtleben ſo aus, wie in Moskau, und nirgends wird ſo viel Geld umgeſetzt. In den zahlreichen Theatern, Varietés und Singſpielhallen ſieht man überall Beamte, Offiziere und Kaufleute in Geſellſchaft von elegant gekleideten, mit Brillanten überſäten, ſchönen Frauen ihr Geld vergeuden.

Unwillkürlich hat man den Eindruck, daß wohl in der Mehrzahl das Geld nicht auf rechtlichem Wege erworben iſt, wie denn heutzutage noch die Beſtechlichkeit in ruſſiſchen Beamtenkreiſen eine verderbliche Rolle ſpielt. In den glänzend eingerichteten, außerhalb der Stadt gelegenen Varietés von Jar, Strelna, Mauretania, zu denen man gegen 12 Uhr nachts in raſendem Tempo hunderte von Fuhrwerken der vergnügungsſüchtigen Ruſſen fahren ſieht, dehnt ſich das Nachtleben bis zum frühen Morgen aus. Nicht ſelten kommt es vor, daß ein reicher Ruſſe, angezogen wie ein gewöhnlicher Bauer, mit Stulpenſtiefeln, Kaftan und Pelz ſich auf einem Palmenblatt aus dem Palmengarten Strelnas einen Sterlett braten läßt und dafür eine unerſchwingliche Summe zahlt. Franzöſiſcher Sekt fließt in Strömen, während die berühmten ruſſiſchen Frauenchöre und Tänzer zur Erheiterung der Gäſte beitragen.

Hier wird auch noch auf echtem Sèvre- oder Kusnezoffporzellan geſpeiſt, am Schluß des Mahles aber werden nach ruſſiſcher, oder ſagen wir lieber nach

tatarischer Sitte als Zeichen des höchsten Genusses sämtliche Tischgeräte demoliert.

Bekannt ist auch die russische Sitte, nach der man, wenn man auf das Wohl eines Gastes trinkt, als Zeichen der Hochachtung sein Glas an der Wand zerschellen läßt. Wer sich hier noch nicht genügend amüsiert hat, der kann noch in das Moskauer Zentralbad gehen, welches die ganze Nacht geöffnet ist und in dem man nicht gemeinschaftlich, sondern in fürstlich ausgestatteten Chambres séparées Dampfbäder nimmt.

Auch bei meinem diesmaligen Aufenthalt hatte ich wieder die Erfahrung gemacht, daß die russische Küche eine der besten von der Welt ist, denn, abgesehen von den Delikatessen, erhält man hier Fischsuppen, z. B. die berühmte Selianka, Fleischspeisen und Süßigkeiten, so den beliebten Gurjewskaja Kascha, Schtschisuppe, Balyk, den Kaviar, der hier aber als ungesalzener Malossol kaum billiger als bei uns in Deutschland ist, und den man selbstverständlich ohne die barbarischen Zutaten von Zwiebeln oder Zitronen auf frisch gebackenen heißen Brezeln oder Buchweizenkuchen verzehrt, während man durch einen Wacholder, Preißelbeerenschnaps oder einen Wotka die Verarbeitung der schwer verdaulichen Speisen zu fördern sucht.

In Moskau kann man recht beobachten, wie groß der Reichtum einzelner Russen ist, in welch erschreckender Armut aber andererseits ein großer Teil des Volkes lebt. Bei den vielen hier stattfindenden Prozessionen sieht man wie kaum an einem andern Ort der Welt die in Lumpen gekleideten, vor Schmutz starrenden Gestalten, die Gorki ohne Übertreibung schildert.

Sehr gut kann man sich mit der deutschen Sprache hier verständigen, da in Moskau 15000 Deutsche leben.

Am 27. Juni verließen wir gegen Abend Moskau in der Richtung nach Warschau, nachdem wir uns noch einige Spezialitäten von Moskau, russische Schokolade, russisches Eau de Cologne und eine Tscherkessenpeitsche eingekauft hatten. Die Bahn führt hier über die Beresina, berühmt aus den Feldzügen Napoleons I., und an der starken Festung Smolensk vorbei und geht entlang der Heerstraße, welche der große Eroberer bei seinem Feldzug gegen Rußland von Warschau nach Moskau gebaut hat.

In Brest, einer starken Festung, hatten wir die polnische Grenze erreicht und waren gegen Abend in Warschau angelangt, das sich seit meinem letzten Aufenthalt im Jahre 1904 ganz erstaunlich modernisiert hat. Da mir die

Metropole des früheren Königreichs Polen ſchon eine alte Bekannte war, ſetzten wir noch in der Nacht unſere Reiſe fort und erreichten am 29. Juni um 6 Uhr früh in Thorn wieder unſeren Heimatsboden. Das Herz lachte uns,

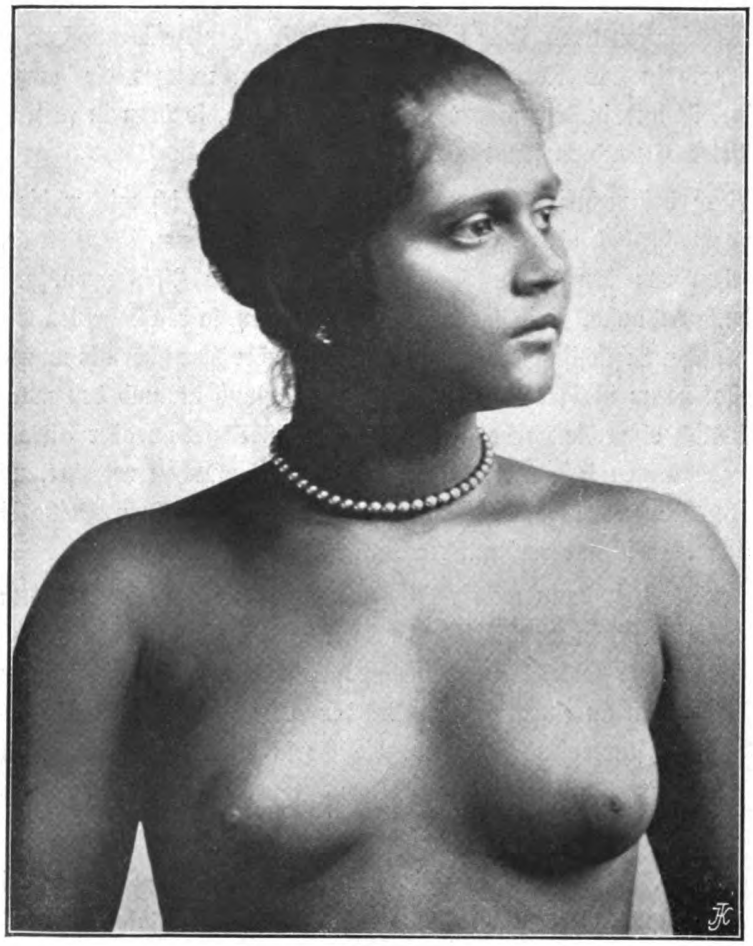


Abb. 195. Eine Singhaleſiſche Schönheit.

als wir zum erſten Male wieder unſere ſtrammen deutſchen Beamten an der Zollſtation mit ihrem energiſchen ſicheren Auftreten bewundern konnten.

Hier erfuhren wir auch, daß kurz nach unſerer Durchfahrt bei Samara die Bahnlinie durch Überſchwemmungen unterbrochen ſei. Wir waren alſo noch einmal auf der letzten Fahrt vom Glück begünſtigt. Kurze Zeit ſpäter winkte uns der deutſche Wald den erſten Willkommengruß zu. Mit meinem

Reisegefährten leerte ich noch eine Flasche Mosel und einige Stunden später liefen wir in den Friedrichstraßenbahnhof zu Berlin ein.

Abb. 196. Indische Palasttänzerin.

In sechs Monaten hatten wir über 50000 km zurückgelegt, mithin täglich über 275 km durchfahren. Durch die richtige Einteilung der Reise war es mir möglich gewesen, die Hauptsehenswürdigkeiten sämtlicher Staaten Asiens in relativ kurzer Zeit kennen zu lernen.

Nie hatten wir auf der ganzen Reise trotz der kolossalen Länderstrecken, die wir durcheilten, irgendwelche Ermüdung verspürt.

Nur in letzter Zeit hatte sich eine gewisse Reisemüdigkeit geltend gemacht, so daß wir beide uns freuten, bald wieder unserer gewohnten Arbeit nachgehen zu können.

Ich bin am Schluß meiner Reisebeschreibung angelangt, wer nun aber glaubt, daß damit meine Arbeit abgeschlossen ist, der befindet sich im Irrtum. Denn jetzt gilt es noch das zu verarbeiten, was man an Material bei einer derartigen Reise gewonnen hat.

Im Lauf der nächsten Monate kamen dann langsam die Kisten mit den Einkäufen an, welche ich an meine Berliner Adresse hatte dirigieren lassen.

Nicht weniger als 70 große Kisten mit Einkäufen aus allen Staaten Asiens kosteten noch ebensoviel Zoll wie Fracht. Auch bei der Verzollung erlebt man vielfach Überraschungen. Muß man doch stets den Zoll des wertvollsten und hochbesteuertsten Materials bei einem Gegenstand zahlen, auch wenn er nur ein Bruchteil davon enthält. Daher hat man auch bei den berühmten japanischen Wandschirmen den ganzen Schirm inklusive des Holzrahmens als Seidenstickerei zu versteuern. Man läßt sich am besten den Holzrahmen in einer besonderen Kiste senden und die Seidenstickerei später in Rahmen aufspannen.

Bei meinen Einkäufen, für die mir die guten Empfehlungen an Großkaufleute, nicht minder aber auch die Hilfe unserer Konsulatsbeamten zustatten kamen, hatte ich den Grundsatz verfolgt, nur wirklich erstklassige Ware zu erwerben, zumal man ja schlecht gearbeitete asiatische Gegenstände aller Art auch bei uns erhält. Wer irgendwie in der Lage ist, sollte es nicht versäumen, auch unserer Museen zu gedenken, namentlich des Völkerkundemuseums, denn jeder Gegenstand ist hier als Schenkung willkommen.

Noch mehr Zweck hat eine derartige Reise, wenn man auch in der Lage ist, die auf geographischem, ethnographischem und anthropologischem Gebiet gemachten Beobachtungen wissenschaftlich zu verarbeiten.

Auch ohne viel Unkosten kann man sich bei einer derartigen Reise weniger wertvolle, aber doch nicht minder originelle Sammlungen anlegen. So erhält man überall Postkarten und Photographien. Auch die Hotelkarten und Menus, die man sich aufhebt, halten die Reise dauernd in Erinnerung. Sehr originell sind Sammlungen der verschiedenen Arten von Hüten, Stöcken,

Abb. 197. Im asiatischen Heim.

Schuhen, Musikinstrumenten und ähnlichem, wie sie in den einzelnen Staaten Asiens ganz verschiedenartig anzutreffen sind.

Noch lange Zeit zehrt man an einer so interessanten Reise und zahllos sind die Bücher und Abhandlungen, auf deren Studium man durch sie aufmerksam gemacht wird. Für viele wichtige Fragen wird durch eine der-

Abb. 198. Rodiya-Mädchen, Ceylon.

artige Reise dauerndes Interesse geweckt, vor allem aber wird sowohl die Weltgewandtheit, wie die Menschenkenntnis erweitert. Das Urteil, welches man bekommt, wird viel objektiver. Man überschätzt seine eigene Nation ebensowenig, wie man andere Nationen unterschätzt. Mit berechtigtem Stolze ist man aber andererseits erfüllt, daß man dem mächtigen, großen, deutschen Reiche angehört.

Wenn ich hier manches erwähnt habe, was vielleicht nicht in den Rahmen

einer Reiſebeſchreibung paßt, ſo geſchah es lediglich darum, um in meinem Werke allen denen, welche ebenfalls eine ſolche Reiſe unternehmen wollen, meine gemachten Erfahrungen mit auf den Weg zu geben. Gerne bin ich bereit, jedem meiner Leſer, falls er Luſt verſpürt, mit dem intereſſanteſten Weltteil nähere Bekanntſchaft zu machen, meine Ratſchläge zu erteilen und ihn in meinem aſiatiſchen Heim, in dem ich oft von meiner unvergleichlich ſchönen Reiſe, von Pagoden, Buddhas, Tänzerinnen und Geiſhas träume und dabei über die Sorgen des alltäglichen Lebens hinwegkomme, mit einem Glaſe chineſiſchen Tees nach echt aſiatiſcher Sitte zu bewirten.

Ende gut, alles gut.

Sachregiſter.

Die Ziffern geben die Seitenzahlen an.

Ackerbautempel 344
Aiſho 426
Ala-ud-Din Hof 144
Albert Hall Muſeum 134
Alexandrit 464
Alligator 65
Amokläufer 241
Andamaneninſeln 191
Anzüge 18
Arima 127
Ariſuggawa 404
Ärzte, weibliche 9
Aſakuſa Kwannon 412
Aſterien ſ. Sternſaphire
Ausrüſtung 18
Axis-Hirſch 66

Baikalſee 461
Banka 224
Banyanbaum 92, 172
Baumkultur, japaniſche 400
Baukunſt, chineſiſche 353
Beerdigung an Bord 38
Beri-Beri-Krankheit 315
Betel 54
Bettlerzunft 338
Bilderrollen 355
Birmaöl 196
Birmeſen 181
Biwa 430
Blackbock 145
Blatt, lebendes 80
Blattern 192
Blumenboote 301
Blumenfelder, japaniſche 400
Bobaum 82
Bonſen 296, 300
Borneoöl 196
Boxerprinz 364
Brahmanismus 96
Bronzeinduſtrie, chineſiſche 304, 353
Bronze, japaniſche 408
Buddhismus 96
Bungalow 65
Buntdrucke, japaniſche 411
Burjaten 461
Byrrhuszigarre 184

Central-Jail 190
Chandni-Chauk 139
Chandra-Mahal 134
Chan-Ka-ſi 299
Chia-Ching 344
Chiang-Ling 364
Chinagrün 302
Chinarindenbaum ſ. Chinchona
Chinchona 73
Chineſenhaar 307
Choleraepidemien 7
Chryſanthemumwappen 405
Chuzenjiſee 426
Cloiſonné 354
Cloiſonnéporzellan 407
Cobra 60
Coco demer 79
Coleronfluß 100
Collocalia escuenta 244
Comei 294
Confucius 348
Confuciustempel 347
Curry 54

Dach, birmeſiſches 184
Dagoba 56, 82
Daibuts 427, 438
Daimyoburg 432
Daimyos 412
Dalaba Maligawa 76
Dalai-Lama 347
Dalhouſie-Park 181
Dal-See 156
Darbaſahid 147
Darjeeling-Himalaja-Railway 175
Dau 211
Dayagama 423
Deadmens Island 277
Delhi 139
Dhjani-Budda 347
Diener 87
Dilwara-Tempel 129
Diner, chineſiſches 310
Diwan-i-Khas 141
Dollar, mexikaniſcher 211, 283
Dſchainreligion 97, 98
Dſchainſtil 124
Dſchina 98
Dſchungeln 64
Dſchunken 282
Dumdum 174
Durrian-Frucht 213

Elefanten 67
Elefanten, weiße 266
Elephanta 121
Elfenbeinkugel 314
Empfehlungen 20
Erlöſerkirche 467
Examina 350

Famille verte 302
Fantamſpiel 307
Ferias 5
Feueranbeter 11
Filfilhaar 40
Fingernägel, chineſiſche 290
Fiſche, fliegende 279

Fotſo-Sja 437
Frauen, koreaniſche 381
Führer, japaniſche 401
Fujiyama 431
Füße, verkrüppelte 336

Galgan 347
Gamelong 228
Garküche, chineſiſche 335
Gebetmühlen 345
Gemüſefelder, japaniſche 400
Getthykaſte 108
Ghat 168
Ghi 160
Giant-Clam 218
Gibbons 193
Glasinduſtrie, chineſiſche 355
Glockenpavillon 386
Gobi 362
Gohaneſen 113
Goldfiſchfeſt 399
Goldlack 407
Gopura 92
Granth-Sahit 147
Grape-Fruit 213
Graßcloth 287
Großmogul 141
Gummibaum 73

Haikwan-Tail ſ. Tail
Halfkaſt 205
Hamagotan 402
Happy Valley 287
Haripatpad 154
Harakiri 437
Haſchiſch 241
Hathi-Sing-Tempel 124
Hawah-Mahal 134
Higaſhi Hongwanji 434
Himmelstempel 342
Hindufrauen 86, 88
Hinduzirkus 188
Hinrichtung, ſiameſiche 272
Hiragara 446
Hiroſhige 412 [127
Hochzeitsgebräuche, indiſche
Höhlentempel 121
Holzinduſtrie, chineſiſche 306
Hoppelpoppel 158
Hozugawa 445
Hwangti 338
Hunde, fliegende 79

Ihelamfluß 151
Iltisfriedhof 330
Inros 407
Inſel, Grüne ſ. Tſingtau

Jagdausrüſtung 18
Jagdexpedition 61
Jaipurbronze 132
Jakuten 461
Jama-Masjid 142
Jasminbaum 141
Jeniſſeier 461 [359
Jeſuiten 100, 274, 316, 340,
Jinrikſcha 49, 404
Jumna 166
Jungfernmeſſer 437
Jurten 458

Kachetiner 13
Kaiſer, gelber 338
Kaiſergräber Mukden 372
Kaiſerkanal 366
Kaiſerſtadt 338
Kakao 72
Kakemonos 403
Kalgan 362
Kamelmarkt 43
Kampferkiſten 314
Kanarienbaum 244
Kano Monotobu 405
Kano Morinobu 405
Kaolin 302
Karagaſſen 461
Karawane 362
Karawanentee 362
Käſch 359
Kaſchmirfrühſtück 160
Kaſchmiri 160
Kaſchmirſhawl 157
Kaſhira 409
Kaſtenſyſtem 107
Katakana 446
Kathin 271
Katzen, ſiameſiſche 274
Katzenaugen 51
Kaurimuſcheln 99
Kautſchukbäume 78
Kaviar, roter 12
Kazuga 409
Kerbela 12
Ketteler-Bogen 342
Khaiberpaß 146
Ki 322
Kjachta 362
Kilin 364
Kinderhochzeit, indiſche 126
Kinemeſter 16
Kioto 440
Kiotoporzellan 407
Kirſchbaum, japaniſcher 404
Kirſchblütenfeſt 404
Kiu-Kiang 355
Klaſſikerhalle 351
Kloſter, birmeſiſches 187
Klub, Deutſcher 205
Koffer 18
Kohlenfelder 329
Kokospalme 73
Koralle 52
Koniferen 400
Koreaner 378
Koriuſai 412
Kowloon 282
Krankenhäuſer 58
Krapp 166
Kreditbrief 21
Kreml 467
Krematorium 179
Kreuz, Südliches 37, 225
Kſchatriyas 107
Kugari 158
Kulis, chineſiſche 278
Kutab-Minar 143
Kutaniporzellan 407
Kuwat-ul-Islam 144
Kwannon 412

Lamaismus 346
Lamatempel — Peking 345
Landhoſe 44
Landwirtſchaft, chineſiſche 304
Laternen, Pekinger 335
Lauſchangebirge 329
Leichenbeſtattung 11
Leichenverbrennung 271
Leihhaus, chineſiſches 293

Leproiſerh, Inſtitut of 109
Lloyddampfer 34
Lotosteich 340
Lukſalafrucht 275
Luk Patim 275
Lumièreplatten 16
Lurotari 395

Madras 108
Madraſſi 110
Madura 89
Mafous Race 316
Mahagonibaum 78
Mahawiwha 98
Makimonos 410
Malaie 216, 225
Malerei, chineſiſche 356
Malkunſt, japaniſche 406
Mandarin 337
Mandarinenmütze 311
Mandſchurei 547
Mandſchus 340
Mandſchuſtadt 334
Mangobaum 92
Mangrove 244
Marco Polo 296
Markoniſtation 34
Marmorgruben 196
Maruyama Okyo 406
Maſchinenraum 36
Maſula 109
Mauer, chineſiſche 360
Medizinſchule 318
Medizintempel 293
Meeresleuchten 38
Meer, Rotes 41
Meimatſchin 362
Mimikri 80
Minggräber 364
Miyako ſ. Kioto
Mohammedaner 94
Mondſtein 51
Mongolenfalte 336
Mongolenfleck 336
Moskitonetze 49
Mount Evereſt 178
Muang Thai 250

Nakkar Kahna 151
Nanak-Shak 147
Nankouhotel 364
Nankoupaß 360
Nargileh 159
Natſchtänzerin 126
Nepalestempel 168
Neſan 444
Niggantha 98
Nijocaſtle 441
Nim-Baum 54
Nippon Yuſen Kaiſha 394
Nirwana 347
Niſhi Hongwanjitempel 441
Nofukujitempel 396
Noma ſ. Waſſerkrebs

Ölwerke 195
Onſen 427
Opium 304
Opiumhöhle 305
Opiumpfeife 305
Orang-Utan 228
Orion 37
Oriwons 410
Oſtjaken 461
Ovariporzellan 431

Paddy 194
Pagode 124
Pailin 266
Palmyrapalme 79
Papandajan 236,
Papier, koreaniſches 379
Papyros, ägyptiſcher 244
Parſen 113
Parſitheater 188
Paß 21
Pedrotallagalla 74
Peradeniya 78
Pereira 48
Perlen 52
Perlenmoſchee 142
Pettah 55
Petroleumquellen 6
Pfauenthron 141
Phalluskult 170
Phonograph 16
Photograph 16
Phras 195
Polarſternminaret ſ. Kutab-Minar
Polizeitruppe 89
Poloſpiel 154
Porridge 54
Porzellan, chineſiſches 302, 355
Porzellan, japaniſches 406
Porzellan, ſiameſiſches 274
Prognatie 40
Provokateure, politiſche 395
Pungi 187
Punkha ſ. Windfächer

Quarantäne 8

Raffles Muſeum 218
Reisausfuhr 194
Reisbau 229
Reiſeprogramm 19
Reitelefanten 137
Rieſenorchideen 244
Rohr, ſpaniſches 218
Rote Stadt 342
Rubine 51, 196
Rubine, rekonſtruierte 198

Sachalin 459
Saigon 279
Sakke 377
Sambuh 66
Samchou 313
Samojeden 461
Samurai 409
Sampeng 258
Sang de Boeuf 302
Sanjusangendo 440
Sankuku 379
Saphir 51
Saponit ſ. Seifenſtein
Sarong 228
Satſuma 407
Seekrankheit 39
Seemannsheim 329
Seereiſe 18
Seidenindustrie, chineſiſche 353
Seidenſtickerei 303, 354
Seidenweberei 276, 303, 329
Seifenſtein 138, 140
Seijoporzellan 406
Seladon 302
Seſhin 405

Setoporzellan 432
Shakudo 410
Shameen 290
Shijoſchule 406
Shibapark 414
Shintoismus 416
Shwe-Dagon Pagode 184
Siameſen 252
Sibirien 459
Sibirien-Expreß 455
Sikhsreligion 148
Silberbowls 119
Silberkunſt, birmeſiſche 189
Singhaleſen 55
Skorpion 80
Soaſtika 230
Sohn des Himmels 338
Sojoten 461
Sokako 376
Sokotra 43
Spinnenfiſch 462
Sudras 107
Suezkanal 40
Sumach 408
Sumpffieber 274
Sweepſtake 32
Schamanenprieſter 461
Schangdynaſtie 353
Schanhaikwan 362
Schanſi 301
Schantungeiſenbahn 327
Scheckbuch 21
Schiffsarzt 7
Schintotempel 438
Schlangenbeſchwörer 60
Schlangengift 60
Schlickware 355
Schôgun 416
Schü-Jen 352
Schwarz, Chriſtian 102
Schwertſtichblätter 409
Steintrommeln 347
Sternſaphire 51
Sternwarte Peking 359

Tabakbau 234
Tagebuch 22
Tail 359
Taj-Mahal 164
Takuforts 331
Tal der Glücklichen 156
Tali 108, 177
Talipotpalme 79
Tanks 43
Taſchi-Mulpo 347 [ſtadt
Tatarenſtadt ſ. Mandſchu-
Teakbaum 193
Tee, grüner 398
Tee 72, 175, 234, 306
Teeprobierer 306
Telegraphie, drahtloſe 34
Tempel des Schreckens 296
Teppiche, handgeknüpfte 148, 166
Teſchu-Lama 377
Tetanus ſ. Wundſtarrkrampf
Theater, chineſiſches 318
Theater, japaniſches 435
Ti 186
Tientſe 338
Tieraſyl 118
Tiffin 53
Tiger Hill 177
Tikal 275
Tirumala Nayak 98
Tjibodas 244
Tonga 150
Tongku 331
Topaſe 464
Toſa 405
Toſaſchule 405
Tretiakoff-Galerie 467
Tſaedo 376
Tſantyun 322
Tſchantabun 266
Tſchaoling 372
Tſchong-To 374
Tſing-Dynaſtie 374
Tſuba ſ. Schwertſtichblatt
Tſuſhima 389
Tula 465
Tunguſen 461
Türkiſe 52
Türme des Schweigens 114

Ueno-Muſeum 404
Ueno-Park 404
Univerſität, Pekinger 350

Venedig, indiſches 155
Verbotene Stadt 338, 340
Vergnügungsboote 159, 300
Victoria Peak 286
Victoria Regia 79

Wachskerzenfabrikation 196
Wahrſager 112, 213
Waiſyas 107
Wajang 228
Walamtſe 296
Wanderpalme 218
Waſſerhoſe 47
Waſſeropal ſ. Mondſtein
Waſſeruhr 300
Wat-Phra-Käo 263
Wat-Poh 261
Weddas 69
Wereſchtſchagin 468
Windfächer 50
Windhoſe 44
Windmaſchine 50
Wireleß Cloiſonné 472
Witwenverbrennung 127
Wollwebereien 129
Wundſtarrkrampf 192

Xavier, Franz 100, 416

Yalufluß 370
Yenn 391
Ylang-Ylang 272
Yoſiwara 418
Yujo 410
Yunglo 342, 364

Zebus 44
Zeder 151
Zikawei 102
Zimmetbaum 73
Zinngruben 252
Zinnſtein 252
Zollreviſion 86

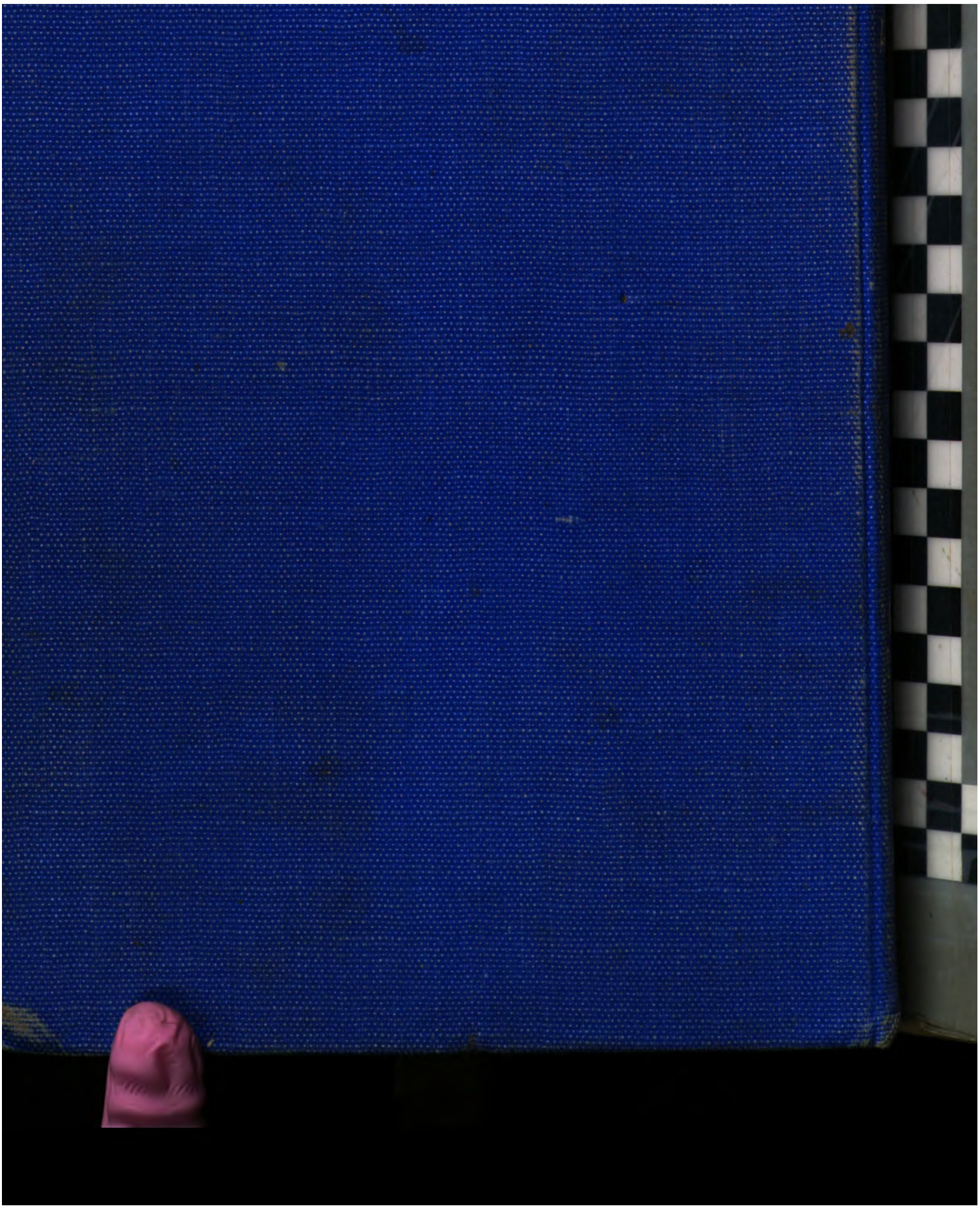
Klinkhardt & Biermann, Leipzig
Verlagsabteilung: Länder- und Völkerkunde

Die wichtigste Neuerscheinung auf dem Gebiete:

Adolf Friedrich
Herzog zu Mecklenburg
Ins innerste Afrika

Mit drei Karten, vielen zum Teil farbigen Tafeln und 200 Abbildungen

Preis:

Geheftet	Mark	14.—
Gebunden	„	15.—
Liebhaberausgabe . .	„	30.—
Luxusausgabe	„	100.—

Lieferungsausgabe: 28 Lieferungen à Mark —.50, Einbanddecke dazu Mark 1.50